

dtv

Das Schicksal der Deutschen in Rumänien



»Zu Neujahr hatte mir ein Bekannter gesagt, er wisse aus verlässlicher Quelle, daß Verschleppungen unmittelbar bevorstünden. Aber erst am 11. Januar schien sich seine Prophezeiung zu bestätigen: An diesem Tage wurden alle sächsischen Männer in die Ortskanzlei gerufen und ihnen die Eröffnung gemacht, daß sie sich ›zur Arbeit‹ bereitzuhalten hätten. Wenn der Befehl komme, müßten sie in 2 Stunden abmarschieren. Wohin und auf welche Dauer wurde nicht gesagt.«

Dokumentation der Vertreibung der
Deutschen aus Ost-Mitteleuropa

Im Text unveränderter Nachdruck der
Ausgabe von 1954–1961

ISBN 3-423-34187-4

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte Werk enthält mehr als 1''000 authentische Augenzeugenberichte und Dokumente über eine der grössten Katastrophen, die die deutsche Bevölkerung im Osten als Folge der NS-Politik und des von den Deutschen entfesselten Weltkrieges erleben musste. Es ist bis heute eine der beeindruckendsten Sammlungen über das Elend am Ende des Krieges.

Auf den Konferenzen von Teheran 1943 und Jalta 1945 hatten die USA, die Sowjetunion und Grossbritannien die Welt für die Zeit nach dem Sieg über Nazi-Deutschland in Einflussphären aufgeteilt und die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Ostprovinzen vorgesehen. Diese Umsiedlung weitete sich ab 1944 zu einem brutalen Gewaltakt aus. Am Ende waren nach neuesten Zählungen ca. 14 Millionen Deutsche aus allen deutschen Siedlungsgebieten in Ost-Mitteleuropa davon betroffen. Vermutlich verloren zwei Millionen Menschen dabei ihr Leben.

Die deutsche Bundesregierung bat in den 50er Jahren renommierte Historiker, Aussagen, Berichte und Aufzeichnungen von direkt Betroffenen über Vorgeschichte, Verlauf und Folgen der Ereignisse zu sammeln. Aus der grossen Menge von Material wurde die vorliegende Auswahl veröffentlicht, reichhaltig kommentiert und um die wichtigsten Gesetze, Verordnungen und Aufrufe ergänzt. «Bedenkt man, dass die Arbeit daran noch nicht einmal ein Jahrzehnt nach den Ereignissen begonnen wurde, dann ist das um Objektivität, Genauigkeit und quellenmässige Präzision bemühte Unternehmen noch mehr zu bewundern.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Das Gesamtwerk:

Band I (in drei Teilbänden) -

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse

Band II –

Das Schicksal der Deutschen in Ungarn

Band III –

Das Schicksal der Deutschen in Rumänien

Band IV (in zwei Teilbänden) –

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Band V –

Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien

Das Schicksal der Deutschen in Rumänien

Mit zwei Karten

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa

In Verbindung mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow und

Hans Rothfels

bearbeitet von Theodor Schieder

Herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und
Kriegsgeschädigte 1954-1961

Band III

Im Text unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957.

Die Karte auf Seite 421 wurde für diese Ausgabe neu hinzugefügt.

„Das Schicksal der Deutschen in Rumänien“
liegt auch als Einzelausgabe vor.

November 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 2003 Systema in der United Soft Media Verlag GmbH,

München

© für die Karten: Andreas Toscano del Banner, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © Sudetendeutsches Archiv, München

Gesamtherstellung: C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 3-423-59072-6 (Kassette)

ISBN 3-423-34187-4 (Einzelband III)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

VORBEMERKUNG

zu Band III

Der hier vorgelegte Band III der «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa» behandelt das Schicksal des Deutschtums in Rumänien (in den Grenzen von 1919/20-1940) während und nach dem II. Weltkrieg. Ohne von den für das Gesamtwerk geltenden Grundsätzen¹ abzuweichen, hatte die mit der Bearbeitung beauftragte Wissenschaftliche Kommission auf die besonderen historischen und politischen Umstände zu achten, die für die Bearbeitung dieses Bandes von Bedeutung sind. So war zu berücksichtigen, dass das Deutschtum in Rumänien ursprünglich weder räumlich-siedlungsmässig, noch geschichtlich eine Einheit bildete, sondern sich aus mehreren Gruppen zusammensetzte, die erst durch die Bildung des grossrumänischen Staates am Ende des I. Weltkrieges staatlich-politisch in nähere Verbindung kamen. Wenn sich daraus auch in der Zeit zwischen den Weltkriegen die Notwendigkeit politischen Zusammenwirkens, ja das Bewusstsein einer engen Schicksalsgemeinschaft ergab, so musste in der Publikation doch die historisch gewachsene Eigenart der einzelnen deutschen Volksteile zur Geltung kommen. Die Frage war nur, ob dies auch durch die Anordnung der Dokumente nach den einzelnen Siedlungsgebieten geschehen oder ob auch im vorliegenden Falle – wie schon in den vorausgehenden Bänden – die Gliederung dem allgemeinen Gang der Ereignisse im Gesamtbereich des behandelten Staates folgen sollte. Die Kommission hat sich aus Gründen der methodischen Einheitlichkeit zu dem zweiten Verfahren entschlossen. Allerdings ergab es sich von selbst, dass einige Phasen nur in einzelnen Gebieten belegt werden konnten, da sich während des II. Weltkrieges die Wege der deutschen Volksgruppen in Rumänien wieder zu trennen begannen: Siebenbürgen wurde zwischen Rumänien und Ungarn geteilt; die deutschen Volksgruppen in Bessarabien, in der Bukowina und in der Dobrudscha wurden ins Deutsche Reich umgesiedelt und damit anderen Erlebnissen ausgesetzt als die in Rumänien zurückbleibenden Deutschen. Es erschien daher, um den inneren und äusseren Zusammenhang der Ereignisse zu unterstreichen, richtig, den Ablauf und die Wirkungen dieser Umsiedlungen dokumentarisch festzuhalten und sie in den Rahmen dieses Bandes miteinzubeziehen.

Erhält dieser damit schon eine sehr besondere Note, die ihn von den vorausgehenden unterscheidet, so muss ausserdem vor allem darauf aufmerksam gemacht werden, dass

1 vgl. insbesondere das Vorwort zum Gesamtwerk, Band I/1, S. I–VII, sowie die Vorbemerkung zu Band II.

Rumänien nicht zu den im Potsdamer Abkommen von 1945 aufgeführten Vertreibungs-ländern gehört, und eine eigentliche Vertreibung der Deutschen nicht stattgefunden hat, wenn auch durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse eine starke Dezimierung und Zerstreuung des Deutschtums in Rumänien eingetreten ist.

Daraus ergab sich vor allem die Notwendigkeit, das Schicksal der im Lande verbliebenen Mehrheit der Rumäniendeutschen zu klären. Die ihnen gegenüber eingeschlagene Politik der rumänischen Volksrepublik stellt in mancher Hinsicht ein lehrreiches Beispiel kommunistischer Nationalitätenpolitik dar und verdient auch unter diesem grösseren Aspekt besondere Beachtung. Aus diesem Grunde wurde auch die Dokumentation möglichst bis an die unmittelbare Gegenwart herangeführt.

Für die Veröffentlichung der Dokumente gelten die gleichen Richtlinien wie bei den vorausgehenden Bänden. Vor allem wurde wieder auf originale Erlebnisberichte Wert gelegt und auf Protokolle oder «Befragungsberichte» nur in geringem Umfange zurückgegriffen. Dass ein grosser Teil der Berichte erst jüngeren Datums ist, ja sogar den letzten Jahren entstammt, erklärt sich aus der Tatsache, dass die Sammlungsaktion sich erst relativ spät auf Erlebnisberichte konzentrierte. Alle Dokumente sind jedoch mit den in dem vorliegenden Werk erarbeiteten Grundsätzen genauestens nachgeprüft und nur dann veröffentlicht worden, wenn die dokumentarische Zuverlässigkeit in keiner Weise beeinträchtigt war. Die hier publizierten Dokumente wurden von verschiedenen Arbeitskreisen und Persönlichkeiten gesammelt, von denen folgende namentlich genannt seien: Prof. Dr. Fritz Valjavec, München; Rechtsanwalt Erhard Plesch, München; Oberstudienrat Anton Valentin, Sigmaringen; Studienrat Hans Diplich, Schwenningen; Studienrat Otto Klett, Gerlingen; Dr. Oskar Schuster, Berlin. Die grösste Zahl der veröffentlichten Gesetzestexte entstammt der Bibliothèque des Nations in Genf.

Die einleitende Darstellung musste, wie schon im Ungarn-Band, über die Interpretation der Dokumente überall da hinausgehen, wo es für das Verständnis der Zusammenhänge unerlässlich war. Das gilt in erster Linie für die *deutsche* Politik. Für sie sind teilweise auch ungedruckte Quellen herangezogen worden, deren Benutzung das Institut für Zeitgeschichte in München und das Bundesarchiv in Koblenz dankenswerterweise gestattet haben¹. Dr. Wilfried Krallert hat die Arbeiten der Kommission vor allem durch die Beschaffung statistischen Materials unterstützt.

1 Gedruckte Quellen werden im Text bzw. bei Gelegenheit des ersten Verweises genau nachgewiesen. Daneben wurden folgende ungedruckte Quellenbestände benutzt:

1. Himmler Files: Die sogenannten «Himmler Files», die einen Teil der Registratur des persönlichen Stabes Reichsführer SS enthalten; Mikrofilme der in den Vereinigten Staaten von Amerika zurückgehalt'enen Originale befinden sich im Institut für Zeitgeschichte, München. In den Hinweisen ist neben der Faszikel-Nummer (Folder) jeweils auch die Nummer des Films (Roll) angegeben.
2. MT-Dokumente: Die benutzten Dokumente des Internationalen Militärgerichtshofes (Military Tribunal, MT) entstammen mit wenigen Ausnahmen den Serien NG und NO, Ankla-

Innerhalb des von der Wissenschaftlichen Kommission eingesetzten und von Prof. Dr. Theodor Schieder geleiteten Arbeitskreises war Dr. Eckhart G. Franz nach vorbereitenden Arbeiten durch Dr. Martin Broszat mit der Fertigstellung des vorliegenden Bandes betraut.

- gedokumentenbuch zu Fall XI (Wilhelmstrassenprozess); Photokopien oder hektographierte Umdrucke der Dokumente befinden sich ebenfalls im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte.
3. Reste der Akten der ehemaligen «Deutschen Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft m.b.H.», die als Bestand R 35 im Bundesarchiv in Koblenz lagern.

INHALTSVERZEICHNIS

Band III

EINLEITENDE DARSTELLUNG

	Seite
I. Kapitel:	
Das Deutschtum in Rumänien vor dem zweiten Weltkrieg	
a. Siedlungsgebiete	3E
b. Bevölkerungszahl	13E
c. Wirtschaftlich-soziale Struktur	17E
d. Konfessionelle Gliederung – Deutsches Schulwesen und rumänische Kulturpolitik	21E
e. Politische Struktur und Verhältnis zum rumänischen Staat	27E
II. Kapitel:	
Die Einwirkungen des Krieges auf den Bestand des Deutschtums in Rumänien	
a. Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien, der Bukowina und der Dobrudscha	41 E
b. Die Heranziehung der Volksdeutschen zum Dienst in der Waffen-SS	51 E
III. Kapitel:	
Der Zusammenbruch Rumäniens und seine Folgen	
a. Die rumänische Kapitulation vom 23. August 1944 und ihre unmittelbaren Auswirkungen auf die Volksdeutsche Bevölkerung	59E
b. und Flucht aus den Randgebieten Siebenbürgens und des Banats	64E
c. Der Einmarsch der Sowjets – Die Verschleppung	75E
IV. Kapitel:	
Das Schicksal der Volksdeutschen in Rumänien in den ersten Nachkriegsjahren	
a. Die Entwicklung der politischen Lage bis zur Abschaffung des Königtums	81 E
b. Die wirtschaftliche Lage der Volksdeutschen nach der Bodenreform	85 E
c. Kirche und Schule	91 E
d. Die Behandlung der Rückkehrer	93 E

V. Kapitel:	Seite
Die Lebensbedingungen der Volksdeutschen in der Rumänischen Volksrepublik	
a. Die politische und kulturelle Situation	100 E
b. Die Bolschewisierung und Kollektivierung des Wirtschaftslebens	106 E
c. Umsiedlungen innerhalb des Landes	110 E
d. Familienzusammenführung und Repatriierung	114 E

VI. Kapitel:	
Die gegenwärtige Situation des Deutschtums in Rumänien – Statistischer Überblick	117 E
Anlage 1: Die Karlsburger Beschlüsse	123 E
Anlage 2: Das Partikularschulgesetz von 1925 .	125 E
Anlage 3: Das Volksgruppen-Abkommen	127 E
Anlage 4: Das Volksgruppen-Gesetz	128 E
Anlage 5: Das Volksgruppen-Schulgesetz	130 E
Anlage 6: Der deutsch-sowjetische Staatsvertrag über die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien und der Nord-Bukowina	134 E
Anlage 7: Aufruf zur Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien und der Nord-Bukowina	146 E
Anlage 8: Das SS-Abkommen	147 E
Anlage 9: Das Nationalitätenstatut von 1945	151 E
Anlage 10: Das Bodenreformgesetz von 1945	156 E
Anlage 11: Durchführungsbestimmungen zur Bodenreform.....	161 E
Anlage 12: Das Industrie-Verstaatlichungsgesetz	165 E
Anlage 13: Das Dekret über die Verstaatlichung der Schulvermögen.....	176 E
Anlage 14: Das Immobilien-Enteignungsdekret	178 E
Anlage 15: Die Nationalitätenbestimmungen der Verfassung von 1952 . .	180 E

I. Umsiedlung und SS-Aktion.

1. Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudscha-Deutschen im Jahre 1940.
 - Nr. 1 Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien im Jahre 1940 5
 - Nr. 2 Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus der Bukowina im Jahre 1940 13
 - Nr. 3 Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus der Dobrudscha im Jahre 1940; Vorbereitung, Durchführung und Ergebnis der Aktion 18
 - Nr. 4 Erlebnisse eines Bessarabien-Deutschen; Umsiedlung, Ansiedlung im Bezirk Posen, erneute Evakuierung im Januar 1945 und Treck nach Südwestdeutschland 24
 - Nr. 5 Die Auswirkungen der Umsiedlungsaktion in Bessarabien; das Schicksal bessarabien-deutscher Umsiedler während des Krieges und nach dem Zusammenbruch 27
 - Nr. 6 Die Auswirkungen der sowjetischen Besetzung in Czernowitz; die Abwicklung der Umsiedlungs-Aktion; Transport und Aufnahme der Umsiedler in deutschen Lagern 30
 - Nr. 7 Erlebnisse eines Dobrudscha-Umsiedlers: Umsiedlungstransport, Lageraufenthalt in Niederösterreich; Ansiedlung im Bezirk Łódź. – Das Schicksal der deutschen Siedler während des Zusammenbruchs: Fluchtversuch, Rückführung der von sowjetischen Truppen überholten Flüchtlinge an ihre Ansiedlungsorte, Gewalttaten und Plünderungen 35
 - Nr. 8 Erlebnisse eines Dobrudscha-Deutschen in deutschen Umsiedlungslagern während der Jahre 1940–1944 43
2. Die Einziehung der Volksdeutschen in Rumänien zur Waffen-SS.
 - Nr. 9 Die Heranziehung der Rumänien-Deutschen zum Dienst in der Waffen-SS: von der ersten «1'000-Mann-Aktion» bis zum SS-Abkommen des Jahres 1943 46
 - Nr. 10 Die Aushebung von volksdeutschen «Freiwilligen» in Hermannstadt auf Grund des deutsch-rumänischen SS-Abkommens von 1943; die Behandlung der Volksdeutschen in der Waffen-SS und die Versorgung ihrer Angehörigen 54
 - Nr. 11 Musterung und Einziehung von volksdeutschen Waffen-SS-»Freiwilligen» aus dem Banat auf Grund des deutsch-rumänischen Abkommens; die Durchführung der Aktion in Gross-Komlosch 58

II. Kapitulation, Evakuierung und Flucht vor der Roten Armee.**1. Süd-Siebenbürgen.**

- Nr. 12 Die Lage in Kronstadt in den Tagen nach dem rumänischen Umsturz bis zum Abzug der deutschen Truppen nach Nord-Siebenbürgen 63
- Nr. 13 Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Bușteni mit einem Transport des abrückenden «Deutschen Eisenbahntransportkommandos für den Südosten» 66

Nr. 14	Improvisierte Flucht von Bușteni nach Kronstadt, Weiterfahrt auf Wehrmachtfahrzeugen bis zum Erreichen des Evakuierungstransports in Bistritz; zweite Flucht von Krappitz in Oberschlesien	74
Nr. 15	Die Lage in Hermannstadt nach der rumänischen Kapitulation; Abreise einer Volksdeutschen Arztfamilie nach Temeschburg; Flucht durch das serbische Banat nach West-Ungarn; Lageraufenthalt und Weiterfahrt nach Wien	79
Nr. 16	Die Ereignisse in Hermannstadt nach dem rumänischen Frontwechsel; der Einmarsch der Roten Armee, Übergriffe sowjetischer Soldaten in Leschkirch und Hermannstadt, willkürliche Verhaftungen und Vermögensbeschlagnahmen	85
Nr. 17	Die Vorgänge in Hermannstadt nach dem 23. August 1944; die Internierung aller politisch, wirtschaftlich oder kulturell führenden Volksdeutschen; Unterbringung und Behandlung der Internierten im Lager Târgu-Jiu	90
Nr. 18	Die Lage in Hermannstadt in den Tagen nach der Kapitulation Rumäniens; der Einmarsch der Roten Armee; Fortgang der Internierungsaktion; die Zustände im Internierungslager Slobozia	96
Nr. 19	Die Situation in Mediasch nach der rumänischen Kapitulation: Abzug der deutschen Truppen, Internierungen, Einmarsch der Roten Armee, Plünderung und willkürliche Enteignung deutschen Eigentums; Vorbereitungen zur Zwangsdeportation	99
Nr. 20	Rumänische Massnahmen und allgemeine Stimmung in Schässburg nach dem 23. August 1944; Fahrt des Vfs. nach Temeschburg und Flucht über die jugoslawische Grenze	101
Nr. 21	Evakuierung der Gemeinden Katzendorf und Draas durch vorstossende deutsche Truppen	105
Nr. 22	Die Lage in Maniersch nach der rumänischen Kapitulation; Evakuierung der Gemeinde durch vorübergehend vorgestossene deutsche Truppen; Treck bis Sächsisch-Reen, Einwaggonierung und Bahntransport nach Niederschlesien; zweite Evakuierung im Frühjahr 1945	107

2. Nord-Siebenbürgen.

Nr. 23	Die Evakuierung der Volksdeutschen aus Nord-Siebenbürgen im September 1944; die Unterbringung der Flüchtlinge in Österreich und ihre erneute Evakuierung im Frühjahr 1945	119
Nr. 24	Vorbereitung und Gesamttablauf der Evakuierung im Kreis Sächsisch-Reen; Weiterleitung und Betreuung der Trecks in Ungarn	125
Nr. 25	Aufbruch der Gemeinde Deutsch-Zepling; Treck über Karol– Waitzen– Ödenburg nach Niederösterreich	129
Nr. 26	Flucht aus Bistritz mit einer zurückgehenden deutschen Wehrmachteinheit; Durchquerung Süd-Ungarns im Tross der kämpfenden Truppe; Abtransport über Budapest nach Wien	134
Nr. 27	Evakuierung der Gemeinde Kyrieleis; Treck nach Niederösterreich; Flucht nach Oberbayern im Frühjahr 1945	139
Nr. 28	Treck der Gemeinde Lechnitz über Karol–Tiszafüred– Waitzen–Ödenburg nach Niederösterreich	141

Nr. 29	Treck der Gemeinde Tschippendorf über Karol–Tiszapolgar–Waitzen–Ödenburg nach Vorchdorf in Oberösterreich	144
Nr. 30	Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Bistritz; Bahntransport über Borzsova–Kaschau–Neusandez nach Bad Ullersdorf in Mähren	151
Nr. 31	Evakuierung der Gemeinde Heidendorf; Flucht der zur Bewachung des Orts zurückgelassenen «Sicherungsgruppe» bei Heranrücken der Front; Betreuung der Flüchtlinge im Kreis Nikolsburg und zweite Flucht nach Oberbayern	158
 3. Sathmar.		
Nr. 32	Vorbereitung und Durchführung der Evakuierungsaktion im Sathmar-Gebiet	163
Nr. 33	Evakuierung der Gemeinde Scheindorf; Treck nach Altmünster in Oberösterreich	167
Nr. 34	Evakuierungs-Treck der Gemeinde Petrifeld über Nyiregyhaza–Budapest–Sankt Pölten nach Passau	170
 4. Banat.		
Nr. 35	Die militärische Lage im rumänischen Banat nach dem 23. August 1944; der Versuch einer deutschen Gegenoffensive zur Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung im September 1944	171
Nr. 36	Die Verhaftungsaktion der rumänischen Behörden gegen führende Persönlichkeiten der deutschen Volksgruppe im Banat nach dem 23. August 1944; Überführung der Internierten in das Lager Târgu-Jiu	176
Nr. 37	Die Entwicklung in Reschitza und Steierdorf-Anina nach dem 23. August 1944; Besetzung Steierdorfs durch deutsche Truppen und Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung; Transport nach West-Ungarn und weiter nach Deutschland	178
Nr. 38	Die Ereignisse nach der rumänischen Kapitulation in Gertianosch; Vorstoss deutscher Truppen und Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Gertianosch; Treck bis Rudolfsnad im serbischen Banat, dann weiter durch West-Ungarn nach Niederösterreich	180
Nr. 39	Die Ereignisse nach dem rumänischen Frontwechsel in Tschene; Internierungsaktion; Besetzung des Ortes durch deutsche Truppen und Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung	189
Nr. 40	Die Lage in Traunau nach der rumänischen Kapitulation; vorübergehende Besetzung des Ortes durch ungarische Truppen; nach Aufschub der organisierten Evakuierung überstürzte Flucht; Treck aus dem Kampfgebiet um Arad nach Niederösterreich; zweite Flucht vor den anrückenden sowjetischen Truppen	191
Nr. 41	Die schwäbische Gemeinde Marienfeld im Sommer und Herbst 1944; Aufbruch in den ersten Oktobertagen; Treck aus dem bereits hart umkämpften Nordwest-Banat durch Ungarn nach Niederösterreich	196

Nr. 42	Die Lage in Neu-Sankt Peter nach dem 23. August 1944; Seite nach wechselvollen Kämpfen Flucht mit den zurückgehenden deutschen Truppen; Treck im unmittelbaren Frontgebiet bis Szeged und weiter nach Niederösterreich; zweite Flucht im Frühjahr 1945	200
Nr. 43	Die Ereignisse in und um Temeschburg in den Tagen und Wochen nach der Kapitulation Rumäniens; Besetzung der Heimatgemeinde durch deutsche und ungarische Truppen, planmässige Evakuierung der Gemeinde nach mehrtägiger Vorbereitung; Treck über Szeged–Veszprém–Ödenburg nach Niederösterreich	207
Nr. 44	Evakuierung der deutschen Einwohner von Ulmbach nach Stefansfeld im serbischen Banat; Besetzung durch sowjetische Truppen und Rückführung der Ulmbacher in ihre Heimatgemeinde	217
Nr. 45	Die Situation in Temeschburg nach dem rumänischen Frontwechsel bis zum Einmarsch der sowjetischen Truppen.....	219
Nr. 46	Überraschendes Eindringen sowjetischer Truppen in das von ungarischen Einheiten besetzte und nur teilweise evakuierte Neuarad, Übergriffe sowjetischer Soldaten und rumänischer Plünderer in den Wochen und Monaten nach der Besetzung	222

III. Die Verschleppung von Volksdeutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion im Januar 1945.

1. Siebenbürgen.

Nr. 47	Versuche rumänien-deutscher Politiker, die Aushebung volksdeutscher Zwangsarbeiter für die Sowjetunion zu verhindern; die Verschleppungsaktion in Süd-Siebenbürgen	229
Nr. 48	Der Einmarsch der Roten Armee in Hermannstadt; die Bemühungen Hans Otto Roths um Abwendung oder Aufschub der Deportation; die Aushebung zur Zwangsarbeit in Bukarest	231
Nr. 49	Die Aushebung der von der Deportation betroffenen Volksdeutschen in Kronstadt	234
Nr. 50	Die Verschleppung in Leschkirch; Abtransport nach Kriwoi-Rog	237
Nr. 51	Erlebnisse einer Volksdeutschen während der Aushebungen in Agnetheln	240
Nr. 52	Die Auslieferung der arbeitsfähigen Internierten des Lagers Târgu-Jiu an die Deportationskommandos der sowjetischen Armee; Transport in die Sowjetunion.; Verhältnisse im Arbeitslager Plast; Rückführung von Arbeitsunfähigen im Oktober 1945	244
Nr. 53	Internierung der Vfn. im Lager Târgu-Jiu; Deportation in die Sowjetunion; Arbeits- und Lebensbedingungen im Lager Kriwoi-Rog	249
Nr. 54	Der Einmarsch der Roten Armee in Kronstadt; Aushebung und Abtransport Volksdeutscher in die Sowjetunion; Arbeitseinsatz und Lebensbedingungen im Lager Lubowka; Zusammenstellung eines Krankentransports und Rückführung nach Deutschland im Spätsommer 1946	255

2. Sathmar.		Seite
Nr. 55	Einmarsch rumänischer und russischer Truppen im Sathmar-Gebiet; Aushebung zur Deportation in die Sowjetunion	261
3. Banat.		
Nr. 56	Die Aushebung in und um Temeschburg zur Verschleppung in die Sowjetunion	263
Nr. 57	Die Verschleppung Volksdeutscher aus Ulmbach; Transport in die Sowjetunion, Arbeitseinsatz und Lebensverhältnisse im Lager Kramatorskaja; Rückkehrertransport nach Frankfurt a. d. Oder im Winter 1946/47	265
Nr. 58	Die Aushebungsaktion in Ulmbach; Deportation volksdeutscher Arbeitskräfte nach Stalino; Lebensbedingungen und Arbeitseinsatz; Erlebnisse des Vfs. bis zur Rückführung im April 1947	267
Nr. 59	Das Schicksal der deutschen Bevölkerung von Albrechtsflor nach dem Zusammenbruch; Zwangseinquartierungen und Beschlagnahme deutschen Besitzes; die Verschleppungsaktion; Erlebnisse der Vfn. im Lager Dnjeprsderschinsk bis zur Rückführung nach Deutschland im Februar 1947	271
Nr. 60	Arbeitseinsatz und Plünderungen nach der russischen Besetzung von Gottlob; die Aushebungen zur Deportation; Erlebnisse des Vfs. im sowjetischen Arbeitslager	272
Nr. 61	Die Besetzung der Gemeinde Sankt Andreas durch sowjetische Truppen; vorübergehende Evakuierung der Nachbardörfer; Aushebung und Abtransport in die Sowjetunion; Erlebnisse der Vfn. bis zur Entlassung im März 1947	274
Nr. 62	Die Haltung der volksdeutschen Industriearbeiterschaft des Banater Berglandes nach dem Einmarsch der Sowjetarmee; die Aushebungen Volksdeutscher zur Verschleppung aus Reschitza	276
4. Alt-Rumänien.		
Nr. 63	Die Auswirkungen des rumänischen Frontwechsels und der Einmarsch der Roten Armee in Turnu-Măgurele; Verhaftung des Vfs. im Januar 1945 und Abtransport über Bukarest nach Russland; Erlebnisse in sowjetischen Arbeitslagern bis zur Entlassung im Dezember 1946	280

IV. Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in den Jahren 1945-1951.

1. Die Lage der deutschen Bevölkerung unter dem rumänischen Nachkriegsregime.		
Nr. 64	Die Enteignung des deutschen landwirtschaftlichen Besitzes in Süd-Siebenbürgen und die Lage der deutschen Bauern in den Jahren 1945-47	285
Nr. 65	Plünderung der evakuierten Gemeinde Felldorf durch rumänische Soldaten und Zigeuner; Besetzung der verlassenen Höfe mit rumänischen Kolonisten; die Behandlung der heimkehrenden Volksdeutschen; die Entwicklung der Landwirtschaft bis zur Errichtung einer Kolchose im Jahre 1948; die Lage der Kirche	288

Nr. 66	Ausplünderung und Enteignung volksdeutscher Bauern im Frühjahr 1945; zunehmende Verelendung der deutschen Bevölkerung in den folgenden Jahren; die Kollektivierung in der Landwirtschaft und die Entwicklung der allgemeinen Lebensverhältnisse bis zum Jahre 1951	Seite 292
Nr. 67	Die Lage des deutschen Bürgertums in Hermannstadt in den Nachkriegsjahren: Wohnungsbeschlagnahmen; Enteignung volksdeutscher Vermögen und Verstaatlichung von Geschäften, Betrieben und Wohnhäusern in den Jahren 1947/48; Ausreise des Vfs. im September 1951	295
Nr. 68	Die Auswirkungen der Enteignungsaktionen auf die Situation der Volksdeutschen in Kronstadt; allgemeine Lebensbedingungen, wirtschaftliche und kulturelle Lage in den ersten Nachkriegsjahren; die Behandlung der Heimkehrer; Kollektivierung des Wirtschaftslebens und beginnende Normalisierung der Verhältnisse nach 1949	298
Nr. 69	Die Lage der volksdeutschen Bauernbevölkerung des Banats in den Jahren nach 1945: Enteignung des deutschen Grundbesitzes, Bildung von Staatsgütern und Kolchosen und Auswirkung der neuen Wirtschaftsformen auf die Lebensverhältnisse	304
Nr. 70	Die Durchführung der Agrarreform in Hatzfeld; Errichtung eines Staatsgutes und — 1949 — einer Kolchose; Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsbedingungen für die volksdeutsche Bevölkerung in den Jahren 1945—51	306
Nr. 71	Die Enteignungsaktion in Neuarad; die Besetzung der volksdeutschen Höfe mit rumänischen Kolonisten; die Entwicklung der Lebensverhältnisse bis zur Einrichtung der Kollektivwirtschaft	310

2. Das Schicksal der nach Umsiedlung, Evakuierung oder Gefangenschaft zurückgekehrten Volksdeutschen.

Nr. 72	Erlebnisse dobrudscha-deutscher Umsiedler im Wartheland nach dem Zusammenbruch der deutschen Front: Missglückter Fluchtversuch, Erschiessung und Verschleppung der Männer, Zwangsarbeitseinsatz der Frauen auf polnischen Bauernhöfen. — Rücktransport nach Rumänien im Frühjahr 1946; Aufnahme im Heimatort Sarighiol, Unterbringung und Lebensbedingungen im Winter 1946/47; erneute Ausreise nach Deutschland im März 1947	314
Nr. 73	Rückführung dobrudscha-deutscher Umsiedler durch die sowjetischen Besatzungsbehörden; Treck vom Ansiedlungsort in Mähren über Ödenburg—Arad nach Konstanz; Aufnahme im Heimatort, Lebens- und Arbeitsbedingungen; Sammeltransport nach Deutschland im Frühjahr 1947	329
Nr. 74	Erlebnisse einer volksdeutschen Umsiedlerfamilie nach dem Kriege: Flucht aus dem Ansiedlungskreis Saybusch ins Egerland; Einmarsch der Roten Armee; Rückführungstransport in die Süd-Bukowina; schwierige Lebensverhältnisse im Heimatort; illegale Ausreise nach Deutschland im Juli 1947	331

Nr. 75	Flucht bukowina-deutscher Umsiedler aus dem polnischen Seite Ansiedlungsgebiet im Februar 1945; Internierung in tschechischen Lagern nach dem Zusammenbruch; Abtransport nach Grosswardein im August 1945; nach mehrmonatigem Lageraufenthalt armselige Unterkunft bei rumänischen Bauern bis zur Ausreise nach Deutschland im April 1947 ..	333
Nr. 76	Rückführung von evakuierten Volksdeutschen der Gemeinde Katzendorf aus der sowjetischen Zone Österreichs; Bahntransport nach Siebenbürgen im Sommer 1945; widerwillige Aufnahme in der Heimatgemeinde; die Lage der von ihrem Besitz verdrängten Rückkehrer bis zur Ausreise der Vfn. im Jahre 1950	335
Nr. 77	Rückführung nord-siebenbürgischer Flüchtlinge aus Niederösterreich durch sowjetische Truppen; Treck durch Ungarn nach Arad; Lageraufenthalt und Heimkehr nach Sächsisch-Sankt Georgen im Juli 1945; die Lage im Heimatort; behördliche Zwangsmassnahmen, Arbeitseinsatz und allgemeines Elend der enteigneten und entrechteten Rückkehrer; die Entwicklung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse bis zur Flucht der Vfn. im Frühjahr 1947	339
Nr. 78	Rückführung von evakuierten Banater Deutschen aus dem sowjetisch besetzten Teil Österreichs; Treck über Raab–Budapest–Szeged nach Arad; die Behandlung der Rückkehrer durch die rumänischen Behörden; willkürliche Verhaftung des Vfs. und Inhaftierung in Slobozia und Bukarest bis Januar 1946	355
Nr. 79	Rückführung von Banater Flüchtlingen aus dem österreichischen Evakuierungsgebiet im Juni 1945; Einweisung der arbeitsfähigen Rückkehrer ins Lager Temeschburg und landwirtschaftlicher Arbeitseinsatz in der Heimatgemeinde Lovrin	360
Nr. 80	Freiwillige Heimkehr von evakuierten Volksdeutschen aus Tschanad nach der Besetzung des Evakuierungsgebiets durch sowjetische Truppen; Rückführungstransport im Juni 1945 und Entlassung im Durchgangslager Arad; Lebensverhältnisse, Schule und Handwerk in der Banater Heimatgemeinde	361
Nr. 81	Das Schicksal volksdeutscher Kriegsgefangener nach der Rückkehr aus der Sowjetunion im Dezember 1950; Übergabe an die rumänischen Behörden und Gefängnishaft in Bukarest bis zur Entlassung nach Deutschland im März 1952 ...	365

3. Flucht Volksdeutscher aus Rumänien.

Nr. 82	Flucht einer Volksdeutschen aus Kronstadt im Herbst 1945; illegale Überschreitung der ungarischen Grenze; Durchquerung Ungarns und Österreichs bis zum Erreichen deutschen Gebiets	368
Nr. 83	Flucht einer volksdeutschen Familie aus Temeschburg im Oktober 1946; Überschreitung der rumänisch-ungarischen Grenze mit Hilfe bestochener Grenzjäger; illegale Fahrt durch Ungarn und die sowjetische Besatzungszone Österreichs bis nach Linz	371
Nr. 84	Die Lebensbedingungen in Jahrmarkt im Banat nach den Agrarreformen; Flucht einer volksdeutschen Frau mit ihren Kindern zum Ehemann nach Deutschland im Herbst 1947 ..	374

V. Zwangsumsiedlungen von Volksdeutschen innerhalb Rumäniens.

1.	Die Zwangsumsiedlung aus dem Banat in die Bărăgan-Steppe im Sommer 1951.	Seite
Nr. 85	Die Zwangsumsiedlung im Grenzgebiet des rumänischen Banats im Juni 1951	379
Nr. 86	Aushebung und Abtransport der von der Umsiedlung betroffenen Familien in Ulmbach	380
Nr. 87	Die Durchführung der Umsiedlungsaktion in Hatzfeld; Transport von Umsiedlern nach Dudești im Bărăgan-Gebiet; die Verhältnisse am Ansiedlungsort bis zum Herbst 1951 ..	382
Nr. 88	Zwangsumsiedlung von Hatzfeld in die Bărăgan-Steppe; die äussere Lage der Zwangsverschickten und die Entwicklung der Neusiedlung in den ersten Monaten nach der Deportation	388
Nr. 89	Die Ankunft von Banater Zwangsumsiedlern im Gebiet von Brăila; allgemeine Lage und Lebensbedingungen im Ansiedlungsgebiet	396
Nr. 90	Elend und Verwahrlosung in einer Neusiedlung von zwangsverschickten Banater Schwaben in der Grossen Walachei . . .	397
Nr. 91	Rückkehr von Banater Umsiedlern aus der Bărăgan-Steppe; die Aufnahme in den Heimatgemeinden	399
2.	Die Zwangsumsiedlung zur «Entlastung der Städte» im Jahre 1952.	
Nr. 92	Die Evakuierungsaktion des Jahres 1952 in den Städten Süd-Siebenbürgens	401
Nr. 93	Die Evakuierung in Kronstadt und Umgebung; Unterbringung und Lebensbedingungen der Evakuierten in Schässburg und Elisabethstadt; Erschwerung der 1955 genehmigten Rückkehr durch die allgemeine Wohnungsnot	402
Ortsregister		409

Einleitende Darstellung

I. Kapitel.

Das Deutschtum in Rumänien vor dem zweiten Weltkrieg.

a. Siedlungsgebiete.

Vor dem ersten Weltkrieg verfügte das Königreich Rumänien in seinen damaligen Grenzen über eine – wenn man von der Dobrudscha absieht¹ – fast homogene rumänische Bevölkerung. Kleine Gruppen von Deutschen Madjaren und Zigeunern fielen kaum ins Gewicht. Die besonders in der Moldau zahlreichen Juden waren nur bedingt als nationale Minderheit zu werten. Das Jahr 1918 sah das vorher den Mittelmächten unterlegene Rumänien an der Seite der Siegerstaaten. Die Friedensverträge von Trianon und St. Germain schoben die rumänischen Grenzen weit nach Norden und Westen in die Gebiete der zerschlagenen Doppelmonarchie vor; die östliche Hälfte des Banats, Siebenbürgen mit dem nordwestlichen Vorland des Sathmar-Marmarosch-Gebiets und das österreichische Herzogtum Bukowina wurden Rumänien zugesprochen. Der Vertrag von Neuilly bestätigte den Besitz der Dobrudscha einschliesslich der im Balkankrieg 1913 von Bulgarien gewonnenen Bezirke. Gleichzeitig besetzten rumänische Truppen im Osten das vordem russische Bessarabien². Fläche und Bevölkerung Rumäniens wurden mehr als verdoppelt³. Das entstandene «Gross-Rumänien» war ein völlig neues Staatsgebilde.

In den hinzuerworbenen Territorien lebten 1930 insgesamt 9,25 Millionen Menschen, von denen jedoch nur 5,2 Millionen Rumänen, 4 Millionen aber Madjaren, Deutsche, Ukrainer, Serben und Angehörige anderer nationaler Minderheiten waren. Damit

- 1 In der Dobrudscha wurden 1912 bei einer Gesamtbevölkerung von 380'430 neben 216'440 Rumänen 50'512 Bulgaren, 42'248 Türken und Tataren, 36'331 Russen, 7'668 Deutsche, 4'150 Juden und 23'081 Sonstige gezählt (vgl. im Einzelnen auch unten, S. 12 E, Anm. 27).
- 2 Die Annexion Bessarabiens, das auf Einladung des moldowanischen Landesrats im Januar 1918 von rumänischen Truppen besetzt wurde, ist nicht in den Friedensverträgen verankert; eine erst 1920 getroffene vertragliche Regelung wurde von den Westmächten spät, von der Sowjetunion nie ratifiziert (vgl. dazu Makarov, «Die Eingliederung Bessarabiens und der Nordbukowina in die Sowjet-Union», Zs. f. ausl. öff. Recht 10, 1940/41, S. 336 ff.).

3	Fläche	Bevölkerung
Rumänien 1915	137 092 km ²	7 897 311
1930	295 049 km ²	18 057 028

(nach: Wilfried Krallert, Die Bevölkerungszählung in Rumänien 1943, S. 17). 1941. Wien

war der Anteil der Fremdstämmigen an der Bevölkerung Rumäniens auf 28 Prozent⁴ gestiegen. Erst von 1918 ab kann man von einem ernsthaften rumänischen Nationalitätenproblem sprechen; erst von diesem Zeitpunkt an gab es zugleich ein zahlenmässig ins Gewicht fallendes Deutschtum in Rumänien.

Die Wirren des zweiten Weltkrieges haben auch die Grenzen Rumäniens wiederholt in Mitleidenschaft gezogen. Ende Juni 1940 besetzten sowjetische Truppen Bessarabien und die nördliche Bukowina mit der Hauptstadt Czernowitz. Im Spätsommer desselben Jahres gingen durch den zweiten Wiener Schiedsspruch der Norden Siebenbürgens mit Sathmar und Grosswardein an Ungarn, durch den Vertrag von Craiova die Süd-Dobrukscha an Bulgarien verloren⁵. Ein Jahr später führte Rumäniens Eintritt in den Krieg gegen die Sowjetunion zur Wiedergewinnung der nordöstlichen Grenzprovinzen, während gleichzeitig das angrenzende «Transnistrien», die Moldowanische Sowjetrepublik, unter rumänische Militärverwaltung gestellt wurde. Das Ende des Krieges brachte Rumänien die Rückgliederung Nord-Siebenbürgens, zugleich aber den endgültigen Verlust Bessarabiens und der nördlichen Bukowina mit dem moldauischen Herta-Distrikt an die Sowjets⁶. Um in diesem Wechsel einen festen Standpunkt zu gewinnen, geht die vorliegende Darstellung grundsätzlich von dem Gebietsstand der Jahre zwischen 1918/19 und 1940 aus.

Gross-Rumänien hatte 1930 – nach der ersten amtlichen Volkszählung für den Gesamtstaat – rund 18 Millionen Einwohner, von denen ihrer Volkszugehörigkeit nach knapp 13 Millionen Rumänen, 5 Millionen aber Angehörige der verschiedensten nationalen Minderheiten waren. Hierbei stellten nach den fast 1,5 Millionen Madjaren die Deutschen mit rund 4 Prozent der Gesamtbevölkerung die zweitstärkste Gruppe⁷. Freilich waren diese Deutschen zunächst weit davon entfernt, politisch oder bewusst-

4 Vgl. im Einzelnen unten, Anm. 7.

5 Vgl. dazu vor allem Friedrich Korkisch, «Die rumänischen Gebietsabtretungen an Ungarn und Bulgarien und die Regelung damit zusammenhängender Volkstumsfragen» (Zs. f. ausl. öff. Recht 10, S. 707 ff.); auch Andreas Hillgruber, Hitler, König Carol und Marschall Antonescu. Die deutsch-rumänischen Beziehungen 1938–1944 (Veröff. des Inst. für Europäische Geschichte, Mainz, Bd. 5, 1954), S. 90 ff., 107 f. Für die Texte der Verträge vgl. Zs. f. ausl. öff. Recht, a.a.O., S. 745 ff.; ebenso: Monatshefte für Auswärtige Politik, Jg. 7 (1940), S. 702 ff., 796 Ff. – Im Gegensatz zu der durch den Wiener Schiedsspruch gezogenen Nordgrenze blieb die Abtrennung der Bezirke Galiacra und Durostor in der Süd-Dobrukscha, des bulgarischen Cadrlater, auch nach dem zweiten Weltkrieg bestehen.

6 Statistisch ergaben die Gebietsänderungen folgendes Bild:

	Fläche	Bevölkerung
Rumänien 1941 (April)	195 259 km ²	13 535 757
1948	237 502 km ²	15 872 624

(nach den Ergebnissen der amtlichen Volkszählungen).

7 Die ersten für eine zuverlässige Nationalitätenstatistik Gesamtromäniens – einschliesslich des rumänischen Altreichs – verwertbaren Zahlen ergab die amtliche Volkszählung vom 29. Dezember 1930; vgl. dazu unten, S. 13 E ff. Die

seinsmässig eine Einheit zu bilden. Ausser ihrer deutschen Abstammung hatten Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Buchenland- und Bessarabien-Deutsche, die sich durch die Neugliederung der Jahre 1918/19 in einen ihnen ursprünglich fremden Staat eingefügt fanden, zunächst wenig gemeinsam. In ihrer sozialen, wirtschaftlichen und konfessionellen Struktur wie auch in ihrer Siedlungsgeschichte stark unterschieden, bewohnten die einzelnen deutschen Gruppen Gebiete, die nicht nur landschaftlich sehr verschiedenartig, sondern auch räumlich zum Teil weit voneinander entfernt waren.

Siebenbürgen war das an Umfang und Bevölkerung bedeutendste unter den neugewonnenen Territorien, bald eine der Kernprovinzen des neuen Rumäniens. Das von den Gebirgszügen des grossen Karpatenbogens umschlossene Hochland – Transilvania oder

nächste Zählung fand nach der Abtrennung von Nord-Siebenbürgen, Bessarabien, der nördlichen Bukowina und der Süd-Dobrukscha, am 6. April 1941, statt:

Rumänien		Volkszählung 1930		Volkszählung 1941 Abstammung
		Nationalität	Muttersprache	
Gesamtbevölkerung		18 057 028		13 535 757
Rumänen		12 981 324	13 180 936	11 827 110
	%	71,9	73,0	87,4
Madjaren		1 425 324	1 554 525	407 188
	%	7,9	8,6	3,0
Deutsche		745 421	760 687	542 325
	%	4,1	4,2	4,0
Juden		728 115	518 754	
	%	4,0	2,9	
Ruthenen-Ukrainer		582 115	641 485	
		3,2	3,6	
Russen		409 150	450 981	
	%	2,3	2,5	
Bulgaren		366 384	364 373	759 134
	%	2,0	2,0	5,6
Türken, Tataren, Gagausen		282 663	288 073	
	%	1,6	1,6	
Zigeuner		262 501	101 015	
	%	1,5	0,6	
Serben, Kroaten, Slowenen		51 062	47 724	
	%	0,3	0,3	
Sonstige (Tschechen, Slowaken, Polen, Griechen, Arme- nier etc.)		222 786	148 475	
	%	1,2	0,8	

Unterlagen: 1930: Recensământul general al populației României din 29 Decembrie 1930. Bd. II, hg. Dr. Sabin Manuileg (Bukarest 1938).

1941: Recensământul general al României din 1941 6 Aprilie. Date sumare provizorii (Bukarest 1944).

Zu den Befragungs-Kriterien (Nationalität, Muttersprache, Abstammung) vgl. im Einzelnen unten, vor allem S. 13 E f. und S. 17. Für die Feststellung der Volkszugehörigkeit (Nationalität) war – im Gegensatz zu der objektiven Beweisbarkeit der Abstammung – die Willensentscheidung des Einzelnen ausschlaggebend.

auch Ardeal nannten es die Rumänen – verfügte über eine klare rumänische Bevölkerungsmehrheit⁸. Die Geschichte des Landes jedoch war von den drei historischen «Nationen» der Madjaren, Szekler⁹ und Sachsen bestimmt worden. Madjarisch oder deutsch war das Gesicht der siebenbürgischen Städte¹⁰.

Die Siebenbürger «Sachsen» sind eine der ältesten deutschen Volksgruppen in Südosteuropa. Schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts hatten sich deutsche Siedler aus vielen Teilen des Reiches, aus Flandern, vom Rhein und aus Mitteldeutschland vor allem, dem Ruf des ungarischen Königs Geisa II. folgend, auf dem «Königsboden» des Landes

8 Siebenbürgen *)	1910		1930		1941 Abstammung
	Muttersprache	Nationalität	Muttersprache		
Gesamtbevölkerung	2 678 367		2 874 641		1 731 038
Rumänen	1 472 021		1 659 898	1 682 547	1 265 081
%	55,0		57,8	58,5	73,1
Madjaren	918 217		826 980	872 109	188 305
%	34,3		28,8	30,4	10,9
Deutsche	234 085		237 416	237 881	213 210
%	8,7		8,2	8,2	12,3
Sonstige	54 044		150 347	82 104	64 442
%	2,0		5,2	2,9	3,7

*) ohne das zum Sathmar-Gebiet gerechnete Județ Sălaj, 1941 ohne Nord-Siebenbürgen.

Unterlagen: 1910: Volkszählung in den Ländern der ungarischen heiligen Krone im Jahre 1910, I. Teil, hg. Kgl. Ung. Stat. Zentralamt, in: Ungarische Statistische Mitteilungen (Magyar Statisztikai Közlemenyek) N. S., Bd. 42 (Budapest 1912).

1930 und 1941, s. Anm. 7. – Für Nord-Siebenbürgen 1941, vgl. Anm. 13.

- 9 Die Szekler Südost-Siebenbürgens sind stammesmäßig ebenfalls Madjaren. Eine geschichtliche Sonderentwicklung liess die vorwiegend bäuerliche Bevölkerung des Szekler-Landes jedoch als eigene «Nation» neben die madjarischen Grundherren des übrigen Siebenbürgen treten.

10 Einwohnerzahlen nach der Volkszählung von 1930 (Nationalität):

	Städt. Bevölkerung Siebenbürgens (insgesamt)		Klausenburg (Cluj, ung.: Kolozsvár)	Kronstadt Hermann- (Brașov)	Stadt (Sibiu)	Neumarkt (Tg. Mureș, Marosvasar- hely)
		%				
Gesamtein- wohnerzahl	487 845		100.844	49 345	59 232	38 517
Rumänen	176 704	36,3	34 895	18 620	19 372	9 795
Madjaren	191 764	39,4	47 689	6 521	23 269	22 387
Deutsche	64 319	13,2	2 500	21 598	13 014	632
Juden	40 249	8,3	13 062	1 308	2 267	4 828

Von der rumänischen Gesamtbevölkerung Siebenbürgens lebten nur 10 Prozent in den Städten, während der Anteil der Stadtbevölkerung bei dem madjarischen Volksteil 22 Prozent, bei den Sachsen 26 Prozent ausmachte (vgl. dazu unten S. 17 E f. mit Anm. 47).

zwischen Grosser Kokel und Alt-Fluss niedergelassen¹¹. Der «Goldene Freibrief» König Andreas II. von 1224 sicherte den «Sachsen»¹² des Altlandes um Hermannstadt territoriale, politische und kirchliche Autonomie zu. Schon unter Geisa waren auch weiter nördlich, im Nösener Land um Bistritz, deutsche Bauern angesiedelt worden. Eine vorübergehende Niederlassung des Deutschen Ritterordens führte zu Beginn des 13. Jahrhunderts zur deutschen Besiedlung des südöstlich gelegenen Burzenlandes um Kronstadt. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Privilegien des immer wieder bestätigten «Andreanums» vom alten Kernland der «Sieben Richter» auf alle deutschen Siedlungen in Siebenbürgen ausgedehnt, die sich in der sächsischen «Nationsuniversität» unter der Leitung eines frei gewählten Sachsengrafen Zusammenschlüssen. Über die Wechselfälle der Jahrhunderte hinweg verstanden es die Siebenbürger Sachsen – als Bauern und als Bürger in den von ihnen gegründeten Städten – ihre historischen Rechte zu behaupten. Gestützt auf die Unabhängigkeit ihrer seit 1550 evangelisch-lutherischen Landeskirche konnten sie sich das Bewusstsein ihrer sächsischen Eigenständigkeit auch nach dem Verlust der politischen Selbstverwaltung durch die endgültige Angliederung an Ungarn (1868/76) erhalten.

Der Zusammenhang des sächsischen Siedlungsgebietes wurde durch den Übergang Siebenbürgens an Rumänien im Jahre 1918 nicht zerstört. Durch den Wiener Schiedsspruch fielen jedoch 1940 mit dem madjarischen Gebiet des sogenannten Szekler-Zipfels auch die sächsischen Siedlungen um Bistritz und Sächsisch-Reen vorübergehend an Ungarn zurück¹³.

Das Deutschtum im Temescher Banat, dem Geviert zwischen Donau, Theiss und Mieresch (Maros), das im Osten durch die Randgebirge der Karpaten begrenzt wurde,

Zur Geschichte, der Siebenbürger Sachsen vgl. u.a.: Georg Daniel und Friedrich Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Bd. 1 (1852–58), Bd. 2–4 (1907–26); Oskar Wittstock, Die Siebenbürger Sachsen und der gesamtdeutsche Gedanke (1943); Friedrich Müller-Langenthal, Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land (1922).

12 Die Bezeichnung «Sachsen» für das gesamte, seiner Abstammung nach überwiegend fränkische Deutschtum Siebenbürgens reicht in ihren Ursprüngen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Sie hat sich sprachlich wahrscheinlich aus dem lateinischen «Saxones» mittelalterlicher Urkunden entwickelt, das nach älterer Ansicht von sächsischen Bergarbeitern in Nord-Siebenbürgen, nach neueren Forschungen von drei niedersächsischen Adelsdörfern am Südrande Siebenbürgens her zuleiten ist. Mit der Ausdehnung der besonderen Privilegien dieser echten «Saxones» auf die übrigen Deutschen Siebenbürgens wurde der Sachsen-Name, zunächst als Attribut eines Rechtsstandes, auf alle Siebenbürger Deutschen übertragen, um in einem späteren Stadium erneut zum Volksnamen zu werden. Für den neuesten Stand der Forschung vgl. (mit ausführlichen Literaturangaben) Karl Kurt Klein, «Der Volksname der Deutschen in Siebenbürgen» (Siebenbürgisch-Sächsischer Hauskalender 1957, S. 76 ff.).

13 Das gesamte auf Grund des Schiedsspruchs an Ungarn gefallene Gebiet hatte nach den Berechnungen des rumänischen statistischen Zentralamts 1939 2'603'832 Einwohner, von denen 1'305'066 (50,1%) rumänischer, 968'421 (37,2%) madjarischer und 72'108 (2,8%) deutscher Nationalität waren (s. Manuila, Studiu etnografie asupra populației României. Bukarest 1940). Für Nord-Siebenbürgen und den Szekler-Zipfel wurden dabei 37'614 (1930: 37'242) Deutsche angegeben. In der ungarischen Volkszählung von 1941 wurden hier 35'457 Deutsche gezählt (Resultate der Volkszählung in Ungarn 1941. Unveröff. Mskr.). Vgl. für das Sathmar-Gebiet unten, Anm. 21.

war sehr viel jüngerem Datum als das Siebenbürgens¹⁴. Es verdankt seine Entstehung einem grossangelegten Ansiedlungswerk, das, von der österreichischen Militärverwaltung unmittelbar nach dem Friedensschluss von Passarowitz (1718) in Angriff genommen, mit kurzen Unterbrechungen das ganze 18. Jahrhundert hindurch fortgesetzt wurde; der Übergang in ungarische Verwaltung (1779) bedeutete hier keinen wesentlichen Einschnitt. Neben deutschen Bauern und Handwerkern – vor allem aus dem Südwesten des Reiches – wurden schon in den ersten Jahrzehnten zur Ausbeutung der Bodenschätze des südöstlichen Berglandes auch österreichische Berg- und Hüttenarbeiter angesetzt. Durch den Friedensschluss von 1919 kam die überwiegende Mehrheit der Banater Deutschen, die der grossen Gruppe der Donauschwaben zugerechnet werden¹⁵, an Rumänien. Ein Teil wurde dem neuen südslawischen Königreich zugeschlagen; nur ein geringer Rest blieb bei Ungarn¹⁶. Rumänien fielen neben dem südöstlichen Industriegebiet um Reschitza (Reşifa) und Steierdorf-Anina mit ihrer deutschen Arbeiterschaft vor allem die fast rein deutschen Bauerdörfer der schwäbischen Heide östlich und nordöstlich von Temeschburg (Timișoara)¹⁷ zu, das selbst zu einem Drittel von Deutschen

- 14 Zur Geschichte des Banats und der Banater Schwaben vgl.: «Banat» in: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bd. I (1933), S. 207 ff. Weitere Literaturhinweise ebenda.
- 15 Im südosteuropäischen Sprachgebrauch der neueren Zeit bezeichnete man die Volksdeutschen ganz allgemein und unabhängig von ihrer Herkunft als «Schwaba». (Lediglich die Siebenbürger «Sachsen» nehmen hier eine Sonderstellung ein, vgl. dazu oben S. 7 E Anm. 12.) Zu den Donauschwaben, die zwar zumeist aus Südwestdeutschland, nur zu einem sehr geringen Teil aber wirklich aus Schwaben stammten, zählen ausser den Banatern die Deutschen in der Batschka, in der Schwäbischen Türkei (Baranya) und im Budapester Raum. Vgl. dazu: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Bd. II (Das Schicksal der Deutschen in Ungarn), S. 2 E mit Anm. 1; ferner: Grothes Kleines Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums (1932), S. 44 ff. («Sind die Banater Deutschen Schwaben?»).
- 16 Die auf Grund einer Entscheidung des obersten Rats der Alliierten vom 21.6.1919 im Vertrag von Sèvres (1920) fixierte Teilung des Banats erfuhr eine geringfügige Korrektur durch die Belgrader Konvention von 1923, die u.a. die zunächst jugoslawische Grossgemeinde Hatzfeld (Jim-bolia) zu Rumänien schlug. – Für die Einstellung der Schwaben zu den Teilungsplänen vgl. unten, S. 28 E f.

17 Banat (rumän. Teil einschließl. Judeţ Arad)	1910		1930		1941
	Muttersprache	Nationalität	Muttersprache	Abstammung	
Gesamtbevölkerung	1 411 560	1 363 607		1 383 966	
Rumänen	763 184	769 322	779 925	813 423	
%	54,1	56,4	57,2	58,8	
Deutsche	292 704	275 369	281 067	277 008	
%	20,7	20,2	20,6	20,0	
Madjaren	242 527	180 327	202 340	157 013	
%	17,2	13,2	14,8	11,3	
Serben, Kroaten		42 472	41 715		
%		3,1	3,1		
Sonstige	113 145	96 117	58 560	136 522	
%	8,0	7,1	4,3	9,9	

bewohnt wurde¹⁸. Zu den Banater Schwaben müssen auch die deutschen Siedlungen um Arad-Neurad gerechnet werden, obwohl sie verwaltungsmässig nicht zum Banat gehören.

Zu den Donauschwaben zählen schliesslich auch die deutschen Bewohner des Sathmar – Gebiets, das, jenseits des Siebenbürgischen Hochlandes im äussersten Nordwesten des heutigen Rumänien gelegen, geographisch schon zur ungarischen Tiefebene gehört. Hier waren, ebenfalls im 18. Jahrhundert, auf Grund von Werbungen der Grafen Karolyi um' Gross-Karol (Carei; ungarisch: Nagykaroly) auf den ausgedehnten Besitzungen der Familie eine Reihe zum Teil rein schwäbischer Bauerndörfer entstanden¹⁹. Doch war diese verhältnismässig kleine deutsche Gruppe weit stärker als die bis 1868 politisch selbständigen Siebenbürger Sachsen oder auch die Banater Schwaben den im 19. Jahrhundert einsetzenden Madjarisierungsbestrebungen des ungarischen Staates ausgeliefert und erschien in ihrem deutschen Charakter 1918 bereits ernsthaft in Frage gestellt²⁰. Ähnliches gilt auch für die den Sathmar-Schwaben stammesmäsig nahestehenden deutschen Splitter um Grosswardein (Oradea) und in der Marmarosch²¹.

Unterlagen: s. Anm. 7, 8; für 1910 unter Hinzuziehung von Silviu Dragomir, Die siebenbürgische Frage (Bukarest 1941), Beilage A.

18 Bei einer Gesamteinwohnerschaft von 91580 wurden in Temeschburg 1930 24'217 Einwohner rumänischer, 27'652 madjarischer und 27 807 deutscher Nationalität gezählt.

19 Über die Besiedlung des Sathmar-Gebiets vgl. Stefan Wieser in: Heimatbuch der Sathmarer Schwaben, hg. Stefan Schmied (1952), S. 5 ff.

20 Vgl. hierzu: Sepp Pfeiffer (Pseud.), Zur Geschichte der Madjarisierung des Sathmarer Deutschtums (Beiträge zur Geschichte des Deutschtums in Rumänien 5, Hermannstadt 1940); Zenobiu Păclisanu, Deutsche und Madjaren. Der Entnationalisierungskampf gegen die Sathmarer Schwaben (Bukarest 1941).

21 Sathmar-Gebiet (Județe Satu-Mare, Sălaj, Maramureș, Bihor)		1910		1930	
		Muttersprache		Nationalität	Muttersprache
Gesamtbevölkerung		1 173 675		1 310 115	
Rumänen		594 835	778 660	770 744	
	%	50,7	59,4	58,8	
Madjaren		503 552	345 969	406 263	
	%	42,9	26,4	31,0	
Juden			93 157	67 009	
	%		7,1	5,1	
Deutsche		38 327	31067	21 845	
	%	3,3	2,4	1,7	
Sonstige		36 961	61 262	44 254	
	%	3,1	4,7	3,4	

Unterlagen: wie Anm. 17.

1910 wurden in den schwäbischen Kernsiedlungen der Județe Sălaj und Satu-Mare nur 8'067 Deutsche gezählt, während es sich bei der irreführend hohen Zahl für MaraMureș (26'802) vorwiegend um deutschsprechende Juden handelte, die 1930 Jiddisch als Muttersprache angaben. Für das Jahr' 1939 – vor der Abtretung an Ungarn – wurde die deutsche Bevölkerung des Sathmar-Gebiets mit 34'494 angesetzt (Manuila, Studiu etnografie). In der ungarischen Volkszäh-

Die Bukowina, das «Buchenland», an der östlichen Abdachung der Waldkarpaten und des Siebenbürgischen Hochlandes, war stets ein ausgesprochenes Grenz- und Durchgangsland, eine Tatsache, die sich in der Wirtschaftsstruktur wie in der Bevölkerungszusammensetzung widerspiegelt. Herrschte im Südteil das rumänische Element vor, so war der 1940 an die Sowjetunion abgetretene Norden mit der Hauptstadt Czernowitz ukrainisches Siedlungsgebiet. Die Einwanderung der Deutschen, die 1930 fast 10 Prozent der Bevölkerung ausmachten²², konzentrierte sich im Wesentlichen auf die ersten vier Jahrzehnte nach der österreichischen Besitznahme des zuvor moldauischen Gebiets (1775). Im Gegensatz zu den planmäßigen Besiedlungsaktionen in den donauschwäbischen Gebieten Ungarns wurde der Zustrom deutscher Siedler in der Bukowina, die 1849 als Herzogtum zum österreichischen Kronland erhoben wurde, zwar gefördert, jedoch nur teilweise systematisch gelenkt²³. So konnten die einwandernden Zipser Berg-

lung 1941 erscheinen nur noch 11'836 Einwohner deutscher Muttersprache, denen noch 422 Deutsche zuzurechnen wären, die 1941 in der bei Rumänien verbliebenen Südhälfte des Judet Bihor gezählt wurden.

22 Bukowina		1910	1919	1930		1941
		Umgangssprache	Muttersprache	Nationalität	Muttersprache	Abstammung
Gesamtbevölkerung		794 945	811 721	853 009		792 207
Rumänen		273 216	378 859	379 691	350 901	421 458
	%	34,4	46,7	44,5	41,1	53,2
Ruthenen (Ukrainer, Russen)		305 222	227 361	256 515	291 887	233 931
	%	38,4	28,0	30,1	34,2	29,6
Deutsche		168 779	68 075	75 533	93 812	7 295
	%	21,2	8,4	8,9	11,0	0,9
Juden		—	88 666	92 492	74 288	70 731
	%	—	10,9	10,8	8,7	8,9
Sonstige		47 728	48 760	48 778	42 121	58 792
	%	6,0	6,0	5,7	5,0	7,4

Unterlagen: 1910: Die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 in den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern (österreichische Statistik, hg. K. K. Statistische Zentralkommission. N. S., Bd. I, 2. Wien 1914), S. 50. 1919: Buletinul statistic, Ser. IV, Bd. 15,3 (1920), S. 174 ff.

1941: Krallert, Die Bevölkerungszählung in Rumänien 1941 (Wien 1943), S. 49. (Die amtliche rumänische Publikation von 1944, s. Anm. 7, gibt lediglich die Zahlen der Aprilzählung für die Südbukowina, während Krallert auch die nachträgliche Zählung von 16. August 1941 in den von der Sowjetunion zurückgewonnenen Gebieten berücksichtigt.)

Nach einer Vergleichsstatistik Umgangssprache – Konfession haben 1910 in der Bukowina 95 706 Juden Deutsch als Umgangssprache angegeben, vgl. österreichische Statistik, a.a.O., S. 54 f.). – 1941 sind in der Zahl der «Sonstigen» auch die nicht gesondert nachgewiesenen Ukrainer der Südbukowina (ca. 14 '000 = 1,8%) enthalten. Nicht berücksichtigt wurden bei dieser Zählung die nach dem Wiener Schiedsspruch an Ungarn gefallenen Gemeinden Ludwigsdorf (Cărlibaba-Noua) und Coțna (vgl. Krallert a.a.O., S. 49).

23 Zur Geschichte der Bukowina und der Buchenlanddeutschen vgl.: «Bukowina» in: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bd. I (1933), S. 611 ff. Ferner: Hugo Weczerka, Die Deutschen im Buchenland (Der Göttinger Arbeitskreis. Schriftenreihe H. 51, 1955).

leute in den südwestlichen Gebirgstälern, die böhmischen Glasbläser und Waldarbeiter in den westlichen Bergwäldern und die «schwäbischen⁴⁴ Bauern im fruchtbaren Hügelland des Nordostens – anders als Banater, Siebenbürger und auch Bessarabien-Deutsche – in der Regel keine geschlossenen Dörfer bilden. Einen verhältnismässig starken deutschen Bevölkerungsanteil zeigten die Städte, vor allem Czernowitz (Cernaui), der Sitz der österreichischen Verwaltung, das während des gesamten 19. Jahrhunderts eine stetige Zunahme seiner deutschen Einwohnerschaft zu verzeichnen hatte²⁴. Nicht zuletzt dem Vorherrschen der deutschen Amtssprache ist es zu danken, dass sich das Buchenlanddeutschum bis 1918 auch in Ortschaften mit rumänischer Mehrheit im Allgemeinen rein erhalten konnte.

Wie die Bukowina ist auch Bessarabien ein Grenzland. Der Name wird erst seit der Eroberung des vordem ebenfalls türkisch-moldauischen Gebiets durch Russland (1812) auf den gesamten Landstreifen zwischen Dnjestr und Pruth angewandt. Das Hügelland im Osten und Norden ist altes rumänisches Siedlungsland – nur in den nordöstlichen Randgebieten und in den Städten findet sich ein stärkerer russisch-ukrainischer Bevölkerungsanteil²⁵. Das fruchtbare Steppenland Südwestbessarabiens, ursprünglich kaum

24 1910 gaben in Czernowitz 41'360 Einwohner (47,5%) Deutsch als ihre Umgangssprache an, wobei jedoch mit einem hohen Prozentsatz deutschsprachiger Juden zu rechnen ist. Die Nationalitätenzählung von 1930 ergab – bei einer Gesamteinwohnerschaft von 112'427 – 30'367 Rumänen, 16'359 Deutsche und 42'592 Juden, während im gleichen Jahre nur 32'731 Einwohner Jiddisch, Deutsch aber 26'223 als ihre Muttersprache angaben.

25 Bessarabien	1897	1919	1930		1941
	Muttersprache	Nationalität	Nationalität	Muttersprache	Abstammung
Gesamtbevölkerung	1 935 412	2 631 000	2 864 402		2 733 565
Rumänen	920 919	1 683 000	1 610 757	1 598 573	1 793 493
%	47,6	64,0	56,2	55,8	65,6
Ukrainer, Russen	537 943	388 000	666 123	701 295	613 952
%	27,8	14,8	23,3	24,5	22,4
Juden	228 168	267 000	204 858	201 278	6 882
%	11,8	10,1	7,2	7,0	0,3
Bulgaren	103 225		163 726	164 551	177 647
%	5,3	1 147 000	5,7	5,8	6,5
Gagausen	55 790	5,6	98 172	101 356	115 683
%	2,9		3,4	3,5	4,2
Deutsche	60 206	79 000	81 089	80 568	2 058
%	3,1	3,0	2,8	2,8	0,1
Sonstige	29 161	67 000	39 677	16 781	23 850
%	1,5	2,5	1,4	0,6	0,9

Unterlagen 1897: Pervaja vseobsaja perepis nasejenija rossijskoj imperi 1897g., hg. statistisches Zentralkomitee des Min. f. Innere Angelegenheiten. Bd. III. Bessarabien. (St. Petersburg 1905). 1919: Dicționarul statistic al Basarabiei, hg. vom rumänischen Ministerium für Industrie und Handel (Chișinău 1923).

1941: Krallert, Bevölkerungszählung 1941, S. 51.

besiedelt, wurde nach der russischen Besitzergreifung in das zuerst von Katharina II. begonnene südrussische Kolonisationswerk einbezogen. Hier entstanden in den Jahren 1814-42 neben gagausischen, bulgarischen und ukrainischen Siedlungen zunächst 24 deutsche Bauerndörfer, benannt zum Teil nach Schlachtorten der Befreiungskriege: Leipzig, Kulm, Beresina, Katzbach, Paris. Die Siedler wurden im Grossherzogtum Warschau, in Nordostdeutschland, aber auch in Württemberg angeworben. Ungewöhnlich rasche Bevölkerungszunahme führte bis ins 20. Jahrhundert hinein zur Gründung zahlreicher Tochttersiedlungen, zumeist in den unmittelbar angrenzenden Bezirken, die den Wohlstand der ersten Kolonistendörfer um Tarutino freilich nur selten erreichten²⁶. Die wenigen unabhängig von dieser Besiedlung entstandenen deutschen Gemeinden in Nordbessarabien fallen ebenso wie die geringfügigen deutschen Gruppen in den Städten kaum ins Gewicht.

Im rumänischen «Altreich» finden sich bedeutendere deutsche Ansiedlungen nur in der Dobrudscha²⁷. Von Landnot getriebene deutsche Auswanderer aus Bessarabien und Südrussland hatten in diesem steppenartigen Landstrich südlich der Donaumündung nach 1840 – zunächst noch unter türkischer Herrschaft – insgesamt 30 Gemeinden besiedelt, in denen sie freilich zumeist mit Rumänen, Bulgaren, Tataren und Türken zusammenwohnten²⁸.

26 Zur Geschichte Bessarabiens und seiner deutschen Siedlungen vgl. «Bessarabien», Handwörterbuch (s. o.) Bd. I, S. 390 ff.

27 Dobrudscha*)		1912	1930		1941
		Nationalität	Nationalität	Muttersprache	Abstammung
Gesamtbevölkerung		380 440	815 475		519 297
Rumänen		216 440	360 572	369 110	415 897
	%	56,9	44,2	45,3	80,1
Bulgaren		50 512	185 279	183 593	} (s. Sonstige)
	%	13,3	22,7	22,5	
Türken, Tataren		42 248	179 991	183 018	
	%	11,1	22,1	22,4	
Deutsche		7 668	12 581	12 439	1 693
	%	2,0	1,5	1,5	101 037
Sonstige		63 562	77 052	67 315	0,3
	%	16,7	9,5	8,3	19,6

*) 1912 und 1941 ohne die von 1913–1940 zu Rumänien gehörende Süd-Dobrudeha, vgl. oben, S. 4 E, Anm. 5.

Unterlagen: 1912: Dicționarul statistic al României, întocmit pe baza rezultatelor definitive ale recensământului general al populației din 19 Decembrie 1912 (Bukarest 1914/15); vgl. Krallert, Bevölkerungszählung 1941, S. 32.
1930 und 1941: s. Anm. 7.

In den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung 1941 – nach der Umsiedlung der Volksdeutschen und dem rumänisch-bulgarischen Bevölkerungsaustausch auf Grund des Vertrags von Craiova – wurden Türken und Tataren (ca. 40'000 – 7,7%) nicht gesondert nachgewiesen.

28 Für die deutschen Siedlungen in der Dobrudscha vgl. «Dobrudscha», Handwörterbuch (s. o.), Bd. II (1936), S. 278 ff.; sowie neuerdings: Hans Petri, Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha (1956).

Von einem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet kann bei diesen um die Hafenstadt Konstanza und um Tulcea im Norden verstreuten Dörfern kaum die Rede sein.

Im eigentlichen «Regat», in den Provinzen Oltenia (Kleine Walachei), Muntenia (Grosse Walachei) und Moldau gab es stärkere deutsche Gruppen nur in den grösseren Städten: in Ploesti, Craiova, Galatz, Braila und Jassy mit (1930) jeweils zwischen 1'000 und 2'000 deutschen Einwohnern, insbesondere aber in der Metropole Bukarest, die nach der Zählung von 1930 etwa 15'000 Deutsche zählte, mehr als die gesamte Dobrudscha. Hatten sich in Bukarest schon im 18. und 19. Jahrhundert zahlreiche deutsche Familien niedergelassen, so wirkte die Landeshauptstadt nach 1918 in verstärktem Mass auch für die Deutschen der neu angegliederten Gebiete als Anziehungspunkt²⁹.

b. Bevölkerungszahl.

Rumänien wurde erst durch die Friedensschlüsse nach dem ersten Weltkrieg zum Nationalitätenstaat. Man wird es nicht zuletzt auf diese Tatsache zurückführen dürfen, dass die älteren Volkszählungen des Königreiches Muttersprache oder Volkszugehörigkeit der Einwohner nicht berücksichtigten. Für die angegliederten Gebiete bieten die Ergebnisse der vorhergehenden ungarischen, österreichischen und russischen Zählungen verwertbare Anhaltspunkte. Die neue rumänische Verwaltung leitete hier unmittelbar nach der Besitzergreifung in den Jahren 1919/20 Erhebungen ein, die auch die Nationalitätenverhältnisse klären sollten, doch blieben die Resultate unbefriedigend³⁰. Als daher 1930 nach langjährigen Vorbereitungen die erste allgemeine Volkszählung für Gross-Rumänien durchgeführt wurde, sollte diese in erster Linie dazu dienen, die Unterteilung der rumänischen Bevölkerung nach Volksgruppen (pe grupuri etnice) so genau wie möglich festzulegen³¹.

Der Herausgeber der amtlichen Zählungsergebnisse von 1930, Sabin Manuila, geht in seinem Vorwort auf die prinzipielle Problematik jeder um Genauigkeit bemühten Nationalitätenstatistik ein³². Eine objektive Feststellung der sprachlichen und abstammungsmässigen Volkszugehörigkeit jedes einzelnen Staatsbürgers wäre in der Praxis an sich schwer durchzuführen, in Gebieten nationaler Vermischung oder sprachlicher Überfrem-

29 Über das Deutschtum in Bukarest, vgl. Handwörterbuch Bd. I, S. 609 f. – Für die Statistik der Deutschen in Altrumänien, vgl. unten, S. 16 E mit Anm. 39.

30 Die Zählungsverfahren waren uneinheitlich; insbesondere die nur zum Teil auf echten Zählungen beruhenden Erhebungen für die ehemals ungarischen Gebiete wurden überdies durch politische Zielsetzungen in ihrem Wert beeinträchtigt. Vgl. dazu allgemein: W. Krallert, «Geschichte und Methode der Bevölkerungszählungen im Südosten. I. Rumänien» (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, Jg. 3, 1939, S. 489 ff.).

31 Recensământul general al populației României din 29 Decembrie 1930, hg. Sabin Manuila. Bd. II (Bukarest 1938), S. XI (Vorwort).

32 a.a.O., S. XI ff.

derung aber von vornherein zum Scheitern verdammt. Als einzige Alternative bleibt nach Ansicht Manuilas die subjektive Willenserklärung des Einzelnen im Zählungsfragebogen, obwohl auch dieser Methode manche Mängel anhaften. Die rumänische Volkszählung vom 29. Dezember 1930 versuchte auf dem letztgenannten Wege ein Höchstmass an Genauigkeit zu erlangen: Sie fragte einmal nach der Muttersprache (*limbă maternă*), der Sprache, «welche die Person zu Hause spricht und die sie von ihren Eltern gelernt hat», zum andern aber – in einer gesonderten Rubrik – nach der Volkszugehörigkeit (*apartenanță etnică, neam*), wobei sich jeder zu dem Volkstum bekennen sollte, mit dem er durch Tradition und Gefühl verbunden war (*neamul de care cineva se simte legat prin tradiție și sentimente*)³³.

Den sehr genauen Ergebnissen der 1930er Zählung lassen sich entsprechende Vergleichswerte aus den vorhergehenden Jahrzehnten leider nicht gegenüberstellen. Eine Gesamtdarstellung der Bevölkerungsentwicklung des rumänischen Deutschtums ist somit auf Grund der statistischen Daten nicht ohne Weiteres möglich; sie würde darüber hinaus, angesichts der verschiedenartigen Struktur der einzelnen deutschen Gruppen, weiterreichende Schlüsse kaum ermöglichen. So liess im Banat die nicht nur von der deutschen Bevölkerung geübte Geburtenbeschränkung die Entwicklung stagnieren³⁴, während ausgesprochen hohe Kinderzahlen in Bessarabien ein verhältnismässig starkes Anwachsen der dortigen deutschen Bauernbevölkerung bewirkten³⁵. Zusammenstellungen der für die einzelnen deutschen Siedlungsgebiete verfügbaren Unterlagen zeigen, dass sich der deutsche Bevölkerungsanteil in den Jahrzehnten zwischen 1880 und 1940 prozentual geringfügig vermindert hat, obwohl die absoluten Zahlen stetig anstiegen³⁶. Eine stärkere Umschichtung bewirkte das starke Anwachsen der rumänischen Staatsbevölkerung nach 1919 in den ursprünglich mehrheitlich deutschen Städten, in Temeschburg, Kronstadt, vor allem aber in Hermannstadt, dessen deutscher Bevölkerungsanteil von 71,9% im Jahre 1880 auf 37,0% im Jahre 1941 zurückging³⁷.

33 Vgl. das Formular der Haushaltsliste und die amtlichen «Anleitungen»: Krallert, a.a.O., S. 504 ff. (Anhang II, III); sowie Manuilas Vorwort (Recensământul II, S. XII).

34 Vgl. dazu Theodor Grentrop, Das Deutschtum an der Mittleren Donau in Rumänien und Jugoslawien (Deutschtum im Ausland, H. 32/33, 1930), S. 31h ff.; dazu auch Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums I (1933), S. 268. – Vgl. auch den geringfügigen absoluten Rückgang zwischen 1930 und 1939, unten S. 16 E und S. 17 E Anm. 43.

39 Vgl. Handwörterbuch I, S. 395. – Zur Frage der Auswanderung von Volksdeutschen nach den Ver. St. von Amerika, die insbesondere für das Banat, in geringerem Masse auch für Bessarabien ins Gewicht fällt, vgl. ebd., S. 217 ff., 396; sowie Ewald Ammende (Hg.), Die Nationalitäten in den Staaten Europas (1931), S. 422. Aus dem damals noch ungeteilten Banat sind im letzten Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg 77 148 Deutsche ausgewandert, aus dem rumänischen Banat in den Jahren 1921-1930 42 300.

36 Vgl. die von Krallert zusammengestellten Tabellen (Die Bevölkerungszählung in Rumänien 1941, S. 36 ff.), sowie auch die entsprechenden Abschnitte des Handwörterbuchs und die Anmerkungen zu Kap. I. a.

Zuverlässige Auskunft über die Gesamtzahl der vor Ausbruch des letzten Krieges in Rumänien ansässigen Volksdeutschen vermögen letztlich nur die Ergebnisse der Volkszählung von 1930 zu geben, da eine weitere Zählung vor den Gebietsveränderungen des Jahres 1940 nicht stattfand. Die Schwierigkeiten, die sich einer Auswertung der in ihrer Art mustergültigen Zählung entgegenstellen, sind angesichts der allgemeinen Bevölkerungssituation Rumäniens sehr viel geringer als etwa in Ungarn. Machten dort die engen politisch-nationalen und sprachlichen Verflechtungen zwischen Schwaben und Madjaren eine exakte zahlenmässige Erfassung der «Deutschen» fast unmöglich³⁸, so hatte sich das Deutschtum Siebenbürgens, Bessarabiens und der Bukowina von nationaler Vermengung und sprachlicher Überfremdung fast völlig freigehalten. Die schwäbische Bevölkerung des Banats fand nach 1919, trotz der vorangegangenen Madjarisierung, in ihrer überwiegenden Mehrheit zum deutschen Volkstumsbekenntnis zurück. Akut blieb das Problem eines national unentschiedenen «schwebenden Volkstums» lediglich für die in starkem Masse madjarisierten schwäbischen Siedlungen des Sathmar-Gebiets, deren Bewohner der deutschen Sprache zum Teil völlig entfremdet waren. Auch unter den Deutschen in den Städten des Altreichs wie in der Dobrudscha hatte eine gewisse Assimilierung, hier an das rumänische Staatsvolk, stattgefunden. In den Städten der Bukowina erschwert umgekehrt der hohe Prozentsatz deutschsprachiger Juden – die als eigene Nationalität gezählt wurden – eine saubere Trennung, soweit es um die zweite Rubrik der Zählung geht.

37 Bevölkerungsentwicklung der Städte	1880		1910		1930		1941
	Muttersprache	Muttersprache	Nationalität	Muttersprache	Abstammung		
Hermannstadt (insgesamt)	19 446	33 489	49 345				63 575
Deutsch	14 001	16 832	21 598	22 045			23 574
Rumänisch	71,9	50,3	43,8	44,7			37,0
	2 746	8 824	18 620	19 006			33 829
	14,2	26,3	37,7	38,5			53,1
Kronstadt (insgesamt)	29 584	41 056	59 232				84 557
Deutsch	9 599	10 841	13 014	13 276			16 210
Rumänisch	32,4	26,4	22,0	22,4			19,2
	9 079	11 786	19 372	19 378			49 463
	30,7	28,7	32,7	32,7			58,5
Temeschburg (insgesamt)	33 694	72 555	91 580				110 840
Deutsch	18 539	31 644	27 807	30 670			30 940
Rumänisch	55,0	43,6	30,4	33,5			27,9
	3 279	7 566	24 217	24 088			44 349
	9,8	10,4	26,4	26,3			40,0

(nach den Ergebnissen der amtlichen Volkszählungen; vgl. auch Krallert, Bevölkerungszählung 1941, S. 65 f., 69).

38 Vgl. dazu Dokumentation der Vertreibung II, S. 5 E ff.

Die Volkszählung von 1930 ergibt für die einzelnen deutschen Siedlungsräume folgendes Bild:

	Deutsche Volkszugehörigkeit	Deutsche Muttersprache
Siebenbürgen	237 416	237 881
Banat	275 369	281 067
Sathmar-Gebiet	31 067	21 845
Bessarabien	81 089	80 568
Bukowina	75 533	93 812
Dobrudscha	12 581	12 439
Alt-Rumänien (Moldau, Grosse und Kleine Walachei)	32 366	3 307 539
Rumänien insgesamt	745 421	760 687

Schon eine oberflächliche Betrachtung dieser Zahlen zeigt, dass deutsche Muttersprache und deutsche Volkszugehörigkeit sich nicht unbedingt decken. Ein für die Gemeinden vorgenommener Vergleich der Einzelresultate ergibt, dass von den 745'421 Personen deutscher Volkszugehörigkeit wenigstens 18'000 Deutsch nicht als ihre Muttersprache angegeben haben⁴⁰, während umgekehrt von den 760'687 Deutschsprechenden mehr als 30'000 sich nicht dem deutschen Volkstum zurechneten⁴¹. Die tatsächlichen Zahlen werden noch um ein geringes höher liegen. Man wird daher für das Jahr 1930, bei vorsichtiger Schätzung, mit 720'000 Rumänien-Deutschen rechnen dürfen, die durch Muttersprache und Volkstumsbekenntnis eindeutig als Deutsche ausgewiesen waren. Dazu kämen rund 25'000 Menschen, die sich noch als Deutsche fühlten, obwohl Madjarisch oder Rumänisch für sie zur Muttersprache geworden waren⁴².

Nach den amtlichen Bevölkerungskontrollen und Fortschreibungen des rumänischen Zentralinstituts für Statistik erhöhte sich die Zahl der Deutschen in Rumänien bis

39 Davon entfielen allein auf Bukarest 14'231 Einwohner mit deutscher Volkszugehörigkeit und 15'497 mit deutscher Muttersprache; die deutsche Bevölkerung von Bukarest war bis 1941 auf 25'888 angewachsen.

40 Hier kommen in erster Linie madjarisierte Schwaben, insbesondere des Sathmar-Gebiets in Frage, vgl. oben.

41 Dies gilt vor allem für die deutschsprechenden Juden in der Bukowina (vgl. dazu S. 10 E f., Anm. 22 und 24), in Temeschburg und Bukarest (vgl. oben, Anm. 39), daneben aber auch für kleinere Gruppen von Slowaken, Polen, Madjaren usw., die als Minderheiten in überwiegend deutschen Ortschaften lebten und – insbesondere, wenn sie der derselben Konfession wie die Deutschen angehörten – sprachlich germanisiert wurden. Interessant ist der in der Mehrheit von katholischen Schwaben bewohnte Industrieort Steierdorf-Anina (Plasa Gravita, Județ Caraș) im Banater Bergland, dessen Zählungsergebnis 1930 zeigt, dass fast 2'000 katholische Slowaken und 200 Polen Deutsch als ihre Muttersprache angaben.

42 Für das Sathmar-Gebiet müssen wahrscheinlich, über die Zahlen der amtlichen Zählung hinaus, weitere rund 10'000 Einwohner deutscher Abstammung angenommen werden, denen mit der vollständigen Madjarisierung auch die gefühlsmässige Zuordnung zum Deutschtum verlorengegangen war. Hier wird man jedoch nur noch sehr bedingt von «Deutschen» reden dürfen.

Ende 1939 auf 782'246⁴³. Die Zahl greift sicher nicht zu hoch, da nach der Umsiedlung von rund 200'000 Deutschen aus Bessarabien, der Bukowina, der Dobrudscha und dem Altreich⁴⁴, sowie der Abtrennung Nord-Siebenbürgens und des Sathmar-Gebiets mit etwa 70'000 deutschen Bewohnern⁴⁵ in der amtlichen Volkszählung von 1941 für Rest-Rumänien noch immer 542'325 Deutsche gezählt wurden⁴⁵. Unter Berücksichtigung der oben aufgezeigten Fehlerquellen wäre die Gesamtzahl der Volksdeutschen in Gross-Rumänien bei Kriegsausbruch somit zwischen 750'000 und 800'000 anzusetzen, wobei sich die Zahl der tatsächlich noch deutschsprechenden und sich als Deutsche fühlenden der unteren, die aller überhaupt deutschstämmigen Einwohner der oberen Grenze nähern würde.

c. Wirtschaftlich-soziale Struktur.

Von den 745'421 rumänischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit des Jahres 1930 wurden 192'879 in den Städten, 552'542 in ländlichen Gemeinden gezählt. Der

43 Es entfielen dabei auf Siebenbürgen	
Banat	252 551
Sathmar	273 732
Bessarabien	34 494
Bukowina	92 758
Dobrudscha	81 419
Alt-Rumänien	15 378
(Vgl. Sabin Manuila, Studiu etnografie asupra rest 1940.)	31 914 Deutsche.
44 Vgl. im Einzelnen unten, S. 46 E mit Anm. 31.	populației României, Bukarest 1944.)
45 Vgl. oben S. 7 E, Anm. 13, S. 9 E f., Anm. 21.	
46 Davon:	
Siebenbürgen	
Banat	
Süd-Bukowina	213 210
Dobrudscha	277 430
Alt-Rumänien	3 734
	1 693
	46 258

(Recensământul general al României din 1941 6 Aprilie, Bukarest 1944). – Inden von der Sowjetunion zurückgewonnenen Gebieten (Bessarabien, Nord-Bukowina, Herfa-Distrikt) wurden am 16. August 1941 5'518 Deutsche gezählt (vgl. die vorläufigen Ergebnisse bei Krallert, Bevölkerungszählung 1941, S. 24).

Im Gegensatz zu 1930 wurde bei den Volkszählungen von 1941 nicht nach der Volkszugehörigkeit, sondern nach der Abstammung (*originea etnică*) gefragt, wodurch die Entscheidungsfreiheit des Einzelnen gegenüber der Zählung von 1930 (vgl. oben S. 14E) wesentlich eingeschränkt wurde. Die Änderung dürfte in erster Linie eine genauere Erfassung des jüdischen Bevölkerungsteiles bezweckt haben; für die Judenpolitik des Antonescu-Regimes vgl. Hillgruber, a.a.O., S. 236 ff. (Anhang); vor allem aber Martin Broszat, «Das Dritte Reich und die rumänische Judenpolitik» (Gutachten des Inst. f. Zeitgeschichte, München 1957, Mskr.).

Als Ergebnis einer auf Anordnung von Volksgruppenführer Andreas Schmidt am 3. November 1940 vorgenommenen Bestandsaufnahme der Deutschen Volksgruppe in Rumänien wurden für den Gau Banat 310'509, für den Gau Siebenbürgen 219'722, für den Gau Altreich dagegen (wohl Schätzwert) nur 20'000, insgesamt also rund 550'000 Deutsche angegeben; vgl.: Dokumente der Deutschen Politik. «Das Reich Adolf Hitlers», hg. F. A. Six, Bd. VIII, 1 (1943), S. 394, Anm.

Anteil der städtischen Bevölkerung lag für die Deutschen mit 25,9% über dem Landesdurchschnitt (20%), da die Rumänen zu 83,4% Landbewohner waren⁴⁷. Schematische Statistiken dieser Art geben allerdings kein zuverlässiges Bild der sozialen Schichtung; zahlreichen Ackerbürgern in den Kleinstädten des Ostbanats standen Gewerbetreibende und Industriearbeiter in den ländlichen Grossgemeinden des Westens gegenüber. Grundsätzlich muss auch eine Betrachtung der wirtschaftlichen und sozialen Lage des rumänischen Deutschtums die strukturellen Verschiedenheiten der einzelnen Siedlungsgebiete beachten. Dennoch bleibt allgemein festzustellen, dass die Mehrzahl der deutschen Siedler, in Siebenbürgen wie in den Kolonisationsgebieten, im Banat, in Sathmar und Bessarabien, als Bauern ins Land gekommen waren, dass geschlossene bäuerliche Siedlungen die breite Grundlage des rumänischen Deutschtums stellten.

Die Siebenbürger Sachsen bildeten die wirtschaftlich bedeutendste und zugleich die in ihrer sozialen Gliederung ausgewogenste unter den deutschen Gruppen Gross-Rumäniens. Neben dem Bauerntum der sächsischen Dörfer, in denen die Höfe mittlerer Grösse (zwischen 5 und 10 ha) überwogen, fand sich in den Städten eine alteingesessene bürgerliche Schicht von Handwerkern, Geschäftsleuten, Beamten und Akademikern. Auch in den Städten und Grossgemeinden des Banats hatte sich freilich neben und aus dem wohlhabenden schwäbischen Bauerntum heraus ein breiter bürgerlicher Mittelstand von Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Akademikern gebildet; der relativ hohe Prozentsatz deutscher Arbeiter in den Industrieorten des Berglandes wie in den zunehmend industrialisierten Städten Temeschburg und Arad schuf hier besondere soziale Probleme⁴⁸. In der schwäbischen Bevölkerung des Sathmar-Gebiets war das bäuerliche Element klar vorherrschend, wobei die ursprünglichen Siedlerstellen durch Realteilung mehr noch als im Banat⁴⁹ zerstückelt worden waren. In noch stärkerem Masse als in den donauschwä-

47 Verteilung der Einwohner deutscher Volkszugehörigkeit auf Stadt und Land nach der rumänischen Volkszählung von 1930:

	Einwohner deutscher Natio- nalität insgesamt	Stadt	%	Land	%
Siebenbürgen	237 416	64 319	27,0	173 097	73,0
Banat	275 369	55 548	21,2	216 821	78,8
Sathmar-Gebiet	31 067	4 069	13,1	26 998	86,9
Bessarabien	81 089	3 336	4,1	77 753	95,9
Bukowina	75 533	33 481	44,3	42 052	55,7
Dobrukscha	12 581	2 479	19,7	10 102	80,3
Alt-Rumänien	32 366	26 647	82,3	5 719	17,7
Rumänien insges.	745 421	192 879	25,9	552 542	74,1

48 Zur Berufsgliederung der Banater Schwaben vgl. Handwörterbuch I, S. 269; Matthias Annabring, Volksgeschichte der Donauschwaben in Rumänien (1956), S. 31 f.

49 Nach einer Statistik Annabrings (a.a.O., S. 31) fielen von den landwirtschaftlichen Betrieben der Banater Deutschen 27 276 in die Grössenklasse 0–5 ha. 13 535 Betriebe besaßen zwischen 5 und 20 ha, 4582 zwischen 20 und 50 ha und 301 schliesslich über 50 ha Nutzfläche.

bischen Gebieten blieb in den deutschen Dörfern Bessarabiens das Bauerntum bestimmend. Obwohl den reichen Grossbauern der alten Kolonistendörfer um Tarutino in den jüngeren Ansiedlungen – in Bessarabien wie in der angrenzenden Dobrudscha – oft kaum lebensfähige Klein- und Kleinstbetriebe gegenüber standen⁵⁰, waren Gewerbe und Kleinindustrie in beiden Gebieten kaum entwickelt⁵¹. In der Bukowina batte das im Wesentlichen ungesteuerte Einströmen deutscher Siedler die Herausbildung eines organischen Sozialgefüges innerhalb der deutschen Bevölkerung verhindert. Neben einer unverhältnismässig hohen Zahl von Beamten und Rentnern als Hinterlassenschaft der österreichischen Verwaltung fanden sich hier Angehörige fast aller Berufsklassen, Kaufleute und Handwerker, Arbeiter, Häusler und schliesslich – vor allem in Nordosten der Provinz – auch Bauern in grösserer Zahl⁵².

60 Nach einer Übersicht vom 1. Januar 1935 bewirtschafteten von 1'676 dobrudscha-deutschen Bauernfamilien 450 weniger als 5 ha, 248 5-10 ha, 309 10–20 ha, 485 20-50 ha und 184 mehr als 50 ha (vgl. Handwörterbuch II, S. 281; dazu ebd., S. 285 f. «Agrarverfassung»).

61 Die nach der Umsiedlung des Jahres 1940 von der Einwandererzentralstelle aufgestellten Statistiken über die «Wirtschaftsstruktur der .. erfassten Erwerbspersonen» ergeben für die Volksdeutschen aus Bessarabien und der Dobrudscha folgende Gliederung:

Erwerbszweig	Bessarabien	Dobrudscha
Land- und Forstwirtschaft	86,8%	81,0%
Industrie und Handwerk	9,2%	12,3%
Handel und Verkehr	1,4%	3,2%
Öffentliche Dienste und private Dienstleistungen (freie Berufe)	1,7%	1,3%
Häusliche Dienste	0,9%	2,2%

(«Bericht über den Stand der Um- und Ansiedlung am 1.10.1942», hg. Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums. Mskr. Bundesarchiv Koblenz, Fasz. R 35/24). – Vgl. auch die vorläufigen Angaben in «Altersaufbau und Berufsgliederung der Umsiedler aus dem Nord- und Südbuchenland, Bessarabien und der Dobrudscha» (Wirtschaft und Statistik, Jg. 21, 1941, S. 151).

Für frühere Statistiken vgl. Andreas Pampuch, Heimkehr der Bessarabiendeutschen (1941), S. 33 (Bessarabien 1930); Handwörterbuch II, S. 281 (Dobrudscha 1935).

62 Aus den zitierten Erhebungen der Einwandererzentralstelle ergeben sich für die Deutschen der Bukowina folgende Werte:

Erwerbszweig	Nordbukowina	Südbukowina
Land- und Forstwirtschaft	43,1%	55,6%
Industrie und Handwerk	37,6%	32,3%
Handel und Verkehr öffentliche Dienste und freie Berufe	8,2%	5,0%
Häusliche Dienste	8,4%	4,1%
	2,7%	3,0%

Nach einer Selbstzählung der Bukowina-Deutschen aus den Jahren 1930-33 entfielen auf die Landwirtschaft 25,3%, auf Handwerk mit landwirtschaftlichem Nebenerwerb 10,4%, auf Gewerbe, Industrie und Handel 23,4%, auf Arbeiter, Tagelöhner und Häusler 23,4% und auf Freie Berufe und Festangestellte 17,5% (Handwörterbuch I, S. 617).

Die Zerschlagung des südosteuropäischen Grosswirtschaftsraumes beliess die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns in einer durch die allgemeine Nachkriegsentwicklung der Weltwirtschaft noch verschärften Krisensituation, die in Rumänien in den Jahrzehnten zwischen den Kriegen trotz der natürlichen Reichtümer des Landes nie ganz behoben werden konnte. Das innerhalb der deutschen Bevölkerung des Landes dominierende Bauerntum war von dem Verlust seiner alten Absatzgebiete, den Schwierigkeiten der Einordnung in das Gefüge der rumänischen Wirtschaft zunächst in besonders starkem Masse betroffen. Die rumänischen Agrarreformen der Jahre 1921 bis 1924 trafen – neben dem korporativen Besitz deutscher kirchlicher und kultureller Institutionen in Siebenbürgen und im Banat – vor allem das Grossbauerntum Bessarabiens⁵³. Die Bevorzugung von Stammes-Rumänen bei der Bodenverteilung bewirkte eine rumänische Unterwanderung deutscher Gemeinden. Da die Aufteilung der grossen Güter die Möglichkeit neuen Bodenerwerbs auch für die Folgezeit stark einschränkte, sahen sich zahlreiche deutsche Bauern, insbesondere aus dem Banat und aus Bessarabien, zur Auswanderung getrieben⁵⁴. Die im Vergleich zu den oft noch rückständigen rumänischen Bauernwirtschaften intensivere Bewirtschaftung der deutschen Höfe und die hochstehende Viehzucht liessen die vielfach genossenschaftlich zusammengefassten deutschen Bauern jedoch trotz der geschilderten Schwierigkeiten bald wesentlich zu den Überschüssen des Landes beitragen.

Besonders stark war der deutsche Anteil an Handwerk und Kleingewerbe des neuen Gesamtstaates, der auf rund 25% geschätzt wurde⁵⁵. Auch in der noch in der Entwicklung begriffenen rumänischen Industrie, sowie in Handel und Geldwirtschaft waren die deutschen Positionen nicht zu übersehen⁵⁶. Besonders in den gehobenen Berufssparten machten sich jedoch gewisse – schon in den Agrarreformen wahrnehmbare – nationalitätenfeindliche Tendenzen der rumänischen Politik hemmend bemerkbar.

Chauvinistisch-nationale Ressentiments, die bei den Rumänen sehr viel schwächer ausgebildet waren, als bei Slawen und Madjaren, hatten auf die Nationalitätenpolitik des

53 Vgl. Handwörterbuch I, S. 412; auch unten Bericht Nr. 4, S. 24. Über die minderheitenfeindlichen Tendenzen der Agrarreform vgl. allgemein Zsombor de Szasz, *The Minorities in Roumanian Transylvania* (1927), S. 155 ff.

54 Vgl. dazu S.14E, Anm. 35.

55 Vgl. E. Ammende, *Die Nationalitäten in den Staaten Europas*, S. 423. – Nach Angaben des Wirtschaftsamtes der Deutschen Volksgruppe in Rumänien gab es 1943 in Rumänien 3780 deutsche Handwerksbetriebe; der Prozentsatz der Handwerker unter der erwerbstätigen deutschen Bevölkerung sei jedoch von 1929 bis 1943 von 23% auf etwa 18% zurückgegangen (Bericht, Dokumentensammlung).

66 Dem erwähnten Bericht des Wirtschaftsamtes der Volksgruppenführung zufolge betrug der Anteil volksdeutscher Betriebe an der rumänischen Nahrungs- und Genussmittelproduktion rund 43%, an der Lederverarbeitung 27%, an der Papierfabrikation sogar 92%. Selbst auf dem schwerindustriellen Sektor Eisen und Metalle seien 18% der Produktion von volksdeutschen Betrieben kontrolliert worden. Die «Transylvania» und die schwäbische «Landwirte-Versicherung» hätten nach ihrer Fusion 1943 die drittgrösste Versicherungsanstalt des Landes gebildet, während die zusammengeschlossene «Hermannstädter und Kronstädter Allgemeine Sparkasse» zu den grössten rumänischen Banken zählte (a.a.O.).

gross-rumänischen Staates im ganzen nur geringen Einfluss. Besonders die rumänischen Liberalen entwickelten jedoch einen an französischen Staatsprinzipien orientierten Etatismus und Zentralismus, der die Stellung ihrer Politiker zur Minderheitenfrage bestimmte. Konnte dies einerseits zur Gewährung einzelner Konzessionen, besonders auf kulturellem Gebiet führen, um die Einfügung der zahlenmäßig starken Minderheiten in den Rahmen des Gesamtstaates zu erleichtern, so musste der Staat auf der anderen Seite darauf bedacht sein, die Stellung des rumänischen Staatsvolkes gegenüber den in mancher Hinsicht zunächst überlegenen nationalen Minoritäten mit allen Mitteln zu stärken. Diskriminierende Massnahmen der verschiedensten Art, das Bakkalaureat⁶⁷, rumänische Sprachprüfungen und der Zwang zur «Nostrifizierung» im Ausland erworbener akademischer Grade vor rumänischen Prüfungskommissionen erschwerten den Zugang zur Beamtenlaufbahn wie zu den akademischen Berufen⁶⁸.

Gefährlicher waren die immer wieder auflebenden Bestrebungen rumänischer Politiker, den sogenannten «*numerus valachicus*» – eingeführt zunächst an den Hochschulen als Mindestquote volksrumänischer Studenten – nicht nur auf die Verwaltung, sondern auch auf die gewerbliche Wirtschaft auszudehnen. Ein entsprechender Gesetzentwurf, der im Jahre 1937 veröffentlicht wurde, konnte freilich nur in stark gemilderter Form verwirklicht werden⁶⁹.

d. Konfessionelle Gliederung. Deutsches Schulwesen und rumänische Kulturpolitik.

Für die Behauptung der kulturellen Eigenständigkeit des rumänischen Deutschtums kam den Kirchen besondere Bedeutung zu. Die starke Stellung der Siebenbürger Sachsen beruhte nicht zuletzt auf der Tradition ihrer unabhängigen «Evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses» (A. B.). Der Übertritt zur lutherischen Reformation war 1550 von der sächsischen Nationsuniversität beschlossen worden. Immer wieder waren hinfort die evangelischen Landesbischöfe Wortführer des sächsischen Volkes. Die Kirche war Trägerin des deutschen Schulwesens wie des sächsischen Kulturlebens

67 Vgl. unten, S.26E.

68 Für die Auswahl der Beamten verfügte noch die rumänische Verfassung vom 27. Februar 1938 (Art. 27): «Nur rumänische Staatsbürger werden zu öffentlichen, zivilen und militärischen Ämtern zugelassen, wobei dem Mehrheits- und staatsgeschöpferischen Charakter des rumänischen Volkes Rechnung zu tragen ist.» Vgl. Arnold Werner, «Rumäniens Volksgruppenpolitik von den Karlsburger Beschlüssen 1918 bis zur Gegenwart» (Monatshefte für Auswärtige Politik, Jg. 5, 1938, S. 1070). – Vgl. allgemein Annabring, a.a.O., S. 44 f.; auch ebd., S. 23 ff.

69 Der Ende Juni 1937 veröffentlichte Entwurf eines «Gesetzes zum Schutze der nationalen Arbeit» des Industrie- und Handelsministers Valer Pop sah vor, dass das gesamte Personal aller Betriebe mit überwiegend inländischem Kapital der Volkszugehörigkeit der rumänischen Gesamtbevölkerung entsprechend zusammengesetzt sein müsse; Verwaltungsräte, Direktions- und Aufsichtsräte sollten danach zu mindestens 60%, Arbeiter und Angestellte aller anderen Kategorien zu 75 Rumänen sein (vgl. dazu Werner, a.a.O., S. 1069 f.).

überhaupt⁶⁰. Auch die deutschen Bauern Bessarabiens wurden wesentlich durch ihr evangelisches Bekenntnis vor nationaler und sprachlicher Überfremdung bewahrt. Schon 1920 kam es zu einer lockeren Vereinigung der evangelischen Kirche Bessarabiens mit der siebenbürgischen Schwesterkirche. Der 1926/27 konstituierten «Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien», deren Bischofssitz Hermannstadt blieb, gehörten auch die kleineren protestantischen Gruppen in der Bukowina, im Banat und im Altreich an⁶¹.

In der römisch-katholischen Geistlichkeit hatte die Madjarisierungspolitik der ungarischen Regierung eine ihrer wertvollsten Stützen gefunden. Nach dem Übergang des Banats an Rumänien vollzog sich in dieser Hinsicht eine deutliche Wendung. Das nach der Teilung des Banats geschaffene katholische Bistum Temeschburg wies eine schwäbische Dreiviertelmehrheit auf, die das Los der Diözese unmittelbar mit den volksdeutschen Interessen verknüpfen musste⁶². Der schon 1923 mit der Leitung der Temeschburger Administration betraute Schwabenbischof Augustin Pacha wurde zu einem der markantesten Repräsentanten des Banater Deutschtums⁶³. Seit 1930 stand auch die für das rein katholische Deutschtum des Sathmar-Gebiets zuständige Diözese Grosswardein unter der Leitung eines Schwaben, doch konnte sich Bischof Stefan Fiedler nur bedingt gegen den in seiner grossen Mehrheit madjarisch gesinnten Klerus durchsetzen⁶⁴. Im Allgemeinen befanden sich, vor allem in der Bukowina⁶⁵, deutsche Protestanten und

60 Vgl. im Einzelnen: Friedrich Teutsch, Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen, 2 Bde. (1921/22); ferner: Die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, Festschrift (Schriften des Inst. für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Univ. Marburg H. 2, 1923).

61 Nach Angaben der Evangelischen Landeskirche A. B. hatte diese 1922 in Siebenbürgen 230'697, in Bessarabien 66'385 Mitglieder, während die Zahl der Evangelischen in der Bukowina auf 20'000, im Banat auf 8'000 und im rumänischen Altreich auf 15'000 geschätzt wurde; die wenigen Madjaren, Slawen etc. in der Landeskirche fallen dabei kaum ins Gewicht (vgl. Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart, ¹1924, S. 304; zit. auch bei Theodor Grentrup, Das Deutschtum an der mittleren Donau, S. 51). – Eine Aufstellung des «Deutschen Volkskalenders für Bessarabien 1934» weist von den angesetzten 80'182 Bessarabien-Deutschen für das Jahr 1932 75'358 der Ev. Landeskirche zu (vgl. Handwörterbuch I, S. 417). Nach kirchlichen Zählungen in der Bukowina hatte die Ev. Landeskirche dort 1934 21'395 Mitglieder, denen 56 233 bukowinadeutsche Katholiken gegenüberstanden (Handwörterbuch I, S. 616). Unter den Volksdeutschen der Dobrudscha gab es 1935 7'189 Evangelische A. B., 4'228 Katholiken sowie eine grössere Anzahl von Baptisten und anderen Sektenmitgliedern (Handwörterbuch II, S. 281).

62 Genaue Zahlen fehlen hier, doch lassen die im Schematismus der Diözese enthaltenen Hinweise auf die Zusammensetzung der Pfarreien die Nationalitätenverhältnisse ungefähr erkennen; vgl. Grentrup, Das Deutschtum an der mittleren Donau, S. 57 f.

63 Vgl. über Bischof Pacha und die Stellung der Banater Geistlichkeit zur deutschschwäbischen Bewegung Grentrup, a.a.O., S. 85 ff.

64 Vgl. Stefan Wieser, «Wir rangen um unser Schwabentum» (Heimatbuch der Sathmarer Schwaben, 1952), S. 60 f.; auch Grentrup, a.a.O., S. 84 f.

65 Für die Konfessionsgliederung der Bukowina-Deutschen vgl. Anm. 61 – Die Katholiken der Bukowina unterstanden seit 1930 dem rumänischen Bistum Jassy, während die deutschen Katholiken in der Dobrudscha und im rumänischen Altreich unmittelbar der Erzdiözese Bukarest unterstellt waren.

deutsche Katholiken dem griechisch-orthodoxen Rumänentum gegenüber gleichermaßen auch kirchlich in der Minderheit, so dass den konfessionellen Unterschieden innerhalb des Deutschtums nur sekundäre Bedeutung zukam⁶⁶.

Besonders wichtig war die Arbeit der evangelischen wie der römisch-katholischen Kirche auf dem Gebiet des deutschen Schul- und Erziehungswesens. Für die Sicherung des muttersprachlichen Unterrichts in eigenen kirchlichen oder staatlichen Schulen war die Ausgangslage bei der Schaffung des gross-rumänischen Staates in den verschiedenen Gebieten des rumänischen Deutschtums ausserordentlich verschieden. Im Banat und im benachbarten Sathmar-Gebiet hatte die systematische Madjarisierungspolitik der ungarischen Regierung das im 19. Jahrhundert aufgebaute deutsche Schulwesen fast völlig zerstört⁶⁷. Mit dem politischen Erwachen des Banater Deutschtums nach 1918 setzte hier ein Wandel ein: die Schwaben forderten nun Kultur- und Schulautonomie⁶⁸. In Siebenbürgen hatte die autonome evangelische Landeskirche die von ihr gestützten deutschsprachigen Volksschulen – rund 250 an der Zahl – trotz des madjarischen Druckes zu behaupten vermocht⁶⁹. In Bessarabien waren zwar deutsche Volksschulen von den evangelischen Kirchengemeinden geschaffen worden, doch waren nur wenige den Russifizierungsbestrebungen der letzten Vorkriegsjahrzehnte entgangen⁷⁰. In der österreichischen Bukowina gab es ein ausgebautes System deutscher staatlicher Schulen, das von der Landesuniversität in Czernowitz gekrönt wurde⁷¹.

Der Kulturpolitik des neuen gross-rumänischen Staates schien in der Minderheitenfrage eine klare Linie zunächst zu fehlen. Der Minderheitenschutzvertrag vom 9. Dezember 1919, den die rumänische Regierung trotz starken Widerstrebens hatte unterzeichnen müssen, verpflichtete den rumänischen Staat nicht nur zur Duldung privater

66 Über die Rechtsstellung der Minderheitenkirchen im rumänischen Staat vgl. Grentrup, a.a.O., S. 98 ff.; sowie: ders., Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa. Eine Materialiensammlung (Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht, 1928), S. 278 ff.

67 Im damals noch ungeteilten Gesamt-Banat hatte sich die Zahl der deutschsprachigen Volksschulen von 192 im Jahre 1859 auf 34 im Jahre 1913/14 vermindert; im Sathmar-Gebiet gab es 1918 keine einzige deutsche Schule (vgl. Handwörterbuch I, S. 257–259). Zur Madjarisierung des ungarischen Schulwesens vgl. auch Dokumentation der Vertreibung II, S. 16 E f.

68 Vgl. Kaspar Hügél, «Das donauschwäbische Schulwesen während des Zweiten Weltkrieges» (Süddeutsche Heimatblätter Jg. 5, 1956), S. 68.

69 Von 447 deutschsprachigen Volksschulen in Ungarn im Jahre 1913 gehörten mehr als die Hälfte sowie sämtliche 9 deutschen Mittelschulen und Gymnasien den Siebenbürger Sachsen (vgl. u.a. Heimatbuch der Sathmarer Schwaben, 1952, S. 45 f. – Im Jahre 1920 verwaltete die Ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen 255 Volksschulen, 20 Mittel- und Oberschulen und 2 Lehrerseminare, wobei 4 der Volksschulen ausserhalb Siebenbürgens lagen (Stat. Jahrbuch der Ev. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, Jg. 12, 1922, S. 102; vgl. entsprechend F. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart, 2 1924, S. 349). Für 1930 wird die Zahl der Siebenbürger deutschen Volksschulen mit 263, die der Ober- (Mittel-) Schulen mit 15 angegeben (Denkschrift des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in München an den Weltkirchenrat in Genf, Mskr.).

70 Vgl. Handwörterbuch I, S. 418.

71 Im Jahre 1913 gab es in der Bukowina 87 rein deutschsprachige Volksschulen (davon 73 staatlich), 10 (6) deutsche höhere Schulen und 2 Lehrerseminare; vgl. Übersicht in Handwörterbuch I, S. 638.

und kirchlicher Minderheitenschulen, sondern auch zur Einrichtung staatlicher Elementarschulen mit muttersprachlichem Unterricht «in den Städten und Bezirken, wo ein beträchtlicher Prozentsatz rumänischer Staatsangehöriger mit einer anderen Sprache als der rumänischen wohnt». Sachsen und Szeklern wurde überdies die volle Autonomie in Schul- und Kirchenfragen zugebilligt – der einzige Fall, in dem ein Minderheitenschutzvertrag derartige Rechte korporativ erteilte⁷². Schon dem Beitritt der deutschen Minderheiten in Siebenbürgen, in der Bukowina und im Banat zu den Anschlussklärungen dieser Gebiete an Rumänien in den Jahren 1918/19 waren entsprechende Zusicherungen vorausgegangen⁷³.

Im Banat wie in Bessarabien kam es unmittelbar nach 1918 tatsächlich zu einer Konsolidierung des deutschen Schulwesens⁷⁴. Gleichzeitig wurde jedoch die wirtschaftliche Grundlage der deutschen evangelischen Schulen in Siebenbürgen durch die Agrarreformen nachhaltig erschüttert: Allein die Evangelische Landeskirche verlor 58'000 Joch (ca. 33'000 ha) Land⁷⁵. Die Czernowitzer Universität wurde schon im Jahre 1919 völlig rumänisiert. Unter Leitung des liberalen Kultusministers Dr. Constantin Angelescu (1922–26, erneut 1933–37) setzte sich dann in der rumänischen Schulpolitik ein eindeutig minderheitenfeindlicher Kurs durch. Das Gesetz über den staatlichen Volksschulunterricht vom 24. Juni 1924 sah zwar für Gemeinden mit anderssprachiger Bevölkerung eigene Schulen vor⁷⁶. Die Bestimmungen des Gesetzes wurden jedoch in zahlreichen Fällen umgangen. Rumänische Sprachprüfungen führten zum Ausscheiden deutsche Lehrer, andere wurden an rumänische Schulen des Altreichs versetzt. Selbst in den nominell «deutschen» Schulen blieb dem muttersprachlichen Unterricht infolge der gesetzlich verankerten Einführung zahlreicher rumänischer Pflichtstunden vom 2. Volksschul-

72 Für den Text der fraglichen Artikel (9–11) des Minderheitenschutzvertrages vgl. den zweisprachigen Teilabdruck bei Grentrup, *Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten kath. Konfession in Europa* (1928), S. 280 ff.

⁷³ Vgl. im Einzelnen unten, S. 27 E f.

74 In Bessarabien gab es 1923 nach F. H. Reimesch (*Die deutsche Schule in der Welt*, o. J., S. 42) 103 evangelische und 3 katholische Volksschulen, 2 Oberschulen und eine Lehrerbildungsanstalt (Wernerschule in Sarata); für das Banat vgl. *Handwörterbuch I*, S. 275 f.

75 Über das rumänische Agrarreformgesetz vom 31. Oktober 1921 und seine Auswirkungen vgl. E. Ammende, *Die Nationalitäten in den Staaten Europas* (1931), S. 415 ff.; Th. Grentrup, *Das Deutschtum an der mittleren Donau*, S. 144 ff.; auch E. Wittstock, *Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Siebenrichter-Waldungen* (1931). Am 10. März 1937 beschloss der rumänische Senat schliesslich noch die Auflösung der Siebenbürgisch-Sächsischen Nationsuniversität, deren Vermögen zwischen dem orthodoxen Erzbischof Hermannstadt und der Ev. Landeskirche – im Verhältnis 3:1 – aufgeteilt wurde; vgl. dazu Walter Hoffmann, *Rumänien von Heute* (1941), S. 98 f.

76 Für den Text des «Gesetzes über den staatlichen Volksschulunterricht und den Unterricht in den Volksschullehrerbildungsanstalten» vom 30. Juni 1924 (veröff. «Monitorul Oficial» I, Nr. 161, 26. Juli 1924) vgl. Kurt Rühlmann (Hg.), *Das Schulrecht der deutschen Minderheiten in Europa. Eine Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen* (Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht, 1926), S. 472–534.

jahr an nur relativ schmaler Raum⁷⁷. Da die alten Gemeinde- und Privatschulen verstaatlicht wurden, blieb lediglich der Ausweg kirchlicher Schulen. Das Partikulargesetz vom 22. Dezember 1925 bot den Kirchen die Möglichkeit zur Gründung und Erhaltung eigener Schulen, in denen dem Staat nur beschränkte Aufsichtsrechte zustanden⁷⁸.

War das deutsche Schulwesen in Siebenbürgen schon in ungarischer Zeit von der evangelischen Landeskirche getragen worden, so sah sich nunmehr auch das katholische Deutschtum des Banats auf den Weg der deutschen Konfessionsschule verwiesen. Aufs Ganze gesehen verlief die Entwicklung der deutschen Schulen im Banat wie im Sathmar-Gebiet in der Folgezeit nicht unbefriedigend, wenn auch zahlreiche Wünsche offen blieben. In Sathmar konnte die Zahl der deutschen Schulen in den Jahren 1926–30 von einer auf 22 vermehrt werden⁷⁹. Im Banat und noch stärker im Sathmar-Gebiet wurde zudem die deutsche Volkstumsarbeit in den Jahrzehnten nach dem ersten Weltkrieg von dem auf Schwächung des madjarischen Elements bedachten rumänischen Staat toleriert, ja sogar gefördert. In der Bukowina und in Bessarabien jedoch führte die nach vorübergehender Lockerung mit dem erneuten Amtsantritt Angelescus verschärft einsetzende Rumänisierungspolitik zur fast restlosen Beseitigung der deutschsprachigen Schulen, da den Deutschen dieser Gebiete die Mittel zum Aufbau eigener Schulen fehlten⁸⁰. In den zum

⁷⁷ Einen guten Überblick über die Stellung der «staatlichen Minderheitenschulen für die deutschen Kinder» in Rumänien während der folgenden Jahre gibt Grentrup (Das Deutschtum an der mittleren Donau, S. 217 ff.).

⁷⁸ Vgl. Friedrich Müller, Das Gesetz über das nichtstaatliche Schulwesen Rumäniens (Hermannstadt 1925/26). Teilabdruck als Anlage 2, S. 125 E f. – Vgl. dazu auch eine vorläufige Verordnung über die konfessionellen Volksschulen in Siebenbürgen vom Herbst 1923, abgedruckt Rühlmann, a.a.O., S. 470 ff. Über die Entwicklung und Rechtsstellung der konfessionellen Schulen in Rumänien: Grentrup, Das Deutschtum an der mittleren Donau, S. 243 ff.

⁷⁹ 1933 gab es im rumänischen Banat 74 konfessionelle (davon 68 katholische) und 103 staatliche Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache (z.T. deutsche Sektionen in rumänischen Schulen), 13 Mittelschulen (davon 9 konfessionell-katholisch), je ein staatliches und ein katholisches Knabenlyzeum und 2 katholische Lehrerseminare (Handwörterbuch I, S. 277). Frühere Vergleichszahlen: W. Winkler, Stat. Handbuch für das gesamte Deutschtum (1927), S. 532; Grentrup, Das Deutschtum an der mittleren Donau, S. 246 ff.; E. Ammende, a.a.O., S. 417 f. – Im Sathmar-Gebiet gab es 1926 nur eine deutsche Volksschule (in Scheindorf), 1930 bereits 22 (davon 13 konfessionell-katholisch, 1 evangelisch, 7 staatlich und 1 privat), 1939 schliesslich 32 (davon 18 katholisch und 11 staatlich), sowie eine deutsche Sektion am Gymnasium zu Karol (vgl. Grentrup, a.a.O., S. 245; Ammende, a.a.O., S. 417; Matthias Annabring, Volksgeschichte der Donauschwaben in Rumänien, S. 20).

⁸⁰ Von 73 Staatsvolksschulen mit deutscher Unterrichtssprache im Jahre 1913 bestanden in der Bukowina 1924 noch 31, 1928 noch eine einzige; Ende 1933 war die Zahl der deutschen Volksschulen oder Sektionen wieder auf 21 gestiegen, von denen jedoch bereits im Folgejahr mindestens 5 erneut rumänisiert wurden; in den Jahren vor Kriegsausbruch können wohl neben den deutschen Sektionen der staatlichen Gymnasien in Czernowitz und Radautz nur 6 konfessionelle Volksschulen (5 evangelisch, 1 kath.) als deutsche Schulen gerechnet werden (Handwörterbuch I, S. 636 f.; H. Weczerka, Die Deutschen im Buchenland, 1955, S. 35). – Für Bessarabien vgl. Handwörterbuch I, S. 417 f.; auch Grentrup, Deutschtum an der mittleren Donau, S. 245. An den

Teil noch ärmeren Gemeinden der Dobrudscha war es – mit wenigen Ausnahmen – nie zur Einrichtung deutscher Schulen gekommen⁸¹.

Die deutschsprachigen Mittel- und Oberschulen wurden von den Rumänisierungsbestrebungen nicht in derselben Masse wie die Volksschulen betroffen⁸². Hier bildete jedoch das durch Gesetz vom 25. März 1925 eingeführte Bakkalaureat, das – unabhängig von den Abschlussprüfungen der deutschen Schulen – vor rumänischen Kommissionen in rumänischer Sprache abgelegt, allein zum Studium an rumänischen Hochschulen berechnete, einen schweren Hemmschuh⁸³.

In den Jahren der Königsdiktatur Carols II., die den demokratisch-parlamentarischen Staat in Rumänien 1938 beseitigte, schien sich – möglicherweise aus aussenpolitischen Rücksichten⁸⁴ – eine entgegenkommendere Behandlung des Schulproblems anzubahnen. Nach Massgabe der bereits im Schulgesetz von 1924 enthaltenen Bestimmungen sollten nun an Orten mit mehr als 30 Schulpflichtigen fremder Muttersprache im Rahmen des staatlichen Schulwesens eigene Schulen oder doch Schulzüge geschaffen werden, die den Unterricht in dieser Sprache erteilten⁸⁵. Durch Gesetz vom 8. November 1941 wurde die inzwischen zur juristischen Person öffentlichen Rechts erklärte Deutsche Volksgruppe in Rumänien zum Träger aller deutschsprachigen Schulen gemacht; ohne Rücksicht auf ihre frühere Rechtsstellung wurden alle deutschen Schulen den rumänischen Staatsschulen rechtlich gleichgestellt, wobei sie jedoch in allen schulischen Fragen allein dem Schulumt der Volksgruppenführung unterstanden⁸⁶. Diese Entwicklung zur Schulautonomie, die die Volksdeutschen schon seit den Anfängen des gross-rumänischen Staates angestrebt hatten, vollzog sich jetzt allerdings unter dem politischen und ideologischen Vorzeichen der nationalsozialistischen Volksgruppenpolitik. Betroffen waren von der Neuregelung auch die Kirchen, die sich nur widerstrebend zu der gefor-

ehemals deutschen Volksschulen, die als Kirchengemeindeschulen begründet und später verstaatlicht worden waren, waren 1932 184 deutsche und 94 nichtdeutsche Lehrkräfte, 1937 nur noch 136 deutsche gegenüber 214 nichtdeutschen tätig (vgl. A. Pampuch, Heimkehr der Bessarabiendeutschen, 1941, S. 36). Als eigentlich deutsche Schulen blieben lediglich die in evangelische Konfessionsschulen umgewandelten Lyzeen in Tarutino und die Wernerschule in Sarata erhalten.

81 Vgl. Handwörterbuch II, S. 289; Hans Petri, Geschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha (1956), S. 27-29. – Die Auswirkungen des mangelhaften oder fehlenden deutschsprachigen Unterrichts spiegeln sich in den Berichten Nr. 72, S. 314 ff. und Nr. 7, S. 35 ff.

82 Vgl. besonders Anm. 80. – Vgl. hierzu auch den Text der Verordnung über den Mittelschulunterricht in Siebenbürgen vom 1. September 1923 (abgedruckt Rühlmann, a.a.O., S. 535 ff.).

83 Für den Text des Bakkalaureats-Gesetzes vgl. Rühlmann, a.a.O., S. 538 ff. Über die Auswirkungen des Bakkalaureats für die Absolventen der Minderheitenschulen vgl. Grentrup, Das Deutschtum an der mittleren Donau, S. 204 ff.

84 Vgl. dazu einen Vermerk über die Unterredung König Carols mit Göring am 26. November 1938 in Leipzig: Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918 bis 1945. Aus dem Archiv des Deutschen Auswärtigen Amtes. Serie D, Bd. V (1953), S. 289.

85 Vgl. dazu A. Werner in: Monatshefte für Auswärtige Politik, Jg. 5 (1938), S. 1073 ff.; auch Annabring, a.a.O., S. 21.

86 Für den Text des Gesetzes vgl. Anlage 5, S. 130 E ff.

dernten Übergabe ihrer Schulen an die Volksgruppe bereitfinden; lediglich die Mädchen-Schulen des Notre-Dame-Ordens im Banat blieben ausgenommen. 1942 verfügte die Deutsche Volksgruppe in Rumänien über 457 Volksschulen, 27 Mittel- und Oberschulen und 4 Lehrerbildungsanstalten in den verbliebenen Gebieten⁸⁷. Nord-Siebenbürgen unterstand Ungarn, die Bukowina-, Bessarabien- und Dobrudscha-Deutschen waren schon zwei Jahre zuvor umgesiedelt worden.

e. Politische Struktur und Verhältnis zum rumänischen Staat.

Nath dem militärischen Zusammenbruch Österreich-Ungarns trat am 30. November 1918 in der siebenbürgischen Stadt Karlsburg (Alba-Iulia) eine «Nationalversammlung der ungarländischen Rumänen» zusammen, die am folgenden Tage den Anschluss an Rumänien erklärte. Als «Fundamentalprinzip für die Begründung des neuen rumänischen Staates» proklamierte sie zugleich «volle nationale Freiheit für alle mitwohnenden Völker»⁸⁸. «Jedes Volk», so hiess es, «wird sich in seiner eigenen Sprache unterrichten, verwalten und richten, und zwar durch Angehörige des eigenen Volkes. Jedes Volk wird das Recht haben, in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Regierung des Landes gemäss der Zahl der Menschen, aus denen es sich zusammensetzt, vertreten zu sein.» Diese sogenannten «Karlsburger Beschlüsse» sind zwar nie ausdrücklich widerrufen worden, doch hat sie die rumänische Regierung andererseits nie als staatsrechtlich bindend anerkannt⁸⁹.

Dennoch gab der für den 9. Januar 1919 nach Mediasch einberufene Sachsentag wesentlich unter dem Eindruck dieser Beschlüsse seine Zustimmung zu der Anschlussklärung von Karlsburg⁹⁰. Der Sachsen und Rumänen verbindende Widerstand gegen die Madjarisierungspolitik der ungarischen Regierung hatte die Entscheidung zweifellos er-

87 Vgl. Walter Hoffmann, Rumänien von Heute (²1942), S. 120. – Im Banat bestanden neben den nun volksgruppeneigenen 2 Lehrerseminaren und 11 Mittel- und Oberschulen (davon 1 Handelsschule) unter Leitung des Notre-Dame-Ordens ein kath. Lehrerinnenseminar, 1 Lyzeum und 5 Mädchenmittelschulen (K. Hügel in Südostdeutsche Heimatblätter 5, 1956, S. 66).

Auf die durch den Wiener Schiedsspruch abgetrennten Gebiete entfielen in Nord-Siebenbürgen 47 Volksschulen des evangelischen Generaldekanats, dazu u.a. die ebenfalls kirchliche Lehrerbildungsanstalt Sächsisch-Reen, im Sathmar-Gebiet die erwähnten 32 Volksschulen (Anm. 79) mit der zur selbständigen Bürgerschule erhobenen Sektion des rumänischen Gymnasiums in Karol.

88 Für den Text der «Karlsburger Beschlüsse» vgl. Anlage 1, S. 123 E f. – Zur politischen Situation vgl. R. W. Seton-Watson, A History of the Roumanians from Roman Times to the Completion of Unity (1934), S. 532 ff.

89 Über Bedeutung und Auswirkungen der Karlsburger Beschlüsse vgl. Zsombor de Szasz, The Minorities in Roumanian Transylvania (1927), S. 22 ff., 319 ff.; Th. Grentrup, Das Deutschtum an der mittleren Donau (1930), S. 13 ff.; A. Werner in Monatshefte für Ausw. Politik, Jg. 5 (1938), S. 1067 f.; Annabrung, a.a.O., S. 4 ff.

90 Die entsprechende Erklärung der Mediascher Versammlung findet sich auszugsweise in: Dokumente der Deutschen Politik, Bd. VIII, 1, S. 393, Anm. 2; vgl. dazu Bischof Friedrich Teutsch (Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart, 21924, S. 292 f.); auch Zsombor de Szasz, a.a.O., S. 317 f.

leichtert. Die nicht nur durch die gemeinsame katholische Konfession stärker an Ungarn gebundenen Schwaben widerstrebten der Loslösung, mehr noch aber der Teilung des Banats zunächst mit aller Entschiedenheit. Erst am 10. August 1919, als rumänische Truppen den Osten des Banats bereits besetzt hatten, erklärte der «radikaldeutsche» Flügel des schwäbischen Pfationalrats seine Bereitschaft zum Anschluss an Rumänien; nach Veröffentlichung der Verträge von Trianon und Sèvres im Sommer 1920 mussten sich dann freilich auch die noch länger zurückhaltenden «Gemässigten» unter Dr. Kaspar Muth den neuen Verhältnissen anpassen⁹¹. Am 7. März 1919 billigten – angesichts der bolschewistischen Drohung im Osten – auch die Deutschen Bessarabiens als erste Minderheit ihres Landes die schon im April 1918 erfolgte Vereinigung der zunächst ausgerufenen «autonomen Moldowanischen Republik» mit Rumänien⁹². Wichtiger noch war es, dass sich die gewählten Vertreter des Buchenland-Deutschtums gegen die Bemühungen des in Lemberg gegründeten ukrainischen Nationalrats am 26. November 1918 – nach Bewilligung ihrer ausführlich niedergelegten politischen und kulturellen Forderungen – eindeutig für einen Anschluss der Bukowina an Rumänien aussprachen⁹³.

Die Siebenbürger Sachsen verfügten als einzige der deutschen Gruppen des neuen Gross-Rumäniens über eine selbständige politische Tradition. Art. 11 des Minderheitenschutzvertrages von 1919 trug dieser Sonderstellung Rechnung, indem er neben den madjarischen Szeklern als einziger deutscher Gruppe den Sachsen die lokale Autonomie in Kirchen- und Kulturfragen garantierte⁹⁴. Jahrhundertlang hatte die «Nationsuniversität» die Geschicke des sächsischen Volkes geleitet. Sie hatte ihre politischen und richterlichen Funktionen nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich verloren, doch der Sachsentag blieb als Institution bestehen und konnte 1919 nach 23jähriger Pause erneut zusammentreten. Der zunächst unter Führung von Dr. Rudolf Brandsch gebildete «Deutsch-sächsische Volksrat für Siebenbürgen» schuf lediglich eine neue Form, die an die Stelle der alten «Nationsuniversität» trat⁹⁵. Fast zwangsläufig fiel die Führungsrolle innerhalb des gross-rumänischen Deutschtums in den folgenden Jahren den Siebenbürger Sachsen zu.

In den anderen volksdeutschen Gruppen bewirkte erst die geforderte politische Entscheidung, die Notwendigkeit, dem neuen rumänischen Staat gegenüber Stellung zu beziehen, zu einer organisatorischen Zusammenfassung – zum Teil nach Überwindung interner Gegensätze. In Bessarabien bildete sich aus dem Bezirkskomitee Tarutino des 1917 gegründeten «Allrussischen Verbandes russischer Bürger deutscher Nationalität» ein «Deutscher Volksrat für Bessarabien», der 1926 in Anlehnung an das siebenbürgisch-sächsische Volksprogramm die endgültigen «Satzungen der bessarabi-

91 Vgl. Handwörterbuch I, S. 265 f., 269; Annabring, a.a.O., S. 6 ff.; dazu auch Zsombor de Szasz, a.a.O., S. 319.

92 Vgl. Handwörterbuch I, S. 411.

93 Vgl. ebd., S. 630 f.

94 S. oben, S. 24 E f. mit Anm. 72.

95 Gesetzlich aufgelöst wurde die Nationsuniversität erst Anfang 1937, vgl. oben, S. 24E, Anm. 75; zur Geschichte auch S. 7 E.

schen deutschen Volksgemeinschaft» ausarbeitete⁹⁶. In der Bukowina waren schon die Anschlussverhandlungen des Jahres 1918 von einem deutschen Volksrat geführt worden, der nach einer Neuordnung des Jahres 1920 in Kreisausschüssen der «Volksgemeinschaft» gewählt wurde, die ihrerseits aus den gewählten Ortsräten der deutschen Gemeinden hervorgingen⁹⁷. Im Banat kam es erst nach dem eindeutigen Sieg der Autonomie-Partei Dr. Muths über die radikale deutsch-schwäbische Volkspartei in den rumänischen Parlamentswahlen von 1920 zur Gründung einer gemeinsamen «Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft» (13. März 1921), die den neuen politischen Gegebenheiten Rechnung trug und zur Zusammenarbeit mit den siebenbürgisch-sächsischen Politikern bereit war⁹⁸.

Am 18. September 1921 wurde in Czernowitz, als allerdings sehr lockere Dachorganisation aller Volksdeutschen in Rumänien, der «Verband der Deutschen in Rumänien» gegründet, dessen Vorsitz zunächst der Sachse Rudolf Brandsch (bis 1931), dann der Schwabe Kaspar Muth (1931 bis 1935) innehatte. Das Schwergewicht der Volkstumsarbeit verblieb bei den volksdeutschen Organisationen der einzelnen Siedlungsgebiete, den Nachbarschaften, Orts- und Kreisausschüssen, an deren Spitze die Volksräte mit ihren Obmännern standen. Trotz übereinstimmenden Aufbaus war die tatsächliche Bedeutung dieser Organisationen gebietsweise sehr verschieden. In Bessarabien mit seiner im Grunde unpolitischen Bauernbevölkerung und mehr noch in der Dobrudscha⁹⁹ blieb die «Volksgemeinschaft» Angelegenheit einer schmalen Schicht von Intellektuellen, oft Lehrern und Pfarrern. Im Sathmar-Gebiet wurde die Untergruppe der «Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft» Instrument zur Wiedererweckung des fast völlig verschütteten Deutschtums.

Gegenüber dem rumänischen Staat fanden sich die, politischen Führer des Deutschtums – nach endgültiger Klärung der Grenzfrage auch die Banater Schwaben – zu loyaler Mitarbeit auf dem Boden der parlamentarischen Verfassung bereit. Auch der rumänischen Regierung musste angesichts der Revisionsansprüche des neuen Ungarns und der UdSSR, die sich auf die starken madjarischen und ukrainisch-russischen Minderheiten in den Grenzgebieten stützen konnten, an einem Zusammenwirken mit den Deutschen der neuen Provinzen gelegen sein. Die deutsche Volkstumsarbeit im Sathmar-Gebiet wurde daher von den rumänischen Behörden offen gefördert¹⁰⁰.

96 Vgl. Handwörterhuld I, S. 411 f.

97 Vgl. ebd., S. 630 f. – Die politischen Gegensätze, die in der Bukowina, ähnlich wie im Banat, zwischen der nationalen Partei («Deutscher Volksbund») und dem kirchlichen «Katholischen Volksbund» bestanden, konnten zunächst nicht ausgeschaltet werden und wirkten in den Wahlen für Volksrat und Vollzusausschuss weiter (a.a.O.).

98 Vgl. Handwörterbuch I, S. 269; Annabring, a.a.O., S. 33 ff.

99 In der Dobrudscha war 1924. dem Vorbild der deutschen Gruppen in den neu angegliederten Gebieten folgend, ein «Verband rumänischer Bürger deutscher Abstammung in der Dobrudscha» gegründet worden, der sich 1931 dem «Verband der Deutschen in Rumänien» anschloss; vgl. Handwörterbuch II, S. 287 f.

100 Vgl. dazu u.a. Hugh Seton-Watson, Osteuropa zwischen den Kriegen 1918–1941 (dt.: 1948), S. 322, 329.

1920 wie in den späteren Wahljahren kam es zu Wahlabsprachen der volksdeutschen Politiker mit der jeweiligen Regierungspartei, die den Deutschen in jedem der zum Teil sehr kurzlebigen rumänischen Parlamente der Jahre 1920 bis 1938 eine grössere Zahl von Abgeordneten- und Senatorensitzen sicherten. Die «Deutsche Partei»¹⁶, der fraktionelle Zusammenschluss der deutschen Volksvertreter, bildete eine deutsche parlamentarische Vertretung, wie sie in dieser Stärke – die Zahl der volksdeutschen Kammerabgeordneten schwankte zwischen 4 und 10 – gleichzeitig weder in Ungarn noch in Jugoslawien vorhanden war¹⁰¹. Die vor den Wahlen gegebenen Zusicherungen wurden freilich von den jeweils siegreichen Regierungen vielfach nicht eingehalten. Die unverbindlichen Formulierungen der Verfassung von 1923 bedeuteten eine Enttäuschung für die deutschen Parlamentarier, die auch andere minderheitenfeindliche Massnahmen, insbesondere der Liberalen, nicht verhindern konnten¹⁰². Das Hauptziel der volksdeutschen Politik, die Verabschiedung eines Minderheitenstatuts, das die Zusicherungen der Karlsburger Beschlüsse verwirklichen sollte, wurde bis zum Ende der 30er Jahre nicht erreicht¹⁰³. Dennoch gelang es den Männern der Deutschen Partei, die zunächst von Brandsch, seit 1922 von dem gleichfalls aus Siebenbürgen stammenden Dr. Hans Otto Roth geführt wurde, manche Härte zu mildern. Die Deutschen genossen in dieser Periode zweifellos eine gewisse Vorzugsstellung¹⁰⁴, die sich auch in der Berufung des Sachsen Rudolf Brandsch auf den 1931 geschaffenen Posten eines Unterstaatssekretärs für Minderheitenfragen manifestierte.

Die Volksdeutschen in Rumänien waren räumlich weit von ihrem Mutterland getrennt; sie waren keine Grenzminorität, wie in Rumänien die Madjaren, Ukrainer und Bulgaren oder die Deutschen im Sudetenland, in Posen und Nordschleswig. Wurden schon dadurch zahlreiche Konfliktmöglichkeiten ausgeschaltet, so beruhte das positive innerpolitische Verhältnis zwischen Deutschen und Rumänen darüber hinaus auf der traditionellen sächsisch-rumänischen Solidarität, die die sächsischen Führer des rumäni-

101 Das dem faschistischen Italien entlehnte rumänische Wahlgesetz vom 27. März 1926 zwang kleinere Gruppen faktisch zu Wahlabsprachen, da es der jeweils stärksten Partei automatisch zwei Drittel der zuletzt insgesamt 387 Mandate in der Abgeordnetenkammer (Camera Deputaţilor) zusprach. – Für eine derartige Wahlabsprache zwischen den Liberalen und der Deutschen Partei vor den Dezemberwahlen 1933, die damals noch eine Zurückdämmung des rumänischdeutschen Nationalsozialismus bewirken sollte, vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart 1933, S. 1176 R.

102 Vgl. dazu Zsombor de Szász, a.a.O., S. 322 ff.

103. Die im Minderheitenschutzvertrag von 1919, in der rumänischen Verfassung von 1923 (Teilabdruck: Grentrup, Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten, S. 284 f.) sowie auch in den Schulgesetzen verankerten Rechte wurden stets nur dem einzelnen Minderheitenbürger, nicht aber der gesamten Minderheit als Korporation zugebilligt; eine Ausnahme bildete, wie erwähnt, die Stellung der Siebenbürger Sachsen im Minderheitenschutzvertrag.

104 Vgl. dazu etwa Zsombor de Szász, a.a.O., S. 320, 322. Vgl. auch den bei E. Ammende (Die Nationalitäten in den Staaten Europas, 1931, S. 386 ff.) abgedruckten Bericht über das ungarische Unterrichtswesen in Rumänien, demzufolge während des ersten Jahrzehnts nach dem ersten Weltkrieg in den Rumänien angegliederten Gebieten allein 472 ungarische konfessionelle Schulen geschlossen wurden.

schen Deutschtums vor allem mit der siebenbürgischen Nationalpartei, der späteren national-laranistischen Partei Julius Manius verband. Hinzu kam eine gewisse politische Zweckgemeinschaft, das gemeinsame Festhalten an der verfassungsmässigen demokratischen Ordnung, das die einsichtige Kompromissbereitschaft der deutschen Parlamentsvertreter weitergehenden eigenen Wünschen voranstellte. Dieses gute Verhältnis wurde erst in Frage gestellt, als die gemässigte bürgerliche Führungsschicht der Rumänien-Deutschen zu Beginn der 30er Jahre – parallel zum Zerfall des Weimarer Staates und zum Aufkommen autoritärer Gruppen wie der «Eisernen Garde» in Rumänien – von radikaleren Kräften verdrängt wurde.

Vor dem ersten Weltkrieg stand für die später im gross-rumänischen Staat zusammenstreichenden volksdeutschen Gruppen das schwäbische oder sächsische Gemeinschaftsbewusstsein im Vordergrund. Schon das Erscheinen deutscher Truppen auf dem Balkan nach 1916 hatte jedoch in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas ein verstärktes Gefühl der Verbundenheit und der nationalen Zugehörigkeit zum deutschen Mutterland lebendig werden lassen. Mit dem Ende des Krieges, das die radikale Lösung aus den bisherigen, zum Teil auch gefühlsmässig bejahten staatlichen Bindungen, die Einfügung in ein neues und zunächst fremdes Staatswesen mit sich brachte, war das sprachlich-kulturelle Deutschbewusstsein für die betroffenen Volksdeutschen immer ausschliesslicher zur bestimmenden Grundlage ihres Nationalgefühls geworden. Am klarsten war diese Tendenz bei den Banater Schwaben, abgeschwächt auch bei den Deutschen der Bukowina und Bessarabiens zu beobachten. Bei den Sachsen hatte eine ähnliche Entwicklung bereits mit dem Verlust der territorialen Selbständigkeit Siebenbürgens im Jahre 1876 eingesetzt¹⁰⁵.

Die stärkere gefühlsmässige Hinwendung der Volksdeutschen zu ihrem Mutterland brachte eine vorher nicht gekannte Fernwirkung der politischen Entwicklung innerhalb der deutschen Reichsgrenzen mit sich. Das Programm des um die Wende der 30er Jahre im Weimarer Staat zur Macht drängenden Nationalsozialismus, dessen nationalistische Vorstellungswelt in ihren Ursprüngen nicht zuletzt auch auf die Sprach- und Nationalitätenkämpfe der österreichisch-ungarischen Monarchie zurückging, fand bei dem «nationalen» Flügel der Volksdeutschen besonders starken Widerhall. Die Machtergreifung Hitlers in Deutschland wurde aus der Entfernung des volksdeutschen Sonderdaseins gesehen zur grossen nationalen Revolution verklärt. Begriffe wie Volksgemeinschaft, Blut und Boden, Reinerhaltung von Rasse, Sprache und Sitte schienen nur alte, längst propagierte Grundsätze des volksdeutschen Denkens zu bestätigen, wie es vor allem im nationalen Selbsterhaltungskampf der Siebenbürger Sachsen geprägt worden war. Das Auftreten autoritär-faschistischer Bewegungen wie der 1931 gegründeten «Eisernen Garde» Corneliu Codreanus und die immer deutlicher zutage tretende Krise des parlamentarischen Systems in Rumänien selbst erhöhte auch in Volksdeutschen Kreisen die Aufnahmebereitschaft für die politischen Führungsprinzipien des nationalsozialistischen Systems.

105 Vgl. dazu Oskar Wittstock, *Die Siebenbürger Sachsen und der gesamtdeutsche Gedanke* (1943), S. 227 ff.

Erste Anklänge an nationalsozialistische Ideen zeigten sich in der zu Beginn der 20er Jahre von Rittmeister a. D. Fritz Fabritius begründeten siebenbürgischen Baugenossenschaft «Selbsthilfe». Zunächst war diese jedoch trotz unmittelbarer Kontakte zu der damals noch unbedeutenden deutschen NSDAP weniger von ihr als von den alldeutschen und völkisch-sozialen Konzeptionen Schönerers inspiriert¹⁰⁶. Erst mit der Bildung der «Nationalen Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien» (NSDR) gewannen die «Erneuerer» um Fabritius politisches Gewicht. Schon auf dem am 1. Oktober 1933 in Hermannstadt abgehaltenen Sachsentag konnte die NSDR in den Wahlen gegen die alte liberale Führung des Volksrates 62% der Stimmen auf sich vereinigen. Ebenso bedeutend war der Wahlsieg in den bessarabien-deutschen Volksratswahlen im März des folgenden Jahres. Trotz eines vorübergehenden Verbots durch die rumänische Regierung und lebhaften Widerstands, insbesondere kirchlich-konservativer Kreise im Banat und in der Bukowina hatte sich die 1934 neu benannte «Nationalsozialistische Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien» (NEDR) bald soweit durchgesetzt, dass Fabritius am 29. Juni 1935 den Vorsitz des «Verbandes der Deutschen in Rumänien» übernehmen konnte¹⁰⁷.

Zu dieser Entwicklung haben die fast permanente Krisensituation des gross-rumänischen Staates in den Jahrzehnten nach dem ersten Weltkrieg und das Versagen der demokratischen Parteien besonders in der Wirtschaftspolitik, durch das auch die mit ihnen zusammenarbeitenden volksdeutschen Politiker in der volksdeutschen Öffentlichkeit diskreditiert wurden, einiges beigetragen. Entscheidend für den politischen Aufstieg der «Erneuerer» war aber zweifellos der Erfolg der NSDAP in Deutschland. Trotz aller ideologischen und zum Teil persönlichen Berührungen mit dieser suchte der rumänien-deutsche Nationalsozialismus jedoch teilweise andere Wege einzuschlagen: Schon die nationalpolitische Bedeutung der Kirchen, die in starkem Masse Träger des volksdeutschen Kulturlebens gewesen waren, machte besondere Rücksichten notwendig¹⁰⁸. Auch den Juden gegenüber sah man sich zu einer gewissen minderheitlichen Solidarität verpflichtet¹⁰⁹. Die relative politische Mässigung des Fabritius-Kreises, sein Bemühen, die Unabhängigkeit des rumäniendeutschen Nationalsozialismus zu wahren, trugen zum Einschwenken der alten Führungskräfte bei, die einen offenen Zwiespalt innerhalb der Volksdeutschen vermeiden zu müssen glaubten¹¹⁰. Sie führte freilich auf der anderen

106 Fabritius war bereits 1920 im Auftrage des siebenbürgischen Genossenschaftspolitikers Dr. Karl Wolff († 1929) nach Deutschland gefahren, wo er Hitler kennenlernte und erste Verbindungen knüpfte; vgl. dazu Otto Fritz Jickeli, «Karl Wolff», in: *Grosse Deutsche im Ausland* (1939), S. 298 f.; ferner W. Schunn, *Weg und Feinde der NEDR* (Hermannstadt 1934), S. 13 f.; zu den Anfängen der Selbsthilfebewegung auch: L. de Jong, *De Duitse Vijfde Colonne in de tweede wereldoorlog* (1953), S. 366 f.; Annabring, a.a.O., S. 48.

107 Vgl. dazu im Einzelnen: *Handwörterbuch I*, S. 270, 412, 631; Annabring, a.a.O., S. 49 ff.; auch: Walter Schneefuss, *Das Deutschtum in Süd-Ost-Europa* (21941), S. 121 ff.; de Jong, a.a.O., S. 8.

108 Über die Stellung der Evangelischen Landeskirche zur Erneuerungsbewegung vgl. unten, S. 38 E f., mit Anmerkungen.

109 Vgl. etwa: Otto Fritz Jickeli, *Unser Weg zur Erneuerung des deutschen Volkes in Rumänien* (Hermannstadt 1935), S. 26.

110 Vgl. dazu Annabring, a.a.O., S. 49; im Einzelnen auch unten, S. 38 E f.

Seite zur vorübergehenden Abspaltung eines radikalen Flügels unter Dr. Alfred Bonfert, der 1935 eine eigene «Deutsche Volkspartei» (DVR) ins Leben rief.

In der deutschen Parlamentsfraktion blieben indessen bis zur Aufhebung des parlamentarischen Regierungssystems in Rumänien im Jahre 1938 Hans Otto Roth und seine Freunde bestimmend. Der «Verband der Deutschen in Rumänien» erfuhr jedoch schon 1935 eine durchgreifende Neuordnung. An die Stelle des bisherigen losen Zusammenhangs¹¹¹ trat in der neuen «Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien» ein gemeinsamer Volksrat, dem die Gauräte der einzelnen Gebiete mit ihren Obmännern untergeordnet waren. Das Volksprogramm von 1935 forderte den Aufbau der Volksgemeinschaft nach dem nationalsozialistischen Gefolgschaftsprinzip, die Durchdringung aller Lebensbereiche des Deutschtums, der Vereine, Nachbarschaften, Genossenschaften, Berufsstände etc., sowie die Erziehung der Jugend im nationalsozialistischen Sinne; in der «Selbsthilfearbeitsmannschaft» war schon früh eine uniformierte Jugendorganisation geschaffen worden¹¹². Neben dem Bekenntnis «zur Einheit aller Deutschen in der Welt, mit denen wir ein einziges grosses Volk, bilden», wurde in dem bereits von der NSDR bestimmten sächsischen Volksprogramm von 1933 jedoch noch die unverbrüchliche Loyalität dem rumänischen Staat gegenüber betont: «In unwandelbarer Verbundenheit mit unserer Heimat stehen wir auf dem Boden des Staates Rumänien, dem wir unsere Kraft und Treue zur Verfügung «teilen.»¹¹³

Die demokratischen rumänischen Parteien betrachteten die Erneuerungsbewegung mit Misstrauen, das durch gelegentliche Kontakte der Erneuerer mit den rechtsradikalen rumänischen Gruppen um Codreanu, Cuza und andere verstärkt wurde¹¹⁴. Dennoch wurden Fabritius und die «Volksgemeinschaft» am 6. Februar 1938 – wenige Tage vor dem Staatsstreich König Carols – von der Regierung Octavian Gogas als alleinberechtigte Vertretung des rumänischen Deutschtums anerkannt. Am 9. Januar 1939 trat die nach Auflösung der DVR politisch wieder geeinte deutsche Minderheit korporativ in die vom König geschaffene «Front der Nationalen Wiedergeburt» ein und stellte als eigene Sektion in der im Juni einberufenen ständischen Volksvertretung, die freilich nur noch beratende Funktion hatte, zwölf Abgeordnete¹¹⁵.

111 Der Obmann der Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft, Abg. Dr. Kaspar Muth, hatte noch im Jahre 1930 festgestellt: «Abgesehen von dem persönlichen Verkehr der wenigen deutschen Parlamentarier haben unsere deutschen Siedlungen fast gar keine Berührung untereinander.» (zit.: Annabring, a.a.O., S. 37).

112 Vgl. de Jong, a.a.O., S. 367; Annabring, a.a.O., S. 51 f.; Schneefuss, a.a.O., S. 124 f.

118 Zit.: Schneefuss, a.a.O., S. 121.

114 Vgl. hier allerdings Annabring, der eine deutliche Stellungnahme der «Axa», des Führungsorgans der «Eisernen Garde» gegen die NEDR zitiert (a.a.O., S. 51). – Über die Kontakte reichsdeutscher Partei- und Regierungsstellen zu den rumänischen Rechtsradikalen vgl. Andreas Hillgruber, Hitler, König Carol und Marschall Antonescu (1954), passim, insbesondere S. 28; dazu M. Broszat, Das Dritte Reich und die rumänische Judenpolitik (Gutachten des Inst. für Zeitgeschichte, 1957, Mskr.), S. 8 ff.

115 Vgl. Hillgruber, a.a.O., S. 110.

Solange die rumänische Aussenpolitik auf die westlichen Demokratien hin ausgerichtet war, die das System der Friedensverträge durch Kleine Entente und Balkanpakt zu stabilisieren suchten, musste eine allzu offene Beeinflussung des rumänischen Deutschlands durch Reichs- und Parteiedienststellen schon aus aussenpolitischen Gründen vermieden werden. Ein Bericht des deutschen Gesandten in Bukarest Dr. Wilhelm Fabricius warnte ausdrücklich vor einer Radikalisierung der volksdeutschen Organisationen, was nicht zuletzt zu der von Berlin befürworteten Rückkehr der Bonfert-Gruppe in die «Volksgemeinschaft» (November 1938) beigetragen haben mag¹¹⁶.

Der Besuch König Carols in Berchtesgaden am 24. November 1938, dem der Abschluss des deutsch-rumänischen Wirtschaftsvertrages vom 23. März 1939 folgte, zeigte einen Kurswechsel in der rumänischen Aussenpolitik an¹¹⁷. Die deutschen Siege des ersten Kriegsjahres und die akute Bedrohung durch die Sowjetunion, die die Abtretung Bessarabiens erzwang, beschleunigten dann 1940 das vollständige ,Einschwenken Rumäniens auf die aussenpolitische Linie der Achsenmächte: 29. Mai «Öl-Waffen-Pakt», 30. August zweiter Wiener Schiedsspruch und deutsch-italienische Garantie für den rumänischen Reststaat, 12. Oktober Einrücken deutscher «Lehrtruppen», 23. November Beitritt Rumäniens zum Dreimächtepakt. Aber die Stellung des Königs war durch die aussenpolitischen Prestige- und Gebietsverluste im Sommer 1940, die er zur Festigung seiner Position hinnehmen zu müssen glaubte, erst recht unhaltbar geworden. Er dankte am 6. September 1940 zugunsten seines Sohnes Michael ab und überliess die Regierungsgewalt dem bisherigen Kriegsminister General Ion Antonescu, der als «Staatsführer» – zunächst in Zusammenarbeit mit der rechtsradikalen «Eisernen Garde» – den «Nationallegionären Staat» proklamierte¹¹⁸.

Die aussenpolitische Entwicklung hat die Lage der Volksdeutschen in Rumänien nachhaltig beeinflusst. Schon im Juni 1939 hatte der stärker als Fabritius von Berlin abhängige Hermannstädter Arzt Dr. Wolfram Bruckner die Führung der deutschen «Volksgemeinschaft» übernommen, in deren Rahmen mit der «Nationalsozialistischen Arbeits-

116 Vgl. dazu Hillgruber, a.a.O. – Noch am 3. Mai 1939 vermerkte Legationsrat v. Twardowski im Ausw. Amt. er habe den damals zu Besuch in Berlin weilenden späteren Volksgruppenführer Dr. Bruckner nachdrücklich «gewarnt, nicht die gesamte Volkstumsorganisation durch Einorganisieren von nach deutschem Vorbild geschaffenen militanten Organisationen zu gefährden», die er für «äusserst bedenklich» halte; ebenso habe er gegen die Schaffung eines Nachrichtendienstes der Volksgruppe «strenge und scharfe Warnungen ausgesprochen». Vgl. Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945, Serie D, Bd. V (1953), S. 342.

117 Über die Entwicklung der rumänischen Aussenpolitik vgl. ebenfalls die Darstellung Hillgrubers.

118 Vgl. dazu im Einzelnen Hillgruber, a.a.O., S. 93 ff. Der durch Dekret vom 15. September 1940 geschaffene «Nationallegionäre Staat» wurde nach dem Putschversuch Horia Simas vom 21./23. Januar 1941, dem die völlige Ausschaltung der Eisernen Garde folgte, am 16. Februar 1941 offiziell wieder aufgehoben; Hillgruber, S. 119-122.

front» (NAF) bereits 1935 eine straff geführte Parteiorganisation als eigentliche «Bewegung» geschaffen worden war¹¹⁹.

Ein in den Wiener Verhandlungen über die siebenbürgische Grenzfrage am 30. August 1940 beschlossenes deutsch-rumänisches Protokoll verpflichtete die rumänische Regierung, «die Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Rumänien den Angehörigen rumänischen Volkstums in jeder Weise gleichzustellen und die Stellung der deutschen Volksgruppe im Sinne der Karlsburger Beschlüsse zur Erhaltung des Deutschtums weiter auszubauen»¹²⁰. Die Regierungsübernahme durch Antonescu gab den Berliner Stellen dann vollends freie Hand, ihre Bestrebungen, die deutschen Volksgruppen im Ausland zu «politischen Willensträgern des Reiches bzw. des Führers» zu machen, auch in Rumänien zum Ziel zu führen¹²¹.

Während der internen Auseinandersetzungen in der rumäniendeutschen Führung in den Jahren 1935–38 hatten beide Seiten sich um Rückhalt bei verschiedenen Partei- und Regierungsstellen in Berlin bemüht. Immer stärker war dabei die seit 1937 von SS-Obergruppenführer Lorenz geleitete «Volksdeutsche Mittelstelle» in den Vordergrund gerückt¹²². Schon Bruckner wurde nicht gewählt, sondern praktisch von Berlin aus er-

119 Vgl. die zitierte Unterredung v. Twardowski–Bruckner (Akten zur Dt. Ausw. Politik, Serie D, Bd. V, S. 342). – Über die politischen Entwicklungen innerhalb der deutschen Volksgruppenorganisation in Rumänien liegen in der Dokumentensammlung zahlreiche Berichte höherer Amtswalter vor.

180 Für den Text des Protokolls vgl. Anlage 3, S. 127 E. Dazu auch Friedrich Korkisch. «Die rumänischen Gebietsabtretungen an Ungarn und Bulgarien und die Regelung der damit zusammenhängenden Volkstumsfragen» (Zs. f. ausländisches öff. Recht 10, 1940/41), S. 731 ff.

121 Zitat nach Annabring, a.a.O., S. 58.

122 Die «Volksdeutsche Mittelstelle» wurde 1936 gegründet und – anfangs dem Amt des «Stellvertreters des Führers», Rudolf Hess, unterstellt – mit der Verwaltung aller für die Volksdeutschen bereitgestellten Gelder betraut. Nach der Gleichschaltung des VDA («Volksbund für das Deutschtum im Ausland»), des «Bund Deutscher Osten» und ähnlicher Organisationen, deren Personal zum Teil übernommen wurde, war die «VOMI» allein für alle Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums zuständig. Die Ernennung von SS-Obergruppenführer Werner Lorenz zum Leiter der VOMI am 1. Juni 1937 (Stellvertreter später SS-Oberführer Dr. Helmut Behrens) führte zu ihrer allmählichen Eingliederung in den Machtbereich des Reichsführers-SS, wenn auch zunächst ein gewisser Zusammenhang mit dem Auswärtigen Amt bestand. Im Juni 1941 wurde sie formal den Hauptämtern der SS gleichgestellt («Hauptamt Volksdeutsche Mittelstelle») und Himmler in seiner Eigenschaft als «Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums» untergeordnet. – Vgl. dazu Hans Buchheim in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 3, 1955, S. 153 ff.; ferner Ermenhild Neuss-Hunkel, Die SS (Schriftenreihe des Inst. f. wiss. Politik Marburg 2, 1956), S. 82 f.; Gerald Reitlinger, Die SS, Tragödie einer deutschen Epoche (dt. 1957), S. 130 f.

Die politische Zielsetzung der VOMI und ihrer Arbeit charakterisiert ein Schreiben von Lorenz an Himmler (7. Februar 1942), in dem er feststellt, die Volksgruppen hätten «in den letzten Jahren durch Umschalten der Volkstumsarbeit auf Volkstumspolitik durchaus schon in der Ausrichtung auf das Reich erhebliche Fortschritte gemacht» (Himmler Files, Roll II, Folder 43). Um diese «Ausrichtung» zu erreichen, schreckte die VOMI vor massiven Eingriffen in die Organisation der Volksgruppen nicht zurück. Vgl. dazu u.a.: de Jong, a.a.O., S. 395 ff.; Hans von Rimscha, «Zur Gleichschaltung der deutschen Volksgruppen durch das Dritte Reich. Am Beispiel der deutschbaltischen Volksgruppe in Lettland» (Hist. Zeitschrift 182, 1956), insbesondere S. 45 ff.

nannt. Ende September 1940 musste auch er weichen, da er sich, gestützt auf persönliche Beziehungen zu höheren Offizieren der Wehrmacht wie zum Auswärtigen Amt, dem ausschliesslichen Machtanspruch der SS zu widersetzen suchte¹²³. Lorenz selbst erschien in Kronstadt, um den schon vorher zum Stabsführer der NAF avancierten, kaum 30jährigen Andreas Schmidt als neuen Führer der deutschen Volksgruppe in Rumänien einzuführen. Schmidt, der noch ein Jahr zuvor in der Volksgruppe völlig unbekannt gewesen war, hatte als Student in Berlin Kontakt zur SS, insbesondere zum Chef des SS-Hauptamts, Gruppenführer Berger, gewonnen, dessen Schwiegersohn er geworden war. Das Einrücken Schmidts und seiner in der SS geschulten Mitarbeiter – zum Teil alter Mitglieder der Bonfert'schen DVR – in die Volksgruppenführung war gleichbedeutend mit der unverschleierte Unterordnung der politischen Volksgruppenorganisation unter die Volksdeutsche Mittelstelle und den Reichsführer-SS. Der Bruch mit der bisherigen Tradition wurde schon äusserlich durch die Verlegung der Volksgruppenführung von Hermannstadt nach Kronstadt – an den Sitz des deutschen Generalkonsuls, SS-Oberführer Rodde – kundgetan.

Am 20. November 1940 erging ein Dekret-Gesetz der Regierung Antonescu, das die «Deutsche Volksgruppe in Rumänien» unter Berufung auf das Protokoll vom 30. August als juristische Person öffentlichen Rechts anerkannte. Alle rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit wurden mit ihrer Aufnahme in den von der Volksgruppe anzulegenden Nationalkataster automatisch Mitglieder der «Volksgruppe», als deren «nationaler Willensträger» die neugegründete «NSDAP der Deutschen Volksgruppe in Rumänien» bezeichnet wurde. Die Volksgruppe erhielt das Recht, «zur Erhaltung und Festigung ihres nationalen Lebens verpflichtende Bestimmungen für ihre Angehörigen» zu erlassen; sie durfte fortan «neben der Fahne des rumänischen Staates die Flagge des deutschen Volkes hissen»¹²⁴.

Andreas Schmidt hatte sich in seinem ersten Aufruf an die Volksgruppe am 3. Oktober 1940 «zur selbstverständlichen Erfüllung» aller «Verpflichtungen gegenüber dem (rumänischen) Staat» bekannt, was freilich durch die politische Verwandtschaft des neuen rumänischen Regimes mit dem Nationalsozialismus erleichtert wurde¹²⁵. Die

123 Vgl. dazu einen Brief des damaligen SS-Brigadeführer G. Berger an Himmler vom 16. Mai 1940 (MT. Dok. Nr. NO-2237). – Vgl. für «Himmler Files» und MT-Dokumente die Vorbermerkung, S. VI f., Anm. 1.

124 Für den Text des Dekret-Gesetzes vgl. Anlage 4, S. 128 E f.

125 Schmidt erklärte im Einzelnen: «Die Einstellung der deutschen Volksgruppe zum rumänischen Staat wird durch die Tatsache bestimmt, dass sich Rumänien unter dem legionären Regime restlos in das von Deutschland geführte politische System eingegliedert hat. Die Ausrichtung und Festigung des Landes liegt im gemeinsamen deutsch-rumänischen Interesse. Daher ist es die Pflicht unserer Volksgruppe, die rumänische Staatsführung bei der Durchführung ihrer schwierigen Aufgabe mit allen Kräften zu unterstützen. Die Deutsche Volksgruppe übernimmt in vollem Bewusstsein ihrer gesamtdeutschen Verantwortung die selbstverständliche Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegenüber dem Staate» (Dokumente der Deutschen Politik VIII, I, S. 393, Anm. 3).

volksdeutsche NSDAP gelobte jedoch gleichzeitig «dem Führer Adolf Hitler und dem legionären Staat Rumänien» Treue¹²⁶. Auf der Gründungsversammlung der NSDAP am 9. November 1940 erklärte Walter May, der Presse- und Propagandaleiter der Volksgruppenführung:

«Die Volksgruppe tritt dem Reich nicht mehr als selbständiger Faktor gegenüber, sondern ist in der Politik nur noch ein Bestandteil der grossen Gemeinschaft, der seine Impulse direkt vom Reich empfängt.... Das Verhältnis des Rumänien-deutschums zum Staat ist dementsprechend das Verhältnis Deutschlands zu Rumänien. Eine andere Lösung dieser Frage ist nicht mehr möglich»¹²⁷.

In einem Brief an Obergruppenführer Berger bezeichnete Schmidt die Volksgruppenführung am 18. Mai 1944 noch eindeutiger als «eine Dienststelle der Reichsführung», als «Bereich des Reichsführers-SS»¹²⁸.

Auch die Organisation der Volksgruppe im rumänischen Restgebiet hatte bald nach der Einsetzung Schmidts durchgreifende Änderungen erfahren. Die nach der territorialen Neuordnung des Jahres 1940 gebildeten Gebiete Siebenbürgen, Banat und Bergland wurden im Februar 1943 wieder aufgehoben und durch eine straffere Kreis-Einteilung ersetzt; das durch den Wiener Schiedsspruch abgetrennte Nord-Siebenbürgen bildete seit 1940 das Gebiet «Ost» des «Volksbundes der Deutschen in Ungarn»¹²⁹. An Stelle der NAF war als engerer Kreis schon am 9. November 1940 in Mediasch die «Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei – NSDAP – der Deutschen Volksgruppe in Rumänien» gegründet worden. Die von ihr ins Leben gerufenen Gliederungen – «Einsatzstaffel», «Deutsche Mannschaft», «Deutsche Jugend» (DJ), «Deutsche Arbeiterschaft», «Landesbauernschaft» etc – entsprachen den Formationen der reichsdeutschen Parteiorganisation¹³⁰. Auch die schon vorher in den «Dienst der Volksgemeinschaft» gestellte

126 Vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart 1940, S. 4772 B; auch Schneefuss, a.a.O., S. 127.

127 Zitat Annabring, a.a.O., S. 58. – Ganz ähnlich erklärte Andreas Schmidt am 9. Februar 1941 in Hermannstadt: «Wir sind nichts anderes als ein Teil des grossen deutschen Volkes, und unser Verhältnis zum Staat ist das Verhältnis Deutschlands zu Rumänien» (Halbjahresbericht der Volksgruppenführung, Himmler Files, Roll II, Folder 8); vgl. auch: Deutsche Leistung im Südosten. Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien, hg. Pressestelle der Volksgruppenführung (o. J.), S. 16. – Schmidt erklärte in einer anderen Rede, am 18. Mai 1941: «Kein Opfer ist für uns zu gross, mit dem wir dazu beitragen können, dass die Ziele der deutschen Aussenpolitik und des Reiches erfochten werden.» (Himmler Files, a.a.O.).

128 Himmler Files, Roll II, Folder 8. – In einem früheren Brief an Berger (6. Dezember 1943) schrieb Schmidt: «Nun habe ich meine Volksgruppe auf den Reichsführer geschworen, die Partei wird von SS-Führern geführt, die ganze Arbeit, alles steht zu Euch, zur Schutzstaffel» (Himmler Files, a.a.O.). Ende August 1944, wie ähnlich schon in früheren Jahren, setzte sich Schmidt offen dafür ein, Siebenbürgen unter Abtrennung von Rumänien «unmittelbar oder mittelbar» zum «Reichsgebiet» zu machen (an Berger, 28. August 1944, Himmler Files, a.a.O.; vgl. dazu Berger an Himmler, 2. Oktober 1942, ebd.).

129 Vgl. Annabring, a.a.O., S. 59.

130 In der von der Volksgruppenführung herausgegebenen Schrift «Deutsche Leistung im Südosten» heisst es dazu (S. 16 f.): «Die Nationalsozialistische Arbeiterpartei, die am 9. November

volksdeutsche Presse wurde neu organisiert und dem System der neuen «Volksgruppe» eingefügt¹³¹. An die Stelle der alten ehrenamtlichen Mitarbeiter der völkischen Deutsch- tumsorganisationen, die noch in der Periode der Erneuerungsbewegung das Gesicht der volksdeutschen Arbeit bestimmt hatten, traten mehr und mehr geschulte SS-Führer und hauptamtliche Funktionäre.

Innerhalb des rumänischen Deutschtums waren deutliche Gegenkräfte gegen den Nationalsozialismus vorhanden. Die alte liberale Führungsschicht hatte 1934 versucht, der Erneuerungsbewegung gemeinsam mit der Kirche entgegenzutreten¹³². In der Folgezeit war es jedoch zu einer lockeren Zusammenarbeit mit dem gemässigten Flügel der Erneuerer gekommen, die im Frühjahr 1939 im formalen Eintritt der Gruppe um Hans

1940 vom Volksgruppenführerin Mediasch gegründet wurde, ist der politische Willensträger der Volksgruppe. Sie ist der Garant dafür, dass die Anordnungen der Führung befolgt werden, ohne dass der Zwang der fehlenden Polizeigewalt nötig wäre. So gründet sich die neue Gemeinschaftsordnung der Volksgruppe auf den germanischen Grundsatz der Gefolgschaftstreue und der Auslese. Die ‚Einsatz-Staffel‘ stellt die rassische und weltanschauliche Auslese- mannschaft der Volksgruppe dar. Die ‚Deutsche Mannschaft‘ sorgt für die Ertüchtigung aller diensttauglichen Männer. Die ‚Deutsche Jugend‘ hat auf Befehl des Volksgruppenführers, der am 15. Oktober 1940 die allgemeine Jugenddienstpflicht verkündete, alle Jugendlichen der Volksgruppe vom 10. bis 18. Lebensjahr, über 60'000 an der Zahl, erfasst. Die ‚Deutsche Arbeiterschaft‘ stellt die erste Organisation der Schaffenden der Stirn und der Faust innerhalb der Volksgruppe dar. Die ‚Landesbauernschaft‘ erfasst die Bauern, die 80–90% der Bevölkerung ausmachen. Das ‚Frauenwerk‘ und die ‚Frauenshaft‘ erziehen die Mütter der kommenden Generation in nationalsozialistischem Sinne. Sie zählen rund 80'000 Mitglieder.»

Vgl. auch Schneefuss, S. 126 f.; Annabring, S. 59.

- 131 Die beiden grössten deutschen Tageszeitungen, «Siebenbürgisch-Sächsisches Tageblatt» und «Banater Deutsche Zeitung» wurden im Frühjahr 1941 zur «Südostdeutschen Tageszeitung» zusammengelegt, die in Hermannstadt und Temeschburg erschien und als «Zentralorgan der Volksgruppe» fungierte. Schon im Dezember 1940 gingen die landwirtschaftlichen Fachblätter «Banater Landwirt», «Landbote» und «Landwirtschaftliche Blätter» in der neuen «Südostdeutschen Landpost» auf, während das «Schaffende Volk» als Zeitung der Arbeiterschaft begründet wurde (vgl. auch «Deutsche Leistung», S. 17).
- 132 Offen hatte der Herausgeber der «Bistritzer Deutschen Zeitung», Gustav Zikeli, das Programm der Erneuerer schon im März 1933 als «vollständige geistige Bevormundung der breiten Masse der Volksgenossen», die Erneuerungsbewegung insgesamt als «einen grossen Rückschritt, verbrämt durch nationales Wortgeklingel», angeprangert («Der Auslandsdeutsche», Jg. 16, 1933, S. 181 f.). Im sächsischen Volksrat hatten sich Bischof Dr. Glondys und seine Anhänger im Januar 1934 von den Nationalsozialisten distanziert (vgl. Keesing 1934, S. 1176 R.). Das Landeskonsistorium der evangelischen Kirche verbot damals allen Angestellten der Kirche und der evangelischen Schulen die Zugehörigkeit zur Erneuerungsbewegung bei Strafe der Entlassung. Die gemeinsam von Hans Otto Roth und Bischof Glondys ins Leben gerufene «Einheitsbewegung» der alten politischen Kräfte – im Banat «Partei der deutschen Einheitsfront» unter Kaspar Muth – unterlag jedoch in den Vorstandswahlen des «Verbandes der Deutschen in Rumänien» am 29. 6. 35.

Otto Roth in die NAF gipfelte¹³³. Nach 1940 sah sich jedoch Roth, der bis dahin sowohl von der deutschen Gesandtschaft wie auch von der rumänischen Regierung in Volksdeutschen Fragen immer wieder herangezogen worden war¹³⁴, von allen politischen Einflussmöglichkeiten mehr und mehr abgeschnitten, so dass er sich ganz auf seine Tätigkeit als Landeskirchenkurator der Evangelischen Landeskirche und Aufsichtsratsvorsitzender der Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse beschränken musste. In der evangelischen Landeskirche selbst führte der erzwungene Rücktritt des dem Nationalsozialismus feindlichen Bischofs Dr. Viktor Glondys und seine Ersetzung durch den der Erneuerungsbewegung nahestehenden Pfarrer Wilhelm Staedel um die Jahreswende 1940/41 zu einer gewissen «Gleichschaltung»¹³⁵.

Der politische Kurs der Ära Schmidt wurde jedoch zweifellos von breiteren Kreisen unter den Volksdeutschen Rumäniens nicht gebilligt. Selbst die aus den leitenden Stellen verdrängte gemässigte Richtung der Erneuerer fand sich von dem selbstherrlichen, stalthaltermässigen Auftreten Schmidts, von der Einzwängung der vielfältigen völkischen, vor allem sächsischen Traditionen in die Schablonen des nationalsozialistischen Systems abgestossen. Wenn es trotzdem zu einem offenen Widerstand auch von ihrer Seite an keiner Stelle kam, so ist dies zum Teil einem Gefühl nicht aufkündbarer Solidarität mit dem im Krieg befindlichen «Reich», zum Teil auch dem Verkennen des nationalsozialistischen Regimes zuzuschreiben, das auch im Reich selbst die Haltung vieler bestimmte.

Das gelegentlich allzu laute Auftreten der Volksgruppe mit ihren uniformierten Formationen musste naturgemäss auch auf Seiten der an sich wohlwollenden rumänischen Regierung zu Verstimmung und Misstrauen führen. Das Verhältnis zwischen Volksdeut-

133 Vgl. den Vermerk Twardowskis, Akten zur Deutschen Ausw. Politik, Serie D, Bd. V, S. 342. – Die Evangelische Landeskirche ordnete am 3. März 1939, wohl ebenfalls unter dem Eindruck der offiziellen Anerkennung der unter Führung des gemässigten Flügels geeinigten Erneuerungsbewegung, an, dass alle kirchlichen Angestellten, Körperschaften und Würdenträger die Erneuerungsbewegung zu fördern hätten («Der Auslandsdeutsche», Jg. 22, 1939, S. 217).

134 Vgl. noch einen Vermerk des Deutschen Bevollmächtigten Generals in Rumänien, Gen. d. Kav. Hansen (seit Oktober 1940) über Gespräche mit Roth («Antworten auf eine Anfrage des Inst. für Zeitgeschichte», 30. 7. 56, Mskr., S. 23). Vgl. dazu auch unten, S. 52 E, Anm. 58 mit Bericht Nr. 9, S. 47.

135 Widerstand leistete neben Glondys der bei der Neuwahl übergangene Bischofsvikar und Stadtpfarrer von Hermannstadt, Dr. Friedrich Müller, der der Bekennenden Kirche nahestand. – Andreas Schmidt erklärte in einem am 6.8. 1942 überreichten Halbjahresbericht der Volksgruppenführung (Himmler Files, Roll II, Folder 8): «Darüber hinaus wurde mit der evangelischen Kirche ein Abkommen abgeschlossen, durch welches die evangelische Landeskirche in die Lebensordnung der Volksgruppe eingefügt und ein Teil ihres Vermögens an die Volksgruppe übergehen wird. Damit ist der geschichtlichen Entwicklung Rechnung getragen, die die bisher von der Kirche wahrgenommenen Aufgaben der wiederhergestellten Autorität dre politischen Führung überwiesen hat. Dieses Abkommen dürfte einzigartig in der Entwicklung der Beziehungen der evangelischen Kirche zur Führung der Partei sein.»

schen und rumänischem Staat war besonders in den letzten Kriegsjahren gespannter als je zuvor¹³⁶. Gestützt auf den übermächtigen Druck des Deutschen Reiches hatte die politische Arbeit der Volksgruppenführung gewisse Erfolge zu verzeichnen: die Anerkennung der deutschen Minderheit als juristische Persönlichkeit, die Einsetzung deutscher Bürgermeister und Vizebürgermeister in verschiedenen Städten¹³⁷ und die Aufhebung anderer Beschränkungen, schliesslich die Erlangung der Schul- und Kulturautonomie und den verstärkten Ausbau des deutschen Schulwesens. Die einseitige politische Festlegung, die diese Erfolge allein ermöglichte, verband die deutsche Volksgruppe jedoch auf Gedeih und Verderb mit dem Geschick des nationalsozialistischen Reiches, dessen Katastrophe daher auch ihr zum Verhängnis werden musste.

136 Vgl. dazu u.a. einen Brief Schmidts an Himmler vom 6.3.1942 (Himmlers Files, Roll IV, Folder 23). – Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass Himmler selbst – allerdings wohl auf Drängen des Auswärtigen Amtes – nach der Veröffentlichung des rumänischen Volksgruppengesetzes in einem Brief an Berger (17.11.40) vor einem allzu weiten Vorprellen der Volksgruppe warnte: «In Rumänien war Andreas Schmidt sicherlich der Überzeugung, durch die Konstitution einer Nationalsozialistischen Partei und durch das Zugeständnis des rumänischen Staates, die Hakenkreuzflagge zeigen zu dürfen, einen sehr grossen Erfolg gebracht zu haben. Selbstverständlich ist es einesteils ein Erfolg. Politisch ist jedoch diese Form für uns absolut schädlich, denn so ist die Gefahr, dass die anderen Balkanstaaten ängstlich werden und mit einem Hinweis auf diese Beispiele sagen, dass sie wohl damit einen Teil ihrer Selbständigkeit verlieren würden, was ja an und für sich nicht der Fall ist. Ebenso ist es in Rumänien sehr gefährlich in Hinblick auf Russland, das in Hinblick auf alle Dinge in Rumänien argwöhnisch ist. Aus diesem Grunde ist beim Reichsaussenminister, nach Besprechungen, die ich selbst mit ihm hatte, die Form gefunden worden, dass man die Hakenkreuzflagge sowenig wie möglich zeigt und dass die Partei ohne eine Bekanntgabe in der Zeitung sich Nationalsozialistische Partei der Deutschen Volksgruppe⁴ nennt. Insgesamt bitte ich für die Zukunft, auch wenn ein scheinbar grosser Erfolg erungen werden kann, der über die von mir angegebene Linie hinausgeht (die ich immer vorher mit dem Reichsaussenminister bespreche), mich in jedem einzelnen Fall vorher zu fragen» (MT. Dok. Nr. NO-1114).

137 Vgl. im Einzelnen: Dokumente der Deutschen Politik VIII, 1, S. 394, Anm. 3; auch Keesing 1940, S. 4738 B. – In Mediasch war schon 1938, nach der Schaffung des Generalkommissariats für Minderheitenfragen ein deutscher Bürgermeister eingesetzt worden (A. Werner, «Rumänien Volksgruppenpolitik», Monatshefte für ausw. Politik, Jg. 5, 1938, S. 1075).

II. Kapitel.

Die Einwirkungen des Krieges auf den Bestand des Deutschtums in Rumänien.

a. Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien, der Bukowina und der Dobrudscha.

Adolf Hitler bezeichnete in seiner programmatischen Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 als «wichtigste Aufgabe» nach Abschluss des Polen-Feldzuges «eine neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse, das heisst, eine Umsiedlung der Nationalitäten, so, dass sich am Abschluss der Entwicklung bessere Trennungslinien ergeben, als es heute der Fall ist.»¹

«In diesem Sinne aber handelt es sich nicht nur um ein Problem, das auf diesen Raum [Polen] beschränkt ist, sondern um eine Aufgabe, die viel weiter hinausgreift. Denn der ganze Osten und Südosten Europas ist zum Teil mit nicht haltbaren Splittern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liegt ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Zeitalter des Nationalitätenprinzips und des Rassegedankens ist es utopisch, zu glauben, dass man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne Weiteres assimilieren könne. Es gehört daher zu den Aufgaben einer weitschauenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil der europäischen Konfliktsstoffe zu beseitigen.»

Am 9. Oktober wurde der Reichsführer-SS Heinrich Himmler als «Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums» mit der Durchführung der in Frage kommenden Umsiedlungen sowie der Neuansiedlung der Volksdeutschen betraut, die vor allem in den eingegliederten polnischen Ostgebieten erfolgen sollte².

Den Anstoss zu diesem Umsiedlungsprogramm der nationalsozialistischen Führung gab die Abgrenzung der Interessenbereiche in Osteuropa im Zusatzprotokoll des

1 Verhandlungen des Deutschen Reichstages, Bd. 460 (unveröffentlicht); zitiert: Dokumente der Deutschen Politik, Bd. VII, 1.(1940), S. 347.

2 Text des Erlasses: MT. Dok. Nr. 686-PS (Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vordem Internationalen Militärgerichtshof, Bd.XXVI, 1947, S. 255 ff.), sowie Nr. NO-3075, NG-962. Entwurf: Himmler Files, Roll V, Folder 35/1. Das Stabshauptamt (seit 1941) des RKF wurde wie die Volksdeutsche Mittelstelle, mit der es eng zusammenarbeitete, den Hauptämtern der SS gleichgestellt; mit der Leitung wurde SS-Gruppenführer, später Obergruppenführer Ulrich Greifelt betraut; vgl. über die Organisation des Amtes H. Buchheim in: Vjh. Zeitgesch. 3, 1955, S. 150 ff.

deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes vom 23. August 1939³. Mit dem Bestreben, die deutschen Volksgruppen Ostpolens und des Baltikums der sowjetischen Herrschaft zu entziehen, verband sich vor allem der Gedanke, das deutsche Element in den überwiegend polnisch bevölkerten Ostgebieten durch die Neuansiedlung von zurückgeholten Volksdeutschen zu stärken. Im Oktober und November 1939 wurden Verträge abgeschlossen, die die Rückführung der Volksdeutschen aus Lettland, Estland, Galizien und Wolhynien ermöglichten⁴. Als sich Rumänien am 27. Juni 1940 – auf Anraten der deutschen Reichsregierung – der ultimativen sowjetischen Forderung nach Abtretung Bessarabiens und der nördlichen Bukowina einschliesslich des Herta-Distrikts fügte⁵, wurde das Problem einer Umsiedlung der Volksdeutschen auch für diese Gebiete akut. Vorbereitungen waren, da mit dem sowjetischen Schritt zu rechnen war, schon länger im Gange⁶.

Dem Eintreffen einer deutschen Verhandlungsdelegation unter Generalkonsul Nöldeke in Moskau am 22. Juli 1940 folgten langwierige Verhandlungen, die am 5. September zur Unterzeichnung einer deutsch-sowjetischen «Vereinbarung über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung aus den Gebieten von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina in das Deutsche Reich» führten⁷. Der Umsiedlungsvertrag und das beigefügte Zusatzprotokoll regelten – exakter noch als der im November des Vorjahres abgeschlossene Vertrag über Galizien und Wolhynien⁸ – alle Modalitäten der Umsiedlung, die Abgrenzung des betroffenen Personenkreises, das mitzuführende Gepäck, Abschätzung und Verrechnung des zurückbleibenden deutschen Eigentums, Stärke, Aufbau und Standorte der deutschen Umsiedlungskommandos, das Registrierungsverfahren, Transportwege, Grenzübergänge und Verschiffungshäfen.

Die verschiedenen Teile der von der Volksdeutschen Mittelstelle zusammengestellt-

3 Auf Rumänien bezieht sich lediglich Absatz 3 des geheimen Zusatzprotokolls: «Hinsichtlich des Südostens Europas wird von sowjetischer Seite das Interesse an Bessarabien betont. Von deutscher Seite wird das völlige politische Desinteressement an diesen Gebieten erklärt.»

4 Für die Texte der Umsiedlungsverträge vgl. Dokumente der Deutschen Politik VII,2, S. 635 ff., 653 ff., 664 ff.; über die Durchführung ebd., S. 630 ff., sowie Bd. VIII,2, S. 619 ff.

5 Zu den staatsrechtlichen Grundlagen vgl.: Makarov, «Die Eingliederung Bessarabiens und der Nordbukowina in die Sowjet-Union» (Zs. f. ausld. öff. Recht 10, 1940/41, S. 336 ff.). Über die diplomatischen Verhandlungen und die Rolle der deutschen Reichsregierung in diesem Zusammenhang vgl.: G. L. Weinberg, *Germany and the Soviet Union 1939–1941* (Leiden 1954), S. 99 ff.; auch Hillgruber, a.a.O., S. 70 ff.

6 Nach Mitteilungen eines Mitglieds des deutschen Umsiedlungskommandos haben die Vorbereitungen deutscherseits bereits im Mai 1940 begonnen; die Aufstellung der Kommandos sei «im äusseren Rahmen bereits Ende Juni abgeschlossen» gewesen (Dokumentensammlung).

7 Der Text der «Vereinbarung» mit allen Anlagen wurde für die Mitglieder der Umsiedlungskommandos zweisprachig gedruckt; vgl. Anlage 6, S. 134 E ff. Für Text und Verhandlungsablauf vgl. auch: Dokumente der Deutschen Politik VIII,2 (1943), S. 624 ff.

8 Vgl. Dokumente VIII,2, S. 621, sowie Anmerkungen zum Vertragstext, ebd., S. 627 ff.

ten Umsiedlungskommandos – insgesamt rund 600 Personen⁹ – trafen am 5. bzw. 9. September in Galatz und Czernowitz ein. Deutscher Hauptbevollmächtigter war SS-Standartenführer Horst Hoffmeyer. Am 15. September konnten die deutsch-sowjetische Kommission, die Gebiets- und Ortsstäbe ihre Arbeit aufnehmen.

Die Volksdeutschen in den während der letzten Junitage von den Sowjets besetzten Gebieten hatten auf die Umsiedlung gewartet, auf die sie zum Teil bereits vom sowjetischen Rundfunk und von den örtlichen Behörden vorbereitet worden waren¹⁰. Die Aufgabe der Heimat, des eigenen Grund und Bodens, fiel insbesondere den grossenteils wohlhabenderen, zudem religiös gebundenen Bauern Bessarabiens nicht leicht; in der Bukowina lagen die Voraussetzungen anders, da hier die wirtschaftlichen Verhältnisse der Deutschen zum Teil ungünstiger waren. Die sofort nach dem Einrücken der Sowjets in Angriff genommenen Bolschewisierungsmassnahmen, Enteignungen, Beschlagnahmen und Verhaftungen, sowie die schlagartige Verschlechterung der Lebensbedingungen¹¹ liessen die Umsiedlung jedoch als einzig möglichen Ausweg erscheinen, so dass die Furcht vor der unsicheren Zukunft zurücktrat. Im Hinblick auf die bevorstehende Umsiedlung genossen die Volksdeutschen freilich zunächst eine gewisse Schonung¹². Die Ankunft der deutschen Kommandos wurde dennoch mit Erleichterung begrüsst¹³.

Nachdem die Volksdeutschen in zweisprachigen Bekanntmachungen zur Meldung aufgefordert worden waren¹⁴, vollzog sich die Registrierung, in der die deutschen Bevollmächtigten von den Vertretern der volksdeutschen Organisationen unterstützt wurden, rasch und reibungslos¹⁵. Schwierigkeiten bereitete lediglich das Bemühen zahlreicher nicht oder nur teilweise Deutschstämmiger, in die Umsiedlerlisten aufgenommen zu werden¹⁶. Missshelligkeiten mit den sowjetischen Vertretern, vor allem in Fragen der

9 Die deutsche Delegation und die Kommandos durften laut Vertrag höchstens 299 Personen umfassen, wozu 300 Kraftfahrer und Mechaniker für die auf 250 Fahrzeuge festgesetzte Fahrzeugkolonne kamen; vgl. S. 141 E f. mit Anm. 6.

10 Vgl. Dokumententeil, Berichte Nr. 1, S. 7; Nr. 4, S. 24 f.; Nr. 5, S. 27 f.

11 Vgl. dazu Berichte Nr. 1, S. 8; Nr. 2, S. 12; Nr. 4, S. 24 f.; Nr. 5, S. 27; Nr. 6, S. 30 f. – Vgl. auch den Text der sowjetischen Nationalisierungsverfügung vom 15. 8. 1940 bei: A. Pampuch, Heimkehr der Bessarabiendeutschen (1941), S. 74.

12 Vgl. Berichte Nr. 2, S. 13 f.; Nr. 4, S. 24 f.; Nr. 5, S. 27; vor allem auch Nr. 6, S. 31 mit Anm. 1. – Vgl. dazu: Hermann Neubacher, Sonderauftrag Südost 1940–45. Bericht eines fliegenden Diplomaten (1956), S. 62 f. Neubacher, der damals als Wirtschaftssondergesandter in Bukarest weilte, versuchte nach dem sowjetischen Einmarsch in Bessarabien, von Galatz aus für eine schonende Behandlung der Volksdeutschen zu wirken (vgl. auch Dokumente der Deutschen Politik VIII,2, S. 621).

13 Vgl. etwa Bericht Nr. 4, S. 25.

14 Für den Text der Bekanntmachung vgl. Anlage 7, S. 146 E; vgl. auch Bericht Nr. 1, S. 8.

15 Vgl. besonders Berichte Nr. 1, S. 8 f.; Nr. 6, S. 32. – Für den Gesamt Ablauf der Umsiedlung vgl. besonders Berichte Nr. 1 und Nr. 6; daneben heranzuziehen auch: A. Pampuch, Heimkehr der Bessarabiendeutschen (1941), mit gutem Bildmaterial (vgl. dazu allerdings Bericht Nr. 3, S. 22).

16 Vgl. Berichte Nr. 1, S. 12; Nr. 2, S. 15 f.; Nr. 4, S. 25; Nr. 6, S. 33. – Vgl. dazu unten, S. 48 E, Anm. 39.

Vermögensbewertung, konnten im grossen und ganzen gütlich beigelegt werden¹⁷. Die weitere Abwicklung der Vermögensfragen übernahm hier wie in allen anderen Umsiedlungsgebieten die «Deutsche Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft»¹⁸.

Der Abtransport der Bessarabien-Deutschen erfolgte zum Teil auf Lastkraftwagen des Umsiedlungskommandos, zum Teil mit der Eisenbahn, zum Teil auch in bespannten Trecks. In den Donauhäfen Kilia, Reni und Galatz wurden die Umsiedler auf Dampfer der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft verladen, die sie bis Prahovo und Semlin brachten, wo mit jugoslawischer Unterstützung Auffanglager errichtet worden waren¹⁹. Die Weiterführung in die in Deutschland vorbereiteten Umsiedlerlager erfolgte auf dem Bahnwege. Die Deutschen der nördlichen Bukowina wurden von ihrem Sammelpunkt Czernowitz mit Eisenbahn-Sonderzügen über Krakau nach Schlesien gebracht²⁰. Am 24. September hatte die erste Lastwagenkolonne Galatz erreicht, am 22. Oktober überquerte der letzte bessarabien-deutsche Treck die Pruthbrücke; termingerecht am 17. November traf auch der letzte Zug aus Czernowitz in Krakau ein²¹.

Noch vor Abschluss dieser Aktion war am 22. Oktober 1940 nach vierzehntägigen Verhandlungen eine «Vereinbarung» mit der königlich rumänischen Regierung getroffen worden, die auch die Volksdeutschen des südlichen Buchenlandes und der Dobrudscha in die Umsiedlung einbezog²². Für diese Gebiete fehlte der unmittelbare

17 Vgl. dazu Berichte Nr. 1, S. 11 ff.; Nr. 5, S. 28; offensichtlich tendenziös der Bericht Hoffmeyers: Dokumente der Deutschen Politik VIII,2, S. 621 f. – Es ist fraglich, ob die sowjetischerseits mit Treibstoffmangel begründete Verzögerung der Umsiedlung in der zweiten Oktoberhälfte nur auf die Schwierigkeiten in der Frage der Vermögensbewertungen zurückzuführen ist (vgl. Bericht 1, S. 11 f.), oder ob hier ein Zusammenhang mit dem am 19. Oktober erfolgten Einrücken der deutschen «Lehrtruppen» in Rumänien bestand (vgl. Bericht Nr. 2, S. 16).

18 Vgl. dazu Bericht Nr. 1, S. 6. – Ein Teil der Akten der Deutschen Umsiedlungs-Treuhand-Gesellschaft m.b.H. (DUT), die für die späteren Umsiedlungen eine besondere «Deutsche Abwicklungsstelle für die Umsiedlung Rumänien» (DAS) in Bukarest errichtete, ist erhalten und im Bundesarchiv Koblenz zugänglich (Bestand R35); wichtig ist dabei vor allem die Abteilung IV, 5 Südbukowina-Dobrudscha.

19 Nach einer vorläufigen Statistik des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums wurden aus Bessarabien 30 461 Personen mit LKW, 15 273 mit Fuhrwerken und 22 337 mit der Eisenbahn abtransportiert, während sich 20 301 den Trecks (nach anderen Angaben 11 630 Wagen mit 22 922 Pferden) anschlossen («Der Menscheneinsatz. Grundsätze, Anordnungen und Richtlinien», hg. Hauptabt. I des RKF, Dez. 1940, S. 144; vgl. auch Dokumente VIII,2, S. 626, Anm.). Verschifft wurden in Kilia 20 044, in Reni 39 905 und in Galatz 28 523 Personen («Der Menscheneinsatz», a.a.O.). – Vgl. Berichte Nr. 1, S. 9 f.; Nr. 5, S. 28.

20 Vgl. dazu Bericht Nr. 6, S. 33 f.

21 Vgl. Dokumente VIII,2, S. 626, Anm; auch Bericht Nr. 2, S. 15.

22 Der amtliche deutsch-rumänische Text liegt ebenfalls in Sonderdrucken vor; veröff. auch in «Monitorul Oficial», I, Nr. 254/1940 (30.10.), S. 6178 ff. Für den deutschen Text und zu den am 9. Oktober begonnenen Verhandlungen – auf deutscher Seite geführt von Generalkonsul SS-Oberführer Rodde – vgl. Dokumente VIII,2, S. 640 ff.

Druck der sowjetischen Besetzung. Für die Deutschen im Südtteil der Bukowina würde lediglich geltend gemacht werden können, dass sie mit Czernowitz ihren wirtschaftlichen und kulturell-politischen Mittelpunkt verloren hatten²³. Die Volksdeutschen in der Dobrudscha, ein zahlenmässig schwacher Ableger des bessarabischen Deutschtums, mögen als «nicht haltbarer Splitter» im Sinne der Rede Hitlers gegolten haben²⁴. Zweifellos wirkte hier auch die Schwerkraft der einmal begonnenen Aktion: die massgeblichen deutschen Stellen wollten die schon in dieser Region stehenden Umsiedlungskommandos Weiterarbeiten lassen. Das Vertragswerk lehnte sich in Form und Inhalt an die deutsch-sowjetischen Vereinbarungen an, war jedoch im Einzelnen sehr viel grosszügiger gefasst, was angesichts der damaligen Stellung Rumäniens zum Reich kaum zu verwundern war.

Der zum Leiter des Umsiedlungskommandos Südbuchenland-Dobrudscha ernannte SS-Oberführer Siekmeier traf am 3. November in Gurahumora ein; schon einige Tage zuvor war der Gebietsstab Konstanza in der Dobrudscha angekommen²⁵. Die Führung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien hatte einen Umsiedlungsbeauftragten ernannt, der die Bekanntmachung des Umsiedlungskommandos in einem Presseaufruf unterstützte²⁶. Dennoch fehlte in den betroffenen Gebieten die spontane Aufbruchsstimmung,

23 Vgl. Bericht Nr. 2, S. 14 f.; auch Dokumente VIII,2, S. 623.

24 SS-Kriegsberichterstatte R. Krötz erklärte in einem Bildband über «Die Rückkehr der Volksdeutschen aus der Dobrudscha und dem Süd-Buchenland» (Bücher der Heimkehr. 1942), das Reich habe sich «zur Objektivierung der deutschen Lebensinteressen» auf dem Balkan «entschlossen, seinen mit vielen politischen Hypotheken belasteten und in seinem Dasein gefährdeten Blutsanteil, soweit er nicht in grossen selbstsicheren Siedlungsräumen ruht, zurückzunehmen» (a.a.O., S. 7).

Der Leiter der Hauptabteilung I im Stabshauptamt des Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums, SS-Obersturmbannführer Dr. Fähndrich, definierte im Dezember 1940 als «grundlegende Gesichtspunkte» für die Umsiedlungsaktionen: «Die ausserhalb der Interessensphäre des Grossdeutschen Reiches lebenden Reichs- und Volksdeutschen werden nach Massgabe der Dringlichkeit und Notwendigkeit in das Reichsgebiet umgesiedelt. Diese wertvollen, weither jenseits der Reichsgrenzen lebenden Teile des deutschen Gesamtvolkes werden so von ihrer Rolle als Kulturdünger fremder Staaten abgelöst, um nunmehr am Aufbau und an der Gestaltung des eigenen Reiches mitzuwirken. Der vom Führer an verschiedene deutsche Volksgruppen ergangene Ruf zur Heimkehr in das Reich stellt eine völlige Revolutionierung der früheren deutschen Volkstumspolitik dar. Während in vergangenen Jahren die Einwanderung von Volksdeutschen in das Reichsgebiet oft geradezu als Verrat am deutschen Volkstum jenseits der Grenzen bezeichnet ... wurde, ... steht jetzt die Stärkung und die Festigung des deutschen Volkstums innerhalb der Reichsgrenzen bzw. der grossdeutschen Interessensphäre im Vordergrund. Die frühere, vielfach romantisch gefärbte Schwärmerei, die sich an der Verstreutheit der Deutschen in aller Welt begeisterte, auch wenn diese nicht im unmittelbaren deutschen Auslandsinteresse tätig waren, sondern letzten Endes in den Diensten fremder Herren standen, hat der Forderung Platz gemacht: Hereinholung des wertvollen deutschen Blutes zur Stärkung des Reiches selbst» («Der Menscheneinsatz», a.a.O., S. VI).

25 Vgl. über die Durchführung der Umsiedlung Bericht Nr. 3, S. 19 ff.; dazu auch «Die Rückkehr der Volksdeutschen ...» (s. o.) sowie Dokumente VIII,2, S. 641 f., Anm.

26 Für den Text des Aufrufs (veröff. Bukarester Tageblatt, 6.11 1940) vgl. Dokumente VIII,2, S. 641 f., Anm. 2; ebd. auch ein Presseaufruf Siekmeiers (S. 642 f.). Für den Text der zweisprachigen Bekanntmachung, die dem deutsch-russischen Aufruf an die Bessarabien- und Nordbuchen-

die der sowjetische Druck unter den Bessarabien- und Nordbuchenland-Deutschen erzeugt hatte. Insbesondere die wohlhabenderen Bauern der Dobrudscha, für die eine zwingende Notwendigkeit zum Verlassen der Heimat nicht bestand, reagierten auf die Aufforderung zur Umsiedlung vielfach skeptisch und abwartend²⁷. Zureden und moralischer Druck führten jedoch, nachdem sich die ersten, zum Teil wirtschaftlich schwächeren Familien zur Umsiedlung entschlossen hatten, bald zum allgemeinen Aufbruch, so dass auch in den neuen Umsiedlungsgebieten nur ein geringer Prozentsatz der Volksdeutschen zurückblieb²⁸. Die Dobrudscha-Deutschen wurden über Cernavoda auf dem Wasserwege nach Semlin, die Deutschen der Süd-Bukowina mit 111 Eisenbahntransporten über Galatz, Klausenburg, Budapest nach Graz oder Wien gebracht, um von dort zunächst ebenfalls in Lager eingewiesen zu werden²⁹. Mitte Dezember 1940 waren auch diese Transporte abgeschlossen.

Die auf Grund eines Zusatzprotokolls zum deutsch-rumänischen Umsiedlungsvertrag durchgeführte sogenannte «Verwandten-Nachumsiedlung», die auch Angehörigen der umgesiedelten Volksgruppen und Verwandten von Umsiedlern in den Provinzen des rumänischen Altreichs, sowie im Banat und in Siebenbürgen Gelegenheit bot, sich der Umsiedlung anzuschließen, lief im Dezember 1940 an, konnte jedoch erst im Sommer 1943 beendet werden³¹. Insgesamt wurden – einschliesslich aller Nachzügler – aus Rumänien 214 630 Personen umgesiedelt; die Zahlen liegen zum Teil erheblich über den Ergebnissen der amtlichen Zählungen und Berechnungen für die deutsche Bevölkerung der Umsiedlungsgebiete, da sich, insbesondere in der Bukowina, zahlreiche Halb- und Vierteldeutsche der Umsiedlung angeschlossen hatten³¹.

land-Deutschen fast wörtlich entsprach, vgl. Anlage 7, S. 146 E, Anmerkungen; abgedruckt auch: «Jahrbuch 1956 der Dobrudscha-Deutschen», S. 23; ebd. S. 54 findet sich die Photokopie einer «Publicajie» des rumänischen Regionalkommissariats Konstanza zur Umsiedlung.

27 Vgl. Berichte Nr. 3, S. 18 ff.; Nr. 7, S. 36. – Es wird vom Berichterstatter Klett betont, dass die wirklich Umsiedlungswilligen – ca. 1'600 bis 1'700, die auf Grund ihrer wirtschaftlichen Lage keinen anderen Ausweg wussten – Rumänien bereits im Zuge der sogenannten Vor-Umsiedlung 1939/40 verlassen hätten.

28 Vgl. die Ergebnisse der im Herbst 1941 durchgeführten rumänischen Volkszählung; s. unten, Anm. 31.

29 Vgl. dazu Dokumente VIII,2, S. 641, sowie Berichte Nr. 3, S. 21 ff.; Nr. 7, S. 36 f.; Nr. 8, S. 43.

30 Das die Verwandtenumsiedlung betreffende Zusatzprotokoll zu der Vereinbarung vom 22.10.1940 (Dokumente VIII,2, S. 657 ff.) wurde am 27. 5.1941 noch einmal ergänzt (Dokumente VIII,2, S. 660 ff.). Zur Durchführung vgl. ebd., S. 658 f., Anmerkungen. Unterlagen dazu finden sich auch in den Akten der DUT, Bundesarchiv Koblenz, Fasz. R 35/506 und 841.

	Deutsche (Volkszlg. 1930)	Einwohner (Stand 1939)	Umgesiedelt (Stand 1944)	Zurückgebl. (Volkszlg. 1941)
Bessarabien	81 089	92 758	93 329	2 058
Nord-Bukowina			43 641	3 446
Süd-Bukowina	75 533	81 419	52 129	3 734
Dobrudscha	12 581	15 378	15 440	1 693
Altreich	32 366	31 914	10 091	46 258

Die wenigen Deutschen in den im Vertrag vom 7. September 1940 an Bulgarien abgetretenen südlichen Bezirken der Dobrudscha fallen kaum ins Gewicht³². Sie teilten das Los der übrigen, zerstreut lebenden Bulgarien-Deutschen, die zum Teil schon 1941/42, zum Teil auf Grund eines deutschbulgarischen Notenwechsels vom 22. Januar 1943, nach Deutschland umgesiedelt wurden³³. Die Gesamtzahl der Umsiedler aus Bulgarien betrug 1.945, von denen etwa 500 auf die Süd-Dobrudscha entfallen³⁴.

Nach ihrer Ankunft auf dem Boden des damaligen Deutschen Reiches wurden sämtliche Umsiedler zunächst in die Lager der Volksdeutschen Mittelstelle eingewiesen, die sich – insgesamt über 1'000 an der Zahl – auf Österreich, Schlesien und andere Gebiete des Reiches verteilten³⁵. Der unerwartete Lageraufenthalt, der im günstigsten Fall einige Monate, oft jedoch mehrere Jahre und gelegentlich bis zum Ende des Krieges dauerte, führte naturgemäss zu Misshelligkeiten, die durch mangelndes Verständnis seitens der nationalsozialistischen Lagerleiter und Ungenauigkeiten in der Verwaltung vermehrt wurden³⁶.

Vor ihrer Einbürgerung und der erst darauffolgenden Ansiedlung mussten die Umsiedler überdies – auf Befehl Himmlers – durch ein Aufnahmeverfahren der Einwandererzentralstelle des SD «geschleust» werden, dessen wichtigsten Teil eine Untersuchung

Für die Zahlen von 1930 und 1939 vgl. die Anmerkungen zu Kap. I.a, für 1941 S. 17 E, Anm. 46.

Die Umsiedler-Zahlen entstammen dem «Kleinen Umsiedlungsspiegel. Januar 1944» (Nur für den Dienstgebrauch, mschr.; MT. Dok. Nr. NO-3568). Gegenüber früheren Angaben ergeben sich dabei geringfügige Verschiebungen; vgl. die Berichte des RKF über den Stand der Um- und Ansiedlung vom 15.1., 1.3., 1.4. und 1.10.1942 (Bundesarchiv, Fasz. R 35/24) sowie vom 1.7.1942 (Himmler Files, Roll V, Folder 35/1,5; letztere verwandt bei Krallert, Bevölkerungszählung 1941, S. 27, Anm. 2).

32 Zum Vertrag von Craiova vgl. oben, S. 4E, Anm. 5.

33 Erste Verhandlungen über einen formellen deutsch-bulgarischen Umsiedlungsvertrag im November/Dezember 1941 wurden ergebnislos eingestellt. Es kam aber bereits damals zur Umsiedlung von 424 Bulgarien-Deutschen, die sich in wirtschaftlicher Not befanden. Eine zweite etwa gleich grosse Gruppe wurde im März 1942 umgesiedelt. Nach neuen Verhandlungen wurde durch einen Notenwechsel vom 22.1.1943, dem am 23.10.1943 ein weiterer Notenaustausch über die wirtschaftliche Abwicklung folgte, die Umsiedlung der restlichen Volksdeutschen geregelt. Die Rechtsstellung der umzusiedelnden Volksdeutschen wurde durch das bulgarische Dekret Nr. 18 vom 6.2.1943 (veröff. im bulgarischen Amtsblatt Nr. 39 vom 20.2.1943) geordnet. Die Umsiedlungsaktion wurde dann zwischen März und Juli 1943 abgewickelt (vgl. dazu die Akten der DUT, Bundesarchiv Fasz. R 35/841; ungenau W. Frank, «Die Umsiedlung aus der Süddobrudscha», Jahrbuch 1956 der Dobrudscha-Deutschen, S. 28 f.)

34 Vgl. «Kleiner Umsiedlungsspiegel. Jan. 1944»; sowie: Krallert, Bevölkerungszählung 1941, S. 20; Frank, a.a.O.

35 Ein Überblick über die provisorische Verteilung der Bessarabien- und Nordbukowina-Deutschen auf die einzelnen Gebiete des Reiches findet sich in «Der Menscheneinsatz» (Dezember 1940), S. 32 – Vgl. auch Berichte Nr. 2, S. 16; Nr. 3, S. 23).

36 Vgl. dazu Berichte Nr. 2, S. 17; Nr. 4, S. 25; Nr. 6, S. 35; Nr. 7, S. 37 ff.; Nr. 8, S. 43 f. – Vgl. dazu auch Lorenz an Himmler, 24.12.1942 (Himmler Files, Roll VI, Folder 43).

und Einstufung nach rassisch-gesundheitlichen Gesichtspunkten bildete³⁷. Nur die «von den ärztlichen Kommissionen als gesund» – und «rassisch wertvoll» – «befundenen Umsiedler» sollten in den «angegliederten Ostgebieten» zum Einsatz kommen («O-Fälle»)³⁸; die übrigen deutschen Umsiedler sollten im Altreich angesetzt werden («A-Fälle»), während die als «fremdstämmig» oder sonst unerwünscht eingestuft Sonderfälle («S-Fälle») nach Möglichkeit ins Generalgouvernement abzuschieben waren³⁹. Ganz abgesehen von der Fragwürdigkeit einer solchen «Auslese»-Prozedur, waren ihre Auswirkungen für die Betroffenen in vieler Hinsicht unerfreulich. Wenn auch die Bessarabien- und Dobrudscha-Deutschen überwiegend als O-Fälle eingestuft wurden, so wurden doch insbesondere bei den Volksdeutschen aus der Bukowina zahlreiche Gemeinde- und Familienverbände auseinandergerissen⁴⁰.

Die zum Verbleib im Altreich vorgesehenen Umsiedler (A-Fälle) sollten nach einer bereits Anfang November 1940 ergangenen Anordnung möglichst umgehend zur Arbeit vermittelt werden; auch für die zur Ansiedlung im Osten bestimmten war ein «vorüber-

37 Vgl. «Der Menscheneinsatz» (Dezember 1940), S. 48 f?

38 In den «Grundlegenden Gesichtspunkten» des Hauptabteilungsleiters Obersturmbannführer Dr. Fährdrich heisst es hierzu:

«In den deutschen Osten z.B. können nur die im Volkstumskampf gehärteten und gesundheitlich guten Teile einer Volksgruppe gelangen, weil dort die Grundlage zu einem festen Wall deutscher Bauernfamilien geschaffen werden muss und das beste Blut hierfür gerade gut genug ist, während die Unterbringung der übrigen grundsätzlich im Altreich nach den staatspolitischen Notwendigkeiten des innerdeutschen Arbeitseinsatzes erfolgt.» («Der Menscheneinsatz», Dezember 1940, S. VII).

39 Unter den bis zum 31.12.1941 von der Einwandererzentralstelle statistisch erfassten Umsiedlern aus Rumänien befanden sich 5'434 S-Fälle, eine Zahl, die bis zum 1.10.1942 auf 9'600 anstieg, von denen 7'355 allein auf die Nord-Bukowina entfielen (vgl. die Statistiken, Bundesarchiv, Fasz. R. 35/24). Der «Kleine Umsiedlungsspiegel» vom Januar 1944 verzeichnet 8636 Rumänien-Umsiedler, die als «Fremdstämmige» aus der Umsiedlungsaktion ausgeschieden worden seien. Auf Grund von Vereinbarungen mit dem rumänischen Kolonisationsministerium waren bis zum 10.3.1942 bereits 5885 «Fremdstämmige» nach Rumänien zurückgeführt worden; ca. weitere 5'000 Rückführungsanträge wurden erwartet, doch wollte Rumänien nur noch die ca. 1'000 bis 1'500 Blutsrumänen aufnehmen (vgl. Briefwechsel und Protokolle, Himmler Files, Roll II, Folder 8).

⁴⁰ Bis zum 1. Oktober 1942 wurden von der Einwandererzentralstelle eingestuft:

Herkunftsgebiet	insgesamt	O-Fälle	A-Fälle	S-Fälle
Bessarabien	92 352	86 702	4 645	1 005
Nord-Bukowina	43 265	23 564	12 346	7 355
Süd-Bukowina	51 779	40 161	10 814	804
Dobrudscha	14 973	13 547	1380	46
Rumänisches Altreich	9 542	5 130	4 022	390

(«Bericht über den Stand der Um- und Ansiedlung am 1.10.1942», Tabelle 3a; Bundesarchiv, Fasz. R 35/24, S. 21). – Besonders für die Süd-Bukowina wurden zahlreiche zunächst als A-Fälle deklarierte Umsiedler nachträglich als O-Fälle neueingestuft; nach dem Stand vom 31.12.1941 waren für die Süd-Bukowina 16'444, für die Nord-Bukowina 18 993 und für Bessarabien 10'668 Umsiedler als A-Fälle eingestuft (vgl. die entsprechende Statistik, R 35/24, S. 80).

gehender Arbeitseinsatz» im Reich vorgesehen⁴¹. Der mit dem Beginn des Ostfeldzuges fühlbar werdende Mangel an Arbeitskräften in der Kriegswirtschaft des Reiches führte bald zu Zwangsmassnahmen gegen Umsiedler, die sich dem Einsatz in untergeordneten oder auch ungewohnten Arbeitsbereichen widersetzen⁴². Selbst Einweisungen in Konzentrationslager wurden angeordnet⁴³. Die wehrfähigen Umsiedler wurden in immer stärkerer Masse zum Dienst in Wehrmacht und Waffen-SS herangezogen⁴⁴.

Als die Ansiedlung der Rumänien-Deutschen in den Ostgebieten im Frühjahr 1941 in grösserem Umfange in Gang kam, erregte es neues Missbehagen, dass man dort nicht die erhofften weiten Strecken freien Landes, sondern in Eile geräumte polnische Bauernhöfe vorfand. Trotz gelegentlichen Zögerns überzog jedoch bei den meisten Umsiedlern der Wunsch, dem Lagerleben zu entkommen. Himmler hatte in seiner Anordnung über die Organisation der Bessarabien- und Nordbukowina-Umsiedlung lakonisch verfügt: «Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD führt die zur Ansetzung der Umsiedler notwendigen Evakuierungen durch»⁴⁵. Im Zuge der bald nach Beendigung des Polenfeldzuges in Angriff genommenen Evakuierungen wurden aus den «Reichsgauen» Wartheland und Danzig-Westpreussen sowie den Ostpreussen und Oberschlesien angeschlossenen Gebieten bis zum 15. November 1940 in 303 Sonderzügen insgesamt 294 336 Polen abtransportiert⁴⁶. Die Zahl der vom Zentralbodenamt beschlagnahmten Betriebe belief sich am 1. Oktober 1942 auf 669 048 mit einer Gesamtfläche von 5 995 232 ha, rund 65% der Gesamtbodenfläche der betroffenen Gebiete⁴⁷.

Die Ansiedlung der für den Osten vorgesehenen Volksdeutschen sollte sich nach genauen Plänen vollziehen, die den Zusammenhalt der alten Gemeinden und Siedlungsgebiete zu wahren suchten. Gleichzeitig sollten freilich Mischsiedlungen zu einer Ver-

41 Vgl. «Der Menscheneinsatz» (Dez. 1940), S. 33 f. – Schon im Februar 1941 wurden 3'000 Bukowina-Deutsche den Hermann-Göring-Werken in Linz und ihren Zubringerwerken zugewiesen (vgl. Bundesarchiv, Fasz. R 35/507). Vgl. auch Berichte Nr. 2, S. 17; sowie Nr. 7, S. 38; Nr. 8, S. 43 ff.

42 Vgl. «Der Menscheneinsatz» (Dez. 1940), S. 34 (Punkt 12); auch «Der Menscheneinsatz. 1. Nachtrag» (Sept. 1941), S. 50 f. – Vgl. dazu Briefwechsel über Misslichkeiten, die sich aus dem Einsatz der bukowina-deutschen Bewohner der Gemeinde Jakobi im Bergbau des Erzgebirges ergaben (Bundesarchiv, Fasz. R 35/507).

43 Vgl. Schreiben des RKF vom 20.3.41 (NG–1345); dazu auch Bericht Nr. 8, S. 45.

44 Ein entsprechender Erlass des OKW vom 17.4.43 findet sich in den Akten der DUT (Bundesarchiv, Fasz. R 35/1029a II). –Vgl. auch unten, S. 58 E mit Anm. 98.

45 «Der Menscheneinsatz» (Dez. 1940), S. 32.

46 Ebd., «1. Nachtrag» (Sept. 1941), S. 117. – Himmler musste den Beauftragten des RKF in Königsberg, Posen, Danzig und Kattowitz am 19.3.41 mitteilen, dass für die Evakuierungen von Polen und Juden hinfort keine Sonderzüge mehr zur Verfügung ständen, so dass die Aktion eingeschränkt werden müsse (a.a.O., S. 65 f.).

47 Bundesarchiv, Fasz. R 35/24, S. 27. – Ein Einzelbericht des Ansiedlungsstabes Kosten, Aussenstelle Rawitsch, vom 19.4.43 lässt erkennen, dass die von der Enteignung betroffenen Polen nicht mehr evakuiert, sondern kurzerhand in die Nachbargemeinden «verdrängt» wurden; im Allgemeinen wurden dabei mehrere kleinere polnische Höfe zusammengefasst, um Siedlerstellen in der gewünschten Grösse zu schaffen (Bundesarchiv, Fasz. R 35/1053).

schmelzung der Volksdeutschen aus den verschiedenen osteuropäischen Umsiedlungsgebieten führen. Für die Bessarabien-Deutschen waren Danzig-Westpreussen und Wartheland, für die Buchenland-Deutschen das Wartheland und die Oberschlesien angegliederten polnischen Kreise als Aufnahmegebiet vorgesehen⁴⁸. Hier konnte die Ansiedlung, auch der zu einem nicht geringen Teil städtischen Lebensbereichen entstammenden Volksdeutschen der Bukowina, bis zum 1. Juli 1942 als abgeschlossen gelten⁴⁹. Kleine Gruppen von Bukowina- und auch Bessarabien-Deutschen wurden später im Protektorat Böhmen und Mähren, im Sudetenland und in Lothringen-Luxemburg angesiedelt⁵⁰. Länger noch dauerte die Unterbringung der Dobrudscha-Deutschen, die zu einem Teil ebenfalls im Wartheland, in der Mehrheit aber im Protektorat (Mähren), sowie in der Südsteiermark und schliesslich im Generalgouvernement (Lublin) Unterkunft fanden⁵¹. Auch Verwandten-Umsiedler und Bulgarien-Deutsche wurden, soweit sie überhaupt zur Ansiedlung kamen, im Lubliner Gebiet angesetzt⁵².

Allen Schwierigkeiten zum Trotz – die arbeitsfähigen Männer waren in den meisten Fällen eingezogen – verstanden es die volksdeutschen Bauernfamilien, sich in den wenigen Jahren, die ihnen vergönnt waren, in der neuen Umgebung einzuarbeiten und die vielfach verwahrlosten Höfe auszubauen. Doch sollten diese Bemühungen mit dem Heranrücken der sowjetischen Armeen nur zu bald wieder zunichte gemacht werden.

48 Die entsprechenden Verfügungen des RKF ergingen für die Bessarabien-Deutschen am 13.11.40 («Der Menscheneinsatz», Dez. 1940, S. 35 f.), für die Bukowina-Deutschen am 7.2. und 22. 7. 41 («Der Menscheneinsatz, 1. Nachtrag», S. 24 ff.).

49 Vgl. Schreiben Obergruppenführer Hildebrand an Himmler, 30. 6. 42 (Himmler Files, Roll I, Folder 2, Nr. 17).

Bis zum 1.10.1942 wurden im Osten angesiedelt:

Umsiedler aus*.	Insgesamt	Wartheland	Danzig- West- preussen	Ost- preussen	Ost-Ober- schlesien	Protektorat
Bessarabien	81 234	40 164	40 836	–	68	166
Bukowina	49 783	23 752	–	11	25 681	339
Dobrudscha	5 124	4 913	–	–	26	185
Rum. Altreich	254	62	–	11	172	–

(Bundesarchiv, Fasz. R 35/24, S. 17). – Über den Fortgang der Umsiedlung geben, neben den Übersichtsberichten in R 35/24, vor allem die wöchentlichen Berichte der Ansiedlungsstäbe von Okt. 1941 bis Dez. 1942 in R 35/1029 II Auskunft.

50 Vgl. dazu Bundesarchiv, Fasz. R 35/1073–1076. – Bessarabien- und dobrudscha-deutsche Weinbauern wurden zum Teil in Untersteiermark und Oberkrain angesiedelt (R 35/1972); einige hundert Umsiedler aus Bessarabien und der Bukowina wurden auch nach Lublin versetzt (R 35/507 und 1064).

51 Die Verfügung des RKF über die Ansiedlungsgebiete der Dobrudscha-Deutschen erging am 9.6.1942 (R 35/507 und 1053); vorgesehen war dabei neben dem Wartheland (s. o., Anm. 49) vor allem das Protektorat. Im Protektorat waren nach einer Übersicht vom 31.12.1942 4071 Dobrudscha-Deutsche, sowie 395 Buchenländer und 193 Bessarabien-Deutsche angesiedelt (Bericht der DUT, R 35/1074). Bis zum Beginn des Jahres 1944 konnten insgesamt 11201, d.h. 72,5%, auch der Dobrudscha-Deutschen angesiedelt werden («Kleiner Umsiedlungsspiegel»). – Vgl. auch die Zahlen im Bericht Nr. 3, S. 23, die im Einzelnen allerdings etwas zu hoch greifen.

52 Vgl. die entsprechenden Verfügungen des RKF vom 20.8. und 10. 10.1942 (R 35/1036 und 507).

Bei der letzten statistischen Aufnahme vor Ende des Krieges waren von den aus Rumänien umgesiedelten Volksdeutschen 166'222 in den «eingegliederten Gebieten» – wohl einschliesslich Lothringens – angesiedelt; rund 23'900 waren «im Altreich in Arbeit vermittelt» worden, während noch 16'200 in Lagern auf ihre Ansiedlung warteten⁵³.

Das Deutschtum in Rumänien war, da mit der Abtrennung Nord-Siebenbürgens und des Sathmar-Gebiets durch den Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940 auch die Volksdeutschen dieser Gebiete der Volksgruppe verloren gingen, als Ergebnis der Umsiedlungen schon vor dem Eintritt Rumäniens in den Krieg auf knapp zwei Drittel seines früheren Bestandes zusammenschmolzen⁵⁴. Die Umsiedlungsaktionen aus den der Sowjetunion zufallenden Ostgebieten retteten zweifellos deutsche Menschen vor dem Zugriff des Bolschewismus; die «Heimführung» deutscher Volksgruppen und Volkssplitter aus anderen Ländern war aber sehr viel schwerer, wenn überhaupt zu rechtfertigen. In jedem Fall führten die Umsiedlungen zur Entwurzelung der betroffenen Menschen, die das Schicksal der Heimatlosigkeit schon Jahre vor den späteren Vertreibungen bis zur Neige auskosten mussten. Die Rückkehr in die Heimat blieb ihnen im Allgemeinen verwehrt⁵⁵. Noch schwerwiegender waren die Gewaltmassnahmen in den eingegliederten Gebieten, die Raum für die Umsiedler schaffen sollten. Zog die Einweisung in den Besitz verdrängter Polen und Juden für die vom Zusammenbruch überraschten Volksdeutschen besonders harte Vergeltungsmassnahmen nach sich, so haben die von Hitler eingeleiteten Aktionen darüberhinaus grundsätzlich in unheilvoller Weise Schule gemacht für die gewaltsame Verpflanzung und Vertreibung deutscher Volksteile aus den Ländern Ostmitteleuropas in den Jahren nach dem Kriege. Sie sind es gewesen, auf die man sich immer wieder berief.

b. Die Heranziehung der Volksdeutschen zum Dienst in der Waffen-SS.

Ebenso verhängnisvoll wie die Umsiedlungsaktionen wirkte sich die mehr oder weniger gewaltsame Einziehung der wehrpflichtigen Volksdeutschen aus den in fremden Staaten verbleibenden Volksgruppen in die deutsche Wehrmacht oder die ihr gleichgestellten Verbände der Waffen-SS aus, die nach anfänglichem Zögern auch in Rumänien rigoros durchgeführt wurde.

Die allgemeinen Verhältnisse in der rumänischen Vorkriegsarmee, die dort verbreitete Korruption, der Mangel an Disziplin und Organisation gaben den in ihren Verbänden dienenden Volksdeutschen oft berechtigten Anlass zur Unzufriedenheit. Benachteiligungen der Volksdeutschen, die der rumänischen allgemeinen Wehrpflicht unterlagen, die deutliche Bevorzugung volksrumänischer Anwärter in der Offiziers- und Reserve-

53 Vgl. «Kleiner Umsiedlungsspiegel. Januar 1944» (NO – 3568). – In den Westgebieten, Lothringen, Luxemburg und Elsass befanden sich nach einer Sonderübersicht des «Kleinen Umsiedlungsspiegels» Anfang 1944 insgesamt 9'300 Umsiedler.

54 Vgl. die Zahlenangaben oben, S. 17 E mit Anm. 46.

55 Vgl. unten, S. 93 E ff.

Offizierslaufbahn erhöhten die Bereitschaft der Volksdeutschen, jede Gelegenheit zur Ableistung des Wehrdienstes in deutschen Formationen, in der ob ihrer Siege in den ersten Kriegsjahren bewunderten Deutschen Wehrmacht zu ergreifen.

Schon im Frühjahr 1940 wurde in Rumänien die erste grössere Freiwilligenaktion für die damaligen «SS-Verfügungstruppen» abgewickelt⁵⁶. Brigadeführer Berger, dem das Ersatzwesen der späteren Waffen-SS unterstand, betraute seinen Schwiegersohn Andreas Schmidt mit der Vorbereitung der Aktion, die unmittelbar nach der Ernennung Schmidts zum Stabsleiter der NAF im Oktober 1939 anlief. Durch die volksdeutsche Jugendorganisation wurden besonders in Bessarabien und Siebenbürgen geeignete Jugendliche ausgewählt. Da die rumänischen Behörden den illegalen Grenzübergang unterbanden, wurde das Auswärtige Amt im Januar 1940 gebeten, in Rumänien die Ausreisegenehmigung für 1'000 bis 1'500 Freiwillige zu erwirken, die als landwirtschaftliche Arbeitskräfte getarnt werden sollten⁵⁷. Nachdem der rumänische Aussenminister Gafencu sich in der zweiten Aprilhälfte einverstanden erklärt hatte⁵⁸, konnten die ersten 1'000 Mann im Juni 1940 mit Dampfzügen der DDSG nach Wien gebracht werden, wo sie offiziell begrüsst, gemustert und bei Tauglichkeit SS- und Wehrmachtseinheiten zugeteilt wurden⁵⁹.

Für Andreas Schmidt, der bald die Führung der Volksgruppe übernehmen sollte, mag bei dieser ersten Aktion der auch von Berger gelegentlich betonte Gedanke bestimmend gewesen sein, ein in der SS geschultes Führerkorps zu schaffen, das durch den gemeinsamen Kriegseinsatz noch stärker mit dem Reich verbunden werden sollte⁶⁰. Wenn Berger die Aktion schon im Januar 1940 unter dem Gesichtspunkt der «Ersatzgestellung» betrachtete⁶¹, wenn er im August 1940 Rumänien unter den «noch zu bearbeitenden Nachersatzgebieten» für die Waffen-SS an bevorzugter Stelle nannte⁶², so muss man in diesen ersten 1'000 Mann wohl doch in erster Linie Kader für spätere, weiter ausgreifende Werbungen sehen⁶³. Darauf hingewiesen, dass die volksdeutschen Freiwilligen ihrer rumänischen Staatsbürgerschaft verlustig gehen könnten, liess der Reichsführer

56 Vgl. «Volksdeutsche in der Waffen-SS» (Der Reichsleiterdienst, 28.12.1943), S. 1 (MT. Dok. Nr. NO-2015).

57 Vgl. Berger an Himmler, 5.1.40 (NO-1112); Staatssekr. Keppler (Ausw.Amt) an SS-Gruppenführer Wolff, 12.1.40 (NG-2752); Lorenz (VOMI, im Auftrag des Ausw. Amts) an Wolff, 23.1.40 (NO-1605).

58 Vgl. Himmler an Ribbentrop, 28. 4. 40 (NO-1605). – Die erwähnte Vermittlung H. O. Roths (vgl. Bericht Nr. 9, S. 47) dürfte angesichts dieser offiziellen Fühlungnahme von sekundärer Bedeutung gewesen sein.

59 Vgl. Bericht Nr. 9, S. 47 f. – Vgl. dazu, über neue Schwierigkeiten nach der rumänischen Reorganisationsumbildung vom 11.5.1940 etc.: Berger an Himmler, 16. 5. 40 (NO-2237).

60 Vgl. in diesem Sinne: RLD, 28.12. 43 (a.a.O.), S. 1.

61 An Himmler, 5.1. 40 (NO-1112).

62 An Himmler, 7. 8. 40 (NO-1825).

63 Vgl. dazu Bericht Nr. 9, S. 46, 48; der Plan, die ersten Freiwilligen als Ausbilder für spätere volksdeutsche SS-Einheiten zu verwenden, wurde allerdings nur in begrenztem Umfang verwirklicht (ebd., S. 48).

rer-SS ausdrücklich erklären, dass er «erforderlichenfalls mit dem dauernden Verbleiben im Reich einverstanden sei»⁶⁴.

Der Bukarester Gesandte von Killinger gab angesichts weiterer Pläne 1941 zu bedenken, dass damit «bestes deutsches Blut aus der deutschen Volksgruppe herausgezogen», dass «die Volksgruppe an ihrem Wert erheblich verlieren» werde⁶⁵. Nicht zuletzt aus diesen Erwägungen heraus wird sich auch die Volksgruppenführung unter Bruckner im Sommer 1940 gegen die Werbungen gewehrt haben⁶⁶. Nach dem Systemwechsel in Rumänien dürfte die Rücksichtnahme auf das Prestige des neuen Partners Antonescu die Reichsführung veranlasst haben, die offene Werbung einzustellen⁶⁷. Als ersten Punkt seines Jahresprogramms verkündete Andreas Schmidt im Februar 1941: «Jeder wehrfähige Mann dient auf Befehl des Führers in der rumänischen Wehrmacht.»⁶⁸ Noch im März 1942 beschwerte sich Schmidt in Berlin über die immer häufiger werdenden Übernahmen volksdeutscher Deserteure aus den rumänischen Verbänden an der Ostfront in deutsche Wehrmächte- und SS-Einheiten, da sie sein Verhältnis zur rumänischen Staatsführung belasten müssten⁶⁹.

Trotz dieser Grundhaltung rissen die Freiwilligenwerbungen unter den Volksdeutschen Rumäniens auch in den Jahren nach 1940 nie völlig ab. Einzelne oder auch ganze Gruppen nutzten die zahlreichen Gelegenheiten, die sich durch die seit Oktober 1940 in Rumänien stationierten deutschen Lehrtruppen, mit durchfahrenden Lazarettzügen oder mit den Divisionen, die auf dem Wege nach Griechenland und Südslawien rumänisches Gebiet durchquerten, zum Verlassen des Landes boten⁷⁰.

64 Lorenz an Wolff, 23.1.40 (NO–1605); vgl. dazu das Schreiben Keplers vom 12.1.40 (NG–2752).

65 Telegramm Killingers an Ausw. Amt, 26.2.41 (NO–1782). – In ähnlicher Form sprach sich auch der Deutsche Bevollmächtigte General in Bukarest, Gen. d. Kav. Hansen gegen die Werbungen aus, in denen er überdies eine im Interesse einer deutsch-rumänischen Zusammenarbeit unvertretbare Schwächung der rumänischen Armee erblickte (vgl. seine «Antworten auf eine Anfrage des Inst. für Zeitgeschichte», 30.7.56, Mskr., S. 28 f.).

66 Vgl. Berger an Himmler, 16.5.40 (NO–2237; s. o., S. 36 E; dazu Bericht Nr. 9, S.47.

67 Vgl. Telegramme Killinger an Ausw. Amt, 26.2.41 (NO–1782) und 21.1.42 (NG–3991).

68 Halbjahresbericht der Volksgruppenführung (übersandt 6.8.42; Himmler Files, Roll II, Folder 8). Schmidt betonte in seinem Bericht, dass die Rumänien-Deutschen, der Weisung der Volksgruppe entsprechend, trotz Bekanntwerdens der SS-Freiwilligenaktionen in Ungarn, Serbien und der Slowakei noch zu 100% in der rumänischen Armee dienten (vgl. auch sein Schreiben an Himmler vom 6.3.42; Himmler Files, Roll IV, Folder 23).

69 Schmidt an Himmler, 6.3.42 (Himmler Files, Roll IV, Folder 23) mit Begleitbrief Behrens, VOMI (ebd.). – Vgl. dazu den daran anknüpfenden Briefwechsel Himmler–Lorenz und Lorenz–Brigadeführer Tittmann, dessen in Nikolajew (Transnistrien) aufgestellte Einheit in erster Linie moniert worden war (ebd.).

70 Vgl. u.a. Bericht Nr. 9, S. 48.

Ende April 1941 wurden mit Wissen der Volksgruppenführung 600 rumänische Volksdeutsche mit der SS-Division «Das Reich» nach Wien gebracht⁷¹. Zahlreiche Volksdeutsche schlossen sich auch, zunächst als technisches Personal, deutschen Luftwaffen- und OT-Einheiten an und gingen bei ihrer Verlegung ausser Landes⁷².

Für die Volksdeutschen in Ungarn wurde die Ableistung des Wehrdienstes in der deutschen Waffen-SS schon im Februar 1942 vertraglich geregelt⁷³. Ein überdurchschnittlich grosser Prozentsatz der auf Grund dieses Abkommens zur SS gemusterten Volksdeutschen entstammte den neu zu Ungarn gekommenen Gebieten, der Batschka und Nord-Siebenbürgen, dessen wehrfähige Deutsche sich fast vollzählig meldeten⁷⁴. Für Rumänien wurde eine derartige Regelung erst nach der Zerschlagung der rumänischen Armeen im Kampf um Stalingrad ins Auge gefasst. Bis Anfang März 1943 hatten sich bereits rund 10'000 volksdeutsche «Versprengte» bei deutschen Wehrmachts- und SS-Stellen im Südabschnitt der Ostfront gemeldet. Ihre Rückführung in die rumänische Armee wurde vom deutschen OKW auf Befehl Hitlers untersagt⁷⁵. Schon in diesem Befehl wird eine «spätere grundsätzliche Regelung» auch für «die Frage der Volksdeutschen in Rumänien» in Aussicht genommen.

Anfang April 1943 erklärte sich Marschall Antonescu grundsätzlich einverstanden mit einer grossangelegten Werbungsaktion unter den Volksdeutschen in Rumänien, die daraufhin am 12. April anlie⁷⁶. In der zweiten Monatshälfte begannen in Bukarest Verhandlungen zwischen Killinger und der rumänischen Regierung, die nach Hinzuziehung von Berger und Andreas Schmidt am 13. Mai zum Abschluss eines zwischenstaatlichen Abkommens «hinsichtlich der Einreihung rumänischer Staatsbürger volksdeutscher

71 Vgl. Funkspruch der SS-Ergänzungsstelle Donau XVII, Wien, an Berger, 27.4.41 (NO-3362). – Andreas Schmidt hatte, «trotz aller Widerstände der Landesleitung» (Bruckner), schon im Mai 1940 2'000 Mann, «allein 600 aus Bessarabien», für die SS ausgemustert (Berger, 16.5.1940, NO-2237), von denen dann zunächst nur 1'000 legal abtransportiert werden konnten. Killinger protestierte in seinem Telegramm vom 26.2.41 (NO-1782, s. o.) gegen die für Anfang März 1941 von Schmidt angeordnete Inmarschsetzung von «ersten 100 Mann der für die SS vorgesehenen 1'000 Mann»; um einen Teil dieser Gruppe scheint es sich bei den mit der Division «Das Reich» ausreisenden Freiwilligen zu handeln.

72 Vgl. u.a. Brigadeführer Tittmann an Lorenz, 14.5.42 (Himmler Files, Roll IV, Folder 23).

73 Über die Waffen-SS-Aktionen in Ungarn und die zu ihrer Legalisierung abgeschlossenen deutsch-ungarischen Abkommen vgl. Dokumentation der Vertreibung II, S.32E – 34 E.

74 Vgl. dazu Lorenz an Himmler, 19.9.42 (Himmler Files, Roll II, Folder 7; auch NO-1670); ferner RLD 28.12.43, S. 1.

75 Vgl. Ausw. Amt an Volksdeutsche Mittelstelle, 9.3.1943 (Himmler Files, Roll II, Folder 8); dazu Lorenz an Himmler, 3.3.1943 (ebd.). – Nach Mitteilungen A. Schmidts hatten sich, so berichtete Lorenz, insgesamt 35'000 Volksdeutsche bei den im Osten eingesetzten rumänischen Divisionen befunden.

76 Vgl. Bericht SS-Obersturmbannführer Kubitz (?), 10.4.1943 (NO-2470). – Himmler hatte Ribbentrop bereits Anfang Februar mitgeteilt, dass er neue Freiwilligenkontingente aus Ungarn (30'000-50'000) und Rumänien (20'000-30'000) benötige (Sturmbannführer Brandt an Berger, 12.2.43; NO-2470).

Zugehörigkeit in die Deutsche Wehrmacht-SS» führten⁷⁷. Alle «rumänischen Staatsbürger Volksdeutscher Zugehörigkeit⁷⁸, die am 1. April 1943 das 17. Lebensjahr vollendet» hatten, konnten sich damit «freiwillig in die Deutsche Wehrmacht-SS einreihen lassen»⁷⁹. Ausgenommen von dieser Freistellung, die grundsätzlich auch für die bereits in der rumänischen Armee dienenden Volksdeutschen galt, waren lediglich aktive Offiziere und Unteroffiziere, Soldaten der noch im Einsatz befindlichen Fronteinheiten sowie für die rumänische Rüstungsindustrie unentbehrliche Spezialkräfte.

Wichtig war, dass den Freiwilligen durch dieses Abkommen, anders als etwa in dem gleichzeitig abgeschlossenen deutsch-ungarischen Vertrag, die Beibehaltung der rumänischen Staatsbürgerschaft «mit allen sich daraus ergebenden Rechten» ausdrücklich verbürgt wurde⁸⁰. Erst die Tatsache, dass allen «deutschstämmigen Ausländern, die der Deutschen Wehrmacht, der Waffen-SS, der deutschen Polizei oder der Organisation Todt angehören», durch Führer-Erlass vom 19. Mai 1943 die deutsche Staatsangehörigkeit verliehen wurde⁸¹, gab der rumänischen Regierung Sănătescu die Handhabe, die SS-

77 Die Grundzüge des Vertrages waren dem Anschein nach schon bei dem Besuch Marschall Antonescu im Führerhauptquartier am 12./13. April 1943 (vgl. Hillgruber, a.a.O., S. 170 f.) vereinbart worden (vgl. Lorenz an Himmler, 21.4.43, NO-2471; auch Berger, 29.4.43, s. u.). Am 24.4. übersandte Killinger einen Vertragsentwurf (Abschrift in Himmler Files, Roll II, Folder 8), zu dem Berger ausführlich Stellung nahm (an Himmler, 29.4.43, ebd.); entgegen der im Entwurf vorgesehenen Meldung der einzelnen Freiwilligen bei den rumänischen Wehrbezirkskommandos legte Berger Wert auf das Zugeständnis einer legalen Musterung durch die Volksgruppe. Die abschliessenden Verhandlungen führte Berger persönlich; vgl. Telegramm an Himmler, 13.5.43 (Himmler Files, Roll II, Folder 8), sowie den Bericht Bergers an Himmler vom 17.5.43 (ebd.; auch NO-2235, mit Handvermerk Himmlers: «Ausspreche meine volle Anerkennung und Dank»). Der endgültige Text des Vertrages ist Bergers Bericht abschriftlich angefügt (s. Anlage 8, S. 147 E ff.).

78 Im Entwurf: «deutscher Abstammung».

79 Berger berichtete (17.5.43, a.a.O.), der Deutsche Bevollmächtigte General in Rumänien habe sich bei dem rumänischen Generalstab vergeblich bemüht, die SS-Rune aus dem Vertrag streichen zu lassen.

80 Absatz I, 1 des Abkommens. – Vor der «1'000-Mann-Aktion» hatte der rumänische Minderheitenminister offiziell erklärt, «dass Volksdeutsche in Rumänien, die zur Dienstleistung ins Reich gehen, die rumänische Staatsbürgerschaft verlieren» (Keppler an Wolff, 12.1.40, NG-2752; vgl. oben, S. 52 E f. mit Anm. 9). Im Februar 1941 sprach Antonescu eine Amnestie für alle Volksdeutschen aus, die vor dem 15.2.1941 aus Rumänien «desertiert» waren (Killinger an Ausw. Amt, 26.2.41; NO-1782). Das Abkommen vom 13.5.1943 wurde ausdrücklich auch auf «alle rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die Rumänien illegal verlassen haben», ausgedehnt, «wenn sie in deutschen militärischen oder SS-Einheiten oder in der Kriegswirtschaft und kriegswirtschaftlichen Organisationen Verwendung finden» (Abkommen IV, 2). – Nach dem am 1. 6.1943 in Kraft getretenen deutsch-ungarischen Abkommen verloren die als tauglich gemusterten und von Ungarn freigegebenen Volksdeutschen mit der Verladung und Übergabe an deutsche Transportoffiziere die ungarische Staatsangehörigkeit (Bericht Berger, 29.4.43; NO-2442).

81 «Erlass des Führers über den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit durch Einstellung in die deutsche Wehrmacht, die Waffen-SS, die deutsche Polizei oder die Organisation Todt» (veröff.: Reichsgesetzblatt 1943/1, S. 315); vgl. dazu schon Ausw. Amt an VOMI, 9.3.43 (Himmler Files, Roll II, Folder 8). – Eine Anordnung Himmlers als Reichsminister des Innern verfügte am 23.5.1944: «Die deutsche Staatsangehörigkeit wird von den unter den Führererlass fallenden

Freiwilligen nach dem Umsturz als Deserteure der rumänischen Staatsbürgerschaft verlustig zu erklären.

Die Musterungen, die in Zusammenarbeit mit der Volksgruppenführung von einer Aussenstelle des Ersatzkommandos Südost der Waffen-SS in Wien geleitet wurden, hatten in Rumänien schon mehrere Wochen vor Abschluss des Abkommens begonnen⁸². Nach dem 13. Mai wurden alle Volksdeutschen zwischen 18 und 35 Jahren in öffentlichen Anschlägen der Volksgruppe aufgefordert, sich den Musterungskommissionen zu stellen⁸³. Ein grosser Teil, insbesondere der Siebenbürger, meldete sich in der Tát «freiwillig»; man glaubte noch immer an die gute Sache des Reiches, zog überdies den deutschen dem rumänischen Militärdienst vor. In anderen Fällen wurde die «Freiwilligkeit» jedoch durch massiven moralischen und sogar physischen Druck erzwungen; Berger hebt lobend hervor, dass Rollkommandos der Volksgruppe den Zögernden im rumänischen Banat «die Häuser zusammengeschlagen» hätten⁸⁴. Der unmittelbare Druck, den die Volksgruppen auf ihre Mitglieder ausübten, schien Berger die gelegentlich erwogene Verkündung einer «allgemeinen Wehrpflicht sämtlicher Volksdeutschen» überflüssig zu machen⁸⁵.

Die in Rumänien Gemusterten wurden gemeindeweise einberufen und verladen. Die Abfahrt der mit Blumen und Inschriften geschmückten Transportzüge wurde vielerorts zum Volksfest⁸⁶, eine Tatsache, die das an sich schon wache Misstrauen der Rumänen

deutschstämmigen Ausländern kraft des Führererlasses erworben. Zu ihrer Geltendmachung bedarf es jedoch einer von Fall zu Fall zu treffenden Feststellung des Staatsangehörigkeitserwerbes durch die Einwandererzentralstelle. Diese kann im Einzelfalle feststellen, dass der Staatsangehörigkeitserwerb nicht eingetreten ist.» Die Anordnung verfügte weiter, dass sich der Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit «nicht ohne Weiteres auf Ehefrauen und Kinder» erstrecke (veröff.: Ministerialblatt des Reichs- und Preuss. Ministeriums des Innern 1944, Spalte 551).

82 Vgl. Lorenz an Himmler, 21.4.43 (NO-2471); Berger an Himmler, 29.4.43 (Himmler Files, Roll II, Folder 8).

83 Vgl. Bericht Nr. 11, S. 58; über die Durchführung der Musterungen vgl. Bericht Nr. 9, S. 49.

84 Berger an Brandt, 16. 6. 43 (NO-5901). – Vgl. dazu Bericht Nr. 11, S. 58, sowie Berichte Nr. 9, S. 50; Nr. 10, S. 54.

85 Vgl. über diese Pläne Gruppenführer Knoblauch an Himmler, 27. 5. 43 (NO-1650; vgl. auch NO-2038); Berger erklärte dazu auf Anfrage Brandts, die offizielle Verkündung einer derartigen Wehrpflicht sei staatsrechtlich nicht möglich, vor allen Dingen aber «gar nicht notwendig, denn wenn eine Volksgruppe halbwegs passabel geführt wird, dann melden sich schon alle freiwillig» (e. o., Anm. 84). In ähnlichem Sinne hatte Himmler im April 1943 in Charkow erklärt, man erfasse die Söhne der Volksdeutschen «einesteils auf Grund echter Freiwilligenmeldungen, anderenteils auf Grund einer Aushebung, weil wir die Volksgruppe durch die SS vom Reich aus organisiert haben, so dass wir tatsächlich, ohne eine staatliche Macht zu haben, moralisch in dem Volkstum eine solche Kraft und Gewalt haben, dass wir einen Mann zwingen können, moralisch zwingen können, bei uns in Deutschland zu dienen». (MT. Dok. Nr. 1919-PS, zitiert bei: Robert Herzog, Die Volksdeutschen in der Waffen-SS. Studien des Inst. für Besatzungsfragen in Tübingen zu den deutschen Besetzungen im zweiten Weltkrieg Nr. 5, 1955, S. 5).

86 Vgl. Berichte Nr. 9, S. 50 f.; Nr. 10, S. 54.

noch vermehrt haben dürfte⁸⁷. Nach Abgang des letzten Transportes meldete Berger am 30. Juli 1943 als Gesamtergebnis der Werbung in Rumänien 41'560 Mann⁸⁸. In Wien wurden die Volksdeutschen – nach offizieller Begrüssung – einer Nachmusterung unterzogen, um anschliessend verschiedenen Ausbildungs- und Ersatzeinheiten der Waffen-SS zugewiesen zu werden⁸⁹. Den weiteren Verlauf des Krieges erlebten die rumänien-deutschen SS-Männer nach oft nur oberflächlicher Ausbildung zum Teil im Einsatz an der Ostfront, zum Teil in den Partisanen- und Abwehrkämpfen auf dem Balkan (Division «Prinz Eugen»)⁹⁰. Vor allem unter den Banater Schwaben kam es in Serbien verschiedentlich zu Desertionen⁹¹. Die anfängliche Begeisterung war oft nur allzu rasch enttäuscht worden⁹².

Zusätzliche Verstimmung verursachten Nachrichten aus der Heimat über die unzureichende Versorgung der Angehörigen⁹³. Devisenschwierigkeiten zwangen die SS-Versorgungsstellen, die Zahlung der Unterstützungsgelder, die laut Abkommen Sache des Reiches war, weitgehend zu sistieren. Auch die Volksgruppe konnte mit eigenen Mitteln nur beschränkt einspringen⁹⁴. Hatten schon die Einberufungen zur Stilllegung zahlreicher volksdeutscher Handwerksbetriebe geführt, so kamen durch dieses Versagen viele Familien in ernste wirtschaftliche Bedrängnis.

Bei Jahresende 1943 befanden sich in den Verbänden der Waffen-SS 54'000 Volks-

87 Vgl. abgefangene Meldungen rumänischer Polizeibehörden (Himmler Files, Roll II, Folder 8).

88 Berger an Himmler, 30.7.1943 (NO–2213). – «SS kv» waren an sich nur 17'748, doch wurden auch die übrigen (Heer kv 30 351; gv 2 031; av 1429) in die Waffen-SS übernommen.

89 Vgl. Berichte Nr. 9, S. 51 f.; Nr. 10, S. 55; Nr. 11, S. 60.

90 Die 7. SS-Freiwilligen-Gebirgsdivision «Prinz Eugen» wurde 1942, zunächst aus Angehörigen des «Selbstschutzes» der deutschen Volksgruppe in Serbien, aufgestellt. Die später mit volksdeutschen «Freiwilligen» aus Jugoslawien, Ungarn und vor allem Rumänien aufgefüllte Division unterstand anfangs dem aus Siebenbürgen stammenden rumänischen Gebirgsjägergeneral und nunmehrigen SS-Gruppenführer Artur Phleps. Vgl. über ihn, die Division und ihre Einsätze: Paul Hausser, *Waffen-SS im Einsatz* (21953), S. 106 ff.; Ernst-Günther Krätschmer, *Die Ritterkreuzträger der Waffen-SS* (1955), S. 202 ff.; Erich Schmidt-Richberg, *Der Endkampf auf dem Balkan. Die Operationen der Heeresgruppe E von Griechenland bis zu den Alpen* (Die Wehrmacht im Kampf, Bd. 5, 1955), S. 52 ff.; ungenau: Gerald Reitlinger, *Die SS. Tragödie einer deutschen Epoche* (dt.: 1957), S. 197 ff. Phleps wurde 1943 mit der Aufstellung des V. SS-Gebirgskorps betraut; er fiel im September 1944 in Siebenbürgen.

91 Vgl. Berichte Nr. 10, S. 57; Nr. 11, S. 60; auch Nr. 9, S. 53. – Die rumänischen Behörden forderten die vorübergehend nach Rumänien zurückkehrenden SS-Urlauber systematisch zur Desertion, d.h. zum Wiedereintritt in die rumänische Armee auf (Berger an Legationsrat Reichel, Ausw. Amt, 26.4.44; NO–5121).

92 Vgl. dazu Berichte Nr. 9, S. 51; Nr. 10, S. 54 ff.; Nr. 11, S. 59 f.

93 Vgl. Bericht Nr. 10, S. 56 f.

94 Vgl. Bericht Nr. 9, S. 52; dazu auch verschiedene Schreiben in Himmler Files, Roll II, Folder 8 (Oktober 1943 bis Januar 1944). – Nach Bericht Nr. 11 (S. 59) mussten die Einberufenen selbst an den Haus-sammlungen zur Aufbringung der Familienbeihilfen teilnehmen.

deutsche aus Rumänien, rund 10% der damals in Rumänien lebenden Deutschen⁹⁵. Die Zahl hat sich wahrscheinlich bis Kriegsende nicht mehr wesentlich erhöht, doch müssen noch wenigstens 5'000 bis 6'000 «Freiwillige» aus den Ungarn unterstellten Gebieten hinzugerechnet werden⁹⁶. Weitere rund 15'000 Rumänien-Deutsche waren in Einheiten der deutschen Wehrmacht, in der Organisation Todt und der deutschen Rüstungsindustrie eingesetzt⁹⁷. Schliesslich müssen an dieser Stelle auch die Umsiedler aus Bessarabien, Bukowina und Dobrukscha erwähnt werden, die nach ihrer Einbürgerung gemäss der allgemeinen Wehrpflicht zu Wehrmacht und Waffen-SS eingezogen wurden⁹⁸. Die Verluste der volksdeutschen SS-Angehörigen in Krieg und Gefangenschaft waren verhältnismässig hoch. Man wird sie nach kirchlichen Schätzungen mit fast 15%, mit 8'000 bis 9'000 Toten also, in Rechnung stellen müssen⁹⁹. Auch von den Überlebenden konnten nach dem Krieg nur wenige Tausend nach Rumänien zurückkehren, wo sie zunächst besonders schwerer Verfolgung ausgesetzt waren¹⁰⁰.

95 Vgl. eine Übersicht im RLD, 28.12. 43, S. 2 (s. o., S. 52 E, Anm. 56).

96 Laut Bericht Bergers (Eingang Reichsführer-SS, 8.5.42) über die Ergebnisse der Werbungen in Ungarn auf Grund des Abkommens vom 1.2.42 wurden in zwei Transporten aus Bistritz und Gross-Karol am 17. und 25.4.42 insgesamt 3'268 Freiwillige gezählt (Himmler Files, Roll II, Folder 7). Nach einem Bericht aus Sächsisch-Reen (Dokumentensammlung) waren bis Mitte 1944 etwa 4'500 Nord-Siebenbürger und 800 Sathmarer Schwaben zur Waffen-SS eingerückt. Die Gesamtzahl wird sich durch die Aushebungen auf Grund des letzten deutschungarischen Abkommens vom 14.4.44, die bis zum Herbst 1944 andauerten, besonders für das Sathmar-Gebiet, noch erhöht haben.

97 Vgl. RLD, 28.12. 43, S. 2.

98 Vgl. etwa Berichte Nr. 2, S. 17; Nr. 6, S. 41; Nr. 74, S. 331.

99 H. Schwarz, Betrachtungen zur Lage der Siebenbürger Sachsen im Frühsommer 1947 (Mskr., Dokumentensammlung).

100 Vgl. unten, S. 99 E.

III. Kapitel.

Der Zusammenbruch Rumäniens und seine Folgen.

a. Die rumänische Kapitulation vom 23. August 1944 und ihre unmittelbaren Auswirkungen auf die volksdeutsche Bevölkerung.

Marschall Antonescu galt führenden reichsdeutschen Stellen noch im Frühjahr und Sommer 1944 als der treueste und zuverlässigste Verbündete des nationalsozialistischen Deutschen Reiches. Die rumänische Armee hatte im Kampf gegen die Sowjetunion, insbesondere bei Stalingrad, hohe Verluste erlitten. Gemeinsam mit den deutschen Divisionen der Heeresgruppe Südukraine hielt sie nun den südlichsten Abschnitt der Ostfront, die vom Unterlauf des Dnjestr bereits durch rumänisches Gebiet nördlich Jassy zum Karpatenrand verlief.

Schon im Winter 1942/43, als sich nach Stalingrad und der alliierten Landung in Nordafrika die Kriegslage immer stärker zuungunsten Deutschlands zu verschieben begann, waren jedoch im Auftrage des Aussenministers Mihai Antonescu und der demokratischen Oppositionsparteien – zum Teil mit Wissen des Staatsführers Ion Antonescu – erste Kontakte zu den Alliierten hergestellt worden. Die Geheimverhandlungen über ein Ausscheiden Rumäniens aus dem Kriege, die in Istanbul und Kairo mit den Westmächten, später über Stockholm auch unmittelbar mit der Sowjetunion geführt wurden, schienen bereits im Frühsommer 1944 kurz vor dem Abschluss zu stehen. Der Verlust Transnistriens und Nordbessarabiens im März 1944 hatte den Kriegswillen Rumäniens geschwächt. Die im Sommer einsetzenden anglo-amerikanischen Luftangriffe auf das Erdölgebiet und verschiedene rumänische Industriezentren – darunter Kronstadt und Temeschburg – liessen die innere Widerstandskraft des Volkes weiter erlahmen. Dennoch fiel die Entscheidung in Bukarest erst nach dem sowjetischfinnischen Waffenstillstand, als die Bessarabienfront unter den ersten vernichtenden Schlägen des am 20. August einsetzenden sowjetischen Grossangriffs zusammenbrach. Am Abend des 23. August 1944 wurde Marschall Antonescu, der sich einem offenen Bruch mit dem deutschen Partner bis zuletzt widersetzt hatte, nach vorbereitetem Plan verhaftet. Die Regierungsgewalt übernahm General Sănătescu mit den Führern der alten Oppositionsparteien. König Michael befahl in einer Proklamation allen rumänischen Truppen die Einstellung des Kampfes¹.

¹ Über den Verlauf der rumänischen Waffenstillstandsverhandlungen von den ersten Kontakten bis zur Einstellung des Kampfes vgl. besonders: Hillgruber,

Der von Generaloberst Friessner kommandierten Heeresgruppe Südkraine unterstand Mitte August 1944 insgesamt 25 deutsche Divisionen und eine etwa entsprechende Zahl rumänischer Einheiten. Die am 23. August von Tiraspol und Jassy aus mit weit überlegenen Kräften vorgetragene sowjetische GROSSOFFENSIVE durchbrach die deutsch-rumänische Front im ersten Ansturm an mehreren Stellen, da die vielfach demoralisierten rumänischen Divisionen nicht mehr standhielten. Die rumänische Kapitulation traf die Heeresgruppe bereits in vollster Auflösung. Sie konnte die Katastrophe nur beschleunigen. Die Masse der deutschen 6. Armee wurde östlich Leova eingekesselt und aufgegeben. Nur kleine Gruppen sowie einige Divisionen der weiter nördlich stehenden 8. Armee vermochten sich über die Karpatenpässe nach Ungarn zurückzukämpfen².

Die deutsche Führung in Bukarest war – wie die Reichsregierung – durch die Ereignisse des 23. August trotz wiederholter Warnungen, besonders von militärischer Seite, überrascht worden³. Der von Berlin eintreffende Befehl, den «Putsch» mit Militärgewalt niederzuschlagen, verkannte die Lage völlig. Die deutschen Gesandten v. Killinger und Dr. Clodius sowie der Deutsche Bevollmächtigte General in Rumänien, General d. Kav. Hansen waren in der Bukarester Gesandtschaft eingeschlossen. Rumänien war nicht, wie Ungarn seit Mitte März 1944, von deutschen Truppen besetzt. Die unter Generalleutnant Gerstenberg zum Schutz des Erdölgebiets eingesetzten Luftwaffeneinheiten wie auch ein aus Jugoslawien herangeflogenes Bataillon der Division «Brandenburg» reichten zu einem wirksamen militärischen Gegenschlag nicht aus. Ein von Berlin aus unüberlegt angeordneter Bombenangriff auf Bukarest am 24. August gab König Michael lediglich den Vorwand, dem Deutschen Reich am folgenden Tag offiziell den Krieg zu erklären. Am 28. August befand sich das ganze Land fest in der Hand der neuen Regierung⁴.

Die rumänische Bevölkerung hatte auf die königliche Proklamation zum Teil mit begeistertem «Friedens»-Jubel reagiert⁵. Sie hoffte – wie ein Teil ihrer demokratischen Führer – auf ein baldiges Eingreifen der Anglo-Amerikaner⁶, nicht wissend, dass diese Rumänien bereits im Mai des Jahres zum sowjetischen Interessengebiet erklärt hatten⁷.

1 Hitler, Kg. Carol und Antonescu (1954), S. 171 ff., 209 ff.; auch: Alexandre Cretzianu (Hg.), *Captive Rumania. A Decade of Soviet Rule* (NY. 1956), S. 17 ff.

2 Zum Schicksal der Heeresgruppe Südkraine vgl. den Bericht ihres Oberbefehlshabers: Hans Friessner, *Verratene Schlachten. Die Tragödie der deutschen Wehrmacht in Rumänien und Ungarn* (1956), S. 59 ff. (Kräftegliederung: S. 253); vgl. ferner Hillgruber, a.a.O., S. 210 ff., 221 ff. – Dazu u.a. Berichte Nr. 12, S. 66; Nr. 23, S. 119.

3 Vgl. Hillgruber, S. 216 f.; Friessner, S. 55 ff.

4 Vgl. im Einzelnen Hillgruber, S. 218 ff.; Friessner, S. 87 ff.

5 Vgl. Berichte Nr. 14, S. 75; Nr. 45, S. 219 f.; Nr. 54, S. 255; Nr. 63, S. 280.

6 Vgl. Berichte Nr. 15, S. 80; Nr. 43, S. 207 f.; Nr. 82, S. 368. – Dazu auch: Ion Gheorghe, *Rumäniens Weg zum Satellitenstaat* (1952), S. 386 f., 420.

7 Über diese Abgrenzung der Interessengebiete in Südosteuropa, die in den Moskauer Besprechungen zwischen Churchill und Stalin im Oktober 1944 noch einmal ausdrücklich bestätigt wurde, vgl.: Hillgruber, a.a.O., S. 199; Cretzianu, *Captive Rumania*, S. 18-20.

Zu Feindseligkeiten gegen die deutschen Truppen kam es indessen in den allerwenigsten Fällen. In den Städten Siebenbürgens und des Banats lagen nur kleinere deutsche Garnisonen – Nachschubeinheiten und Teile der alten «Lehrtruppen». Sie erhielten von den örtlichen rumänischen Kommandeuren die zum Teil schwankten, ob sie sich dem Umsturz in Bukarest fügen sollten, bis zum 25. August abends freien Abzug, zumeist mit dem Zugeständnis, ihr gesamtes militärisches und technisches Material mitzunehmen⁸. Es kam gelegentlich sogar zu Sympathiekundgebungen für die Deutschen seitens rumänischer Truppen und Offiziere. Die rumänische Zivilbevölkerung – nicht nur die Volksdeutschen – gewährten versprengten deutschen Soldaten, oft noch nach dem Einmarsch der Sowjets, unter Gefährdung der eigenen Sicherheit Hilfe und Unterkunft⁹. Wenn es der neuen rumänischen Regierung später dennoch ohne ernsthafte Schwierigkeiten gelang, grosse Teile der rumänischen Armee gegen die Achsenmächte ins Feld zu führen, so ist das in erster Linie der unerbittlichen Feindschaft gegen den ungarischen Nachbarn zuzuschreiben; der Krieg wurde zum «nationalen Befreiungskampf für Siebenbürgen»¹⁰.

Wie die offiziellen Vertreter des Deutschen Reiches war auch die Führung der deutschen Volksgruppe am 23. August auf den Umsturz nicht vorbereitet. Andreas Schmidt selbst weilte in Berlin; eine zentrale Leitung fehlte im entscheidenden Moment¹¹. Pläne für eine Evakuierung der Volksdeutschen lagen nicht vor. In Kronstadt wurden auf Anordnung der Volksgruppenführung einige Hundert Volksdeutsche, in der Mehrzahl Gymnasiasten, bewaffnet;¹² in Hermannstadt konnte der einsichtiger Kreisleiter eine entsprechende Massnahme verhindern¹³. Im Übrigen mahnten die örtlichen Funktionäre der Volksgruppe zur Ruhe und rieten von einer Flucht ab; man sprach von bevorstehendem deutschem Einsatz und vertröstete die deutsche Bevölkerung noch beim Abrücken der deutschen Garnisonen auf einen baldigen Gegenstoss¹⁴. Dies hinderte freilich nicht, dass ein grosser Teil der Volksgruppenführung, insbesondere die leitenden Funktionäre in Kronstadt, Rumänien mit den abrückenden deutschen Einheiten verliessen. Die in

8 Vgl. Berichte Nr. 12, S. 64 f. (Kronstadt); Nr. 15, S. 80; Nr. 16, S. 85; Nr. 17, S. 90; Nr. 18, S. 96 (Hermannstadt); Nr. 19, S. 99 f. (Mediasch); Nr. 20, S. 102 (Schässburg); Nr. 35, S. 171 f. (Temeschburg); auch Nr. 13, S. 68, Anm. 1 (Büsteni), und Nr. 40, S. 192 (Guttenbrunn b. Arad).

9 Vgl. besonders Bericht Nr. 16, S. 89; dazu Nr. 48, S. 231 f.; Nr. 68, S. 298. – Fraglich: Nr. 17, S. 94.

10 Vgl. Hillgruber, a.a.O., S. 229 ff.; Cretzianu, a.a.O., S. 352 f.; vgl. dazu schon Bericht Nr. 40, S. 192. – Art. 1 des in Moskau am 12. Sept. 1944 unterzeichneten Waffenstillstandsvertrages verpflichtete Rumänien zur Stellung von 12 Divisionen, die bis Kriegsende auf mehr als 20 anwachsen. Die rumänischen Truppen verloren noch in diesen letzten Monaten des Krieges im Kampf gegen Deutschland und Ungarn 169 591 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen (vgl. a.a.O.).

11 Vgl. Berichte Nr. 12, S. 63; Nr. 35, S. 171.

12 Vgl. Berichte Nr. 12, S. 63 f.; Nr. 14, S. 76.

13 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 85 f.; Nr. 17, S. 90 f.

14 Vgl. Berichte Nr. 12, S. 64 f.; Nr. 14, S. 76; Nr. 16, S. 85; Nr. 18, S. 96 f.; auch Nr. 19, S. 100; Nr. 54, S. 255.

Kronstadt, Hermannstadt, Mediasch, Mühlbach, Schässburg und Temeschburg stationierten deutschen Truppen, die im Laufe des 25. August abzogen, nahmen auch sonst im Rahmen des Möglichen Volksdeutsche, die sich oft völlig unvorbereitet und ohne Gepäck zur Flucht entschlossen, auf ihren Fahrzeugen mit. In grösserem Umfang geschah dies nur in Kronstadt, wo die Zahl der Geflohenen mit etwa 600 angegeben wird¹⁵. Die vollständige Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung aus dem südlich Kronstadt gelegenen Busteni, dem Sitz der deutschen Papierfabrik Schiel, mit einem Güterzug des dort stationierten deutschen «Eisenbahntransportkommandos für den Südosten» blieb eine Ausnahme¹⁶.

In den Tagen nach dem Umsturz, vom 24. bis 27. August, wurden auf Anordnung der neuen rumänischen Regierung verschiedene Sicherungsmassnahmen gegen die volksdeutsche und madjarische Bevölkerung durchgeführt. Waffen, Radiogeräte, Kraftfahrzeuge und Fahrräder mussten abgeliefert werden; an einzelnen Orten zogen übereifrige Beamte auch Photoapparate und sogar Nähmaschinen ein¹⁷. Die deutschen Telefonanschlüsse wurden gesperrt¹⁸. Überdies mussten sich Volksdeutsche und Ungarn bei den Polizeibehörden ihres Heimatorts registrieren lassen; sie erhielten dabei einen Sonderausweis, der ihre Volkszugehörigkeit vermerkte und sie verpflichtete, sich jederzeit auf Befehl binnen zwei Stunden bei der Polizei zu melden¹⁹. Nach einigen Tagen wurde den Deutschen auch das Verlassen ihrer Wohnorte und die Benutzung der Eisenbahn untersagt²⁰. Trotzdem gelang es allerdings einigen Familien aus Hermannstadt, Schässburg und anderen Orten Siebenbürgens, zum Teil mit den letzten Zügen, nach Temeschburg zu fahren, um später von dort über die serbische Grenze und weiter nach Ungarn zu flüchten²¹. Temeschburg lag in den ersten Tagen und Wochen nach der Kapitulation noch weitab vom Kampfgeschehen und schien von den Ereignissen – trotz der wachsenden Zahl der Flüchtlinge – kaum berührt²².

Die Dienststellen der Volksgruppe und ihrer Organisationen wurden unmittelbar nach dem 23. August geschlossen. Schon in den ersten Tagen begann zugleich die Internierung der zurückgebliebenen Funktionäre der Volksgruppenorganisation. Die von der neuen Regierung angeordnete Verhaftungswelle erfasste zunächst Kreis- und Ortsgrup-

15 Vgl. Berichte Nr. 14, S. 76 mit Anm. 1, und Nr. 12, S. 65 f. (Kronstadt); ferner Nr. 19, S. 100 (Mediasch); Nr. 20, S. 102 (Schässburg).

16 Vgl. Bericht Nr. 13, S. 66 ff.

17 Vgl. Bericht Nr. 15, S. 79 mit Anm. 1 (S. 79 f.); Berichte Nr. 18, S. 97; Nr. 20, S. 102; Nr. 22, S. 107 f.; Nr. 37, S. 179; Nr. 38, S. 181; Nr. 39, S. 189; Nr. 41, S. 197; Nr. 42, S. 200. – In Traunau wurde die Aktion zunächst von örtlichen Behörden, die eine Rückkehr der Deutschen befürchteten, verzögert und dann Anfang September nachgeholt (Bericht Nr. 40, S. 191); auch in Temeschburg waren Waffen und Rundfunkgeräte in den ersten Septembertagen angeblich noch nicht eingezogen worden (Bericht Nr. 20, S. 104). Auf spätere Massnahmen ähnlicher Art lässt Bericht Nr. 16 (S. 89) schliessen.

18 Vgl. Berichte Nr. 15, S. 79 mit Anm. 1 (S. 80); Nr. 20, S. 102.

19 Vgl. Berichte Nr. 15, S. 79 mit Anm. 1 (S. 79f.); Nr. 18, S. 97; Nr. 20, S. 102 f.; Nr. 38, S. 181; Nr. 42, S. 200.

20 Vgl. Bericht Nr. 15, S. 80 f.; auch Nr. 37, S. 178.

21 Vgl. Berichte Nr. 15, S. 81 ff.; Nr. 20, S. 103 f.; auch Nr. 41, S. 196.

22 Vgl. Berichte Nr. 20, S. 104; Nr. 38, S. 181; dazu auch Nr. 15, S. 82.

penleiter, Amtswalter der verschiedenen Organisationen sowie vielfach auch volksdeutsche Bürgermeister²³. Durch schematische Handhabung der Anordnungen – «in jeder deutschen Gemeinde drei führende deutsche Persönlichkeiten» – wurden auf dem flachen Land sowie in Orten mit geringer deutscher Bevölkerung gelegentlich auch Volksschullehrer und andere angesehene Gemeindemitglieder, die sich politisch nicht exponiert hatten, von der Internierung betroffen, freilich bisweilen ebenso rasch wieder freigelassen²⁴. Zum Teil auf sowjetischen Druck kam es nach dem Abschluss des Waffenstillstandes²⁵ im Zuge einer allgemeinen antifaschistischen Säuberung zu weiteren Internierungen, die sich auch auf die Redakteure der deutschen Zeitungen, prominente Unternehmer und Geschäftsinhaber, ja selbst Pfarrer und Ärzte erstreckten, die wegen ihres Ansehens und ihrer Autorität bei den Volksdeutschen gefährlich erschienen. Gelegentlich genügten auch Denunziationen und anonyme Anzeigen, um eine Verhaftung zu veranlassen²⁶.

Die Internierten wurden zunächst – in Temeschburg wie in den Städten Siebenbürgens – in Untersuchungsgefängnissen, Kasernen, Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden zusammengezogen und von dort nach einigen Tagen oder Wochen in das ehemalige Konzentrationslager Târgu-Jiu am Südrand der Karpaten übergeführt²⁷; Verhöre durch die örtlichen antifaschistischen Überprüfungscommissionen (Comisia de triere), die auf Betreiben der Kommunisten errichtet wurden, waren selten. In Târgu-Jiu wurden vor allem auch die nach der Kapitulation internierten Reichsdeutschen, die zahlreichen Angehörigen der Gesandtschaft und der verschiedenen Wirtschaftsstäbe²⁸, sowie internierte ungarische Staatsbürger untergebracht. Später wurde das Gefangenenlager Slobozia in der Bâragân-Steppe mit Internierten belegt; einzelne Volksdeutsche wurden auch nach Turnu-Măgurele eingewiesen²⁹. Die Gesamtzahl der in den ersten Monaten nach der rumänischen Kapitulation inhaftierten Volksdeutschen ist nicht genau feststellbar, doch dürfte eine Schätzung von höchstens zwei- bis dreitausend der Wahrheit etwa gerecht werden.

Die Internierten wurden von den Rumänen anfangs rücksichtsvoll, zum Teil sogar freundlich behandelt. Die Unterbringung in den Barackenlagern war nicht gut, die hygienischen Verhältnisse wie auch die offiziell gereichte Verpflegung waren unzuläng-

23 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 86; Nr. 17, S. 91; Nr. 18, S. 97; Nr. 19, S. 100; Nr. 20, S. 102; Nr. 35, S. 172; Nr. 36, S. 176 f.; Nr. 37, S. 179; Nr. 39, S. 189;

24 Vgl. Berichte Nr. 36, S. 176 f.; Nr. 39, S. 189; auch Nr. 17, S. 91.

25 Der am 12. September 1944 in Moskau abgeschlossene Waffenstillstand verpflichtete die rumänische Regierung – neben der Auflösung «aller faschistischen und Hitler-Organisationen» – im Art. 14, «zusammen mit dem russischen Oberkommando bei der Inhaftierung Kriegsverbrechen beschuldigter Personen mitzuwirken» (Text: Auswärtige Politik, Jg. 11, 1944, S. 550 ff., sowie Keesing's Archiv 14, 1944, S. 6522 C; ebd. 15, 1945, S. 42 E).

26 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 86; Nr. 17, S. 91 f.; Nr. 18, S. 98.

27 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 86; Nr. 17, S. 92 f.; Nr. 18, S. 98; Nr. 36, S. 177.

28 Ihnen waren die Volksdeutschen Frauen deutscher Staatsbürger gleichgestellt (vgl. Bericht Nr. 53, S. 249 f.).

29 Vgl. u.a. Bericht Nr. 18, S. 98.

lich. Doch hatten die Häftlinge vielfach Gelegenheit, sich ihr Los durch Kauf von Lebensmitteln und Empfang von Paketen zu verbessern. So blieb ihre Lage im Allgemeinen erträglich, wenn sie sich auch mit der zunehmenden Überfüllung der Lager verschlechterte³⁰.

Es bleibt hier grundsätzlich zu betonen, dass die rumänischen Behörden in den ersten Wochen und Monaten nach der Kapitulation bei allen Massnahmen gegen die Volksdeutschen um Höflichkeit und Korrektheit bemüht waren³¹. Es mag dabei, vor allem in den Grenzgebieten, anfangs der Gedanke an einen noch möglichen militärischen Umschwung mitgespielt haben. Entscheidend war jedoch zweifellos, dass es in der rumänischen Bevölkerung, im grossen und ganzen gesehen, keinen Hass gegen die Volksdeutschen gab. Zu organisierten oder spontanen Ausschreitungen gegen die volksdeutsche Bevölkerung ist es in Rumänien – im Gegensatz zu Jugoslawien oder der Tschechoslowakei – nicht gekommen. Einzelne Drohungen und gelegentliche unfreundliche Äusserungen der rumänischen Presse blieben ohne sichtbare Wirkung³². Auch die Führer der rumänischen demokratischen Parteien waren prinzipiell zu einer Zusammenarbeit mit Hans Otto Roth, der das Schicksal der Volksdeutschen nach Auflösung der Volksgruppenführung wieder in die Hand zu nehmen suchte, bereit³³. Das Einrücken der Sowjettruppen schuf jedoch schon nach wenigen Wochen völlig veränderte Verhältnisse.

b. Evakuierung und Flucht aus den Randgebieten Siebenbürgens und des Banats.

Hatte sich die militärische Situation im Inneren Rumäniens schon wenige Tage nach dem Umsturz zugunsten der neuen Regierung geklärt, so war die Lage an den Grenzen im Norden und Westen des Landes zunächst völlig unübersichtlich. Die in den Randprovinzen stationierten deutschen Truppen waren im Allgemeinen ungehindert nach Ungarn und Serbien abgerückt. Die zerschlagenen Reste der deutschen 6. und 8. Armee sammelten sich im Gebiet des Szeklerlandes und suchten von dort aus, im Osten auf den Höhenzügen der Karpaten, im Westen dem Verlauf der Schiedsspruch-Grenze folgend, neue Fronten zu schaffen. Obergruppenführer Phleps wurde zum Bevollmächtigten General und Höheren SS- und Polizeiführer in Siebenbürgen ernannt, doch fehlte es auch ihm an einsatzfähigen Truppen. Lediglich die rasch nach Nord-Siebenbürgen geworfene 8. SS-Kavalleriedivision (Standartenführer Rumohr) bot einen gewissen Halt. Im Übrigen war die fast 1'000 Kilometer lange Grenze von Siebenbürgen bis zum Eisernen Tor kaum gesichert. Erst allmählich wurden die ungarischen Grenzschutzeinheiten durch

30 Über die Zustände im Lager Târgu-Jiu vgl. Bericht Nr. 17, S. 93 ff.; über Slobozia Nr. 18, S. 98 f.

31 Vgl. besonders Bericht Nr. 22, S. 107 f.; auch Berichte Nr. 16, S. 85 f; Nr. 17, S. 91 f.; Nr. 38, S. 182; Nr. 40, S. 191.

32 Vgl. Berichte Nr. 17, S. 95; Nr. 18, S. 97; Nr. 41, S. 196.

33 Vgl. dazu Bericht Nr. 18, S. 97; im Einzelnen unten, S. 83 E f.

neu herangeführte deutsche und ungarische Divisionen verstärkt³⁴. Freilich standen auch auf rumänischer Seite ausser der Grenzbewachung zunächst nur geringfügige reguläre Truppen, die an ein Vorgehen nicht denken konnten. Versprengten deutschen Soldaten, aber auch volksdeutschen Flüchtlingen aus Siebenbürgen und dem Banat gelang es in zahlreichen Fällen, die nur unzureichend bewachten Grenzen zu überqueren³⁵.

Das Einströmen der Sowjetarmeen nach Innerrumänien vollzog sich überraschend langsam; ein grösserer Teil der sowjetischen Truppen wurde zur Besetzung Bulgariens nach Süden abgezweigt. So sah sich die inzwischen neu formierte Heeresgruppe Friessner – ab 24. September H.Gr. Süd – ermutigt, einen Gegenstoss anzusetzen, der unter Umständen zur Wiedergewinnung Süd-Siebenbürgens und zur Sperrung der südlichen Karpatenpässe vor dem Heranrücken der Sowjets führen sollte³⁶.

Am 5. September traten Einheiten der ungarischen 2. Armee und der deutschen «Gruppe Siebenbürgen» (Phleps) aus dem Raum Klausenburg– Neumarkt zum Angriff an³⁷. Das Erscheinen sowjetischer Spitzen in Kronstadt am 7. September machte die weiter gefassten Pläne trotz guter Anfangserfolge illusorisch. Doch gelang es den deutsch-ungarischen Kräften in den harten Kämpfen der nächsten Wochen, die Front nach Räumung des Szekler-Zipfels an der Mieresch-Linie vorläufig zum Stehen zu bringen (25. September)³⁸.

Die geflüchteten Funktionäre der deutschen Volksgruppe unter Andreas Schmidt hatten versucht, in Nord-Siebenbürgen aus volksdeutschen SS-Urlaubern und geflüchteten Siebenbürgern provisorische Hilfseinheiten zur Befreiung Siebenbürgens zusammenzustellen³⁹. Mit Unterstützung der Division «Florian Geyer» gelang es diesen in den ersten Tagen des deutsch-ungarischen Vorgehens, am 7. und 8. September, die Deutschen der auf Südrande des Szekler-Zipfels gelegenen Dörfer Katzendorf und Draas⁴⁰, sowie die sächsischen Gemeinden Zendersch, Zuckmantel, Felldorf, Maniersch und Rode südlich Neumarkt zu evakuieren⁴¹. Weitere Aktionen scheiterten am Vordringen der Russen, die die Nachbarorte bereits besetzt hatten. Die Evakuierten, die zum Teil in Trecks mit ihren

34 Vgl. Friessner, Verratene Schlachten, S. 106–109.

35 Vgl. Berichte Nr. 12, S. 66; Nr. 20, S. 132 f.; Nr. 21, S. 105.

36 Vgl. Friessner, a.a.O., S. 113; dazu Bericht Nr. 76, S. 335; sowie noch Bericht Nr. 28, S. 141, Anm. 1; ferner Hillgruber, a.a.O., S. 230 mit Anm. 133.

37 Vgl. Friessner, a.a.O., S. 113; dazu Bericht Nr. 15, S. 81; auch Nr. 19, S. 100.

38 Friessner, a.a.O., S. 113–118.

39 Vgl. dazu u.a. Berichte Nr. 12, S. 66, und Nr. 14, S. 76, Anm. 1 – Die Bemühungen Andreas Schmidts um massgeblichen Einfluss auf die politisch-militärischen Operationen im siebenbürgischen Raum – er forderte für sich die Ernennung zum «Höheren SS- und Polizeiführer in Gesamt-Siebenbürgen» – blieben allerdings erfolglos (vgl. Schmidt an Berger, 28. 8.1944; Himmler Files, Roll II, Folder 8, Abschr.). Lediglich die von Phleps zunächst abgelehnte Hinzuziehung des Volksgruppenführers zu militärischen Lagebesprechungen wurde von Himmler am 31. 8. verfügt (ebd.).

40 Vgl. Bericht Nr. 21, S. 105 ff., sowie Bericht Nr. 76, S. 335.

41 Vgl. Bericht Nr. 22, S. 109 ff. mit S. 109, Anm. 1, 2; dazu auch Berichte Nr. 25, S. 125; Nr. 65, S. 288.

Gespannen, ihrem Vieh, zum Teil unvorbereitet und nur «in den Arbeitskleidern» geflohen waren⁴², wurden über Neumarkt nach Sächsisch-Reen geführt und dort der anlaufenden Evakuierung Nord-Siebenbürgens angeschlossen.

Im Gegensatz zur Führung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien unter Andreas Schmidt hatte sich die Gebietsleitung der Volksgruppe in Nord-Siebenbürgen, die seit dem Wiener Schiedsspruch Budapest unterstellt war, schon im Frühjahr 1944 mit Evakuierungsplänen befasst⁴³. Nord-Siebenbürgen war seit dem im März 1944 erfolgten Einbruch der Sowjets in die Bukowina und nördliche Moldau unmittelbares Hinterland der Front⁴⁴. Bereits im Herbst 1943 hatten die Trecks der vor der Roten Armee geflüchteten Schwarzmeer- und Krim-Deutschen Nord-Siebenbürgen passiert; im April 1944 waren ihnen 63'000 Transnistrien-Deutsche, im Juni Trecks und Transporte mit Volksdeutschen aus der Ukraine gefolgt⁴⁵. In der Betreuung dieser Flüchtlinge sammelte die Volksgruppe Erfahrungen. Sie kaufte zurückgelassene Gespanne an, teilte die nord-siebenbürgischen Gemeinden für den Ernstfall in Treckgruppen ein, bestimmte Treckleiter, legte Verpflegungs- und Sanitätsstationen fest und sprach die Pläne in Budapest mit der Volksgruppenführung und mit reichsdeutschen Stellen (Volksdeutsche Mittelstelle) ab⁴⁶.

Nach der rumänischen Kapitulation wurden die Vorbereitungen intensiviert. Am 5. September gab Obergruppenführer Phleps, der selbst Siebenbürger war und daher bei der volksdeutschen Führung Vertrauen genoss, Weisung, die Evakuierung zu beginnen – ungeachtet der gleichzeitig einsetzenden Angriffsoperationen⁴⁷. Die ungarischen Behörden machten zunächst Schwierigkeiten. Nach Rückfrage in Budapest gab der Qbergespan des Komitats Maros-Torda jedoch am 10. September Befehl, allen, die das Komitat freiwillig verlassen wollten, den Weg freizugeben⁴⁸; gelegentlich war dann sogar von einem Räumungsbefehl des Oberstuhlrichters die Rede⁴⁹. Am 10. September abends gab die Kreisleitung der Volksgruppe den Startbefehl für die deutschen Gemeinden um Sächsisch-Reen, deren Trecks sich in den folgenden Tagen nach Nordwesten in Bewegung setzten⁵⁰. Zwischen dem 17. und 20. September folgten die Trecks des Bistritzer Kreises⁵¹

42 Vgl. S. 109, Anm. 1; sonst: Berichte Nr. 21, S. 106; Nr. 22, S. 110 f.

43 Vgl. Bericht Nr. 23, S. 119 mit Anm. 1, 2.

44 Vgl. Bericht Nr. 23, S. 119.

45 Vgl. Bericht Nr. 23, S. 119 mit Anm. 1. – In Berichten der Dokumentensammlung werden – ausser den 63'000 Transnistrien-Deutschen – 70'000 Schwarzmeer-Deutsche und 150'000 Volksdeutsche aus der Ukraine genannt. Vgl. zur Korrektur jedoch Hillgruber, a.a.O., S. 179.

46 Vgl. Bericht Nr. 23, S. 120 mit Anm. 1.

47 Vgl. dazu Bericht V. L. (zitiert u.a.: S. 157, Anm. 1), sowie Bericht Nr. 25, S. 129; vgl. ferner Berichte Nr. 23, S. 119; Nr. 24, S. 125.

48 Vgl. Bericht Nr. 24, S. 126.

49 Vgl. Bericht Nr. 25, S. 129 mit Anm. 1.

50 Vgl. Berichte Nr. 24, S. 126 f. mit Anm. 3; Nr. 25, S. 129 f. Dazu auch der Bericht J. Klein, abgedruckt: «Siebenbürgisch-Sächsischer Hauskalender 1956», S. 85 ff. (vgl. S. 122 f., Anm. 1, zu Bericht Nr. 23).

51 Vgl. Berichte Nr. 23, S.121; Nr. 27, S. 139; Nr. 28, S. 141 f.; Nr. 29, S. 144 f.; Nr. 77, S. 340; sowie

Frauen und Kinder waren zum Teil schon vor dem Aufbruch der Trecks mit Militärfahrzeugen und Bahntransporten vorausgeschickt worden⁵². Auch die bürgerliche Bevölkerung der Städte Sächsisch-Reen und Bistritz wurde mit Transportzügen evakuiert, deren letzter Bistritz erst am 9. Oktober verliess⁵³. Auf den Dörfern zogen nicht selten auch Pfarrer und Lehrer, Ärzte und Apotheker im Treck mit⁵⁴. In ihrer grossen Mehrzahl leisteten die sächsischen Bewohner der mehr als vierzig nord-siebenbürgischen Gemeinden den Räumungsbefehlen der Volksgruppenführung, die freilich gelegentlich von einer Räumung für wenige Tage oder doch nur einige Wochen sprachen⁵⁵, ohne Widerspruch Folge, so schwer ihnen das Verlassen der angestammten Heimat wurde⁵⁶. Zögernde wurden allerdings von Wehrmacht, SS und in einzelnen Fällen sogar ungarischer Gendarmerie mit Nachdruck zur Räumung auf gefordert⁵⁷; einzelne zurückgebliebene Familien wurden noch Anfang Oktober von Räumkommandos der SS gewaltsam evakuiert⁵⁸. Nachdem zwischen dem 10. und 12. Oktober mit den abrückenden deutschen Truppen auch die letzten zum Schutz der geräumten Dörfer zurückgelassenen Nachhuten abgezogen waren⁵⁹, dürften die sowjetischen Truppen bei ihrem Einmarsch in Nord-Siebenbürgen nur noch sehr vereinzelt deutsche Bewohner angetroffen haben.

Die Grösse der Trecks schwankte, den Einwohnerzahlen der einzelnen deutschen Dörfer entsprechend, zwischen 50 und 400 Fuhrwerken, die zum Teil mit Pferden, zum Teil mit Ochsen oder Kühen bespannt waren. Geführt von den Ortsleitern, vielfach! aber

S. 159, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 31), und S. 133, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 25). Vgl. ferner die im «Siebenbürgisch-Sächsischen Hauskalender 1957», S. 57 ff., abgedruckten Berichte.

52 Vgl. Berichte Nr. 23, S. 120; Nr. 24, S. 125; Nr. 29, S. 144L; Nr. 31, S. 159 mit Anm. 1. – Eine ausführliche Darstellung der Erlebnisse einer im Tross einer deutschen Feldgendarmerie-Abt. evakuierten Bistritzer Familie gibt Bericht Nr. 26, S. 134 ff.

53 Vgl. Bericht Nr. 30, S. 151 ff. mit Anm. 2 (S. 151), insbesondere auch S. 154.

54 Vgl. S. 142, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 28).

55 Vgl. Berichte Nr. 22, S. 110; Nr. 29, S. 144; Nr. 30, S. 152; sowie S. 141 (Anm. 1 zu Bericht Nr. 28); vgl. auch Berichte Nr. 25, S. 130 f.; Nr. 28, S. 142; Nr. 31, S. 158 f.; Nr. 33, S. 168. – Für das Banat vgl. Berichte Nr. 37, S. 179; Nr. 41, S. 197; Nr. 42, S. 203; Nr. 59, S. 271.

56 Schon die durchziehenden deutschen Truppen und die Flüchtlinge aus Süd-Siebenbürgen hatten die deutsche Bevölkerung beunruhigt (vgl. Berichte Nr. 23, S. 119; Nr. 25, S. 129; Nr. 28, S. 141). Einzelne Deutsche, die zunächst zum Bleiben entschlossen waren, wurden auch durch Berichte über bevorstehende Deportationen (Bericht Nr. 26, S. 135; vgl. auch Bericht Nr. 14, S. 75) und durch die unmittelbar nach Abgang der Trecks einsetzende Plünderung der deutschen Höfe durch Soldaten und Zigeuner (S. 142, Anm. 1; sowie Bericht Nr. 30, S. 154) zum Anschluss an die letzten Transporte bewegt.

57 Vgl. u.a. Berichte Nr. 25, S. 129; Nr. 27, S. 139; dazu auch Nr. 22, S. 109 f.

58 Vgl. Bericht Nr. 27, S. 139.

59 Vgl. Bericht Nr. 31, S. 158 ff. Über die Zurücklassung von bewaffneten Nachhuten («Heimatschutz») vgl. auch Bericht Nr. 29, S. 145, sowie ähnlich für die evakuierten schwäbischen Dörfer im Banat: Nr. 38, S. 183 f.; Nr. 39, S. 190. – In den wiederbesetzten Dörfern des Banats richtete die Wehrmacht verschiedentlich einen bewaffneten Selbstschutz der Volksdeutschen Bevölkerung zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein (vgl. Berichte Nr. 41, S. 197; Nr. 43, S. 209f.).

auch von Urlaubern der Waffen-SS⁶⁰, zogen die Wagenkolonnen in Tagesmärschen von 25 bis 40 km auf der festgelegten Route über Dej zunächst nach Sathmar–Gross-Karol, dessen Umgebung an sich als vorläufiges Aufnahmegebiet vorgesehen war⁶¹. Doch kam es hier nur in einzelnen Fällen zu mehrtägigen Aufenthalten, da das Vordringen der Russen im Raum Grosswardein die rasche Weiterfahrt ratsam erscheinen liess⁶². Grössere Teile, vor allem der zu langsam vorankommenden Hornviehtrecks, wurden in Dej und Karol aufgelöst und auf Güterzüge verladen⁶³. Die übrigen zogen – zum Teil mit neu eingetauschten Pferden – weiter, in Richtung Nyiregihaza, Miskolc; sie durchquerten Nord-Ungarn und gelangten, nördlich an Budapest vorbei, über Waitzen an den Donauübergang bei Gran, der im Allgemeinen Mitte Oktober passiert wurde⁶⁴. Auf der weiteren Fahrt über Komorn-Raab oder südlich über Kisber wurden zum Teil mehrwöchige Pausen eingeschoben; gelegentlich wurden die Flüchtlinge auch zum Ernteeinsatz auf ungarischen Dörfern herangezogen⁶⁵.

Im ganzen ereigneten sich im Verlauf der Trecks keine ernsthafteren Zwischenfälle. Verluste durch Tieffliegerangriffe waren trotz häufigen Alarms selten⁶⁶. Es kam allerdings wiederholt zu Strassenverstopfungen durch vor- oder zurückgehende deutsche Truppen, so dass gelegentlich Umwege gewählt werden mussten⁶⁷. Schwierigkeiten ergaben sich besonders an den Theiss-Übergängen bei Tiszafüred und Polgár⁶⁸. Die Versorgung, insbesondere mit Futtermitteln, verlief nicht immer reibungslos, so dass oft zur Selbsthilfe gegriffen werden musste⁶⁹. Erst ab Waitzen standen in reglmässigen Abstän-

60 So Bericht Nr. 29, S. 144; vgl. auch S. 141, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 28), und S. 159, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 31). Auf der weiteren Fahrt waren den Trecks überdies Begleitkommandos der Wehrmacht bzw. Waffen-SS zugeordnet (vgl. Berichte Nr. 21, S. 166; Nr. 24, S. 127; Nr. 25, S. 130).

61 Vgl. vor allem Bericht Nr. 32, S. 163.

62 Vgl. Berichte Nr. 32, S. 163 f.; Nr. 23, S. 121; Nr. 24, S. 127; Nr. 25, S. 130f.; Nr. 28, S. 142.

63 Vgl. Berichte Nr. 24, S. 127 mit Anm. 1; Nr. 29, S. 146; auch Nr. 77, S. 340. – Die Trecks der süd-siebenbürgischen Randgemeinden wurden zum Teil schon in Sächsisch-Reen einwagioniert; vgl. Berichte Nr. 21, S. 106; Nr. 22, S. 113 f., und S. 112 f., Anm. 1.

64 Sehr genaue Angaben über Treckweg und zeitlichen Ablauf geben die Berichte Nr. 25, S. 130 ff., und Nr. 29, S. 145 ff.; vgl. dazu Nr. 28, S. 142 f., sowie den Bericht Klein («Siebenbürgisch-Sächsischer Hauskalender 1956», S. 86 ff.).

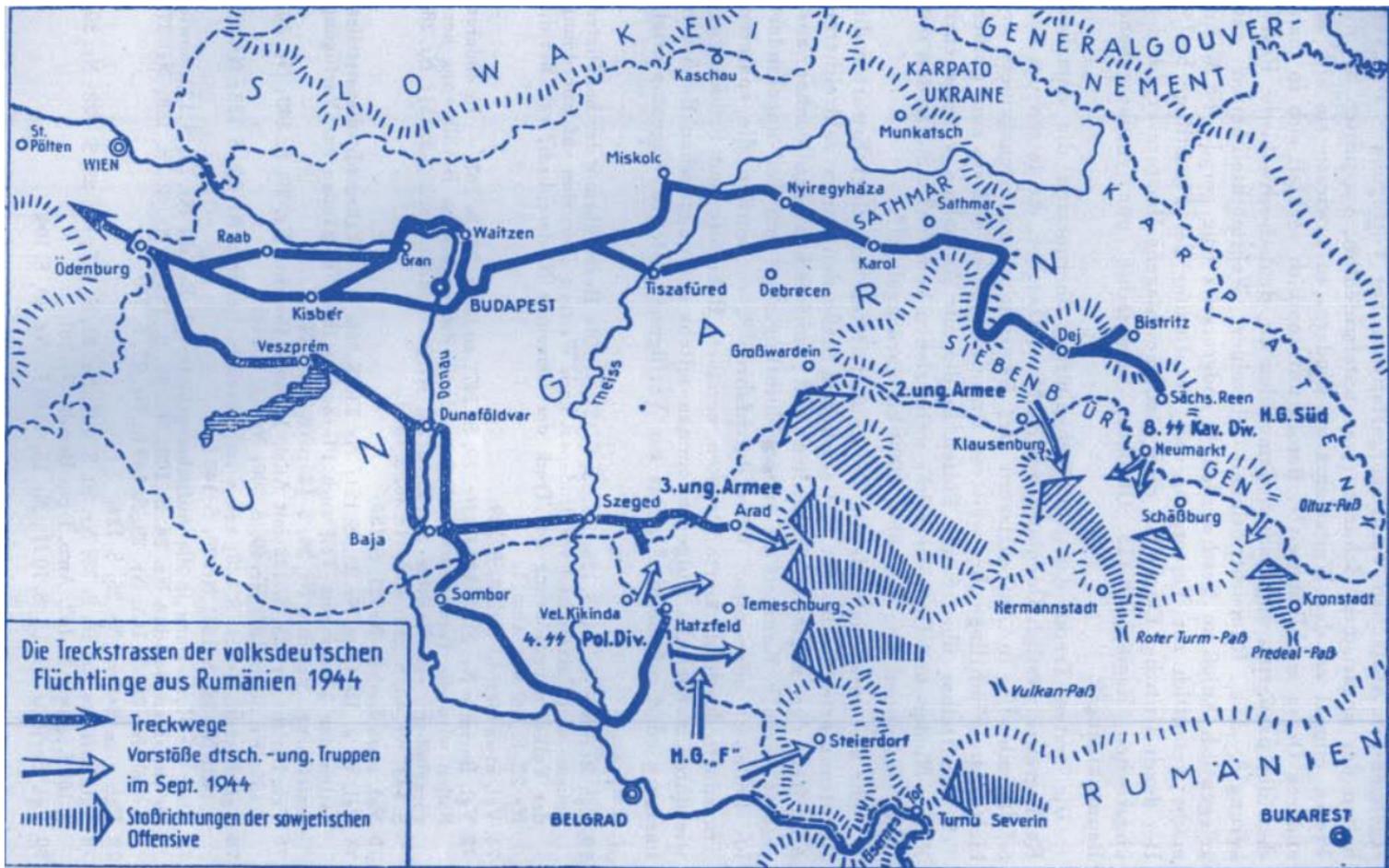
65 Vgl. Berichte Nr. 25, S. 133; Nr. 28, S. 143; Nr. 129, S. 148; besonders aber S. 109, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 22), und S. 142, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 28). – Vgl. ferner Berichte Nr. 15, S. 84; Nr. 37, S. 180.

66 Vgl. allerdings Berichte Nr. 22, S. 107; Nr. 23, S. 121; Nr. 24, S. 127; Nr. 29, S. 147; Nr. 38, S. 186; Nr. 43, S. 215. – Einen schweren Angriff durch rumänische Flieger (in deutschen Maschinen) erlebte der Treck der süd-siebenbürgischen Gemeinden Zendersch, Zuckmantel und Felledorf bei Neumarkt; vgl. dazu Bericht Nr. 22, S. 112 mit Anm. 1; auch Nr. 21, S. 106; Nr. 24, S. 125 f.

67 Vgl. Berichte Nr. 25, S. 130; Nr. 27, S. 139; dazu auch: Nr. 32, S. 165; Nr. 38, S. 185; Nr. 40, S. 200.

68 Vgl. Berichte Nr. 23, S. 121 f., Nr. 24, S. 128.

69 Vgl. u.a. Berichte Nr. 23, S. 121; Nr. 29, S. 146.



den Verpflegungsstationen zur Verfügung⁷⁰. Das Verhalten der ungarischen Behörden war unterschiedlich; versuchten sie die Trecks einmal an der Weiterfahrt zu hindern, so erwiesen sie sich an anderen Orten als hilfsbereit⁷¹. Betont unfreundlich verhielt sich in manchen der passierten ungarischen Gemeinden die deutsch-schwäbische Bevölkerung⁷². Die Rücksichtslosigkeit einzelner Wehrmächteinheiten gab gelegentlich Anlass zu Beschwerden⁷³; andererseits trug gerade die Wehrmacht wesentlich zur Versorgung und Verpflegung der Flüchtlinge bei⁷⁴. Der durch deutsches Eingreifen rasch niedergeschlagene Umsturzversuch der ungarischen Regierung (15. Oktober) verursachte nur vorübergehend Beunruhigung⁷⁵.

Die ersten Trecks der Nord-Siebenbürger überquerten die damalige Reichsgrenze westlich Ödenburg bereits Mitte Oktober, die letzten um den 6. November⁷⁶. In Auffanglagern des österreichischen Grenzgebiets erhielten die Flüchtlinge ihre weiteren Anweisungen, so dass sie zum grossen Teil unmittelbar über Sankt Pölten in die zur Aufnahme vorgesehenen Kreise Nieder- und Oberösterreichs weiterziehen konnten⁷⁷. Sie hatten mit ihren Gespannen zum Teil über 1'000 km zurückgelegt⁷⁸.

Sehr viel schwieriger als die Trecks gestalteten sich wider Erwarten die Bahntransporte, die in sehr viel stärkerer Masse den immer zahlreicheren Angriffen der anglo-amerikanischen und rumänischen Jagdbomber ausgesetzt waren⁷⁹. Konnten die ersten Flüchtlingszüge zum Teil ungehindert bis Budapest oder sogar Wien durchfahren⁸⁰, so wurden die späteren Transporte durch blockierte Strecken, zerstörte Bahnhöfe und Brücken, sowie durch mangelndes Entgegenkommen seitens der ungarischen Behörden im-

70 Vgl. Berichte Nr. 24, S. 128; Nr. 25, S. 131. – Die Heranführung der benötigten Lebens- und Futtermittel von Budapest nach Waitzen übernahm auf Anordnung der Volksgruppenführung der Treck der Gemeinde Niedereidisch; vgl. Bericht Nr. 23, S. 122 mit Anm. 1.

71 Vgl. etwa Bericht Nr. 28, S. 189.

72 Vgl. Berichte Nr. 27, S. 139 f.; Nr. 29, S. 147; auch Nr. 33, S. 167. – In anderen Fällen wird die freundliche Aufnahme durch die ungarische Bevölkerung hervorgehoben; vgl. Berichte Nr. 13, S. 74; Nr. 20, S. 105; Nr. 25, S. 131; Nr. 28, S. 143; Nr. 43, S. 215; auch Nr. 38, S. 184 f.

73 Vgl. etwa Bericht Nr. 27, S. 139.

74 Vgl. u.a. Berichte Nr. 23, S. 121; Nr. 33, S. 165. – Wehrmächtsdienststellen hatten den Trecks zum Teil auch Pferde aus ihren Beständen zur Verfügung gestellt; vgl. Berichte Nr. 24, S. 126; Nr. 28, S. 141.

75 Vgl. Bericht Nr. 25, S. 133 mit Anm. 1; sowie Berichte Nr. 29, S. 148; Nr. 30, S. 155; Nr. 38, S. 187; Nr. 40, S. 200; Nr. 43, S. 216.

76 Vgl. Bericht Nr. 24, S. 128; sowie im Einzelnen Berichte Nr. 25, S. 133; Nr. 27, S. 140; Nr. 28, S. 143; Nr. 29, S. 148 f.

77 Über die Einweisung in die Aufnahmegebiete vgl. Bericht Nr. 23, S. 123; sowie im Einzelnen Berichte Nr. 24, S. 128; Nr. 25, S. 133 f.; Nr. 26, S. 138; Nr. 27, S. 140; Nr. 28, S. 143; Nr. 29, S. 149 f.; Nr. 77, S. 340.

78 Vgl. u.a. Bericht Nr. 25, S. 134.

79 Vgl. Berichte Nr. 13, S. 73; Nr. 20, S. 105; Nr. 21, S. 115; Nr. 23, S. 123; Nr. 30, S. 153 f.; sowie S. 142, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 28).

80 Vgl. Berichte Nr. 13, S. 70 ff.; Nr. 15, S. 83 f.; Nr. 20, S. 104.

mer wieder aufgehalten⁸¹. Das zur Verfügung gestellte Wagenmaterial, zum Teil flache, ungedeckte Schotterwagen, liess oft zu wünschen übrig, so dass die Lebensbedingungen im Verlauf der wochenlangen Fahrt in manchen Zügen unerträglich wurden⁸². Die Transporte wurden in der Mehrzahl über Miskolc durch die Slowakei und das damalige Generalgouvernement, über Kaschau, Neusandez nach Oberschlesien geführt, wo sie erst in der zweiten Oktoberhälfte eintrafen⁸³. Die auf dem Schienenwege abtransportierten Flüchtlinge fanden, getrennt von ihren getreckten Landsleuten, in Lagern der Volksdeutschen Mittelstelle in Oberschlesien und im Sudetenland Unterkunft⁸⁴.

Der Bistritzer Gebietsleitung unterstanden auch die Karpato-Ukraine und das Sathmarer Siedlungsgebiet, für die ein besonderer Evakuierungsplan ausgearbeitet worden war⁸⁵. Am 6. Oktober verliessen die letzten Trecks der Nord-Siebenbürger den Sathmarer Raum⁸⁶. Wenige Tage später konnte nach schwierigen Verhandlungen mit der ungarischen Regierung auch für die schwäbischen Dörfer des Sathmarer Kreises der Evakuierungsbefehl gegeben werden⁸⁷. Die zu einem grossen Teil madjarisch gesinnten, ja ungarisch sprechenden Schwaben folgten den Aufrufen der Volksgruppe jedoch nur zum kleinen Teil. Bei den von der angestrebten Wiedererweckung des Deutschtums nur teilweise tiefer berührten schwäbischen Bauern überwog das Festhalten an der Scholle, das durch ungarische Gegenpropaganda gestützt wurde. Dennoch brachen einige Gemeinden – Scheindorf, Kriegsdorf, Burlescht – am 10. Oktober fast vollzählig auf⁸⁸. Kleinere Trecks aus anderen Orten schlossen sich an⁸⁹. Sie folgten – zeitweise nur wenige Kilometer von der Front entfernt⁹⁰ – dem Marschweg der Siebenbürger, wurden allerdings südlich Budapest über Budaörs, Kisbér nach Ödenburg geführt⁹¹. Ein Teil der Flüchtlinge wurde in Budaörs verladen und auf dem Schienenwege nach Thüringen gebracht; die übrigen fanden wie die Siebenbürger in Österreich Aufnahme, wo sie im Laufe des November eintrafen⁹².

81 Vgl. Berichte Nr. 21, S. 107; Nr. 22, S. 114; Nr. 23, S. 123; Nr. 24, S. 128; Nr. 30, S. 155; Nr. 32, S. 164; auch schon Nr. 20, S. 104.

82 Vgl. besonders Bericht Nr. 22, S. 114 f.

83 Vgl. vor allem, mit genauer Darstellung der Fahrtroute, Bericht Nr. 30, S. 152 ff.; dazu auch Bericht Nr. 22, S. 114 f., sowie S. 151, Anm. 2 (zu Bericht Nr. 30).

84 Vgl. Berichte Nr. 22, S. 115; Nr. 29, S. 150 f.; Nr. 30, S. 157. – Mindestens ein Transport mit in Karol einwaggonierten Nord-Siebenbürgern gelangte nach Kulm a. d. Weichsel; vgl. Bericht Nr. 29, S. 150 mit Anm. 1.

85 Vgl. Bericht Nr. 24, S. 128 mit Anm. 1; dazu auch Nr. 32, S. 164 f.

86 Zur Betreuung der Trecks durch die volksdeutschen Stellen des Sathmar-Gebiets vgl. Bericht Nr. 32, S. 163 f.

87 Vgl. Bericht Nr. 32, S. 164 f.

88 Vgl. Berichte Nr. 32, S. 165; Nr. 33, S. 168 f., mit Nr. 27, S. 136.

89 Vgl. Bericht Nr. 34, S. 170. – In der Gemeinde Hamroth wurden die zunächst zurückgebliebenen Deutschen nach vorübergehender sowjetischer Besetzung noch am 20. Oktober von wieder vorgestossenen deutschen Truppen evakuiert; vgl. Bericht Nr. 32, S. 165 f. mit Anm. 1 (S. 166).

90 Vgl. Berichte Nr. 32, S. 165; Nr. 33, S. 169. – Vgl. hier auch Bericht Nr. 29, S. 147.

91 Vgl. Bericht Nr. 33, S. 234 f., mit sehr genauen Angaben; auch Nr. 32, S. 165 f.

92 Vgl. Berichte Nr. 32, S. 166; Nr. 33, S. 169 f.; Nr. 34, S. 170.

An der Westgrenze Rumäniens, von Grosswardein bis zum Eisernen Tor, gab es in den ersten Tagen nach dem 23. August keinerlei militärische Fronten. Wie Andreas Schmidt in Neumarkt versuchte Andreas Rührig, der Stabsführer der deutschen Volksgruppe, in Gross-Kikinda aus SS-Urlaubern, Flüchtlingen und rumänischen Legionären eine Einsatzgruppe aufzustellen, die jedoch nur geringen Kampfwert besass⁹³. Anfang September traf aus Griechenland die der Heeresgruppe F (Generalfeldmarschall v. Weiche) unterstellte 4. SS-Polizei-Panzer Grenadierdivision (Oberführer Schmedes) im serbischen Banat ein. Erst als von Süden weitere deutsche Kräfte nachrückten, während sich an der ungarischen Grenze die 3. ungarische Armee formierte, konnte hier an weiterreichende Aktionen gedacht werden⁹⁴. Nach einem ersten vorbereitenden Vorstoss bis in die Nähe von Temeschburg⁹⁵ schritten die zahlenmässig noch immer unzureichenden deutschen und ungarischen Truppen zwischen dem 13. und 15. September zum Angriff, der auch hier zur Gewinnung der Karpatenpässe vor dem Anrücken der nördlich abgelenkten Sowjets führen sollte⁹⁶. Im Norden drangen ungarische Truppen nach der Einnahme von Arad bis Lippa vor, während ganz im Süden deutsche Einheiten (wohl Teile der 117. Jägerdivision) bis Steierdorf-Anina im Banater Bergland gelangten⁹⁷. Die im Zentrum angreifende Polizei-Division stiess jedoch beiderseits Temeschburg bereits auf sowjetische Truppen und konnte die Einnahme der Stadt nicht mehr erzwingen. Als die im Nordabschnitt kämpfenden Ungarn am 19. September vor den vordringenden Russen zurückwichen – Arad wurde in der Nacht vom 19. zum 20. aufgegeben – war die Lage auch im Süden nicht mehr zu halten⁹⁸. Dennoch war vorübergehend der grösste Teil des schwäbischen Siedlungsgebiets im Banat von den angreifenden Truppen besetzt.

93 Vgl. dazu Bericht Nr. 35, S. 172 f.; vgl. auch Berichte Nr. 15, S. 83; Nr. 20, S. 104. – Die Mitglieder der «Eisernen Garde» unter Horia Sima («Legionäre»), die nach der Niederwerfung ihres Putschversuchs im Januar 1941 nach Deutschland geflohen waren, blieben bis August 1944 dort, zuletzt in Buchenwald und Dachau interniert. Nach der rumänischen Kapitulation stellten sie sich der deutschen Reichsregierung zur Verfügung; unter Horia Sima wurde in Wien eine neue nationale «Regierung» gebildet, und eine grössere Anzahl von alten Legionären sammelte sich im rumänischen Grenzgebiet, um in die Kämpfe einzugreifen (vgl. dazu: Hillgruber, a.a.O., S. 272 ff.; Reitlinger, Die SS, S. 197 f.).

94 Vgl. Friessner, Verratene Schlachten, S. 129 f. – Über den Rückzug der Heeresgruppe E (Generaloberst v. Löhr) aus Griechenland vgl. den Bericht des Generalstabschefs: Erich Schmidt-Richberg, Der Endkampf auf dem Balkan (1955). Der zur Konsolidierung der Lage neu aufgestellten Heeresgruppe F (Belgrad, OB. Südost) wurde neben der 4. SS-Polizei-Division auch die 117. Jägerdivision zugeführt. Ausserdem kamen vom serbischen Banat aus Teile der deutschen 2. Armee, insbesondere der vor allem aus Volksdeutschen bestehenden 7. SS-Gebirgsdivision «Prinz Eugen» und der Kosakendivisionen unter Generalleutnant v. Pannwitz zum Einsatz.

95 Es handelte sich hierbei um einige Panzer der teilweise im serbischen Banat stationierten Division «Brandenburg»; vgl. Bericht Nr. 35, S. 171 f.; dazu Bericht Nr. 43, S. 208 f.

96 Vgl. Friessner, a.a.O., S. 130 f. – Vgl. dazu Bericht Nr. 35, S. 173 ff., wobei die Rolle der «Kampfgruppe Behrens» allerdings etwas zu stark hervorgehoben wird; vgl. auch Bericht Nr. 15, S. 83, sowie Bericht Nr. 38, S. 182.

97 Vgl. Friessner, a.a.O., S. 131; dazu Bericht Nr. 40, S. 192, und Nr. 37, S. 179.

98 Vgl. Friessner, a.a.O., S. 131 f.; Bericht Nr. 35, S. 174 f.; auch Nr. 45, S. 220.

Die im Mittelabschnitt eingesetzte «Kampfgruppe Behrens» arbeitete bewusst auf eine systematische Evakuierung der deutschen Bevölkerung hin⁹⁹. Unmittelbar nach dem Eindringen der deutschen Truppen wurde in den schwäbischen Gemeinden östlich Temeschburg zur Evakuierung aufgerufen, so dass sich erste Wagenkolonnen mit volksdeutschen Flüchtlingen bereits am 15., 16. und 17. September in Marsch setzten¹⁰⁰. Freilich schloss sich vielfach nur ein Teil der deutschen Bevölkerung – in Gertianosch etwa die Hälfte – den Trecks an, die überdies zumeist schon unmittelbar jenseits der serbischen Grenze, in Gross-Kikinda, Zerze oder Stefansfeld Halt machten¹⁰¹. Zahlreiche Flüchtlinge kehrten in den nächsten Tagen, als die Lage sich vorübergehend zu festigen schien, in ihre Heimatgemeinden zurück, um dann unter Umständen erneut zu fliehen¹⁰². Andere wurden in den serbischen Aufnahmeorten vom sowjetischen Vormarsch überrollt und später nach Rumänien zurückgeführt¹⁰³. Die Lage war denkbar unklar. Die Parolen wechselten. Am stärksten wirkte sich dies in den deutschen Dörfern um Arad aus, da die Ungarn sich offen gegen die Evakuierung aussprachen, ja sie in manchen Orten regelrecht untersagten¹⁰⁴. Das Durcheinander der Befehle, die unklare Kompetenzverteilung und bis zu einem gewissen Grade das Versagen der zur Organisation herangezogenen Vertreter der Volksdeutschen Mittelstelle machten eine systematische Evakuierung in vielen Dörfern unmöglich¹⁰⁵.

Einige Gemeinden in der Temeschburger Heide brachen dennoch in geschlossenen Trecks auf, mit Pferdegespannen, zum Teil sogar mit Traktoren, und zogen durch das serbische Banat – gelegentlich von Partisanen belästigt – über Gross-Kikinda, Rudolfsgrad nach Ungarn¹⁰⁶. Im südlichen Bergland wurden die über 6'000 deutschen Bewohner von Steierdorf-Anina auf Befehl eines deutschen Majors am 16. September ohne Rücksicht auf Widerstände evakuiert und mit Lastwagen nach Werschetz gefahren, wo sie in Güterzüge verladen wurden¹⁰⁷. Im Arader Raum kam es zum Teil zu regelloser Flucht, unmittelbar vor den anrückenden Sowjets, so dass sich grössere Trecks erst nach dem Überschreiten der Grenze auf ungarischem Gebiet formieren konnten¹⁰⁸.

99 Vgl. Bericht Nr. 35, S. 173 ff. – Die Kampfgruppe stand unter dem nominellen Befehl des damaligen Höheren SS- und Polizeiführers in Serbien, Gruppenführer Behrens, der vorher Stellvertreter von Lorenz in der Volksdeutschen Mittelstelle gewesen war.

100 Vgl. die Übersicht in Bericht Nr. 35, S. 175, die freilich weder vollständig noch völlig zuverlässig ist. Dazu Berichte Nr. 38, S. 182 f; Nr. 39, S. 190; Nr. 44, S. 217 f.

101 Vgl. Berichte Nr. 39, S. 190; Nr. 44, S. 218; auch Nr. 38, S. 184L

102 Vgl. u.a. Bericht Nr. 41, S. 196.

103 Vgl. vor allem Bericht Nr. 44, S. 218 f. mit Anmerkungen. – Ein Teil der geflüchteten Einwohner von Gertianosch wurde von serbischen Partisanen abgeschnitten; angeblich wurden die Männer kurzerhand erschossen, Frauen und Kinder ebenfalls nach Rumänien zurückgeschickt (vgl. Bericht Nr. 38, S. 184).

104 Vgl. Berichte Nr. 35, S. 174; Nr. 40, S. 192.

105 Vgl. Bericht Nr. 35, S. 173; vor allem aber auch Bericht Nr. 43, S. 210.

106 Vgl. den sehr ausführlichen Bericht Nr. 38, S. 183 ff.

107 Vgl. Bericht Nr. 37, S. 179 f.

108 Vgl. Bericht Nr. 40, S. 193 ff.

Im Nordwest-Teil des Banats, der länger gehalten und zum Teil von den nach Norden durchstossenden Griechenland-Truppen und Einheiten der 7. SS-Gebirgsdivision «Prinz Eugen» nach mehrtägiger sowjetischer Besetzung noch einmal zurückerobert wurde, konnten die deutschen Gemeinden der Bezirke Gross-Sankt Nikolaus und Perjamusch noch in den ersten Oktobertagen evakuiert werden¹⁰⁹. Ihre Trecks gerieten verschiedentlich in die Schusslinie der nachdrängenden Front, so dass auch Verluste an Menschenleben zu beklagen waren. In der Mehrzahl gelang es ihnen jedoch, die Strasse nach Szeged zu gewinnen und von dort ungestört nach Westen weiterzuziehen. Die Strapazen waren zum Teil ungeheuer, da oft Tag und Nacht durchgefahen werden musste; Strecken von bis zu 100 km wurden ohne Rast zurückgelegt¹¹⁰.

An den Donauübergängen bei Baja und Dunaföldvar trafen die Flüchtlinge auf die Strasse der durch Jugoslawien gezogenen Trecks, östlich vom Plattensee vorbei, durch den Bakonywald (Veszprém) zogen die Fuhrwerke der Schwaben auf vielfach verstopften und überlasteten Strassen der deutschen Grenze zu. Zumeist erreichten sie diese noch vor den Siebenbürgern, in der zweiten Oktoberhälfte, um von dort ohne Aufenthalt in ihre Aufnahmegebiete, in erster Linie die niederösterreichischen Kreise nördlich der Donau, an der Grenze nach Mähren hin, weitergeleitet zu werden¹¹¹. Zu einem kleinen Teil waren auch Banater Flüchtlinge mit Bahntransporten von Kikinda durch Süd-Ungarn oder auch durch Jugoslawien über Belgrad zurückgeführt worden¹¹².

Die Gesamtzahl der von Ende August bis Anfang Oktober 1944 aus dem heutigen rumänischen Staatsgebiet evakuierten Volksdeutschen ist schwer zu bestimmen. Ein Monatsbericht der Volksdeutschen Mittelstelle nennt für Nord-Siebenbürgen Ende November 1944 insgesamt 48'000¹¹³. Die ca. 2'500 Angehörigen der Sathmarer Trecks¹¹⁴ wie auch die Flüchtlinge aus den süd-siebenbürgischen Randgemeinden dürften in dieser Zählung einbegriffen sein¹¹⁵. Die Zahl der evakuierten Banater Schwaben lag andererseits

109 Vgl. Berichte Nr. 41, S. 197 ff.; Nr. 42, S. 201 ff. mit Anm. 1 (S. 203); Nr. 43, S. 211 ff.; auch Nr. 59, S. 271.

110 Vgl. Berichte Nr. 41, S. 198 f.; Nr. 42, S. 203 ff.; Nr. 43, S. 214.

111 Vgl. Berichte Nr. 38, S. 185 ff.; Nr. 40, S. 195; Nr. 41, S. 199f.; Nr. 42, S. 205; Nr. 43, S. 213.

112 Vgl. u.a. Bericht Nr. 37, S. 179 f.; weitere Berichte in der Dokumentensammlung.

113 «Monatsbericht November 1944 des Hauptamtes Volksdeutsche Mittelstelle» (MT.Dok. Nr. NO-5852). Unter «Rückführungsmassnahmen aus dem Südosten», «Unterbringung im Reich» ist für Rumänien vermerkt (S. 5): «Unterbringungsgebiete für die Deutschen aus Rumänien sind Nieder- und Oberdonau ... In Niederdonau sind bereits 12 500 Deutsche aus dem Banat eingetroffen. 18'000 Deutsche aus Nordsiebenbürgen sind mit 11'000 für Niederdonau und mit 7'000 für Oberdonau vorgesehen. Nordsiebenbürgische Trecks mit 30'000 Personen sind bereits auf Nieder- und Oberdonau verteilt.»

114 Vgl. Heimatbuch der Sathmarer Schwaben (1952), S. 67; Berichte und Informationen des Ost-Forschungs-Inst. für Wirtschaft und Politik, H. 216 (8.9.50).

115 Für Nord-Siebenbürgen waren 1939 nur 37 614 Deutsche angesetzt worden, wobei 1944 noch die Abwesenheit von mindestens 4'000 Waffen-SS-Angehörigen zu berücksichtigen wäre. – Vgl. die Zahlen S. 127, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 24).

sicher über den damals von der VOMI nachgewiesenen 12'500 Personen¹¹⁶. Selbst die von einem Teilnehmer der Evakuierungsaktion genannte Zahl von 36'000 greift wahrscheinlich zu niedrig¹¹⁷. Insgesamt werden sich somit bei Kriegsende nahezu 100'000 volksdeutsche Flüchtlinge aus Rumänien auf dem Boden des damaligen Deutschen Reiches befunden haben¹¹⁸. Der grössere Teil der Sachsen und Schwaben blieb jedoch in Rumänien zurück.

c. Der Einmarsch der Sowjets. – Die Verschleppung.

Am 31. August 1944 rückten die Spitzen der Roten Armee in Bukarest ein. Am 7. September erreichten sie nach Überschreitung der Karpaten Hermannstadt und Kronstadt, um in den folgenden Tagen auch das übrige Süd-Siebenbürgen zu besetzen. Dem Einmarsch in Temeschburg und Arad – 17./21. September – folgten die Kämpfe mit den zurückgehenden deutschen Truppen im Nordwesten des Banats. Nach dem Durchbruch der am 6. Oktober beginnenden sowjetischen Offensive südlich Grosswardein mussten auch Nord-Siebenbürgen und das Sathmar-Marmarosch-Gebiet preisgegeben werden, so dass Ende Oktober das gesamte Vorkriegs-Territorium des rumänischen Staates durch die Sowjets besetzt war.

Der Einzug der sowjetischen Kampftruppen, die als «Freunde» und «Verbündete» Rumäniens kamen, vollzog sich verhältnismässig diszipliniert¹¹⁹. Besonders in den Städten suchten die russischen Kommandeure die Ordnung durch Alkoholverbote, Kontrollstreifen und strenge Bestrafungen zu wahren¹²⁰. Überfälle auf Strassenpassanten, denen Uhren, Schmuck und andere Wertsachen abgenommen wurden, waren freilich nicht zu verhindern. In den Aussenbezirken wie in den umliegenden Dörfern kam es zu einzelnen Gewalttaten, zu Plünderungen und Vergewaltigungen, von denen jedoch Rumänen, Deutsche und Madjaren gleichmässig betroffen wurden¹²¹. Rücksichtsloser hauste die

116 Vgl. oben, Anm. 113. – Der Monatsbericht vermerkt allerdings zugleich, dass Staatsminister Frank sich bereit erklärt habe, (weitere?) 5'000-8'000 Deutsche aus dem rumänischen Banat im Protektorat unterzubringen (a.a.O.).

117 Vgl. Bericht Nr. 35, S. 175.

118 Zweifellos zu hoch ist die von Dr. Otto Folberth genannte Zahl von 90'000 geflüchteten Banater Schwaben (vgl. Berichte und Informationen, H. 171, 28.10. 1949). An anderer Stelle ist sogar von 200'000 Volksdeutschen die Rede, die im Jahre 1944/45 aus Rumänien, «zumeist aus Siebenbürgen», geflohen seien (vgl. Gregory Frumkin, Population Changes in Europe since 1939. London 1951, S. 132). Demgegenüber beziffert das Deutschland-Jahrbuch 1949 (hg. K. Mehnert und H. Schulte. 1949, S. 251) die Gesamtzahl der im letzten Kriegsjahr aus Rumänien geflüchteten und evakuierten Volksdeutschen auf nur 40'000, ein Beispiel mehr für die in dieser Hinsicht herrschende Unsicherheit.

119 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 86; Nr. 17, S. 92; Nr. 18, S. 98; Nr. 48, S. 232 mit Anm. 1; Nr. 54, S. 255.

120 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 86, 88; Nr. 17, S. 92; dazu S. 232, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 48).

121 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 87 f.; Nr. 17, S. 92; Nr. 18, S. 98; Nr. 45, S. 221; Nr. 54, S. 275.

sowjetische Soldateska in den im Kampf eroberten Gebieten¹²². Im Banater Kampfbereich wurden die Bewohner einiger Gemeinden von den Sowjets vorübergehend evakuiert, um ihre Besitzungen bei der Rückkehr geplündert vorzufinden¹²³.

Richtete sich das Vorgehen der Sowjets nur in beschränktem Masse gegen die Volksdeutschen, so gab ihr Einmarsch doch zugleich dem ortsansässigen rumänischen Pöbel freie Hand. Besonders in den von den deutschen Bewohnern ganz oder teilweise geräumten Gemeinden plünderten Zigeuner und Rumänen ungehindert¹²⁴. Auch die zurückgebliebenen deutschen Bauern waren Übergriffen im Allgemeinen schutzlos preisgegeben; ihre Weinkeller wurden geleert, ihr Vieh weggetrieben, wenn man sie nicht überhaupt kurzerhand von ihren Höfen verjagte¹²⁵. In ähnlicher Form kam es auch in den Städten, in denen sich die zahlenmäßig zunächst unbedeutenden Kommunisten rasch in den Vordergrund drängten, zu willkürlichen Übergriffen. Der kommunistisch gesteuerten Propaganda gegen Kriegsverbrecher, Faschisten und Kapitalisten folgten Haussuchungen und Verhaftungen; zahlreiche Familien wurden aus ihren Wohnungen verdrängt, anderen wurden Möbel, Kleider oder sonstige Wertgegenstände beschlagnahmt¹²⁶. Diese örtlichen Gewaltmassnahmen hatten freilich keinen systematischen Charakter.

Zu den von den Sowjets geforderten Arbeitsleistungen wurden schon in den Herbstmonaten in zunehmendem Masse Volksdeutsche herangezogen, wobei mancherorts besonders auf die Angehörigen der SS-»Freiwilligen« zurückgegriffen wurde. Die Männer wurden zur Instandsetzung des Hermanstädter Flugplatzes, zu Strassen- und Gleisarbeiten eingesetzt, während die Frauen in russischen Lazaretten aushelfen mussten¹²⁷. Dennoch verliefen die ersten Monate nach der sowjetischen Besetzung im Allgemeinen ruhiger, als man erwartet hatte¹²⁸.

Schon unmittelbar nach der rumänischen Kapitulation war gelegentlich von einer bevorstehenden Deportation der Volksdeutschen die Rede gewesen¹²⁹. Stärker noch als die erste Registrierung Ende August waren erneute Zusammenstellungen aller arbeitsfähigen Deutschen im Oktober und November des Jahres mit Misstrauen aufgenommen worden¹³⁰. Gegen Ende des Jahres verstärkten sich die Gerüchte über eine unmittelbar

122 Vgl. Berichte Nr. 46, S. 222 ff.; Nr. 55, S. 261f.; Nr. 60, S. 273; Nr. 65, S. 288; auch S. 166, Anm. 2 (zu Bericht Nr. 32).

123 Vgl. Bericht Nr. 61, S. 274.

124 Vgl. Berichte Nr. 13, S. 70; Nr. 23, S. 121; Nr. 26, S. 136 f.; Nr. 33, S. 168; Nr. 46, S. 224 f.; Nr. 59, S. 271; Nr. 60, S. 273; Nr. 70, S. 306 f.; sowie S. 219, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 44).

125 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 89; Nr. 59, S. 271; Nr. 60, S. 273; Nr. 65, S. 288.

126 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 88 f.; Nr. 18, S. 98; Nr. 19, S. 100 f.

127 Vgl. Berichte Nr. 17, S. 92; Nr. 18, S. 98; Nr. 19, S. 101; Nr. 46, S. 225; Nr. 50, S. 237; Nr. 60, S. 272 f.; Nr. 65, S. 298; Nr. 82, S. 368.

128 Vgl. etwa Bericht Nr. 16, S. 89.

129 Vgl. z.B. Berichte Nr. 26, S. 135; Nr. 39, S. 190.

130 Vgl. Berichte Nr. 19, S. 101; Nr. 49, S. 234; Nr. 50, S. 237; Nr. 54, S. 255; im Zusammenhang mit der ersten Registrierung Ende August vgl. Berichte Nr. 20, S. 102; Nr. 48, S. 232, sowie S. 80, Anm. (zu Bericht Nr. 15).

bevorstehende Verschleppung¹³¹; durchfahrende Züge mit verschleppten Volksdeutschen aus Jugoslawien mussten die Unruhe noch vermehren¹³².

Anders als Ungarn oder die von den Sowjets besetzten deutschen Ostgebiete galt Rumänien nicht als «Feindesland»¹³³. Die rumänische Regierung vermochte sich der von den Sowjets geforderten Stellung von Arbeitskräften für den Wiederaufbau in der Sowjetunion dennoch nicht ganz zu entziehen, doch wurde die Aktion im Wesentlichen auf die arbeitsfähigen Jahrgänge der volksdeutschen Bevölkerung beschränkt¹³⁴. Ob und wie weit die von der geflüchteten Volksgruppenführung unter Andreas Schmidt im November 1944 organisierten Sabotageaktionen hinter der russisch-rumänischen Front die Deportationspläne beeinflusst haben, muss dahingestellt bleiben¹³⁵. Sicher haben sie die Bemühungen volksdeutscher Politiker, die Verschleppung zu verhindern oder doch einzuschränken, ernsthaft beeinträchtigt. Hans Otto Roth, der anerkannte Sprecher der Siebenbürger Sachsen, versuchte in den ersten Januartagen gemeinsam mit dem Banater Dr. Franz Kräuter, in direkter Aussprache mit Ministerpräsident Rădescu wie durch Vermittlung der demokratischen Parteiführer Maniu und Brăţianu, durch den Nuntius und über den jüdischen Politiker Dr. Fildermann eine Milderung, einen Aufschub der geplanten Deportationen zu erreichen¹³⁶. Doch blieben alle Interventionsversuche – auch anderer volksdeutscher Gruppen¹³⁷ – erfolglos. Erste Meldungen über den Gang der Gespräche hatten freilich beruhigend gewirkt, so dass der unvermittelte Beginn der Deportationen in Siebenbürgen umso überraschender kam¹³⁸.

Unter den Deutschen des Sathmar-Gebiets hatten die Deportationen schon am 2. und 3. Januar begonnen¹³⁹. Nachdem die Aktion in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1945

131 Vgl. Berichte Nr. 19, S. 101; Nr. 48, S. 232; Nr. 51, S. 240; Nr. 54, S. 255; Nr. 61, S. 274, Nr. 62 S. 277.

132 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 229; Nr. 57, S. 265; Nr. 58, S. 267.

133 Vgl. dazu Dokumentation der Vertreibung II, S. 42 E.

134 H. Sörensen (Finale Rumänien, 1949, S. 40) behauptet unzutreffenderweise, Rumänien habe sich in einer Geheimklausel des Waffenstillstandsvertrages verpflichtet, 750'000 Zwangsarbeiter (Volksdeutsche und Kriegsgefangene) zu stellen (vgl. dazu Hillgruber, a.a.O., S. 350, Anm. 101; auch Bericht Nr. 14, S. 75). Von einer angeblich von Ministerpräsident Rădescu (seit 6.12.1944) vereinbarten Zusatzklausel zum Waffenstillstandsvertrag, die den Sowjets 100'000 Arbeiter zusicherte, ist gelegentlich die Rede, ohne dass sich klare Belege beibringen ließen (vgl. dazu Hillgruber, a.a.O., S. 350, Anm. 101; auch Annabring, Volksgesch. der Donauschwaben in Rumänien, S. 61; dazu Bericht Nr. 51, S. 339). Einer Vereinbarung erst im Dezember scheinen die systematischen Registrierungen in den Monaten Oktober/November entgegenzustehen (s. oben, Anm. 130). – Neben den Volksdeutschen wurden von der Deportation ein Teil der in den rumänischen Lagern internierten Reichsdeutschen und Ungarn sowie eine geringe Anzahl rumänischer «Faschisten» betroffen.

135 Vgl. Bericht Nr. 48, S. 233 f. – Andreas Schmidt liess nach dem Ende der Kämpfe um Siebenbürgen eine Gruppe rumänien-deutscher Freiwilliger in Budapest ausbilden, die im November 1944 mit Fallschirmen im rumänischen Hinterland absprangen, um Sabotageaufträge auszuführen; Schmidt geriet dabei in sowjetische Gefangenschaft (nach Berichten der Dokumentensammlung).

136 Vgl. Bericht Nr. 48, S. 233 f.; auch Bericht Nr. 47, S. 229 f.

137 Vgl. Bericht Nr. 47, S. 229.

138 Vgl. Berichte Nr. 49, S. 235; Nr. 54, S. 255; sowie besonders S. 233, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 48).

139 Vgl. Bericht Nr. 55, S. 262 mit Anm. 3.

in Kronstadt und Bukarest angelaufen war, setzten die Aushebungen fast schlagartig im ganzen Lande ein¹⁴⁰. Im Gegensatz zu der wilden Menschenfängerei serbischer Partisanen in Süd-Ungarn¹⁴¹ vollzog sich die Deportation in Rumänien nach einem von den rumänischen Behörden sorgfältig vorbereiteten Plan. Auf Grund der im Herbst durchgeführten Registrierung – zum Teil auch noch des in rumänische Hand gefallenen Nationalkatasters von 1941¹⁴² – wurden Listen der Deutschen zusammengestellt, die in die zur Deportation vorgesehenen Altersklassen fielen: Männer von 17 bis zu 45, Frauen von 18 bis zu 30 Jahren¹⁴³; Übergriffe nach oben und unten waren vor allem auf dem Lande häufig¹⁴⁴. Vor Beginn der Aktion wurden die Ortsausgänge vielfach durch Polizei, Militär, oder auch rumänische Freiwillige abgesperrt, Telefon, Telegraph und Eisenbahnbetrieb unterbrochen, so dass eine Flucht nur sehr begrenzt möglich war¹⁴⁵. In den Städten gingen gemischte rumänisch-sowjetische Patrouillen von Haus zu Haus, um die Betroffenen auszuheben; zum Teil wurden sie völlig unvorbereitet in den Strassen aufgegriffen¹⁴⁶. Die deutschen Einwohner auf den Dörfern wurden vielfach kurzerhand durch; den Gemeindeboten oder Gendarmen aufgefordert, sich zu festgesetzter Zeit im Gemeindeamt oder in der Schule einzufinden¹⁴⁷.

Ein Grossteil leistete schon der ersten Aufforderung Folge, wobei man oft an einen der üblichen kurzfristigen Arbeitseinsätze glaubte¹⁴⁸. Andere suchten sich zu verstecken, wurden aber durch die Razzien und Haussuchungen der folgenden Wochen nachträglich erfasst; die Drohung, Eltern oder Verwandte als Geiseln zu verhaften, zwang manchen, sich freiwillig zu stellen¹⁴⁹. Dennoch gelang es nicht wenigen, sich der Deportation zu

140 Für Kronstadt vgl. Berichte Nr. 49, S. 234; Nr. 54, S. 255; für Bukarest Nr. 48, S. 233. – Nach den Berichten der Dokumentensammlung begannen die Aushebungen in den übrigen Gemeinden Siebenbürgens am 12. und 13. Januar (Nr. 50, S. 237; Nr. 51, S. 241), gleichzeitig auch in Alt-Rumänien (Nr. 63, S. 280), während sie im Banat zwischen dem 14. und 16. Januar ins Rollen kamen (vgl. u.a. Berichte Nr. 57, S. 265; Nr. 59, S. 271; Nr. 62, S. 277).

141 Vgl. Dokumentation der Vertreibung II, S. 42 E f.

142 Vgl. Bericht Nr. 56, S. 263. – Über die von Andreas Schmidt auf Grund des Volksgruppengesetzes am 15.2.1941 angeordnete Aufstellung des deutschen «Nationalkatasters» (registrul national) vgl. Dokumente der Deutschen Politik, Bd. VIII, 1 (1943), S. 411, Anm. 1.

143 Vgl. so Berichte Nr. 47, S. 230; Nr. 57, S. 265. – Die Angaben in den zur Verfügung stehenden Berichten schwanken, für die Männer zwischen 16, 17 und 18 als unterer, für die Frauen zwischen 30, 32 und 35 Jahren als oberer Grenze vgl. im Gegensatz zu Bericht Nr. 57, für denselben Ort, Bericht Nr. 58, S. 267).

144 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 230; Nr. 49, S. 235; Nr. 50, S. 238 u. ö.

145 Vgl. vor allem Bericht Nr. 56, S. 263; sowie Berichte Nr. 18, S. 101; Nr. 50, S. 237; Nr. 51, S. 240; Nr. 57, S. 265; Nr. 60, S. 273; Nr. 62, S. 277; Nr. 65, S. 289.

146 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 231; Nr. 49, S. 234f; Nr. 62, S. 277 f.; Nr. 63, S. 280; dazu auch Nr. 60, S. 273.

147 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 230 f.; Nr. 50, S. 237 f.; Nr. 55, S. 262 mit Anm. 3; Nr. 57, S. 265, Nr. 58, S. 267; Nr. 61, S. 274 f.

148 Vgl. Berichte Nr. 50, S. 237 f.; Nr. 59, S. 271; Nr. 61, S. 274; sowie S. 262, Anm. 3 (zu Bericht Nr. 55). – Vgl. dazu auch Berichte Nr. 52, S. 244 f.; Nr. 53, S. 250.

149 Vgl. Berichte Nr. 49, S. 235; Nr. 50, S. 238; Nr. 56, S. 264; Nr. 58, S. 268; Nr. 59, S. 271; Nr. 62, S. 278.

entziehen¹⁵⁰. Trotz der damit verbundenen Gefahren erwiesen sich die rumänischen Nachbarn, ja selbst rumänische Beamte und Offiziere in vielen Fällen über Erwärten hilfsbereit¹⁵¹.

Die politische Haltung des Einzelnen spielte bei den Aushebungen keine Rolle. Die Insassen der Internierungslager wurden ebenso betroffen¹⁵² wie die zum Teil aktiven deutschen Kommunisten des Industriezentrums Reschitza¹⁵³ und die madjarisierten Schwaben des Sathmar-Gebiets¹⁵⁴. Selbst die noch in der rumänischen Armee dienenden Deutschen sollten ausgehoben werden, wurden allerdings zum Teil von ihren Vorgesetzten gedeckt¹⁵⁵. – Als die Aktion nach mehreren Wochen endgültig abgeschlossen wurde, waren insgesamt rund 75'000 Volksdeutsche deportiert worden¹⁵⁶.

Das Schicksal der Ausgehobenen entsprach im Allgemeinen dem ihrer Leidensgenossen aus Ungarn, aus Jugoslawien und den deutschen Ostgebieten, wenn sie auch als nominell «freiwillige» Aufbauarbeiter in Russland im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zum Teil günstiger behandelt wurden¹⁵⁷.

Von Sammellagern in den Aushebungsorten wurden die Zwangsarbeiter zu Fuss oder mit Lastwagenkolonnen und Fuhrwerken zu den nächsten Bahnstationen gebracht, um dort unter Bewachung sowjetischer Soldaten in vergitterte Viehwagen verladen zu werden. In mehrwöchiger Fahrt wurden sie – in Jassy oder Kischinew in russische Breitspur-Waggons umgeladen – in die sowjetischen Arbeitslager übergeführt¹⁵⁸. Die Mehrzahl fand in den Lagern des Donezbeckens um Stalino und Woroschilowgrad Unterkunft¹⁵⁹.

150 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 231; Nr. 48, S. 233; Nr. 49, S. 235 f.; Nr. 55, S. 262; Nr. 56, S. 263 f.; vor allem aber Bericht Nr. 51, S. 241 ff.

151 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 231; Nr. 48, S. 233; Nr. 49, S. 236; Nr. 51, S. 242 ff.; Nr. 56, S. 263 f.; Nr. 62, S. 278.

152 Vgl. Berichte Nr. 36, S. 178; Nr. 52, S. 244 f. mit S. 245, Anm. 1; Nr. 53, S. 250.

153 Vgl. Bericht Nr. 62, S. 278; dazu Bericht Nr. 52, S. 246 f.; auch Nr. 64, S. 287.

154 Vgl. Bericht Nr. 55, S. 262.

155 Vgl. Berichte Nr. 47, S. 231; Nr. 50, S. 239 mit Anm. 1; Nr. 56, S. 264; Nr. 65, S. 289.

156 Nach Erhebungen der Evangelischen Landeskirche wurden aus Siebenbürgen 26'000 Deutsche (zu 60% Frauen) verschleppt (Mskr.: H. Schwarz, Betrachtungen zur Lage der Siebenbürger Sachsen im Frühsommer 1947); für das Banat werden im Allgemeinen rund 35'000 bis 40'000 angesetzt; weitere 10'000 bis 15'000 Deutsche können für Sathmar (5'000 nach Heimatbuch der Sathmarer Schwaben, S. 68), das bei den genannten Annahmen nicht zum Banat gezählte «Bergland» und Alt-Rumänien gerechnet werden (vgl. Krallert in: Südostdeutsche Heimatblätter, Jg. 4 (1955), S. 93; G. Rhode in: Zeitschrift f. Ostforschung, Jg. 2 (1953), S. 385; auch Annabring, a.a.O., S. 61; Hillgruber, a.a.O., S. 350, Anm. 1; Frumkin, Population Changes, S. 132, gibt als Schätzung 70'000 Verschleppte an).

157 Vgl. vor allem Bericht Nr. 54, S. 258; dazu auch Bericht Nr. 52, S. 247 f.; für die Charakterisierung als «Freiwillige Arbeit» (muncă voluntară) vgl. Bericht Nr. 56, S. 264.

158 Über die Fahrt vgl. Berichte Nr. 50, S. 239; Nr. 52, S. 245 f.; Nr. 53, S. 250 f.; Nr. 54, S. 256 f.; Nr. 57, S. 265 f.; Nr. 58, S. 268; Nr. 59, S. 272; Nr. 60, S. 273; Nr. 61, S. 275; vgl. auch Nr. 55, S. 262 mit Anm. 3.

159 Vgl. Berichte Nr. 54, S. 257; Nr. 57, S. 266f.; Nr. 58, S. 268; Nr. 61, S. 275; Nr. 63, S. 280.

Ein Teil der Verschleppten kam allerdings schon diesseits des Dnjepr um Kriwoi-Rog und Dnjepropetrowsk zum Einsatz¹⁶⁰, während kleinere Gruppen bis in die Bergwerkslager beiderseits des Ural geführt wurden¹⁶¹.

Schon auf der langwierigen Fahrt in den überfüllten, primitiv eingerichteten Wagons hatten Hunger und Kälte die ersten Todesopfer gefordert. Den ungewohnten Anforderungen der schweren Arbeit unter Tage, bei Wald- oder Erdarbeiten waren viele gesundheitlich nicht gewachsen. Verpflegung und Bekleidung waren, zumindest in den ersten Jahren, sehr schlecht, so dass es trotz zum Teil fast wohlwollender Behandlung durch die sowjetischen Vorgesetzten zu zahlreichen Krankheits- und Todesfällen kam¹⁶².

Schon im Spätsommer 1945 kehrten die ersten Krankentransporte nach Rumänien zurück¹⁶³. Weitere Transporte mit Arbeitsunfähigen folgten. In den Jahren 1946/47 wurden diese Heimkehrerzüge allerdings fast ausschliesslich über Frankfurt a. d. O. nach Mitteldeutschland geführt¹⁶⁴; eine Rückkehr nach Rumänien wurden den Angehörigen dieser Transporte, die zum Teil jahrelang in sowjetzonalen Arbeitslagern oder zur Landarbeit eingesetzt wurden¹⁶⁵, im Allgemeinen nicht gestattet. Die Masse der Deportierten wurde in den Jahren 1948/49 nach Rumänien oder Deutschland zurückgeführt; die letzten konnten erst 1950/51 heimkehren¹⁶⁶. Nach zuverlässigen Schätzungen muss mit einer Verlustquote von nahezu 15% gerechnet werden: mehr als 10'000 kehrten nicht zurück. Von den Heimkehrern blieb fast die Hälfte in Deutschland und Österreich¹⁶⁷.

160 Vgl. Berichte Nr. 36, S. 178; Nr. 50, S. 239; Nr. 53, S.251; auch Nr. 61, S. 275.

161 Vgl. Bericht Nr. 52, S. 246. – Ausser Plast bei Tscheljabinsk werden im Ural-Gebiet die Lager Kungur und Orsk erwähnt (unveröff. Berichte der Dokumentensammlung).

162 Über die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den sowjetischen Lagern vgl. Berichte Nr. 52, S. 246 ff.; Nr. 53, S. 251 ff.; Nr. 54, S. 257 ff.; Nr. 57, S.266f.; Nr. 58, S. 268 f.; ferner Berichte Nr. 50, S. 239; Nr. 59, S. 272; Nr. 60, S. 273 f.; Nr. 61, S. 275; Nr. 63, S. 281.

163 Vgl. Berichte Nr. 62, S. 278; Nr. 66, S. 293. – Zum Teil wurden anscheinend auch deutsche Techniker, die man zum Aufbau der rumänischen Industrie benötigte, vorzeitig entlassen (vgl. Bericht Nr. 82, S. 368).

164 Vgl. Berichte Nr. 50, S. 239; Nr. 53, S. 254; Nr. 54, S. 260; Nr. 55, S. 262, Anm. 3; Nr. 57, S. 267; Nr. 58, S. 270; Nr. 59, S. 272; Nr. 61, S. 275; Nr. 63, S. 281; dazu bereits 1945: Bericht Nr. 52, S. 249.

165 Vgl. Berichte Nr. 54, S. 260; Nr. 57, S. 267; Nr.59, S. 272; Nr. 61, S. 275; Nr. 63, S. 281 f.

166 Vgl. Berichte Nr. 65, S. 289; Nr. 66, S. 293, Nr. 69, S. 305.

167 Den Erhebungen der Evangelischen Landeskirche zufolge sind von den 26'000 verschleppten Siebenbürgern ca. 3'400 umgekommen. Von den Heimkehrern blieben mehr als 10'000 in der Sowjetzone, in der Bundesrepublik und in Österreich (Bericht der Dokumentensammlung).

IV. Kapitel.

Das Schicksal der Volksdeutschen in Rumänien in den ersten Nachkriegsjahren.

a. Die Entwicklung der politischen Lage bis zur Abschaffung des Königtums.

Noch am 25. August 1944 liess die sowjetische Regierung durch Molotow erklären, sie werde sich in die Gestaltung der inneren politischen und sozialen Struktur Rumäniens nicht einmischen¹. Der nach dem Umsturz gebildeten Koalitionsregierung des General Sănătescu gehörten neben dem Führer der zahlenmässig unbedeutenden rumänischen Kommunisten, Lucre[^]iu Pătrăcănu, auch die demokratischen Parteiführer Julius Maniu (Nationalfaranisten), Dinu Bră[^]ianu (Liberale) und Constantin Titel-Petrescu (Sozialdemokraten) an². Ein Dekret vom 31. August 1944 setzte die alte demokratische Verfassung von 1923 erneut in Kraft³. Das demokratische Zwischenspiel war jedoch von kurzer Dauer. Schon am 4. November schiedেন Maniu, Bră[^]ianu und Petrescu aus der Regierung aus, während Petru Groza, Führer der kommunistisch bestimmten «Bauernfront» und führendes Mitglied der neugebildeten «Nationaldemokratischen Front» (FND), das Vizepräsidium des Ministerrats übernahm⁴. Ebensovienig wie Sănătescu vermochte General Rădescu, der Anfang Dezember die Führung des Koalitionskabinetts übernommen hatte⁵, der von kommunistischer Seite systematisch geschürten Unordnung und Unruhe im Lande Herr zu werden. Sein Versuch, kommunistische Demonstrationen mit Waffengewalt zu zerstreuen, gab den Sowjets den erwünschten Anlass zur Intervention. Am 2. März 1945 musste König Michael Groza zum Ministerpräsidenten ernennen; wenige Tage später übernahm das neue Kabinett der «Nationaldemokratischen Front» die Regierung, in der nun alle einflussreichen Posten mit Kommunisten besetzt waren⁶.

Der Kampf Grozas und der Kommunisten gegen die Opposition der «historischen» Parteien, der Nationalfaranisten Manius und der Liberalen Bră[^]ianus, bestimmte das politische Geschehen in Rumänien während der folgenden Jahre. Wiederholte Interven-

1 Text u.a.: Auswärtige Politik, Jg. 11 (1944), S. 550.

2 Vgl. die Kabinettsliste, Keesing's Archiv der Gegenwart 14 (1944), S. 6500 B.

3 Vgl. Cretzianu, Captive Rumania, S. 21; H. Prost, Destin de la Roumanie (1954), S. 170.

4 Vgl. Keesing 14 (1944), S. 6587 C. – Von den 18 Ministern des Kabinetts gehörten 6 der Nationalen Bauernpartei Manius und 4 der Liberalen Partei an, während ausser Groza 4 Kommunisten Ministerposten innehatten.

5 Vgl. Keesing 14 (1944), S. 6618 E.

6 Vgl. Keesing 15 (1945), S. 123 H, 129 H. – Vgl. dazu Cretzianu, Captive Rumania, S. 22–24; Prost, Destin de la Roumanie, S. 171–174.

tionsversuche der Westmächte für eine Beteiligung der Opposition an der Regierung und für die Abhaltung freier Wahlen blieben ohne nachhaltigen Erfolg⁷. Die rücksichtslos gefälschten Ergebnisse der Novemberwahlen von 1946 gaben der FND 348 von insgesamt 414 Mandaten der Nationalversammlung⁸. Mitte Juli 1947 wurden die führenden Nationalfaranisten verhaftet. Wenige Wochen nach ihrer Aburteilung⁹ wurde König Michael zur Abdankung gezwungen. Am 30. Dezember 1947 war Rumänien Volksrepublik¹⁰.

Die schon Ende 1944 einsetzenden Versuche, die rumänische Nationalitätenpolitik auf neue Grundlagen zu stellen, waren von Anfang an kommunistisch gelenkt. Bei der Bildung des zweiten Kabinetts Sănatescu wurde der kommunistische Professor G. Vlădescu-Răcoasa zum Minister für Nationale Minderheiten ernannt¹¹. Aufgabe des neugeschaffenen Ministeriums war das Studium «aller durch das Bestehen verschiedener auf dem Gebiet des rumänischen Staates mitwohnender nationaler Minderheiten entstehenden Probleme» und die Überwachung und Kontrolle «aller Massnahmen, die das gesamte soziale Leben der nationalen Minderheiten betreffen, im Rahmen des Statuts für Nationale Minderheiten»¹². Das noch im letzten Monat der Amtszeit Rădescus, am 6. Februar 1945, erlassene Statut sichert allen rumänischen Staatsbürgern «ohne Unterschied der Rasse, Nationalität, Sprache und Religion» volle Gleichberechtigung zu, wobei nationaler Exklusivismus wie die Propagierung von Hass oder Verachtung um der Rasse, Religion oder Nationalität willen ausdrücklich unter Strafe gestellt werden¹³. Der freie Gebrauch der Muttersprache im privaten Bereich wurde ebenso verbürgt, wie ihre Zulassung als Amts- und Gerichtssprache in Orten und Bezirken, in denen die Angehörigen einer Minderheit mehr als 30% der Bevölkerung ausmachen; über die Einrichtung staatlichen Unterrichts in den Sprachen der Minderheiten hinausgehend, sollten sich auch die konfessionellen Privatschulen der Minderheiten staatlicher Unterstützung erfreuen. Das Nationalitätenstatut wurde durch die Regierung Groza ausdrücklich bestätigt und durch

7 Vgl. allgemein Cretzianu, a.a.O., S. 25 ff.; auch Prost, a.a.O., Kap. XV.

8 Vgl. Keesing 16 (1946), S.929 F. – Zu dem Ausgang der Wahlen, die den Nationalfaranisten an sich rund 70% der Stimmen gebracht hatten, vgl. Prost, S. 188 f.; Cretzianu, S. 32.

9 Vgl. Keesing 16 (1946), S. 1145 A, 1148 B, 1247 A; dazu Prost, S. 191 ff.

10 Vgl. Keesing 16 (1946), S. 1289 C; dazu Prost, S 199 f. – Das Dekret-Gesetz Nr. 363/1947 über die' Proklamation der Rumänischen Volksrepublik (Republics Populară Romana) wurde im «Monitorul Oficial» Teil I, Nr. 300[^], 1947 veröffentlicht.

11 Vgl. Keesing 14 (1944), S. 6587 C – Laut Art. XII des Dekret-Gesetzes Nr. 575/1944 vom 13. November (Mon. Of. I, Nr. 264/1944, 14. November, S. 7344 f) wurde «zur Lösung der Probleme der völkischen Minderheiten» «ein Departement der Nationalitäten geschaffen».

12 Vgl. Dekret-Gesetz Nr. 7/1945 vom 30. 12. 1944 «über die Errichtung des Ministeriums der Nationalen Minderheiten», Art. 2 (Mon. Of. I, Nr. 4/1945, 5. Januar, S. 64 ff.). – Der sprachlich korrekte Titel wäre «Ministerium der minderheitlichen Nationalitäten» (Ministerul Naționalităților Minoritare).

13 Vgl. den Text des Nationalitätenstatuts, s. Anlage 9, S. 151 E ff.

ein besonderes Strafgesetz verstärkt¹⁴. Ein weiteres Dekret verbot den Gebrauch des Begriffs «Minderheit»¹⁵; an die Stelle des Verhältnisses von Staatsnation und Minderheiten trat im Sinne der marxistisch-stalinistischen Nationalitätenpolitik die Idee der «zusammenwohnenden» oder «mitwohnenden Nationalitäten»¹⁶.

Ziel dieser Nationalitätenpolitik war es zunächst, dem Kommunismus angesichts der kommunistenfeindlichen Haltung weiter Kreise des Rumänentums bei den Angehörigen der nationalen Minderheiten, den Serben, Ukrainern, Zigeunern, Türken, Tataren, besonders aber den Madjaren, Rückhalt zu verschaffen. Die Sicherung der madjarischen Nationalitätenrechte¹⁷ bildete darüberhinaus eine wesentliche Voraussetzung für die wenige Tage nach dem Regierungsantritt Grozas verfügte endgültige Rückgabe Nord-Siebenbürgens an Rumänien¹⁸. Die Volksdeutschen waren von den Vergünstigungen des Nationalitätenstatuts in den ersten Jahren weitgehend ausgeschlossen, obwohl im Organisationsgesetz des Minderheitenministeriums neben der madjarischen, slawischen und «balkanischen» ausdrücklich auch eine deutsche Sektion vorgesehen war¹⁹.

Die «Deutsche Volksgruppe in Rumänien» und die ihr 1940 verliehenen Privilegien waren, wohl unter Bezug auf Art. 15 des Waffenstillstandsvertrages²⁰, durch Dekret vom 8. Oktober 1944 aufgehoben worden²¹. Unmittelbar nach, der rumänischen Kapitulation hatte Senator Hans Otto Roth nach Fühlungnahme mit Ministerpräsident Sănatescu in einem «Aufruf an die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben» die Verantwortung für die Deutschen in Rumänien übernommen²².

14 Vgl. Dekret-Gesetz Nr. 630/1945 vom 3. August 1945 «über die Feststellung und Bestrafung von Verstößen gegen das Gesetz über das Nationalitätenstatut» (Mon. Of. I, Nr. 176/1945, 6. August, S. 6795 ff.).

15 Vgl. Dekret-Gesetz Nr. 629/1945 vom 3. August 1945 «über einige Änderungen von Bezeichnungen der Gesetze Nr. 7 und 86/1945 sowie über die Vervollständigung einiger Bestimmungen des Gesetzes Nr. 86/1945» (Mon. Of. I, Nr. 176/1945, 6. August, S. 6794 f.). Art. I. – Genau genommen wurde das Adjektiv «minderheitlich» (minoritare) aus den betr. Gesetzen gestrichen; vgl. Anm. 12.

16 Der Begriff der «naționalități conlocuitoare» erscheint schon im Organisationsgesetz des Ministeriums (Nr. 7/1945), insbesondere in der von Vlădescu-Răcoasa unterzeichneten Begründung; s. auch oben. Er findet sich dann auch im Text der volksdemokratischen Verfassung von 1948, während die Verfassung von 1952 wieder von «nationalen Minderheiten» (minoritafile nationale) spricht.

17 Vgl. die besonders auf die Madjaren hin zugeschnittenen Art. 22 und 17 (erster Teil) des Nationalitätenstatuts.

18 Nach einem veröffentlichten Briefwechsel Groza–Stalin erfolgte die offizielle Übergabe am 10. März 1945; vgl. dazu Keesing 15 (1945), S. 135 D, 137 A, 138 B.

19 Vgl. Dekret-Gesetz Nr. 7/1945, Art. 9, B.

20 Art. 15 verpflichtete Rumänien «alle auf rumänischem Boden bestehenden faschistischen und hitlerfreundlichen sowie alle anderen Organisationen aufzulösen, deren Tätigkeit den Vereinten Nationen und namentlich der Sowjetunion feindlich ist». (Text: Auswärtige Politik, Jg. 11, 1944, S. 550 ff.; vgl. auch oben, S. 81, Anm. 25).

21 Dekret-Gesetz Nr. 485/1944 vom 8. Oktober «über die Aufhebung des Gesetzes Nr. 830/1944 über die Konstituierung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien» (Mon. Of. I, Nr. 233/1944; der Text des Gesetzes stand nicht zur Verfügung).

22 Der Text des Aufrufs erschien im «Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt» (71. Jg., Folge 201, 1. September 1944); wiedergegeben in einem Telegramm Andreas Schmidts an das Ausw. Amt (Himmler

Als Kurator der evangelischen Landeskirche, mit deren neugewähltem Bischof Dr. Friedrich Müller er eng zusammenarbeitete, behielt Roth auch in der Folgezeit einen gewissen Einfluss. Seinen persönlichen Beziehungen zu Maniu und Brăjlianu waren manche Erleichterungen zu verdanken, wenn er auch die von den Sowjets angeordnete Deportation nicht verhindern konnte²³. Die demokratischen rumänischen Parteien ermöglichten die Herausgabe der «Temesvárer Zeitung» – mit einer Sonderausgabe für Siebenbürgen –, neben der als sozialdemokratisches Organ die ebenfalls deutschsprachige «Freiheit» erschien²⁴. Auf die Dauer musste sich angesichts der innenpolitischen Gewichtsverlagerungen freilich gerade dieser enge Kontakt der alten sächsischen Führungsschicht zu den «historischen Parteien» nachteilig auswirken; schon gegen Ende des Jahres 1945 liess Ministerpräsident Groza Roth mitteilen, er könne ihn als «bürgerlichen Reaktionär» nicht mehr empfangen.

Die Politik der rumänischen Kommunisten war in den ersten Jahren nach dem Kriege offen gegen die Volksdeutschen gerichtet. Versuche volksdeutscher Kreise, durch ein «Antifaschistisches Komitee» unter dem Hermannstädter Sozialisten Rudolf Mayer politisch zum Zuge zu kommen, blieben erfolglos²⁵. Das im März 1945 erlassene Bodenreform-Dekret richtete sich in erster Linie gegen die ehemaligen Angehörigen der Deutschen Volksgruppe, damit aber praktisch gegen die Volksdeutschen allgemein, da sie ja durch das Volksgruppengesetz von 1940 automatisch zu Mitgliedern der Volksgruppe erklärt worden waren²⁶. Noch das am 14. Juli 1946 verkündete Wahlgesetz schloss neben Kollaborateuren, Kriegsverbrechern und an der Katastrophe des Landes Schuldigen auch alle Mitglieder der ehemaligen Deutschen Volksgruppe vom Wahlrecht aus²⁷. Schlimmer noch als die gesetzliche Diskriminierung war die praktische Rechtlosigkeit der Volksdeutschen. Kommunistische Hasspropaganda führte zu örtlichen Ausschreitungen, gegen die vielfach auch wohlwollende Beamte machtlos waren²⁸. Willkürliche Beschlagnahmen von Wohnungen, Häusern und sonstigem deutschen Eigentum, Haussuchungen und Verhaftungen blieben auch weiterhin an der Tagesordnung²⁹, betrafen freilich das rumänische Bürgertum in kaum geringerer Masse.

Files, Roll II, Folder 8). Roth mahnte zu Ruhe und Ordnung und rief die Deutschen auf, «Hof und Werkstatt nicht zu verlassen», um dann festzustellen: «Auf Drängen weitester Kreise unseres Volkes und im Einvernehmen mit der Regierung unseres Landes übernehme ich mit dem heutigen Tage die Führung des deutschen Volkes in Rumänien.» – Vgl. dazu Berichte Nr. 18, S. 97; Nr. 48, S. 232.

23 Vgl. oben, S. 77 E.

24 Die «Südostdeutsche Tageszeitung», die Roth zunächst als «Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt» weitergeführt hatte, musste ihr Erscheinen nach kurzer Zeit endgültig einstellen. Vgl. Bericht Nr. 18, S. 97.

25 Vgl. u.a. Bericht Nr. 64, S. 287.

26 Vgl. im Einzelnen unten, S. 86 E.

27 Vgl. über den von Pătrăcanu verfassten ersten Entwurf des Gesetzes Keesing 16 (1946), S. 768 D; über das Gesetz in seiner endgültigen, nur geringfügig abgeänderten Form ebd. S. 812 O, 819 J.

28 Vgl. u.a. Bericht Nr. 65, S. 289; auch Nr. 66, S. 292 f.; Nr. 76, S. 339.

29 Vgl. Berichte Nr. 16, S. 89; Nr. 68, S. 299 f.; sowie S. 296 f, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 67); vgl. dazu ferner oben, S. 76 E.

Für die Volksdeutschen in den zur Deportation herangezogenen Altersklassen bestand, soweit sie der Verschleppung im Januar 1945 entgangen waren, eine amtlich verfügte Arbeitspflicht, in deren Rahmen sie im Lande, zum Teil in den Bergwerken von Petrogeni und Anina, zum Teil zu gelegentlichen Strassen- und Aufräumungsarbeiten, eingesetzt wurden³⁰.

Selbst von kommunistischer Seite scheint jedoch eine geschlossene Aussiedlung der Volksdeutschen aus Rumänien, wie sie in der Tschechoslowakei, in den östlichen Reichsgebieten und in Ungarn erfolgte, nie ernsthaft erwogen worden zu sein³¹. Schon in den Jahren 1946/47 gelang den Deutschen dann zum Teil eine gewisse Konsolidierung auf wirtschaftlichem Gebiet, vor allem aber im kirchlichen Bereich und im Schulwesen. Der offene Übergang Rumäniens zur kommunistischen Diktatur in der zweiten Jahreshälfte 1947 schuf schliesslich mit der Ausdehnung der 1944/45 proklamierten Nationalitätenpolitik auf die Deutschen bei gleichzeitiger Inangriffnahme der systematischen Bolschewisierung des Landes völlig neue Voraussetzungen.

b. Die wirtschaftliche Lage der Volksdeutschen nach der Bodenreform.

Schon das erste, Ende September 1944 veröffentlichte Programm der Nationaldemokratischen Front hatte umfassende Enteignungen und Verstaatlichungen propagiert³². Die Weigerung Rădescus, die von der FND geforderte Bodenreform unverzüglich durchzuführen, trug wesentlich zu seinem Sturz bei³³. Appellierte die Nationalitätenpolitik der rumänischen Kommunisten an die Mitarbeit der nationalen Minderheiten, so sprach auch aus der Bodenreform in erster Linie das Bemühen, die landlose und landarme Dorfbewölkerung für die kommunistische Politik zu gewinnen. Aus wirtschaftlichen Erwägungen war eine neue Agrarreform, nachdem der eigentliche Grossgrundbesitz mit wenigen Ausnahmen schon durch die nach dem ersten Weltkrieg durchgeführten Reformen besei-

30 Vgl. Berichte Nr. 51, S. 243; Nr. 77, S. 348 f.; Nr. 78, S. 357 f.; Nr. 82, S. 368.

31 Hinweise auf erwogene Aussiedlungspläne finden sich nur selten; so erwähnt Benesch in seinen Memoiren, Roosevelt habe am 7. Juni 1943 seine Zustimmung zu einer «Umsiedlung der Minderheitenbevölkerungen aus Ostpreussen, Siebenbürgen und der Tschechoslowakei» gegeben (Edouard Benes, *Memoirs. From Munich to New War and New Victory*, London 1954, S. 195); vgl. auch Bericht Nr. 18, S. 97. Auch eine im Monatsbericht November 1944 der Volksdeutschen Mittelstelle zitierte Reuter-Meldung vom 11. 11. 1944, derzufolge alle rumänischen Volksdeutschen, die Mitglieder der «Volksdeutschen Organisation» gewesen seien, auf Grund einer neuen Regierungsverordnung ihrer rumänischen Staatsangehörigkeit verlustig gehen und interniert werden sollten, wovon etwa 55% der Volksdeutschen betroffen worden wären (vgl. MT. Dok. Nr. NO-5852, S. 12), scheint auf einer falschen Interpretation des Säuberungsgesetzes vom 8. November 1944 zu beruhen. – Noch im Frühjahr 1953 wollten unbestätigte Gerüchte, die u.a. auch vom «Münchener Merkur» und vom «Manchester Guardian» aufgegriffen wurden, von einer geplanten Umsiedlung der Siebenbürger Sachsen in die deutsche Sowjetzone wissen (vgl.: «Umsiedlung der Siebenbürger Sachsen aus Rumänien in die DDR?», Mskr., 1953; auch Rhode in: Zs. f. Ostforschung, Jg. 2, 1953, S. 386).

32 Vgl. Prost, *Destin de la Roumanie*, S. 172.

33 Vgl. dazu Keesing 15 (1945), S. 45, 67 F (f), 94 C, 108 A.

tigt worden war, zweifellos nicht zu rechtfertigen. Das Ergebnis der Bodenreform von 1945 war neben einer katastrophalen Schwächung der rumänischen Landwirtschaft vor allem die Zerstörung der wirtschaftlichen Fundamente des rumänien-deutschen Bauerntums.

Die gesetzliche Grundlage der neuen Bodenreform bildete das Dekret-Gesetz Nr. 187 vom 23. März 1945³⁴, das durch das Durchführungs-Reglement Nr. 4 vom 11. April 1945 ergänzt wurde³⁵. Entschädigungslos enteignet wurden nach Art. 3 des Reformgesetzes:

- a) «die Bodenflächen und landwirtschaftlichen Besitztümer jeder Art, die deutschen Staatsangehörigen sowie rumänischen Staatsangehörigen, physischen und juristischen Personen, deutscher Nationalität (Volksabstammung) angehören, die mit Hitler-Deutschland zusammengearbeitet haben;
- b) «die Bodenflächen und sonstigen landwirtschaftlichen Besitztümer der Kriegsverbrecher und der für das Unglück des Landes Verantwortlichen;
- c) «die Bodenflächen derjenigen, die in Länder geflohen sind, mit denen Rumänien sich im Kriegszustand befindet oder die nach dem 23. August 1944 ins Ausland geflüchtet sind».

Erst an achter Stelle erwähnt das Gesetz den Grossgrundbesitz, soweit er 50 ha überschreitet.

Nach der Definition der Durchführungsverordnung fielen unter Artikel 3, a:

«rumänische Staatsbürger, die Angehörige der deutschen Waffen-SS waren, mit ihren Familienangehörigen in auf- und absteigender Linie; «rumänische Staatsbürger, die mit der deutschen und ungarischen Armee abgezogen sind»;

und schliesslich:

«rumänische Staatsbürger deutscher Nationalität (Abstammung), die der deutschen Volksgruppe angehört haben, sowie alle diejenigen, die hitleristische Propaganda betrieben haben, indem sie gegen die demokratischen Grundsätze gekämpft oder in irgendeiner Weise zur Unterstützung des hitleristischen Deutschland beigetragen haben, sei es auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem oder sportlichem Gebiet».

Da durch das Volksgruppen-Dekret der rumänischen Regierung vom 20. November 1940 alle rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit zu Mitgliedern der Deutschen Volksgruppe in Rumänien erklärt worden waren, bedeutete dies faktisch die vollständige Enteignung der volksdeutschen Bauern, unabhängig von der Grösse ihres Besitzes. Ausgenommen waren lediglich die wenigen, die nachweisen konnten, dass sie

34 8. Anlage 10, S. 156 E ff.

35 g. Anlage 11, a, S. 161 E f. – Vgl. über die Reform allgemein auch Prost, a.a.O., S. 200 ff.

aus der Volksgruppe ausgetreten waren oder doch ihren Beitrag nicht gezahlt hatten³⁶, gelegentlich wurden dabei Gutachten deutscher Antifaschisten herangezogen. Verschont blieben ferner diejenigen Volksdeutschen, die noch nach dem 23. August 1944 in den gegen Deutschland eingesetzten rumänischen Einheiten gekämpft hatten³⁷. Auch ihre Zahl war gering, wobei die Berücksichtigung ihrer Ansprüche überdies in der Hand der örtlichen Ausschüsse lag^{38,39}. Eine Entscheidung des Ackerbauministeriums vom 31. Mai 1946 nahm auch Zwangsevakuierete von den Bestimmungen der Agrarreform aus³⁸; bedeutete dies eine gewisse Milderung, so betraf es doch, da Art. 3, a des Reformgesetzes ausdrücklich beibehalten wurde, nur einen kleinen Teil der volksdeutschen Rückkehrer, vor allem der Sathmarer Schwaben und Nord-Siebenbürger, die nicht Mitglieder des für sie zuständigen Volksbundes der Deutschen in Ungarn gewesen waren.

Das Agrarreform-Gesetz wurde mit seiner Verkündung wirksam, doch setzte die tatsächliche Enteignung im Allgemeinen erst im Herbst 1945 ein, da die Ernte laut Gesetz noch von den alten Besitzern eingebracht werden sollte⁴⁰. Besonders in den ganz oder zum Teil von den deutschen Bewohnern geräumten Dörfern war es freilich schon vor der Verkündung des Reform-Gesetzes zu örtlichen Enteignungsaktionen gekommen, in deren Verlauf auch die zurückgebliebenen deutschen Bauern ausgeplündert und aus ihren Höfen verdrängt wurden⁴¹. In anderen Orten begannen die im Gesetz vorgesehenen Gemeindeausschüsse sofort nach der Veröffentlichung mit ihrer Arbeit, so dass Enteignung und Neuverteilung bereits im Sommer 1945 beendet waren⁴².

Die gesamte Enteignungsprozedur vollzog sich nur selten in den geordneten Formen, die das Gesetz vorsah. Die örtlichen Ausschüsse, die sich aus Kleinbauern, rumänischen Landarbeitern und Zigeunern zusammensetzten, gaben durch persönliche Bereicherungen und Cliquenwirtschaft vielfach Anlass zu Beschwerden, so dass ihre Zusammensetzung häufig wechselte. Zunächst wurden den Deutschen im Allgemeinen Vieh und Geräte abgenommen. Dann wurde die Aufteilung des Bodens und der Gebäude auf die neuen Besitzer vorgenommen, soweit sich diese nicht schon vorher auf eigene

36 Vgl. Bericht Nr. 70, S. 307. – Aus welchen Gründen verschiedene sächsische Einwohner von Kronstadt ihren ausserhalb der Stadt gelegenen Grundbesitz behalten konnten (Bericht Nr. 68, S. 299), geht aus der Darstellung der Tatsache nicht hervor; es handelte sich dabei wohl um Güter unter 10 ha, gemäss Art. 3, e des Reform-Gesetzes.

37 Vgl. Bericht Nr. 64, S. 285 f.; der dort angegebene Prozentsatz von 5-10% greift jedoch viel zu hoch. Vgl. dazu auch Bericht Nr. 70, S. 307.

38 Vgl. den im Bericht Nr. 70, S. 307 f., geschilderten Fall.

39 Vgl. den Text der Verordnung, Anlage 11, b, Art. 1, c; einschränkend jedoch Art. 3, a. – Die Besitzungen der mit den deutschen und ungarischen Truppen geflüchteten bzw. evakuierten Volksdeutschen waren schon auf Grund des Gesetzes Nr. 644/1944 vom 18. 12. 1944 unter Sequesterverwaltung gestellt worden vgl. im Einzelnen unten, S. 97 E f.).

40 Vgl. Art. 19 des Reform-Gesetzes (Anlage 10). – Vgl. dazu Berichte Nr. 64, S. 285; Nr. 66, S. 292.

41 Vgl. Bericht Nr. 65, S. 289; auch Nr. 40, S. 195; Nr. 59, S. 271; Nr. 70, S. 307; dazu Art. 18 des Reform-Gesetzes (Anlage 10), sowie Bericht Nr. 64, S. 285.

42 Vgl. Berichte Nr. 66, S. 292 f.; Nr. 70, S. 307.

Faust in den ihnen genehmen Höfen eingestiegen hatten⁴³. Das Gesetz überliess die Grösse der zu vergebenden Parzellen den örtlichen Ausschüssen, wobei jedoch die Gesamtgrösse der neuen Anwesen 5 ha nicht überschreiten durfte⁴⁴. In Siebenbürgen waren die «Kolonisten» vor allem Rumänen aus ärmeren Nachbargemeinden, «Motzen» aus den Gebirgsdörfern und Zigeuner⁴⁵. Die ortsansässigen rumänischen Bauern beteiligten sich nur zum kleinen Teil an den Enteignungen. In den rein deutschen Siedlungsgebieten des Banats gab es im Allgemeinen nur wenige Rumänen, Serben und Bulgaren, die für eine Landzuteilung in Frage kamen, so dass man hier in stärkerer Masse Kolonisten aus dem Altreich heranzuführen musste; in grosser Zahl waren rumänische Flüchtlinge, die im Verlauf der Kriegshandlungen aus Bessarabien, der Bukowina und der nördlichen Moldau ins Altreich gekommen waren, an den Landzuweisungen beteiligt⁴⁶. Ein Teil der nicht an geordnete Arbeit gewöhnten Neubauern kehrte schon nach kurzer Zeit in ihre Heimatgemeinden zurück, so dass oft grössere Landflächen brach lagen⁴⁷.

Nach den im Frühjahr 1947 nach dem vorläufigen Abschluss der Bodenreform veröffentlichten Zahlen wurden 143'219 Landbesitzern insgesamt 1'443'911 ha Grund und Boden enteignet⁴⁸. Nur 114'000 ha wurden angeblich aus der Enteignung von Grossgrundbesitz über 50 ha gewonnen⁴⁹, während die Enteignung der deutschen Klein- und Mittelbauern 536'000 ha ergab⁵⁰. Ein Vergleich der Gesamtzahlen für die Gebiete mit

43 Vgl. über den Gesamtvorgang der Enteignung und Neuverteilung Berichte Nr. 64, S. 285 f.; Nr. 65, S. 289 f.; Nr. 66, S. 292 f.; Nr. 68, S. 299; Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 307 f.; Nr. 71, S. 310 f.

44 Vgl. Reform-Gesetz Art. 14/15 (Anlage 10). – In den durch Berichte belegten Fällen schwankt die Grösse der Parzellen zwischen 1,7 und 3,8 ha (3 bzw. 9 Joch); vgl. Berichte Nr. 64, S. 286; Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 307.

46 Vgl. Berichte Nr. 64, S. 286; Nr. 65, S. 289; Nr. 68, S. 299; Nr. 76, S. 338, Nr. 77, S. 346. – Dazu auch Berichte Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 307.

46 Vgl. Berichte Nr. 64, S. 286; Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 307; Nr. 76, S. 339; Nr. 79, S. 361; Nr. 87, S. 383. – Vgl. dazu Bericht Nr. 39, S. 189.

47 Vgl. Bericht Nr. 69, S. 305. – Vgl. auch Berichte Nr. 70, S. 308, Anm. 1; Nr. 71, S. 311; Nr. 77, S. 347, 350; Nr. 80, S. 363.

48 Sonach: Comunicări Statistice, hg. A. Golopenfia, Nr. 17 (15.3.1947); zitiert bei: Rudolf Spek, «Zur Statistik von Rumänien» (Mitt. der Geographischen Gesellschaft Wien, Bd. 91, 1949), S. 212. – Auf ungenauer Übernahme dieser Angaben beruhen die Zahlen bei: Gisela Johanna Conrad, Die Wirtschaft Rumäniens von 1945 bis 1952 (Sonderhefte des Dt. Instituts für Wirtschaftsforschung N. F., Nr. 23, 1953), S. 28 (1 448 911 ha) und bei Cretzianu, Captive Rumania, S. 56 (1 143 911 ha).

49 Vgl. Conrad, Die Wirtschaft Rumäniens, S. 28. – Die Angabe G. Conrads, der grösste Teil des verteilten Landes sei aus Staats- oder Gemeindebesitz genommen worden, kann kaum den Tatsachen entsprechen (vgl. dagegen Art. 8 des Reform-Gesetzes, auch die unten abgedruckten Tabellen).

50 Vgl. Conrad, a.a.O. – Nach statistischen Erhebungen der Evangelischen Landeskirche wurden in Süd-Siebenbürgen aus volksdeutschem Besitz 390'000 Joch – bei Zugrundelegung des in Siebenbürgen gebräuchlichen Katastraljochs rund 224'000 ha – Grund enteignet, was rund 98% des gesamten Landvermögens entsprochen habe (Schwarz, Betrachtungen zur Lage der Siebenbürger Sachsen im Frühsommer 1947, S. 5).

starker deutscher Bevölkerung mit denen der altrumänischen Provinzen ergibt ein klares Bild⁵¹:

	Zahl der enteigneten Besitzer	Umfang des Bodens enteignet	Durchschnittliche Grösse der enteigneten Besitzungen
in Siebenbürgen	62 157	345 598 ha	5,5 ha
in der Theissebene (Banat und Sathmar)	73 381	362 760 ha	4,9 ha
im Regat (einschliesslich Bukowina und Dobrudscha).....	7 681	735 553 ha	95,7 ha

Es entfielen somit 97% der enteigneten Grundbesitzer mit – trotz Überwiegens der kleineren und mittleren Besitzungen – 49% des enteigneten Bodens auf die Deutschumsgebiete. Eine Gegenüberstellung der Zahlen für die einzelnen Județe lässt die aufgezeigten Verhältnisse noch eindeutiger hervortreten⁵².

Rund 1,1 Million Hektar Land wurden an mehr als 900'000 Bauernfamilien aufgeteilt, von denen fast die Hälfte vorher kein eigenes Land besessen hatte⁵³. 350'000 ha verblieben als Staatsreserve, aus der später Staatsgüter (Staatsfarmen) gebildet wurden.

51 Nach Comunicări Statistice Nr. 17; zitiert bei: Spek, «Zur Statistik von Rumänien», a.a.O., S. 212.

Județ	Anzahl der enteigneten Besitzer	Umfang des enteigneten Besitzes	Durchschnittliche Grösse der enteigneten Besitzungen
Siebenbürgen:			
Sibiu (Hermannstadt)	16 809	45 223 ha	2,6 ha
Tarnavă-Mare (Gross-Kokel)	15 468	80 070 ha	5,1 ha
Tarnavă-Mică (Klein-Kokel)	9 579	36 229 ha	3,7 ha
Brasov (Kronstadt)	7 594	38 127 ha	5,0 ha
Făgăraș (Fogarosch)	3 108	24 443 ha	7,8 ha
Alba (Karlsburg)	1711	8 045 ha	4,7 ha
Năsăud (Nassod)	4 544	36 469 ha	8,0 ha
Mureș (Mieresch)	1914	28 213 ha	14,7 ha
Restliche 8 Județe zusammen	1430	48 779 ha	34,1 ha
Theiss-Ebene (Banat):			
Timiș-Torontal	54 612	205 607 ha	3,7 ha
Arad	15 654	45 182 ha	2,8 ha
Restliche 5 Județe (Caraș, Severin, Bihor, Satu-Mare, Salaj) zusammen	3115	111971 ha	35,9 ha
(nach Spek, a.a.O., S. 213 f.).			

53 Vgl. Conrad, a.a.O., S. 28; dazu Cretzianu, a.a.O., S. 56; vgl. auch Keesing 17 (1947), S. 987 J; sowie ebd. 18 (1948), S. 1424 B; 21 (1951), S. 2751 A.

Der Anteil des letztlich unproduktiven Kleinbesitzes unter 5 ha an der gesamten Anbaufläche Rumäniens wurde durch die Reform von 32,8 auf 57,7% erhöht⁵⁴. Die schon im Sommer 1945 auftretende, im Jahre 1946 wiederholte Dürre verstärkte die negativen Auswirkungen der Agrarreform, so dass es besonders im Jahre 1946 zu einer schweren Krise in der rumänischen Landwirtschaft, zu regelrechten Hungersnöten, vor allem in der Moldau, kam⁵⁵.

Die Volksdeutschen hatten ihr Ackerland, ihr Vieh und ihre Gerätschaften bis zum Jahresende 1945 fast ausnahmslos verloren⁵⁶. Geblieben waren ihnen zum Teil die Weinberge, da sie von den Kolonisten nicht bewirtschaftet werden konnten⁵⁷. In manchen Dörfern hatte man die deutschen Bauern kurzerhand auch aus ihren Häusern verdrängt und in die am Ortsrand gelegenen Zigeunerhütten umgesiedelt; zum Teil wurden ihnen einzelne Höfe oder auch die Schule als Gemeinschaftswohnungen angewiesen⁵⁸. In vielen Fällen gaben sich die Kolonisten mit einem Teil des Hofes zufrieden, so dass der deutsche Vorbesitzer mit seiner Familie in einem Winkel seiner Wohnung, im Nebengebäude oder in der Waschküche wohnen bleiben konnte⁵⁹. Oft waren die unerfahrenen und vielfach arbeitsscheuen Neubauern froh, wenn sie den Rat und die Hilfe der Deutschen in Anspruch nehmen konnten⁶⁰. Mancher volksdeutsche Bauer konnte einen Teil seines alten Bodens gegen Ablieferung des halben Ertrages selbst bestellen; sogar Teile der Staatsreserve wurden vorübergehend an Deutsche verpachtet⁶¹. Dennoch suchte ein Teil der enteigneten deutschen Bauern, besonders in der Nähe der Städte, in den Fabriken Arbeit zu finden⁶². Andere versuchten sich durch Aushilfs- und Gelegenheitsarbeiten, im Strassenbau oder auf den zunächst erhaltenen Muster- und Versuchsgütern einen kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen. Das Fehlen der arbeitsfähigen Männer machte sich in vielen Familien erschwerend bemerkbar. Besonders die Jahre 1946/47 waren vielfach Hungerjahre⁶³. Eine gewisse Besserung ergab sich mit der teilweise schon 1946 einsetzenden Einrichtung von Staatsgütern, die vor allem die Volksdeutschen zur Arbeit heranzogen⁶⁴.

54 Vgl. die Übersicht Cretzianu, a.a.O., S. 57. – Die von G. Conrad (a.a.O., S. 29) gegebenen Schätzwerte wirken nicht überzeugend.

55 Vgl. Prost, *Destin de la Roumanie*, S. 203 f., 207.

56 Vgl. Bericht Nr. 64, S. 286.

57 Vgl. dazu – entgegen der Bestimmung in Reglement Nr. 4, Art. 3, 3. Absatz (Anlage 11, a) – Bericht Nr. 65, S. 289 f.; vgl. allerdings auch Berichte Nr. 71, S. 311; Nr. 77, S. 347.

58 Vgl. Berichte Nr. 64, S. 286; Nr. 66, S. 292; Nr. 68, S. 299; auch Nr. 77, S. 347.

59 Vgl. Berichte Nr. 64, S. 287; Nr. 65, S. 289 f.; Nr. 66, S. 292; Nr. 68, S. 299; Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 307; Nr. 71, S. 311 f.; Nr. 84, S. 374; vgl. auch Nr. 76, S. 388 f.; Nr. 77, S. 347, 351; Nr. 93, S. 404.

60 Vgl. Berichte Nr. 66, S. 289; Nr. 68, S. 299; Nr. 84, S. 374.

61 Vgl. Berichte Nr. 65, S. 289 ff.; Nr. 66, S. 293; Nr. 69, S. 305; Nr. 77, S. 353 f.

62 Vgl. etwa Berichte Nr. 68, S. 299; Nr. 69, S. 306; Nr. 70, S. 309.

63 Vgl. Berichte Nr. 64, S. 286 f.; Nr. 66, S. 293; Nr. 68, S. 302; Nr. 82, S. 374 f.

64 Vgl. Berichte Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 308; Nr. 71, S. 311; vgl. auch Bericht Nr. 66, S. 293; sowie unten S. 108 E f.

Für den weiteren Bestand des rumänischen Deutschtums war es von Gewicht, dass die Bodenreform nicht nur die selbständige Lebensgrundlage der zu einem grossen Teil bäuerlichen Sachsen und Schwaben vernichtet, sondern zugleich auch die Geschlossenheit der deutschen Bauerndörfer durch die Hinzuführung ortsfremder Kolonisten gesprengt hatte⁶⁵.

Nach der im ersten Anlauf verwirklichten Bodenreform zwang die verschärfte innerpolitische Auseinandersetzung die kommunistische Regierung, auf weitere wirtschaftliche Reformmassnahmen zunächst zu verzichten. So konnte sich – von willkürlichen, örtlichen Übergriffen abgesehen – der deutsche Anteil am Wirtschaftsleben der Städte sehr viel länger behaupten. Deutsche Handwerksbetriebe, Geschäfte, ja selbst Fabriken arbeiteten zum Teil ungestört weiter⁶⁶, um erst 1948 von der allgemeinen Bolschewisierung des rumänischen Wirtschaftslebens erfasst zu werden.

c. Kirche und Schule.

Dass das rumänische Deutschtum die ersten Nachkriegsjahre überhaupt überstehen konnte, ist vor allem dem Wirken der Kirchen zu danken, denen die demokratischen Sprecher der Volksdeutschen, Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth in Siebenbürgen wie der ehemalige katholische Abgeordnete Dr. Franz Kräuter im Banat, eng verbunden waren. In der Evangelischen Landeskirche A. B. war mit dem Hermannstädter Stadtpfarrer und Bischofsvikar Dr. Friedrich Müller am 15. Februar 1945 einer der un-

65 Für einige vor dem Kriege fast rein deutsche Gemeinden des Banats ergibt sich folgendes Bild:

	Jahr	Deutsche	Rumänen
Lenauheim	1941	2 421	52
	1948	1 717	1 718
Grabatz (Grabap)	1941	2 661	129
	1948	1 527	1 803
Riled	1941	3 008	586
	1948	2 791	1 650
Lovrin	1941	3 013	426
	1948	2 448	4 024
Hatzfeld (Jimbolia) . . .	1941	7 245	859
	1948	5 489	3 422

Die Zahlen für 1941 nach Recensământul general (Bukarest 1944), für 1948 nach dem Schematismus der Diözese Temeschwar für 1948, zitiert nach Hans Diplich, «Das Banat als deutsche Kulturlandschaft» (Südostdeutsche Heimatblätter, Jg. 4, 1955), S. 12.

Vgl. dazu auch: Robert Schulz, «Deutsche in Rumänien» (Leipzig/Jena 1955), S. 55, 73 f.

66 Vgl. dazu Berichte Nr. 67, S. 296; Nr. 80, S. 362, 364. – Die «Hermannstädter und Kronstädter Allgemeine Sparkasse», das führende sächsische Bankunternehmen, konnte ihren Betrieb bis Ende 1947 ungehindert fortsetzen und sowohl Anfang 1945 wie Anfang 1946 geordnete Geschäftsberichte in deutscher Sprache vorlegen.

versöhnlichsten Gegner der nationalsozialistischen Volksgruppe zum Landesbischof gewählt worden⁶⁷; die Bestätigung der Wahl war eine der ersten Amtshandlungen der Regierung Groza. Bischof Müller hat es durch seine Politik in den folgenden Jahren verstanden, der Evangelischen Kirche eine relativ gesicherte Stellung innerhalb des neuen Staatswesens zu verschaffen. Man hat Dr. Müller, nicht zuletzt auf Grund seines guten persönlichen Verhältnisses zu Groza, den Vorwurf der Kollaboration nicht erspart; dennoch ist es seiner Arbeit zuzuschreiben, dass seine Kirche, wenigstens bis 1947, die Trägerin des sächsischen Schul- und Kulturlebens bleiben konnte. Im März 1946 erhielt sie die Erlaubnis, ein eigenes Wochenblatt⁶⁸ herauszugeben, das ebenso wie die Mitteilungen des Hermannstädter Brukenthal-Museums⁶⁹ bis Ende 1947 erscheinen konnte. Es zeugte für die noch ungebrochene Kraft der Kirche, dass sie im Sommer und Herbst 1946 zu Hilfsaktionen für die Volksdeutschen Nord-Siebenbürgens und für dobrudscha-deutsche Rückkehrer aufrufen konnte⁷⁰. Sehr viel schwieriger war schon damals die Lage der als «kosmopolitisch» geltenden römisch-katholischen Kirche, wenn auch die schwäbischen Bischöfe, Dr. Augustin Pacha in Temeschburg und der apostolische Administrator von Sathmar und Grosswardein, Mgr. Johann Scheffler, zunächst noch ungestört amtieren konnten.

Ausschliesslich der Kirche war es zu danken, wenn – besonders in Siebenbürgen – in vielen Orten schon kurz nach Kriegsende neben der deutschen Predigt⁷¹ auch wieder deutscher Schulunterricht erteilt werden konnte. Die Evangelische Landeskirche hatte ihre Schulen in Siebenbürgen nach der Aufhebung der Deutschen Volksgruppe wieder übernommen. Viele Schulgebäude waren freilich zunächst beschlagnahmt, waren mit Lazaretten belegt oder, wurden von rumänischen Schulen in Anspruch genommen. Die Honterus-Schule in Kronstadt war Krankenhaus; in der Hermannstädter Brukenthal-Schule (deutsches Gymnasium) wurde eine rumänische Hoch- und Tiefbau-Mittelschule, in der Temeschburger «Banatia» eine medizinische Akademie «23. August» untergebracht, die später zur medizinisch-pharmakologischen Fakultät der Universität ausgebaut wurde. Die zunächst noch freigestellte deutsche Mädchenoberschule in Kronstadt wurde später Sitz einer rumänischen Forstakademie. Überdies fehlte es nach der Verschleppung vielerorts an Lehrkräften. Trotz aller Schwierigkeiten wurde jedoch, zum

67 Die Neuwahl konnte erst nach einer internen Auseinandersetzung mit Altbischof Glondys erfolgen, dessen von der Volksgruppe erzwungener Rücktritt nach dem Umsturz für ungültig erklärt wurde (vgl. oben, S. 39 E).

68 «Kirchliche Blätter aus der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien», Jg. 37 und 38, Hermannstadt 1946/47.

69 «Mitteilungen aus dem Baron-Brukenthalischen Museum», hg. Rudolf Spek. H. XI und XII, Hermannstadt 1946/47, – Das traditionsreiche Brukenthal-Museum war bis zu seiner Enteignung ein Zentrum der sächsischen Kulturarbeit; der letzte langjährige Direktor Prof. R. Spek wurde später verhaftet und starb in der Haft.

70 Vgl. «Kirchliche Blätter...», Jg. 37 (1946), Nr. 15 und Nr. 29/30; dazu Krallert, Stärke, rechtliche, soziale und wirtschaftliche Lage des Deutschtums in Rumänien seit 1945 (Mskr.), S. 14.

71 Vgl. Berichte Nr. 65, S. 291; Nr. 80, S. 362. – Dagegen allerdings Berichte Nr. 55, S. 262; Nr. 77, S. 353.

Teil in Kirchenräumen, Pfarrhäusern und Privatwohnungen, zum Teil in zur Mitbenutzung freigegebenen rumänischen Schulen, deutscher Unterricht abgehalten⁷².

Mussten im Schuljahr 1945/46 dennoch zahlreiche deutsche Kinder, vor allem im Banat, rumänische Schulen besuchen, wobei ihnen zum Teil zwei bis drei Wochenstunden in deutscher Sprache zugebilligt wurden⁷³, so kam es bereits im Frühjahr 1946 zu einer systematischen Neuordnung auch des 'Staatlichen deutschen Schulwesens. Mit Wirkung vom 1. April 1946 wurden im Banat 169 deutsche Lehrer und Lehrerinnen, die vom zentralen Säuberungskomitee überprüft waren, «reinkadiert», d.h. ins Lehramt zurückberufen⁷⁴. Um die Jahreswende 1946/47 wurde eine zweite Liste mit 78 Namen veröffentlicht, wobei zum Teil auch Lehrkräfte der ehemaligen katholischen Konfessionsschulen in den Staatsdienst übernommen wurden⁷⁵. Bis zum 1. September 1947 sollten in allen deutschen Gemeinden deutschsprachige Schulen mit deutschen Lehrern eröffnet werden⁷⁶. Das Programm konnte nicht voll verwirklicht werden. In vielen Gemeinden wurden nur vierklassige deutsche Sprachzüge innerhalb der rumänischen Volksschulen geschaffen, die überdies zahlreiche rumänische Pflichtstunden zu absolvieren hatten, zum Teil auch von rumänischen Lehrkräften unterrichtet wurden⁷⁷. Dennoch konnte man gerade im deutschen Schulwesen gegen Ende 1947 – unter den besonderen Bedingungen des Regimes – durchaus von einer Konsolidierung reden⁷⁸.

d. Die Behandlung der Rückkehrer.

Fast schwerer als das Los der in Rumänien Zurückgebliebenen war das Schicksal derjenigen Volksdeutschen, die als Umsiedler oder Flüchtlinge in den «eingegliederten» polnischen Gebieten, in der Tschechoslowakei und in den östlichen Teilen Österreichs vom Strudel des deutschen militärischen Zusammenbruchs erfasst wurden.

72 Vgl. dazu Bericht Nr. 68, S. 298.

73 Vgl. Berichte Nr. 70, S. 309 f.; Nr. 77, S. 352; Nr. 80, S. 363.

74 Vgl. «Reorganisation der deutschen Schulen in Rumänien» («Freiheit», Temeschburg, 4.1.47); durch einen Brief der Dokumentensammlung vom 7.8.46 bestätigt. – Ein weiterer Brief (25. 8.46) berichtet, dass in den deutschen Dörfern Befragungen durchgeführt wurden, ob die Bewohner die konfessionellen Schulen beibehalten oder einer Verstaatlichung zustimmen wollten, wobei die Beibehaltung mit erheblichen finanziellen Lasten verknüpft gewesen wäre.

75 Vgl. «Freiheit», a.a.O.

76 Vgl. ebd. – Durch eine Ausschreibung des rumänischen Ministeriums für Nationale Erziehung wurden zum 1.9.1947 allein für das Jude(Timiş-Torontal) 29 deutsche Volksschullehrer gesucht (vgl. Mon. Of. I, Nr. 52/1947, 4. März, S. 1658 ff.).

77 Vgl. Berichte Nr. 66, S. 294; Nr. 80, S. 363.

78 Nach im Einzelnen nicht nachprüfbar Angaben des Leipziger Professors Robert Schulz, der 1953 eine dreiwöchige Studienreise durch Rumänien unternahm, gab es vor der Verstaatlichung der kirchlichen Schulen im Herbst 1948 in Rumänien 260 konfessionelle und 122 staatliche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache (R. Schulz, «Deutsche in Rumänien. Das Nationalitätenproblem in der rumänischen Volksrepublik». Leipzig/Jena 1955, S. 85). – Vgl. dazu den Stand des Jahres 1942, oben, S. 27 E.

Mit der übrigen deutschen Bevölkerung der Ostgebiete hatten zu Beginn der zweiten Januarhälfte 1945 auch die in den damaligen «Reichsgauen» Danzig-Westpreussen und Wartheland angesiedelten Volksdeutschen aus Bessarabien, der Bukowina und der Dobrudscha den Evakuierungsbefehl erhalten⁷⁹. Zahlreichen Trecks gelang es nach langwieriger und mühseliger Fahrt, mittel- oder westdeutsches Gebiet zu erreichen⁸⁰. Für die östlichsten deutschen Gemeinden war der Fluchtbefehl zu spät gekommen, so dass eine geregelte Evakuierung nicht mehr möglich war. Ein Teil der Flüchtlingstrecks wurde noch vor Erreichen der Oder von den vordringenden Sowjets überholt und zum Umkehren gezwungen⁸¹. Die wehr- und arbeitsfähigen Männer wurden teilweise sofort erschossen, die übrigen wenig später zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt⁸². Frauen und Kinder mussten nach Plünderung ihrer Habe durch die erbitterten Polen an ihre Ansiedlungsorte zurückkehren, um dort, teils in Lagern, teils unmittelbar polnischen Bauern zugewiesen, zur Arbeit eingesetzt zu werden⁸³. Für die aus der Sowjetunion stammenden Volksdeutschen, zu denen auch Bessarabien- und Nordbuchenland-Deutsche gezählt wurden, ordneten die sowjetischen Militärbehörden eine Rückführung an, der in den meisten Fällen eine Verschleppung ins Innere der Sowjetunion folgte⁸⁴; eine grössere Gruppe von Volksdeutschen aus der Nord-Bukowina lebt noch heute in Stalinabad in der asiatischen Sowjetrepublik Tadschikistan⁸⁵. Ungeachtet ihrer deutschen Staatsbürgerschaft wurden wie die von der Sowjetunion beanspruchten Volksdeutschen auch ein Teil der im rumänischen Teil der Bukowina sowie in der Dobrudscha beheimateten Deutschen in den Jahren 1945/46 nach Rumänien zurücktransportiert⁸⁶. Die übrigen mussten, soweit sie nicht vorher fliehen konnten, vielfach jahrelang warten, bis sie, zum Teil erst 1950, nach Deutschland entlassen wurden⁸⁷.

In nicht allzu grossem Umfang waren Dobrudscha- und Bukowina-Deutsche auch in den sudetendeutschen Gebieten sowie im damaligen Protektorat Böhmen und Mähren angesiedelt worden. Mit ihnen wurde eine weit grössere Zahl bukowina-deutscher Flüchtlinge, die ihre Ansiedlungsorte im polnischen Ost-Oberschlesien Ende Januar 1945 verlassen mussten, auf tschechoslowakischem Gebiet vom Zusammenbruch überrascht⁸⁸. Es folgten die Schrecken des sowjetischen Einmarsches, zum Teil die Einweisung in tschechische Lager, sonst Wochen und Monate des Wartens, oft ohne Verpflegung und in behelfsmässigen Unterkünften⁸⁹. Auch hier gaben die Sowjets den Befehl

79 Vgl. Berichte Nr. 4, S. 25; Nr. 5, S. 29; Nr. 7, S. 41; Nr. 72, S. 314. – Vgl. dazu Dokumentation der Vertreibung I, 1, S. 16 E ff., 26 E ff.

80 Vgl. Berichte Nr. 4, S. 25 f.; Nr. 5, S. 29.

81 Vgl. Berichte Nr. 7, S. 41 f.; Nr. 72, S. 315 ff.; auch Nr. 5, S. 29.

82 Vgl. Berichte Nr. 7, S. 41 f.; Nr. 72, S. 316 und 320 mit Anm. 1.

83 Vgl. Berichte Nr. 7, S. 41 f. mit S. 42, Anm. 1; Nr. 72, S. 317 ff.

84 Vgl. etwa Bericht Nr. 5, S. 29; dazu auch Bericht Nr. 72, S. 320.

85 Belegt durch Briefe in der Dokumentensammlung; vgl. dazu auch Bericht Nr. 2, S. 17 (statt Tadschikistan irrtümlich Taschkent!).

86 Vgl. Bericht Nr. 72, S. 320 ff.

87 Vgl. Bericht Nr. 7, S. 42, Anm. 1.

88 Vgl. Berichte Nr. 74, S. 331; Nr. 75, S. 333.

89 Vgl. Berichte Nr. 74, S. 331 f.; Nr. 75, S. 333 f.

zur Rückführung aller Flüchtlinge und Umsiedler. Ein schon Anfang Mai 1945 in Mähren aufgebrochener Treck erreichte über Ödenburg, Arad, Craiova Anfang August die heimatliche Dobrudscha⁹⁰. In der zweiten Hälfte des Jahres gingen von Brünn, Troppau, Prag und besonders Pilsen zahlreiche Eisenbahntransporte ab, wobei die in Viehwagen eng zusammengepferchten Rückkehrer auf der wochenlangen Fahrt, ohne ausreichende Versorgung, Plünderungen und sonstigen Schikanen ausgesetzt waren, bis sie in Grosswardein oder Arad den rumänischen Behörden übergeben wurden⁹¹. Bukowina-Deutsche, die im Herbst 1945 von den Tschechen kurzerhand über die benachbarte österreichische Grenze getrieben worden waren, wurden im Frühjahr 1946 von einer rumänischen Repatriierungskommission erfasst und zurückgeführt.

Diesen Bemühungen rumänischer Stellen stand die Aufnahme der heimkehrenden Umsiedler in ihren Heimatorten entgegen. Sie hatten ihre rumänische Staatsbürgerschaft und alle Besitzansprüche verloren. Ihre Dörfer und Höfe waren gefallen oder anderweitig, in der Dobrudscha vor allem von rumänischen Umsiedlern aus Bulgarien, den «Mazedoniern», belegt worden⁹². Von den Grenzbehörden nach kurzer Untersuchung und Registrierung entlassen, wurden die volksdeutschen Rückkehrer in ihren Heimatbezirken vielfach sofort wieder erfasst und in Arbeitslager in verschiedenen Teilen des Landes eingewiesen⁹³. Soweit sie in ihren alten Dörfern Unterkunft fanden, mussten sie sich mit Erntearbeit, Aushilfe in rumänischen Haushalten, Handarbeiten und Gelegenheitsarbeiten aller Art outer erbärmlichen Bedingungen ihr Brot verdienen⁹⁴. Wenn sie die alteingesessene rumänische und tatarische Bevölkerung auch oft bedauerte, ja ihnen sogar zu helfen suchte⁹⁵, so waren sie doch, besonders von den Neuzugezogenen, zahlreichen Anfeindungen ausgesetzt⁹⁶. So machten die meisten der Rückwanderer von der gebotenen Möglichkeit Gebrauch, sich Anfang 1947 auf Antrag aus Rumänien ausweisen zu lassen, um dann in geschlossenen Transporten zunächst in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands übergeführt zu werden⁹⁷. Die Gesamtzahl der von den Sowjets nach Kriegsende nach Rumänien repatriierten volksdeutschen Umsiedler ist nicht genau fest-

90 Vgl. Bericht Nr. 73, S. 329 f.

91 Vgl. Berichte Nr. 74, S. 332; Nr. 75, S. 334.

92 Erwähnt: Bericht Nr. 73, S. 330; vor allem aber Bericht Nr. 3, S. 22. – Zu dem auf Grund des Vertragswerks von Craiova vom 7. Sept. 1940 (vgl. oben S. 4 E mit Anm. 5) durchgeführten bulgarisch-rumänischen Bevölkerungsaustausch vgl.: Les Transferts Internationaux de Populations (Paris 1946), S. 33 f. u. Ö. Vertragstext: ebd., S. 510 ff.; auch Zs. f. ausl. öff. Recht 10 (1940/41), S. 756 ff. (dazu ebd., S. 726 ff.).

93 Vgl. – neben verschiedenen Berichten der Dokumentensammlung – Bericht Nr. 72, S. 326.

94 Vgl. Berichte Nr. 72, S. 326 ff.; Nr. 73, S. 330; Nr. 74, S. 332 f.; Nr. 75, S. 334.

95 Vgl. Bericht Nr. 72, S. 325 ff.

96 Vgl. Berichte Nr. 72, S. 324 f.; Nr. 73, S. 330.

97 Vgl. Berichte Nr. 72, S. 328 f.; Nr. 73, S. 330 f. – Ein Bericht über die Zusammenstellung eines entsprechenden Transports in Kimpolung (Câmpulung), Bukowina, findet sich in der Dokumentensammlung; vgl. auch Bericht Nr. 75, S. 335.

stellbar. Für die Dobrudscha allein werden die Rückkehrer auf 2'500 beziffert⁹⁸, doch sind wahrscheinlich nur wenige endgültig in Rumänien geblieben⁹⁹.

Die volksdeutschen Umsiedler in den Ostgebieten unterstanden bei Kriegsende den örtlichen deutschen Partei- und Verwaltungsbehörden, die auch über ihre Evakuierung entschieden. Die in Österreich untergebrachten rumänien-deutschen Flüchtlinge, vor allem die Nord-Siebenbürger, erfuhren dagegen eine Sonderbetreuung durch ihre alte Volksgruppenführung, die zum Teil neue Fluchtpläne für den Fall eines weiteren Vordringens der Sowjets vorbereitet hatte¹⁰⁰. Als die niederösterreichischen Aufnahmegebiete im April 1945 geräumt werden sollten, liessen sich die Pläne nur in begrenztem Umfang verwirklichen. Es fehlte vor allem an Gespannen, da die einsatzfähigen Pferde zumeist auf Anordnung der Wehrmacht eingezogen worden waren¹⁰¹ und nur zum Teil wiederbeschafft oder ersetzt werden konnten¹⁰². Dennoch kam es zum Aufbruch verschiedener Trecks¹⁰³. Andere Gruppen schlugen sich mit der Eisenbahn, auf Militärfahrzeugen, Donauschiffen oder auch zu Fuss, teils in gelenkten Transporten, teils in regelloser Flucht nach Oberösterreich und Bayern durch, wo sie in Einzelfällen erst Ende Mai eintrafen¹⁰⁴.

War es einem grossen Teil der Flüchtlinge gelungen zu entkommen, so wurde doch auch hier eine beträchtliche Anzahl von den Sowjets überrollt; einigen Trecks war auf Befehl des zuständigen Gauleiters noch kurz vor Linz die Weiterfahrt in das mit Flüchtlingen überfüllte Oberösterreich untersagt worden¹⁰⁵. Schon Ende Mai 1945 erging ein

98 Vgl. «Kirchliche Blätter aus der Ev. Landeskirche A. B. in Rumänien», Jg. 37 (1946), H. 29/30 (s. o., S. 92 E mit Anm. 70). – Die von Wagner geschätzte Zahl von 4'000 zurückgeführten Südbukowina-Deutschen würde dem entsprechen (vgl. Bericht Nr. 2, S. 17).

99 In der rumänischen Volkszählung vom 6. April 1941 wurden in der Dobrudscha 1693, in der Südbukowina 3734 Volksdeutsche gezählt, die freilich zum Teil noch im Zuge der Nachumsiedlung ausser Landes gegangen sein können. Die rumänischen Nachkriegszählungen ergaben für die Dobrudscha 1948 nur 462 Deutsche, 1956 737, von denen jedoch nur 612 Deutsch als Muttersprache angaben. In der Südbukowina gaben 1948 4198, 1956 sogar 5393 Deutsch als Muttersprache an; doch wird man dabei noch immer mit einem gewissen Prozentsatz deutschsprachiger Juden rechnen müssen, da die Zahl derer, die sich 1956 zur deutschen Nationalität bekannten, nur 3900 betrug. (Vgl. für die Zählungen im Einzelnen Kap. I, e und VI.)

100 Vgl. besonders S. 124, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 23).

101 Vgl. Berichte Nr. 23, S. 124; Nr. 27, S. 140; Nr. 28, S. 143; Nr. 29, S. 150; Nr. 40, S. 195; Nr. 77, S. 340. – Eine entsprechende Verfügung, dass alle Umsiedlerpferde am Aufnahmeort zu mustern, zu taxieren und auszuheben seien, wird erwähnt im Monatsbericht November 1944 der VOMI (MT. Dok. Nr. NO –5852, S. 20).

102 Vgl. etwa Berichte Nr. 28, S. 143; Nr. 77, S. 340; sowie S. 124, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 23).

103 Vgl. Berichte Nr. 23, S. 124; Nr. 27, S. 140; Nr. 28, S. 144 f.; Nr. 29, S. 151; Nr. 42, S. 206; Nr. 77, S. 340.

104 Vgl. Berichte Nr. 14, S. 78 f.; Nr. 21, S. 106 f.; Nr. 22, S. 110 ff.; Nr. 23, S. 124 f. mit Anmerkungen; Nr. 25, S. 134; Nr. 27, S. 140; Nr. 31, S. 162; Nr. 38, S. 188; Nr. 40, S. 195.

105 Vgl. Berichte Nr. 23, S. 124; Nr. 42, S. 206; Nr. 77, S. 340.

allgemeiner Rückführungsbefehl der sowjetischen Besatzungsmacht, auf Grund dessen die örtlichen österreichischen Stellen die Flüchtlinge unter Verweigerung weiterer Lebensmittelkarten zum Aufbruch nötigten¹⁰⁶. Wiederum kam es zu Trecks, die auf wohl-bekanntem Wege, diesmal unter russischer Eskorte, in mehrwöchigem Marsch nach Rumänien zurückzogen¹⁰⁷. Daneben wurden auch in Österreich im Laufe des Juni zahlreiche Bahntransporte zusammen gestellt¹⁰⁸. Die Versorgung war in jedem Fall schlecht. Züge wie Trecks wurden, trotz zum Teil anständigen Verhaltens der sowjetischen Begleitmannschaften¹⁰⁹, vielfach überfallen und ausgeraubt¹¹⁰. Auch die Durchschleusung der Transporte in Arad und besonders Grosswardein vollzog sich in wenig erfreulichen Formen¹¹¹. Dennoch gelangten die Heimkehrer im Allgemeinen ungehindert in ihre Heimatorte.

Insgesamt dürften im Sommer 1945 auf diese Weise zwischen 15'000 und 20'000 volksdeutsche Flüchtlinge aus Siebenbürgen und dem Banat nach Rumänien zurückgekehrt sein, wenn sich genauere Angaben auch nicht machen lassen¹¹². Nicht nur aus den sowjetisch besetzten Teilen Österreichs, sondern auch aus Aufnahmeorten im Sudetenland und in der deutschen Sowjetzone fanden Rückführungen statt¹¹³; sogar aus den amerikanischen besetzten Gebieten wurden einzelne Gruppen zurückgeschickt¹¹⁴.

Das Los der heimgekehrten Flüchtlinge unterschied sich zunächst nur unwesentlich von dem der zurückgeführten Umsiedler in Dobrudscha und Bukowina. In den auf Grund von Art. 8 des Waffenstillstandsvertrages¹¹⁵ erlassenen Beschlagnahme-Gesetzen war neben dem Vermögen des deutschen und ungarischen Staates und ihrer Staatsangehörigen ausdrücklich auch der gesamte Besitz «von Personen mit Wohn- oder Aufenthaltsort auf dem Gebiet Deutschlands oder Ungarns sowie in den von ihnen besetzten Gebieten» unter rumänische Staatsverwaltung gestellt worden¹¹⁶. Die Regelung der Staatsangehö-

106 Vgl. Berichte Nr. 76, S. 336; Nr. 77, S. 341 f.; Nr. 78, S. 355; Nr. 79, S. 360. – Auf eine freiwillige Rückkehr aus eigener Initiative scheint Bericht Nr. 80, S. 362, hinzudeuten; vgl. auch S. 359, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 78).

107 Vgl. Berichte Nr. 77, S. 342 ff.; Nr. 78, S. 355 ff.; Nr. 79, S. 360.

108 Vgl. Berichte Nr. 76, S. 337; Nr. 80, S. 362; sowie 359, Anm. 1. – Vgl. auch Bericht Nr. 65, S. 290 f.

109 Vgl. Berichte Nr. 77, S. 344; Nr. 78, S. 356. – Vgl. auch Nr. 73, S. 329.

110 Vgl. Berichte Nr. 77, S. 343; Nr. 78, S. 355 f.

111 Vgl. Berichte Nr. 77, S. 344 f., 350; Nr. 80, S. 523.

112 In Nord-Siebenbürgen wurden in der rumänischen Volkszählung von 1948 8465 Einwohner deutscher Muttersprache gezählt (für die Zählung im Einzelnen Kap. VI). – Vgl. dazu jedoch Bericht Nr. 23, S. 125.

113 Vgl. Berichte Nr. 30, S. 157; Nr. 32, S. 166; Nr. 33, S. 170.

114 Vgl. u.a. Bericht Nr. 32, S. 166 f.; dazu auch Nr. 42, S. 206 f.

115 Art. 8 des Waffenstillstandsvertrages vom 12. 9. 1944 verpflichtete Rumänien zur Sicherstellung aller Vermögenswerte des deutschen und ungarischen Staates, der Staatsangehörigen beider Länder, sowie auch «der Personen, die in diesen Ländern oder in von ihnen besetzten Gebieten wohnhaft sind» (Text: Auswärtige Politik, J. 11, 1944, S. 550 ff.; vgl. oben, S. 63 E, Anm. 25).

116 So in Dekret-Gesetz Nr. 91/1945 vom 9. 2. 45 «über die Schaffung einer Verwaltungs- und Überwachungskammer für Feindvermögen» (Mon.Of. I, Nr. 33/1945, 10. 2., S. 941 ff.), Ort. 2, a. – Die Beschlagnahme war bereits durch Dekret-Gesetz Nr. 644/1944 vom 18. 12. 1944 verfügt worden; vgl. Art. 1, b (Text Mon.Of. I, Nr. 294/1944, 19. 12., S. 8240 f). «Zur Über-

rigkeit für die Bewohner der von Ungarn zurückgewonnenen Gebiete nahm überdies ausdrücklich von der Wiedererlangung der rumänischen Staatsbürgerschaft aus:

«die Bewohner Nord-Siebenbürgens, die freiwillig in den Militärdienst eines Staates getreten sind, mit welchem sich Rumänien nach dem 23. August 1944 im Kriegszustand befand, oder die sich freiwillig einer militärischen oder militärähnlichen Formation dieser Staaten angeschlossen haben», sowie

«diejenigen, die während des Rückzuges der feindlichen Armeen aus dem Gebiet Nord-Siebenbürgens, indem sie sich mit diesen solidarisierten, freiwillig abgezogen sind»¹¹⁷.

Erst im Verlauf des Jahres 1946 kam es zu einer gewissen Rehabilitierung der Zwangsevakuierten; ein Dekret-Gesetz vom 16. Oktober 1946 verfügte die Rückgabe persönlichen Eigentums an Häusern, Grundstücken, Einrichtungsgegenständen, sowie auch ländlicher Kleinbetriebe und Werkstätten¹¹⁸; Handels- und Industriebetriebe, sowie Bankguthaben, Aktien und Wertsachen blieben jedoch ausgeschlossen. Da auch die Gültigkeit der Bodenreform für die Landgüter des fraglichen Personenkreises ausdrücklich bestätigt wurde¹¹⁹, war die Lage der Rückkehrer damit lediglich derjenigen der schon vorher enteigneten volksdeutschen Landbevölkerung in den nicht evakuierten Gebieten angeglichen.

Die auf Grund der Bodenreform in die verlassenen sächsischen und schwäbischen Höfe eingerückten Rumänen und Zigeuner hatten zunächst vielfach versucht, den zurückkehrenden Volksdeutschen den Aufenthalt in ihren alten Heimatorten zu verweh-

nahme, Erhaltung, Kontrolle, Verwaltung und Liquidation» der betroffenen Vermögen war zunächst durch Dekret-Gesetz Nr. 615/1944 vom 1.12.44 (Mon.Of. I. Nr. 281/ 1944, 3.12., S. 7863 ff.) ein Generalkommissariat im Rahmen des Wirtschaftsministeriums geschaffen worden. Für die Form der Beschlagnahme vgl. die im Mon.Of. I, Nr. 41/1945 vom 20.2.45, S. 1214 ff. veröffentlichte Entscheidung des Generalkommissars vom selben Datum.

117 Vgl. Reglement Nr. 12 vom 11. August 1945 «über die Regelung der Staatsangehörigkeit der Bewohner Nord-Siebenbürgens», Art. 4, d und e (Mon.Of. I, Nr. 182/1945, 13. 8., S. 7118 ff.); das zugrundeliegende Dekret-Gesetz Nr. 261/ 1945 war am 4. April 1945 erlassen worden (Mon.Of. I, Nr. 78). – Vgl. auch Bericht Nr. 77, S. 354.

118 Dekret-Gesetz Nr. 826/1946 «über die Festlegung der Rechtslage von Vermögen, die Personen gehören, die ihren Wohnsitz am 12. September 1944 oder später während der militärischen Operationen in Deutschland, Ungarn oder den von diesen Staaten besetzten Gebieten hatten» (Mon.Of. I, Nr. 243/ 1946, 19.10., S. 11 225 ff.). – Die sowjetische Regierung hatte sich nach Angabe der Gesetzesbegründung (Mon.Of., a.a.O., S. 11 230) am 24. April 1946 bereits mit einer entsprechenden Regelung einverstanden erklärt, die dann schon am 12. Mai in einer Mitteilung der Hauptanstalt der «Hermannstädter und Kronstädter Allgemeinen Sparkasse» angekündigt wurde (vgl. Krallert, Stärke, rechtliche, soziale und wirtschaftliche Lage des Deutschtums in Rumänien seit 1945, Anhang 5). – Vgl. dazu die Rückgabeverfügungen (mit beigefügten Namenslisten) in Mon.Of. I, Nr. 65/1947 (19. 3.). S. 2055–2072; Nr. 118/1947 (27. 5.), S. 4210–4226; Nr. 120/1947 (21. 5. 47), S. 4301–4311; u.a. m.

119 Vgl. die Begründung, Mon.Of., I, Nr. 243/1946, S. 11 230, 2. Spalte; vgl. auch Art. 18 des Gesetzes.

ren¹²⁰. Die örtlichen Behörden veranlassten dann im Allgemeinen eine Unterbringung in leerstehenden Höfen, Scheunen, Schulen oder Pfarrhäusern, zum Teil auch in den verlassenen Lehmhütten der Zigeuner¹²¹. Oft kam es daraufhin zu einer Einigung mit den Kolonisten, die einzelne Räume freigaben¹²². Ein Teil der Rückkehrer wurde im Rahmen der Arbeitsdienstpflicht zur Zwangsarbeit in verschiedenen Lagern, in Bergwerken oder an staatlichen Bauprojekten eingesetzt¹²³. Die übrigen suchten sich ihren Lebensunterhalt mit Feld- und Hausarbeiten zu verdienen, waren jedoch nicht selten genötigt, sich ihre Nahrung von Haus zu Haus zusammenzubetteln¹²⁴.

Einzelne Rückkehrer, Volksschullehrer und andere angesehenere Persönlichkeiten, wurden, vielleicht als letzte Auswirkung der im Vorjahr begonnenen Internierungsaktionen, noch im Sommer 1945 verhaftet und in die politischen Konzentrationslager eingeliefert, um erst nach Jahren freizukommen¹²⁵.

Wie sie wurden auch die heimkehrenden volksdeutschen Kriegsgefangenen die ja zumeist Angehörige der Waffen-SS gewesen waren, zunächst festgehalten. Nur wenige waren schon 1945/46 nach Rumänien entlassen worden¹²⁶. Der rumänischen Staatsangehörigkeit verlustig erklärt¹²⁷, wurden sie, soweit man ihrer habhaft wurde, von den rumänischen Behörden wieder verhaftet, in Grosswardein und anderen Gefängnissen festgehalten und zum Teil nach Ostdeutschland abgeschoben¹²⁸. Grössere Transporte mit volksdeutschen SS-Angehörigen wurden erst im Dezember 1950 von Kiew nach Rumänien zurückgeführt; auch sie wurden zunächst an der Grenzstation Sighet von rumänischer Polizei übernommen und in Militärgefängnisse eingeliefert. Die Behandlung war jedoch korrekt; sie wurden im Frühjahr 1951 schubweise in ihre Heimatorte entlassen. Lediglich diejenigen, die unmittelbar zu ihren Angehörigen in Deutschland oder Österreich entlassen werden wollten, mussten länger, zum Teil bis März 1952, auf die Regelung aller Formalitäten warten¹²⁹.

120 Vgl. Berichte Nr. 76, S. 337; Nr. 77, S. 345 f. – Auch hier wird jedoch die Hilfsbereitschaft der alteingesessenen Rumänen hervorgehoben (Nr. 76, S. 338 f; Nr. 77, S. 346).

121 Vgl. Berichte Nr. 76, S. 337 f.; Nr. 77, S. 346 f., 350 f.

122 Vgl. Berichte Nr. 76, S. 338 f.; Nr. 77, S. 347; auch Nr. 80, S. 362.

123 Vgl. Berichte Nr. 65, S. 290; Nr. 77, S. 347 ff., 352; Nr. 78, S. 357f.; Nr. 79, S. 361.

124 Vgl. Berichte Nr. 76, S. 338; Nr. 77, S. 350 ff.; Nr. 79, S. 361; Nr. 80, S. 363.

125 Vgl. Bericht Nr. 78, S. 358 ff. mit S. 359 f., Anm. 1.

126 Vgl. Bericht Nr. 65, S. 290; Nr. 72, S. 322 f.; auch Bericht Nr. 68, S. 303.

127 Angeblich wurde den Angehörigen der deutschen Waffen-SS die rumänische Staatsbürgerschaft durch eine im Oktober 1944 ergangene Verfügung der Regierung Sănătescu aberkannt; der Text konnte nicht festgestellt werden. Vgl. aber die entsprechende Klausel für Nord-Siebenbürgen, oben S. 98 E.

128 Vgl. Bericht Nr. 65, S. 290.

129 Vgl. Bericht Nr. 81, S. 365 ff.; die Angaben werden durch andere Berichte der Dokumentensammlung ergänzt.

V. Kapitel.

Die Lebensbedingungen der Volksdeutschen in der Rumänischen Volksrepublik.

a. Die politische und kulturelle Situation.

Nachdem sich die tragenden Kräfte des neuen volksdemokratischen Rumänien nach Bildung einer sozialistisch-kommunistischen Einheitspartei, der «Rumänischen Arbeiterpartei», in der am 27. Februar 1948 proklamierten «Demokratischen Volksfront» neu organisiert hatten¹, kam es am 13. April 1948 zur Verabschiedung der ersten «Verfassung der Volksrepublik Rumänien»². Die in Titel III der Verfassung niedergelegten «Grundrechte und Grundpflichten der Bürger» halten sich im Rahmen des auch weiterhin gültigen Nationalitätenstatuts von 1945: «Alle Bürger der rumänischen Volksrepublik sind, ohne Unterschied des Geschlechtes, der Nationalität, der Rasse, der Religion oder des Bildungsstandes, vor dem Gesetz gleich» und «haben das aktive und passive Wahlrecht für alle Organe des Staates» (Art. 16, 18); «jede Propagierung oder Manifestation von Rassen- oder Nationalitätenhass wird gesetzlich bestraft» (Art. 17); «allen mitwohnenden Nationalitäten» wird «das Recht zugesichert, ihre Muttersprache zu gebrauchen und die gesamte Erziehung in ihrer Muttersprache zu organisieren» (Art. 24)³.

¹ Vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 18/19 (1948/49), S. 1316A, 1392F, 1395J, 1399E.

² Veröffentlichung: «Monitorul Oficial» I, Nr. 87¹¹/1948, 13.4. – Französischer Text: Les Constitutions Européennes, hg. B. Mirkin-Guetezévitch (Bibliothèque de la Science Politique). Bd. II, Textes (Paris 1951), S. 644 ff.; englisch: Constitutions of Nations, hg. A. J. Peaslee, Bd. III (Concord, NH., 1950), S. 37 ff.

³ Art. 24 sieht weiterhin vor: «Verwaltungsbehörden und Gerichte in den Bezirken, die auch von nichtrumänischen Nationalitäten bewohnt werden, werden in Wort und Schrift auch die Sprache der betreffenden Nationalität gebrauchen und Beamte aus der betreffenden Nationalität oder aus einer anderen Nationalität ernennen, die die Sprache der ortsansässigen Bevölkerung verstehen.» – In der am 24. September 1952 verabschiedeten neuen Verfassung der Volksrepublik Rumänien, die schon in ihrer programmatischen Präambel verkündet «Die nationalen Minderheiten der RVR genießen volle Gleichberechtigung mit dem rumänischen Volk», finden sich die Bestimmungen der alten Art. 16–18 in Art. 81 und 94; dem alten Art. 24 entspricht Art. 82 der neuen Verfassung. Vgl. Anlage 15, S. 181 E f.; für den vollständigen Text der neuen Verfassung von 1952 vgl.: Die Verfassungen der europäischen Länder der Volksdemokratie. Mehrsprachige Ausgabe, hg. R. Arzinger (1954), S. 138 ff. (deutsch und rumänisch!) – R.Schulz (vgl. oben, S. 93 E, Anm. 78) erklärte, man erkenne in den Nationalitätenbestimmungen der rumänischen Verfassung «unschwer das grosse Vorbild der Stalinschen Verfassung der Sowjetunion vom Jahre 1936» (a.a.O., S. 68). Im strengen Sinne trifft dies nur auf die Schaffung der «Autonomen Ungarischen Region» für das Gebiet der Szekler-Bevölkerung zu Art. 19–21 der Verfassung von 1952).

Die Nationalitätenpolitik der seit dem Sturz des Königtums unumschränkt herrschenden rumänischen Kommunisten blieb bestimmt von dem Bestreben, die Nationalitäten für den kommunistischen Staat zu gewinnen, getreu dem Lehrsatz Stalins, dass der «Sieg des Proletariats ohne die Befreiung der nicht vollberechtigten Nationen und der Kolonien vom Joch des Imperialismus nicht von Dauer sein kann»⁴. Wichtig ist, dass sich der 2. Kongress des Zentralkomitees der Rumänischen Arbeiterpartei (10./11. Juni 1948) in konsequenter Durchführung dieser Politik zu der Notwendigkeit bekannte, «das Problem der deutschen Bevölkerung in Siebenbürgen und dem Banat auf demokratische Weise zu lösen»⁵; nach «Ausmerzung des Einflusses, den der Hitlerismus in den Reihen der deutschen Bevölkerung in der Volksrepublik Rumänien gehabt hat», sollte, so wollte es die Resolution, mit Hilfe des Zentralkomitees «eine Arbeiterpartei der deutschen Bevölkerung auf der Grundlage der Klassendifferenzierung» geschaffen werden.

Noch im Juni 1948 kam es an verschiedenen Orten des Landes zu organisierten deutsch-rumänischen Verbrüderungsfeiern⁶. Im Dezember nahm eine Entschliessung des Politbüros der Partei zur nationalen Frage die Thesen der Juni-Resolution wieder auf⁷. Man sprach von ideologischer Umerziehung der deutschen Bevölkerung, von der Bedeutung der «deutschen werktätigen Massen» als eines aktiven Faktors beim sozialistischen Aufbau Rumäniens. Am 13. Februar 1949 wurde nach längeren Vorverhandlungen das «Deutsche antifaschistische Komitee für Rumänien» oder, wie es sich später nannte, «Antifaschistisches Komitee der deutschen Werktätigen in Rumänien» gegründet⁸. In Reschitza, Temeschburg und Kronstadt wurden in den nächsten Wochen und Monaten die ersten lokalen Organisationen eingerichtet. Vorsitzender des Komitees, das seinen Sitz in Bukarest hat, wurde zunächst Emmerich Stoffel, der zugleich als Ministerialrat ins Nationalitätenministerium berufen wurde. Sekretär war der Arader Tischler Philipp Geltz, Herausgeber des neugegründeten amtlichen Organs «Neuer Weg» Anton Breitenhofer aus Broos⁹. Das Komitee, dessen «antifaschistische» Sprecher zunächst völlig unbekannt waren, wurde von der deutschen Bevölkerung anfangs kaum zur Kenntnis genommen¹⁰; es ist seitdem die von der Regierung anerkannte offizielle Vertretung

4 J. W. Stalin, «Zur Behandlung der nationalen Frage» (1921), Werke (deutsch), Bd. 5 (Berlin 1952), S. 49; zitiert (mit anderer Quellenangabe): R. Schulz, Deutsche in Rumänien (1955), S. 40.

5 Nach «Scănteia» vom 22. 6.1948, zitiert bei: Krallert, Stärke ... des Deutschtums in Rumänien seit 1945, S. 16. – Ob und wie weit die veränderte Behandlung Mitteldeutschlands durch die Sowjets, die im Herbst 1949 zur Gründung der sogenannten «Deutschen Demokratischen Republik» führte, in diesem Zusammenhang von Bedeutung war, muss dahingestellt bleiben.

6 Vgl. dazu Krallert, a.a.O., S. 16 f.

7 Vgl. R. Schulz, Deutsche in Rumänien, S. 57.

8 Vgl. dazu einen Bericht in «Wegwarte. Organ der Volksdeutschen» (Wien), Jg.3, Nr. 11 (12.3. 1949); vgl. auch Schulz, a.a.O., S. 58.

9 Mitglieder des Komitees waren zunächst ausser den bereits genannten: Josef Puvak (Bukarest), Michael Schuster (Kronstadt), Viktor Berger (Hermannstadt), Andreas Krestel (Kronstadt), Adolf Schmutzer (Lugosch), Johann Szekler (Temeschburg) und Martin Tausch (Mediasch).

10 Vgl. lediglich Bericht Nr. 68, S. 303.

der Volksdeutschen Interessen.

Durch einen im Dezember 1948 ergangenen Erlass wurden die rechtlichen Bestimmungen des Nationalitätenstatuts und die entsprechenden Klauseln der Verfassung ausdrücklich auch auf die deutsche Bevölkerung ausgedehnt, die bis dahin faktisch unter Ausnahmerecht gestanden hatte¹¹. Bei den Wahlen für die durch Gesetz vom 15. Januar 1949 ins Leben gerufenen Volksräte der neu geschaffenen «Regionen» und «Rayons»¹² am 3. Dezember 1950 wurden über 1'000 volksdeutsche Deputierte gewählt, die das «Deutsche Antifaschistische Komitee» vorgeschlagen hatte¹³. Schon seit 1949 unterlagen die Volksdeutschen wieder der rumänischen allgemeinen Wehrpflicht, wenn sie auch im Allgemeinen Arbeitsbataillonen, nicht der eigentlichen Truppe zugeteilt wurden¹⁴. Bald konnte auch die deutsche Sprache wieder ungehindert in der Öffentlichkeit gebraucht werden; Schul- und selbst Ortsnamen in Gemeinden mit starkem deutschen Bevölkerungsanteil werden heute zweisprachig geführt.

Das neue Wahlgesetz vom 7. September 1950 schloss nicht mehr, wie das von 1946, alle ehemaligen Volksgruppenmitglieder, wohl aber, neben ehemaligen Grossgrundbesitzern, ehemaligen Bankherren, ehemaligen Grosskaufleuten und «anderen Elementen der Grossbourgeoisie» auch die Kulaken (rumänisch: Chiabur), die enteigneten Gross-

11 Der Text des entsprechenden Erlasses konnte nicht festgestellt werden; nicht ganz präzise sprach F. Valjavec («Rumäniendeutsche ohne Hoffnung» in der Sendereihe «Alte und neue Heimat» des NWDR, 9.2.1957) von einem «neuen Nationalitätenstatut».

12 Das erste Gesetz über die Einrichtung der Volksräte (Sfat Popular) erging am 15.1.1949 (Keesing 18/19, 1948/49, S. 1776C); das endgültige Dekret Nr. 259/ 1950 «über die Organisation und Tätigkeit der Volksräte» wurde am 28.12.1950 verabschiedet (Buletinul Oficial Nr. 14/1950); vgl. über die Volksräte: Cretzianu, *Captive Rumania* (1956), S. 401 ff. – Die alte Einteilung des Landes in Județe und Plasas wurde nach sowjetischem Vorbild 1950 durch eine neue in zunächst 28 grössere «Regionen» ersetzt, die in «Rayons» unterteilt waren vgl. Keesing 20, 1950, S. 2584D; dargestellt: Conrad, a.a.O., S. 6). Abschliessend festgelegt wurde die jetzt gültige Gliederung in 18 (17) Regionen, einschliesslich der autonomen ungarischen Region, im Gesetz Nr. 5/1952 vom 8.9.1952 (veröff.: Buletinul Oficial Nr. 77/1952); vgl. dazu auch Art. 18 der Verfassung vom 24.9.1952.

13 Vgl. «Nachrichten aus der Rumänischen Volksrepublik», hg. Presseabt. der Politischen Vertretung der RVR in Wien, Jg. 3, Nr. 66 (13. 4. 1951). – Die Gesamtzahl der in diesen Wahlen gewählten Deputierten betrug 109 312 (vgl. Keesing 20, 1950, S. 2699 C). Nach Angaben von Schulz (Deutsche in Rumänien, S. 73) amtierten zur Zeit seiner Feststellungen (wohl Ende 1952) neben 10 077 madjarischen, 914 ukrainisch-russischen und 435 serbischen auch 1254 volksdeutsche Volksratsmitglieder; nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1956 (vgl. im Einzelnen S. 119 E) wäre dabei auf je 106 Russen und Ukrainer, auf 107 Serben und 158 Ungarn, jedoch nur auf je 305 Deutsche ein Deputierter entfallen. – Über die Mitwirkung des «Deutschen Antifaschistischen Komitees» bei den Wahlvorbereitungen vgl. Keesing 20 (1950), S. 2584 D, 2624 A.

14 Die dem Innenministerium (Ministerul Afacerilor Interne, MAI) unterstellten Arbeitsbataillonen wurden an staatlichen Bauprojekten eingesetzt, vielfach aber auch volkseigenen oder privaten Betrieben zur Verfügung gestellt, die die Löhnung an den Staat abführten, ein System, das in Rumänien in ähnlicher Form schon vor dem Krieg geübt wurde (vgl. dazu Bericht Nr. 11, S. 59, Anm. 1).

und Mittelbauern vom Wahlrecht aus¹⁵. Betraf dies in starkem Masse gerade auch enteignete deutsche Bauern¹⁶, so zeigt die Formulierung doch zugleich die seit 1948 vorherrschende Tendenz, Zwangsmassnahmen nicht mehr kollektiv gegen die Deutschen an sich, sondern gegen bestimmte Klassen oder Individuen zu lenken. Die im Zuge der Bolschewisierung des Wirtschaftslebens in den Jahren 1948 bis 1950 verfügten Enteignungen und Verstaatlichungen richteten sich gleichermassen gegen rumänische, deutsche und madjarische «Kapitalisten»¹⁷. Auch die in den nächsten Jahren immer häufiger werdenden Verhaftungen von «Saboteuren», «Verrätern» und «Staatsfeinden», die willkürlich, vielfach nur durch administrative Verfügungen zu langjährigen Haftstrafen verurteilt und in den Lagern am Donau-Schwarzmeer-Kanal zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, betrafen die gesamte Bevölkerung des Landes. Hans Otto Roth, Rudolf Brandisch, Franz Kräuter, Rudolf Spek und andere wurden weniger als Deutsche, denn als führende Persönlichkeiten des demokratisch-bürgerlichen Lagers verhaftet und ausgeschaltet¹⁸. Mit Bischof Pacha und seinen deutschen Mitarbeitern wurden Hunderte von rumänischen Geistlichen der römisch-katholischen Kirche inhaftiert und verurteilt¹⁹. Mittelbar richteten sich freilich all diese Massnahmen gegen die geistige Selbständigkeit des Deutschtums, die der völligen Einfügung in das System des kommunistischen Staates im Wege stand. Die Umsiedlungen innerhalb Rumäniens in den Jahren 1951/52 zeigen zwar die noch herrschende Rechtsunsicherheit, sind jedoch kaum als primär «anti-deutsche» Aktionen zu werten²⁰.

Sehr viel klarer konnte das kommunistische Grundkonzept der neuen rumänischen Nationalitätenpolitik auf kulturellem Gebiet realisiert werden. Der volksdemokratische Staat gewährleistet – nach den Worten der neuen rumänischen Verfassung vom 24. September 1952 – «die Entfaltung der Kultur des rumänischen Volkes sowie der Kultur der nationalen Minderheiten, die dem Inhalt nach sozialistisch, der Form nach national sind»²¹. Um «die Erziehung der Jugend im Geiste der Volksdemokratie» sicherzustellen, hatte schon das Schulreform-Dekret vom 2. August 1948 die Verstaatlichung «aller konfessionellen oder privaten Schulen» verfügt²². Noch immer waren es rund 260 deutsche

15 Vgl. dazu Schulz, Deutsche in Rumänien. S. 64; auch Keesing 20 (1950), S. 2584 D.

16 Vgl. Schulz, a.a.O., S. 65.

17 Vgl. dazu im Einzelnen unten, S. 107 E f.

18 Roth wurde erstmalig im Juni 1948 auf Grund seiner Tätigkeit im Aufsichtsrat der «Hermannstädter und Kronstädter Allgemeinen Sparkasse» verhaftet, um nach 6 Monaten entlassen, im Mai 1952 aber erneut inhaftiert zu werden; wie er (f April 1953) starben u.a. auch Brandisch und Prof. Spek, der ehemalige Leiter des Brukenthal-Museums, in rumänischen Gefängnissen.

19 Über die Verfolgung der römisch-katholischen Kirche in Rumänien vgl. ausführlich Cretzianu, *Captive Rumania*. S. 173 ff.; zum Prozess Pacha (Sept. 1951) vgl. ebd., S. 189, sowie Schulz, a.a.O., S. 99. Bischof Scheffler (Sathmar) starb im Gefängnis, Pacha kurz nach seiner Entlassung (Juli 1954).

20 Vgl. dazu im Einzelnen unten, Kap. V, c, S. 110 E ff.

21 Art. 17, j. (Text: Anlage 15, S. 180 E).

22 Dekret Nr. 175/1948 vom 2. August 1948 «über die Schulreform» (veröff.: Monitorul Oficial I, Nr. 177/1948, 3.8., S. 6322 ff.). – Art. 35 des Dekrets verfügt: «Alle konfessionellen oder privaten Schulen jeder Art werden staatliche Schulen.»

Schulen, die mit dem gesamten zu ihrer Unterhaltung dienenden «Kirchen-, Kongregations-, Gemeinschafts- oder Privatvermögen» verstaatlicht wurden²³. Die Verbindung von Kirche und Schule, die sich besonders im deutschen Schulwesen Siebenbürgens seit Jahrhunderten bewährt hatte, war damit endgültig zerstört. Der formale Protest der Kirchen hatte keine Bedeutung. Selbst die Evangelische Landeskirche wäre allerdings nach den Verstaatlichungen in allen Zweigen der Wirtschaft kaum in der Lage gewesen, ihre Schulen weiterhin aus eigener Kraft zu erhalten²⁴.

Rein äußerlich verlief die Entwicklung des – nunmehr staatlichen – deutschen Schulwesens nach 1948 nicht ungünstig. Nach dem Schulreform-Dekret sollte «der Unterricht für die mitwohnenden Nationalitäten» «in allen Schulen in der entsprechenden Muttersprache» erfolgen; die Lehrpläne für die «Schulen der mitwohnenden Nationalitäten» sollten «den ihnen spezifischen Charakter berücksichtigen», wenn auch die rumänische Sprache von der 1. Grundschulklasse, Russisch von der 4. Klasse an für alle Schulen vorgeschrieben war²⁵. Im August 1950 gab es in Rumänien insgesamt 361 Elementarschulen, 2 pädagogische und 10 gewerbliche und technische Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache²⁶. Ende 1952 waren es neben 112 deutschen Kindergärten 231 vierklassige und 155 siebenklassige Volksschulen mit insgesamt fast 40'000 Schülern, sowie 6 pädagogische, 18 technische und 8 allgemeine Mittelschulen, die von 3'164 deutschen Schülern besucht wurden²⁷. Bei diesen Zahlen ist freilich zu berücksichtigen, dass der Unterricht in den «deutschen» Schulen oft nicht oder nur teilweise von deutschen Lehrern erteilt wurde²⁸. Darüberhinaus war die Aufgabe all dieser Schulen eben

23 Die Verstaatlichung der Schulvermögen wurde verfügt durch Dekret Nr. 176/ 1948, ebenfalls vom 2. August (Text: Anlage 13, S. 176 E f.); dem Dekret ist eine umfassende Übersicht der verstaatlichten Schulen angefügt (Mon. Of., a.a.O., S. 6325–6355). Für die Zahlenangabe vgl. oben, S. 93 E, Anm. 78. Vgl. im Einzelnen auch Berichte Nr. 65, S. 291; Nr. 68, S. 306.

24 Vgl. u.a. Bericht Nr. 68, S. 300.

25 Vgl. Art. 4 und 6 des Schulreform-Dekrets.

26 «Nachrichten aus der Rumänischen Volksrepublik», Jg. 2, Nr. 31 (14.8.1950).

27 Vgl. Schulz, Deutsche in Rumänien, S. 85, 88. Vgl. dazu den Stand Anfang April 1951, «Nachrichten aus der RVR», Jg. 3, Nr. 66 (13.4.1951). Aufschlussreich ist ein Vergleich mit den von Schulz gegebenen Zahlen für die übrigen Nationalitäten Rumäniens (a.a.O., S. 87 ff.). – Das rumänische Schulreform-Dekret legt die Dauer des Grundschulunterrichts auf 7 Jahre fest, doch besteht nur für die ersten vier Klassen Schulpflicht, woraus sich die Unterscheidung von vier- und siebenklassigen Schulen erklärt. Im Mittelschulunterricht werden die alten allgemeinen Mittelschulen oder Lyzeen, pädagogische, technische und gewerbliche Mittelschulen unterschieden.

28 Vgl. etwa Bericht Nr. 66, S. 294. – Für die Unterrichtserfolge mancher «deutschen» Schule im heutigen Rumänien spricht die Niederschrift eines Pionierliedes durch einen 12jährigen deutschen Jungen:

«Fraie doice iughend».

«Jughend ervah, erhebe di*h* |e|t di grauzame naht hat ain end, Und di zonne çit vider di stralen hermider fon dem blauen himmelsghetelt. Di lerne çit froe lider ins tal. Das behlain ermuntert uns all.

nicht mehr die Pflege deutschen Kulturguts, sondern – neben der Ausbildung des dringend benötigten technischen Nachwuchses – vor allem die Erziehung der volksdeutschen Jugend im Sinne des volksdemokratischen Regimes, das sie in den «Jungen Pionieren»²⁹ und im «Verband der werktätigen Jugend» bald auch organisatorisch zu erfassen suchte. Die alten deutschen Lehrer mussten sich, soweit sie überhaupt im Amt blieben, kommunistischen Schulungskursen unterziehen³⁰.

Im Lichte einer kommunistischen Durchdringung unter dem Deckmantel nationaler Volkstumspflege muss auch die von Staat und Partei geförderte Entwicklung des allgemeinen volksdeutschen Kulturlebens in den folgenden Jahren gesehen werden, das dem Einfluss der Kirchen fast völlig entzogen wurde. Ende 1952 gab es in Rumänien 285 deutsche Kulturheime, 287 volksdeutsche Chöre, 157 Laienspiel- und Theatergruppen, 200 Musik- und 235 Trachten- und Tanzgruppen³¹. Der Errichtung einer deutschen Sektion des Bukarester Staatstheaters in Hermannstadt im Jahre 1950 folgte 1953 die Eröffnung eines deutschen Theaters in Temeschburg³². Neben der Tageszeitung «Neuer Weg», dem Organ des «Deutschen Antifaschistischen Komitees» (Auflage: etwa 60'000)³³, erschienen bald auch die literarische Zeitschrift «Kultureller Wegweiser», das von der Sektion Temeschburg des Schriftstellerverbandes herausgegebene «Banater Schrifttum» und die «Neue Welt», eine von der Rumänisch-Sowjetischen Gesellschaft publizierte Illustrierte, in deutscher Sprache³⁴. Im Jahre 1951 allein erschienen, zum grossen Teil staatlich subventioniert, 206 deutschsprachige Bücher mit einer Gesamtauflage von 55'0000 auf dem rumänischen Büchermarkt³⁵. Zahlreiche deutsche Schriftsteller und Künstler erhalten staatliche «Pensionen». Die Tendenz dieses «Kulturbetriebes»

Und der bauer bettelt, vider acher und feld bald blüt es überall.

Refr.: Bau auf, bau auf; bau auf, bau auf, fraie doice iughend bau auf,
für aine besre tucunft rihten vir di haimat auf.»

(Photokopie in der Dokumentensammlung.)

29 Vgl. u.a. Bericht Nr. 80, S. 363.

30 Vgl. Bericht Nr. 68, S. 301.

31 Vgl. Schulz, Deutsche in Rumänien, S. 93 f. – Im Frühjahr 1951 gab es (gemäss «Nachrichten», Jg. 3, Nr. 66) 242 Kulturheime in rumänien-deutschen Dörfern.

32 Vgl. «Wegwarte», Jg. 4, Nr. 16 (15. 4.1950); Schulz, a.a.O., S. 93. – Art. 82 der rumänischen Verfassung von 1952 gewährleistete den nationalen Minderheiten neben der «freien Benutzung der Muttersprache» und dem «gesamten Schulunterricht in der Muttersprache» ausdrücklich auch «die Herausgabe von Büchern und Zeitungen in der Muttersprache sowie eigene Theater» (vgl. S. 181 E).

33 Seit April 1953 nennt sich der «Neue Weg» nicht mehr «Organ des Antifaschistischen Komitees der deutschen Werktätigen in Rumänien», sondern «Organ der Volksräte der Rumänischen Volksrepublik» (vgl. Schulz, a.a.O., S. 58).

34 Erwähnt u.a. auch bei Schulz, a.a.O., S. 98.

35 Vgl. Schulz, a.a.O., S. 95 f. – Nach anderen Angaben waren bis zum 1. Januar 1952 insgesamt über 400 deutsche Buchtitel mit einer Gesamtauflage von 1,5 Millionen erschienen. Ein beträchtlicher Teil dieser Zahlen entfällt freilich auf politische Broschüren und Propagandaschriften.

ist offenkundig. Sächsische Trachtengruppen nehmen an den Umzügen zum 1. Mai und zum Tag der Roten Armee, an den politischen Demonstrationen gegen Tito teil³⁶. Vom Staat geforderte Gemeinschaftsveranstaltungen der verschiedenen Nationalitätengruppen³⁷ sollen nach aussen demonstrieren, dass «die marxistisch-leninistische Nationalitätenpolitik ... in Rumänien einen neuen welthistorischen Sieg errungen» hat³⁸.

Diese Tendenz bleibt auch den Volksdeutschen Rumäniens nicht verborgen, die es dennoch begrüßen, wenn im rumänischen Staatsverlag neben kommunistischen Propagandabroschüren deutsche Klassikerausgaben in manchmal mustergültiger Ausstattung erscheinen oder wenn die Saison des Temeschburger deutschen Theaters 1956 mit «Minna von Barnhelm» eröffnet wird. In den Literaturzeitschriften kommen neben den marxistischen Propagandisten anerkannte volksdeutsche Schriftsteller wie Erwin Wittstock oder Oskar Walter Cissek zu Wort. Mittelbar dient zweifellos auch diese Förderung dem kommunistischen System. Ohne Zweifel schafft die staatliche Unterstützung des evangelischen theologischen Seminars in Hermannstadt wie die staatliche Besoldung der Geistlichen aller rumänischen Konfessionen eine gewisse Abhängigkeit der Kirchen vom Staat³⁹. Dennoch muss es unter den Aspekten von 1945 als Fortschritt erscheinen, dass deutsche Theater- und Konzertaufführungen in Hermannstadt, Kronstadt und Temeschburg überhaupt wieder stattfinden konnten und können, dass sich in Rumänien – wenn auch unter eindeutig politischen Vorzeichen – ein deutsches Kulturleben entwickeln konnte, das seinem Charakter nach allerdings bis zu einem gewissen Grade mit dem dirigierten Kulturleben der deutschen Sowjetzone verglichen werden kann.

b. Die Bolschewisierung und Kollektivierung des Wirtschaftslebens.

Im wirtschaftlichen Bereich hatten sich die rumänischen Kommunisten in den ersten Nachkriegsjahren mit der Durchführung der anfangs auch von den Nationaltaranisten befürworteten Bodenreform begnügt. Als dann bis zum Ende des Jahres 1947 die demokratischen Oppositionsparteien endgültig ausgeschaltet waren und das Königtum beseitigt war, war der Weg frei für eine systematische Umgestaltung und Neuordnung des gesamten rumänischen Wirtschaftslebens im bolschewistischen Sinne.

36 Vgl. Bericht Nr. 68, S. 303.

37 Vgl. Bericht Nr. 66, S. 294; auch Schulz, a.a.O., S. 94.

38 So Schulz. a.a.O., S. 101 f.

39 Die Kirchen unterliegen den Regelungen des sogenannten Kultgesetzes. Dekret Nr. 177/1948 vom 3. August 1948 «über die allgemeine Regelung der religiösen Kulte» (veröff.: Monitorul Oficial I, Nr. 178/1948, 4.8.). – Vgl. dazu Bericht Nr. 68, S. 301. – Zur Stellung der deutschen evangelischen Kirche im heutigen Rumänien vgl. Hartmut Bunke, Rumänien (mit Vorwort von M. Niemöller 1957), S. 71 ff., auch S. 43 ff.; ferner H. Henrich, in «Frankfurter Rundschau», 3.12.1955.

Als erste einschneidende Massnahme in dieser Richtung muss – nach der Verstaatlichung der Rumänischen Nationalbank Ende Dezember 1946⁴⁰ – die Währungsreform vom 15. August 1947 angesehen werden, die einerseits der herrschenden Inflation Halt gebot, gleichzeitig aber die Privatwirtschaft ihrer flüssigen Betriebskapitalien beraubte, um sie damit von der staatlichen Kreditpolitik abhängig zu machen⁴¹. Unerfüllbare Steuerforderungen führten in der Folgezeit zur Liquidierung zahlreicher Unternehmen, deren Besitzer als «Saboteure» verhaftet und verurteilt wurden⁴². Andere «Kapitalisten» wurden wegen angeblicher Hintergehung der Ablieferungsbestimmungen für Gold und Devisen inhaftiert und aus ihren Betrieben verdrängt⁴³. Nachdem noch die im April 1948 verabschiedete Verfassung ein Privateigentum auch im industriellen Bereich grundsätzlich anerkannt hatte, beschloss die Grosse Nationalversammlung der Rumänischen Volksrepublik am 11. Juni 1948 ein Gesetz «über die Verstaatlichung von Industrie-, Bank-, Versicherungs-, Hütten- und Transportunternehmen»⁴⁴, auf Grund dessen bis Mitte 1950 1'609 Betriebe der verschiedensten Produktionszweige, im Allgemeinen entschädigungslos, enteignet und in Staatseigentum übergeführt wurden⁴⁵. Ende 1952 befanden sich 96,5% aller industriellen Produktionsbetriebe in staatlicher Hand⁴⁶.

Fast gleichzeitig mit der Verstaatlichung der Industrie, die auch die grösseren, mechanisierten Handwerksbetriebe mit einbezog, begann die «Sozialisierung des Gross- und Einzelhandels, der sich ebenfalls nur wenige kleinere Geschäfte entziehen konnten»⁴⁷. Ein besonderes Dekret verfügte am 2. April 1949 die Nationalisierung aller Apotheken, Drogerien und Laboratorien⁴⁸. Den Schlussstein in dieser Politik der Zerstörung des bürgerlichen Privateigentums bildete das Immobilien-Enteignungs-Dekret vom 19. April 1950. das neben Mietshäusern-»Immobilien, die den Ausbeutern des Wohnraumes gehören» – auch die Häuser der enteigneten Industriellen, Gutsbesitzer, Bankiers, Grosshändler und «aller anderen Elemente der Grossbourgeoisie» verstaatlichte, «um den Ausbeutern ein wichtiges Mittel der Ausbeutung aus der Hand zu nehmen»⁴⁹. In zahlreichen Fällen waren die Besitzer freilich schon lange vorher aus ihren Häusern und Woh-

40 Durch Dekret-Gesetz Nr. 1056 vom 20. Dezember 1946 (veröff.: Monitorul Oficial I, Nr. 298/1946). – Vgl. Conrad, Die Wirtschaft Rumäniens (1953), S. 14 f.

41 Vgl. Conrad, a.a.O., S. 13 f.; Prost, Destin de la Roumanie, S. 208 ff.; Cretzianu, Captive Rumania, S. 104 ff. – Vgl. dazu Berichte Nr. 67, S. 295 f.; Nr. 68, S. 298.

42 Vgl. dazu Prost, a.a.O., S. 211, 234 f.; Conrad, a.a.O., S. 50.

43 Vgl. Berichte Nr. 67, S. 296; Nr. 68, S. 299. – 7. Dazu Cretzianu, a.a.O., S. 107 f.

44 Vgl. den Text des Dekret-Gesetzes, Anlage 12, S. 165 E ff. – Dazu Conrad a.a.O., S. 50; Prost, a.a.O., S. 235 f.; auch Bericht Nr. 67, S. 296.

45 Vgl. Conrad, a.a.O., S. 50; auch Schulz, Deutsche in Rumänien, S. 43.

46 Vgl. Conrad, a.a.O., S. 10.

47 Vgl. dazu Berichte Nr. 67, S. 296; Nr. 68, S. 300; Nr. 71, S. 312. – Nach Conrad (a.a.O., S. 10) waren bis Ende 1952 der gesamte Grosshandel und 76% des Einzelhandels verstaatlicht.

48 Dekret Nr. 134/1949 (veröff.: Buletinul Oficial Nr. 15^{II}/1949, 2.4., S. 87 f.). – Vgl. Bericht Nr. 67, S. 296.

49 Vgl. den Text des Dekrets, Anlage 14, S. 178 E f. – Dazu Prost, S. 239; sowie Berichte Nr. 68, S. 300; Nr. 71, S. 313.

nungen verdrängt worden⁵⁰. Das Verfügungsrecht der Haus- und Wohnungsinhaber war bereits im Februar 1949 durch das Gesetz über die Wohnraumbeschränkung erheblich eingeengt worden⁵¹.

Die gesamten Verstaatlichungsmassnahmen der Jahre 1947 bis 1950 kannten keinen Unterschied der Nationalität. Sie betrafen Deutsche und Rumänen gleichmässig, wenn auch der Anteil der Volksdeutschen in einzelnen Produktionszweigen, wie etwa unter den Apotheken-Inhabern, unverhältnismässig hoch war⁵². Den entschädigungslos enteigneten Fabrikanten und Geschäftsleuten wurde nur in wenigen Fällen Gelegenheit geboten, als Techniker, Berater und Angestellte in ihren alten Berufszweigen Verwendung zu finden⁵³. Die gewaltsam vorangetriebene Industrialisierung des Landes im Rahmen des ersten rumänischen Fünfjahresplanes von 1950 bewirkte freilich einen stetig steigenden Bedarf an technisch geschulten Arbeitskräften, der in zunehmendem Masse auch deutschen Technikern und Facharbeitern gute Aufstiegschancen bot⁵⁴.

Schon 1949 wurde zur Erweiterung des «sozialistischen Sektors» die Zusammenfassung der nicht enteigneten kleineren Handwerksbetriebe zu Produktionsgenossenschaften in Angriff genommen⁵⁵. Auch von diesen Bestrebungen wurden zahlreiche deutsche Handwerker betroffen, doch haben sich die Handwerkerkollektive, die 1951, bei insgesamt rund 30'000 Mitgliedern, über 3380 Geschäfte und Werkstätten verfügten⁵⁶, nur bedingt bewährt, so dass sie vielfach nach verhältnismässig kurzer Zeit wieder aufgelöst wurden⁵⁷.

Nachhaltiger konnten sich die Kollektivierungs-Bestrebungen der Kommunisten in der rumänischen Landwirtschaft auswirken. Schon bei der Neuverteilung des 1945 enteigneten Bodens blieb ein Teil des Landes dem Staat vorbehalten, der seinen Grundbesitz Anfang März 1948 durch die Übernahme der Kronländereien, nach dem 1. März 1949 durch die Enteignung der von der Bodenreform verschonten Mustergüter sowie

50 Vgl. Bericht Nr. 67, S. 296 mit Anm. 1.

51 Vgl. Prost, a.a.O., S. 238.

52 Vgl. allgemein oben, S. 20 E; für die Apotheken vgl. die dem Gesetz angefügte Liste der enteigneten Firmen und Geschäfte (Buletinul Oficial Nr. 15/1949, S 88 f f)

53 Vgl. Bericht Nr. 68, S. 300; auch Nr. 67, S. 296.

54 Nach einem Bericht der «Nachrichten aus der Rumänischen Volksrepublik» vom 13. April 1951 (Jg.3, Nr. 66) waren bis dahin «aus den Reihen der deutschen werktätigen Bevölkerung» bereits «über 300 Erfinder und Neuerer hervorgegangen; 250 sind Träger der Arbeitsmedaille, und 15 bekamen für aussergewöhnliche Leistungen den Arbeitsorden verliehen»; vgl. auch Schulz, a.a.O., S. 47; dazu Bericht Nr. 68, S. 303; sowie H. Bunke, Rumänien (1957), S. 78. – Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die hohe Zahl der deutschen technischen Mittelschulen (s. o., S. 104 E); auch die von Schulz (a.a.O., S. 83) erwähnten 638 Studenten deutscher Nationalität an rumänischen Hochschulen und Universitäten im Jahre 1953 dürften in erster Linie auf die technischen Fächer entfallen.

55 Vgl. dazu das Dekret Nr. 133-/1949 vom 2. April 1949 «über die Organisation von Kooperativgenossenschaften» (veröff.: Buletinul Oficial Nr. 15/1949, sowie Nr. 74/1951, 5. 7., S. 786 ff.).

56 Vgl. im Einzelnen Conrad, a.a.O., S. 70 f. – Dazu Berichte Nr. 67, S. 296; Nr. 71, S. 312; vor allem aber Nr. 80, S. 364.

57 Vgl. Bericht Nr. 80, S. 364; auch Conrad, a.a.O., S. 71.

der 50-ha-Restbetriebe weiter vergrösserte⁵⁸. Aus dieser Staatsreserve wurden, in verstärktem Masse nach 1948, Staatsgüter (fermille de stat) geschaffen, deren Zahl sich im Frühjahr 1949 auf 692 mit einer Gesamtbodenfläche von 662'000 ha belief⁵⁹. Weiteres Land suchte man durch die allmähliche Verdrängung der nicht enteigneten Grossbauern zu gewinnen, die unter schärfsten Abgaben- und Steuerdruck gesetzt wurden, um der Sabotage beschuldigt und enteignet zu werden, wenn sie ihr Soll nicht erfüllten⁶⁰.

Durch entsprechende Zwangsmassnahmen suchte die Regierung seit 1949 auch die Klein- und Mittelbauern, einschliesslich der Neubegüterten Kolonisten, zum Eintritt in die abgabemässig bevorzugten Produktivgenossenschaften zu bewegen, die in immer grösserer Zahl errichtet wurden⁶¹. Neben der eigentlichen Kollektivwirtschaft (Kolchos) gab es dabei die losere Form der Feldbestellungsgenossenschaft, die an die älteren Formen des ländlichen Genossenschaftswesens anknüpfte⁶². Wie in anderen volksdemokratischen Ländern wurden auch in Rumänien Maschinen-Traktoren-Stationen eingerichtet, die nur Staatsgütern und Genossenschaften zur Verfügung standen.

Für die enteigneten volksdeutschen Bauern, die zunächst vor allem auf den Staatsgütern Arbeit gefunden hatten⁶³, war es von Bedeutung, dass in die Kollektivwirtschaften in begrenztem Umfang auch Bauern ohne Landbesitz und Inventar aufgenommen werden konnten. Das fehlende Land wurde zum Teil aus der Staatsreserve zur Verfügung gestellt⁶⁴. Für die volksdeutsche Landbevölkerung bedeutete somit die Kollektivierung vielfach eine Besserung der Lebensverhältnisse, da sie sich innerhalb des Kollektivs, gerade den unerfahrenen Neubauern gegenüber, oft erfolgreich durchsetzen

68 Gemäss Dekret Nr. 83/1949 vom 1. März 1949 «über Ergänzung einiger Be, Stimmungen des Gesetzes Nr. 187/1945 (Verwirklichung der Agrarreform)» (veröff.: Buletinul Oficial Nr. 1/1949). – Vgl. dazu Prost, a.a.O., S. 232 f.; Conrad, a.a.O., S. 28.

59 Vgl. Conrad, a.a.O., S. 28 f.; die Zahl der Staatsgüter stieg bis Ende 1950 auf 2274 mit insgesamt 193'000 Arbeitern («La Nation Roumaine», Paris, Jg. 3, Nr. 55, 15.11.1950). – Vgl. dazu Berichte Nr. 66, S. 293; Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 368.

60 Vgl. Prost, a.a.O., S. 232, 234; Conrad, a.a.O., S. 30 (besonders die dort zitierte Erklärung des Parteisekretärs Gheorgiu-Dej aus dem Jahre 1950).

61 Vgl. Berichte Nr. 70, S. 308 f.; Nr. 71, S. 312; dazu bereits Bericht Nr. 64, S. 287. 62 Vgl. über die Entwicklung der Produktivgenossenschaften in der rumänischen Landwirtschaft vor allem Conrad, a.a.O., S. 31 ff. (mit genauen Zahlenangaben); dazu auch Cretzianu, a.a.O., S. 58 ff.; Schulz, a.a.O., S. 52 f.

63 Vgl. Berichte Nr. 66, S. 293; Nr. 69, S. 305; Nr. 70, S. 308 f.; auch Nr. 79, S. 361. – In den «Nachrichten aus der RVR» (Jg. 3, Nr. 66, 13. 4.1951) heisst es ausdrücklich: «In den MTS (Maschinen-Traktoren-Stationen) und Staatswirtschaften sind viele deutsche Landarbeiter tätig, die vielfach zu den besten Arbeitskräften zählen.»

64 Vgl. dazu Dekret Nr. 444/1953 vom 28. 10. 1953 «über die Übergabe von Reserveländereien an die Kolchosen zur ewigen Nutzung...» (Buletinul Oficial Nr. 43/1953). Die «Nachrichten» vermerken dazu (a. a. O): «Die Zahl der deutschen Kollektivbauern nimmt ständig zu. Immer mehr deutsche Klein- und landlose Bauern befreien sich von den alten Anschauungen ... und sehen ein, dass der einzige Weg, der zu Glück und Wohlstand führt, der Weg der Kollektivwirtschaften ist. Die Partei und Regierung kommen diesen werktätigen Bauern hilfsbereit entgegen und ermöglichen ihnen in vielen Fällen, den Kollektivwirtschaften ohne Grundbesitz beizutreten.»

konnte⁶⁵. Ende 1952 befanden sich allerdings unter insgesamt rund 165'000 Kollektivbauern erst 1'600 Volksdeutsche⁶⁶.

Die volksdeutschen Rückkehrer aus den sowjetischen Arbeitslagern wie die inzwischen herangewachsenen Jugendlichen haben auch in der neuen rumänischen Wirtschaft vielfach ihren Arbeitsplatz gefunden, sei es als Traktoristen oder Kollektivbauern in der Landwirtschaft, als Facharbeiter oder Techniker in der Industrie. Die Bolschewisierung der gesamten Wirtschaft bewirkte jedoch eine allgemeine Nivellierung und Proletarisierung, der sich auch die Volksdeutschen nicht entziehen konnten. Forciert wurde diese Entwicklung nicht zuletzt durch die überaus schwierigen Wohnungsverhältnisse, die vor allem in den mit der Industrialisierung allzu rasch anwachsenden Städten herrschen⁶⁷. Von einem volksdeutschen Wirtschaftsleben kann im heutigen Rumänien nicht mehr die Rede sein. Nachdem das geschlossene deutsche Bauerndorf als Wirtschafts- und Lebensform schon durch die Bodenreform zerstört worden war, haben die späteren Bolschewisierungsmassnahmen auch die traditionellen Lebensgrundlagen des deutschen Bürgertums, damit zugleich aber den deutschen Charakter seiner Städte vernichtet.

c. Umsiedlungen innerhalb des Landes.

Eine mittelbare Folge der rücksichtslos verwirklichten kommunistischen Wirtschaftspläne waren letztlich auch die rumänischen Zwangsumsiedlungen der Jahre 1951/52, von denen die volksdeutsche Bevölkerung besonders stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Dem versöhnlicheren Charakter, der die Politik des volksdemokratischen Rumänien gegenüber den Volksdeutschen seit 1948/49 bestimmt, widersprachen diese Aktionen freilich nur scheinbar, da sie in ihrem Ansatz nicht national, sondern wirtschaftlich-sozial bestimmt waren.

Die seit 1949 ständig verschärfte Kollektivierungs-Kampagne in der Landwirtschaft, die auch andernorts in Rumänien auf Widerstand gestossen war, hatte im Banat im Winter 1950/51 zu regelrechten Unruhen geführt⁶⁸. Angesichts der aussenpolitischen Lage kurz nach dem Höhepunkt der Tito-Krise mögen in der Sperrzone des jugoslawischen Grenzgebiets auch militärische Erwägungen für eine Ausschaltung derartiger Unsicherheitsfaktoren geltend gemacht worden sein. Die im Juni 1951 fast schlagartig einsetzenden Evakuierungen erfassten die Landgemeinden eines 35 bis 50 km breiten Gebietsstreifens entlang der rumänisch-jugoslawischen Grenze, wobei die Städte Temeschburg und Arad ausgespart wurden⁶⁹.

65 Vgl. Berichte Nr. 66, S. 293 f; Nr. 68, S. 303; auch Nr. 69, S. 305. Dazu auch Schulz, a.a.O., S. 54 f; sowie H. Bunke, Rumänien (1957), S. 78 ff.

66 Vgl. Schulz, a.a.O., S. 54, der allerdings zugleich erklärt, die Zahl der deutschen Kollektivbauern wachse «in letzter Zeit besonders rasch» (S. 55); für die Gesamtzahl der Kollektivbauern vgl. Conrad, a.a.O., S. 32.

67 Vgl. zur allgemeinen Wohnungssituation Berichte Nr. 68, S. 301; Nr. 93, S. 404, 407 f.; sowie S. 296 f., Anm. 1 (zum Bericht Nr. 67).

68 Vgl. Prost, Destin de la Roumanie, S. 256.

69 Vgl. Bericht Nr. 85, S. 379; dazu, allerdings mit falscher Terminangabe Conrad, Die Wirtschaft Rumäniens, S. 8.

III E

Die Aktion war sorgfältig vorbereitet und folgte im Wesentlichen dem Schema der Deportationen von 1945. Die örtlichen Volksräte hatten Listen aufgestellt, in die vor allem enteignete Gross- und Mittelbauern, daneben aber auch sonstige Einwohner, die als politisch unzuverlässig galten, aufgenommen wurden⁷⁰. Kurzfristig eingerückte Securitate- und Miliz-Einheiten⁷¹ sperrten die einzelnen Ortschaften einige Zeit vor Anlaufen der Aktion ab; Kommandos benachrichtigten die betroffenen Familien, die im Allgemeinen nur wenige Stunden Zeit hatten, um ihre Habe zu verpacken und in die bereitgestellten Waggon zu verladen⁷². Die Mitnahme des noch vorhandenen Eigentums war allerdings in fast unbegrenztem Umfang erlaubt; selbst Vieh konnte vielfach mitgeführt werden, wobei für die zurückgelassenen Besitztümer nach Inventarisierung eine Pauschalabfindungssumme gezahlt wurde⁷³. Gelegentliche Übergriffe und Ungenauigkeiten müssen wohl den örtlichen Behörden zur Last gelegt werden⁷⁴. Im Allgemeinen konnten sich die Transportzüge, in denen zumeist ein Waggon pro Familie zur Verfügung stand, noch am Tage der Aushebung nach Osten in Bewegung setzen⁷⁵.

In den vordem fast rein deutschen Bauerndörfern der schwäbischen Heide östlich Temeschburg war der Anteil der Schwaben unter den Deportierten besonders hoch. Aus Hatzfeld allein sollen etwa 1'000 deutsche Familien verschickt worden sein⁷⁶, für das gesamte Banat wird die Zahl der im Juni 1951 umgesiedelten Schwaben auf 30'000 bis 40'000 angesetzt⁷⁷. Von einer Beschränkung auf die Volksdeutschen, wie das im Jahre 1945 der Fall war, konnte jedoch nun keine Rede sein. Wie die Schwabendörfer wurden auch das bulgarische Altbeschenowa und besonders die zahlreichen serbischen Gemeinden der Grenzzone von den Evakuierungen erfasst⁷⁸. Madjaren und einzelne Tschechen wurden ebenso wie eine grosse Anzahl rumänischer Kulaken, ja sogar ein Teil der neuangesiedelten Flüchtlinge aus Bessarabien und der Bukowina von den Umsiedlungen

70 Vgl. Berichte Nr. 85, S. 379 f.; Nr. 87, S. 383; vgl. dazu auch Nr. 86, S. 382.

71 Vgl. Berichte Nr. 85, S. 379; Nr. 86, S. 380; Nr. 87, S. 383. – Die «Securitate» (Sicherheitspolizei) entsprach der sowjetischen NKWD (MWD); die im Januar 1949 geschaffene «Miliz» war an die Stelle des alten Gendarmerie- und Polizeikorps getreten (vgl. Keesing 18/19, 1948/49, S. 1790G; auch Prost, a.a.O., S. 220).

72 Über den Ablauf der Aktion vgl. im Einzelnen Berichte Nr. 85, S. 379; Nr. 86, S. 381 f. mit S. 381, Anm. 2; Nr. 87, S. 383 f.; Nr. 88, S. 388; Nr. 89, S. 396.

73 Vgl. Berichte Nr. 85, S. 375; Nr. 86, S. 381 f.; Nr. 87, S. 383 f.; Nr. 89, S. 396.

74 Vgl. Bericht Nr. 87, S. 383 f.

75 Vgl. Berichte Nr. 86, S. 382; Nr. 87, S. 384 f.; Nr. 88, S. 388; Nr. 89, S. 396.

76 Vgl. Nr. 88, S. 389; dazu allerdings Bericht Nr. 87, S. 385.

77 Dazu – neben unveröffentlichten Übersichtsberichten der Dokumentensammlung – G. Rhode, in Zeitschrift für Ostforschung, Jg. 2 (1953), S. 385; W. Krallert, in Südostdeutsche Heimatblätter, Jg. 4 (1955), S. 94. – Mit insgesamt nur 25'000 Verschleppten, einschliesslich der serbischen, madjarischen und rumänischen Zwangsumsiedler, rechnet ein Artikel in: «Neuland, Wochenschrift der Donauschwaben», 19. 10. 1955. Vgl. dazu Bericht Nr. 87, S. 385.

78 Vgl. Bericht Nr. 85, S. 380; vor allem aber Bericht Nr. 86, S. 381 mit Anm. 2; vgl. dazu auch Prost, a.a.O., S. 256; Conrad, a.a.O., S. 8.

betroffen⁷⁹, die entlang der Grenze, nach Turnu Severin hin, auch in fast nur rumänisch besiedeltes Gebiet Übergriffen⁸⁰.

Kleinere Gruppen jugoslawien-deutscher Flüchtlinge wurden aus den Grenzgemeinden lediglich in weiter landeinwärts gelegene Orte des Nordost-Banats übergeführt⁸¹. Die Transportzüge der übrigen Zwangsumsiedler wurden jedoch ins Altreich geleitet. Die Mehrzahl der Deportierten wurde in die nur dünn besiedelte Bărăgan-Steppe zwischen Donau und Ialomița verschickt, auf deren riesigen Weizen- und Baumwollfarmen neue Kollektivdörfer entstehen sollten⁸². Nur Teile fanden weiter nördlich in den landschaftlich ähnlichen Bezirken des Județ Brăila Unterkunft⁸³. Von Unterkunft konnte freilich zunächst kaum die Rede sein. Die Umsiedler erhielten grob vermessene Landflächen zugewiesen, auf denen sie sich zunächst provisorische Behausungen, zumeist nur notdürftig überdachte Erdhöhlen, bauen mussten⁸⁴. Schwierigkeiten bereitete, auch in der Folgezeit, vor allem die Wasserversorgung. Zumeist schon nach wenigen Tagen oder Wochen wurde jedoch mit primitivsten Hilfsmitteln die Errichtung der geplanten Neusiedlungen begonnen, deren Häuser, von den Deportierten selbst in behelfsmässig organisierter Zusammenarbeit erbaut, einschliesslich Schule, staatlicher Verkaufsstelle und Miliz-Station, im Allgemeinen noch vor Einbruch des Winters unter Dach waren⁸⁵. Die Arbeitsfähigen wurden zumeist zur Arbeit auf den Staatsgütern verpflichtet⁸⁶. Im Laufe der Zeit kehrten nach den geradezu katastrophalen Anfängen in den meisten Neugemeinden einigermassen geordnete Verhältnisse ein, wobei sich auch ein erträgliches Zusammenleben der völlig wahllos durcheinandergewürfelten Deutschen, Rumänen, Serben und Madjaren einstellte⁸⁷.

79 Vgl. Berichte Nr. 85, S. 380; Nr. 86, S. 382; Nr. 87, S. 384; Nr. 88, S. 388. – Die Zahlen für die Gemeinde Sackelhausen (Sacalaz) bei Temeschburg (Bericht Nr. 86, S. 382) – 60 deutsche und 320 rumänische Familien – sind nur so zu erklären, dass die vor dem Krieg fast rein schwäbische Gemeinde (1941: 3'499 Deutsche, 275 Rumänen) nach der Evakuierung der Volksdeutschen im September 1944 einen starken Zustrom rumänischer Kolonisten erlebt hatte (vgl. die Zahlen oben, S. 91 E, Anm. 65). Die offensichtlich auf die Gemeinde Warjasch (Varia?), Plasa Sännicolaul-Mare, zu beziehenden Zahlen des Berichts Nr. 85 (S. 380) sind im Ansatz nicht ganz genau.

80 Vgl. Bericht Nr. 85, S. 379.

81 Vgl. Bericht Nr. 69, S. 304 mit Anm. 2.

82 Vgl. Berichte Nr. 85, S. 380; Nr. 87, S. 385; Nr. 88, S. 388 f., 390; auch S. 381, Anm. 2 (zu Nr. 86); dazu Prost, a.a.O., S. 256; Conrad, a.a.O., S. 8. – Die rumänischen Agrarreformen nach dem ersten Weltkrieg hatten für die Grossgüter in der südost-rumänischen Steppe Ausnahmebestimmungen gelten lassen, da dieses Gebiet nur in extensiven Grossbetrieben wirtschaftlich bearbeitet werden kann. Die kommunistische Reform von 1945 hatte auf wirtschaftliche Erwägungen auch hier keine Rücksicht genommen (vgl. Prost, a.a.O., S. 202).

83 Vgl. etwa Bericht Nr. 89, S. 396; dazu Bericht Nr. 85, S. 380; Prost, a.a.O., S. 256.

84 Vgl. vor allem die unter Nr. 88 veröffentlichten Briefe (S. 388 ff.); entsprechend Bericht Nr. 87, S. 385 f.; Nr. 89, S. 396; Nr. 90, S. 398; dazu S. 381, Anm. 2 (zu Bericht Nr. 86); S. 389, Anm. 1 (zu Nr. 88).

85 Vgl. Bericht Nr. 87, S. 386 f.; Briefe Nr. 88, S. 390 ff., 394; Nr. 89, S. 396; auch Nr. 90, S. 398.

86 Vgl. etwa Bericht Nr. 87; S. 387; Nr. 88, S. 391, 393 ff., sowie S. 389, Anm. 1; Nr. 89, S. 397.

87 Vgl. Bericht Nr. 87, S. 387; Nr. 88, S. 389 mit Anm. 1; Nr. 89, S. 397.

In ihrem Umfang geringer waren die Evakuierungen, die durch ein am 9. Februar 1952 erlassenes Dekret verfügt wurden, um eine Entlastung der städtischen Zentren herbeizuführen⁸⁸. Die rasch fortschreitende Industrialisierung im Rahmen der kommunistischen Planwirtschaft hatte besonders in Bukarest wie in den Städten Siebenbürgens zu einer Überfüllung der Städte geführt, der durch die Aussiedlung der aus dem Wirtschaftsleben ausgeschalteten Angehörigen der «Bourgeoisie» bis zu einem gewissen Grade abgeholfen werden sollte. Zur Evakuierung vorgesehen wurden die Familien der «Kriegsverbrecher» und politischen Häftlinge, sowie die Angehörigen der ins Ausland Geflohenen, weiterhin entlassene Beamte und Offiziere, enteignete Kaufleute, Industrielle und Grossbauern, vorbestrafte Saboteure und Arbeitslose unter 70 Jahren. Im Gegensatz zu der ersten Kategorie, die bei Mitnahme von nur 50 kg Gepäck ihren neuen Wohnsitz zugewiesen erhielten, konnten die zuletzt Genannten mit ihrer gesamten Habe an einen frei zu wählenden Ort umziehen, der allerdings mehr als 50 km vom alten Wohnort entfernt sein musste.

Die Durchführung der Evakuierungen begann unmittelbar nach der Verkündung des Dekrets und noch vor seiner Veröffentlichung in Bukarest⁸⁹. Für den Anteil der Deutschen an den in der Hauptstadt von der Evakuierung Betroffenen, die zumeist in die Lager am Donau-Schwarzmeer-Kanal und an der Bicaz-Talsperre sowie ebenfalls in die Bărăgan-Steppe verbracht wurden, liegen Anhaltspunkte, nicht vor. Nur wenige Tage später wurden jedoch auch die siebenbürgischen Städte von der Evakuierungswelle erfasst. Besonders aus Kronstadt und den Burzenländer Bauerndörfern der unmittelbaren Umgebung wurden schätzungsweise 2'000 Sachsen evakuiert⁹⁰, die in ihrer Mehrzahl in Elisabethstadt, zum Teil in Mediasch, Schässburg und kleineren Orten, sämtlich aber innerhab Siebenbürgens, Unterkunft fanden⁹¹. In kleinerem Ausmass fanden auch in Mühlbach, Broos und anderen Städten Evakuierungen statt⁹², während Hermannstadt überraschenderweise fast völlig ausgenommen blieb, obwohl es 1953 wie schon vorher Kronstadt, das neue «Stalinstadt» (Oraşul Stalin), zur Arbeiterstadt erhoben wurde⁹³.

Das Los der Evakuierten war nicht leicht, wenn auch besser als das der Bărăgan-Verschleppten. Wohnraum war auch in den Aufnahmeorten knapp, geeignete Arbeit nur

88 Veröff.: Buletinul Oficial Nr. 9/1952, 16. Februar 1952. Eine ungenaue Wiedergabe des Textes (in Übersetzung) findet sich in «Neuland. Wochenschrift der Donauschwaben», Jg. 5, Nr. 25, 25. 6. 1952; vgl. genauer die Zusammenfassung bei Prost, a.a.O., S. 259.

89 Vgl. Prost, a.a.O., S. 259; Conrad, a.a.O., S. 7.

90 Vgl. für die Durchführung der Evakuierungen in Kronstadt vor allem Bericht Nr. 93, S. 402 ff.; vgl. auch Berichte Nr. 68, S. 300; Nr. 92, S. 401; dazu Prost, a.a.O., S. 259. – In Kronstadt wurden fast ausschliesslich Deutsche evakuiert (vgl. Bericht Nr. 92, S. 402; allerdings auch Nr. 93, S. 406).

91 Vgl. Berichte Nr. 92, S. 401; Nr. 93, S. 402, 405, 407.

92 Vgl. Berichte Nr. 92, S. 401 f.; Nr. 93, S. 405.

93 Für Hermannstadt vgl. Berichte Nr. 92, S. 402; Nr. 93, S. 406. – Auch in der «Arbeiterstadt» Kronstadt wurden die geräumten Wohnungen allerdings, den Berichten nach zu urteilen, nur zum Teil wirklich von Ingenieuren und Arbeitern, vielfach von Partei- und Miliz-Funktionären in Anspruch genommen (vgl. Nr. 93, S. 406).

schwer zu beschaffen, so dass die Mehrzahl in der Landwirtschaft der umliegenden Dörfer Arbeit suchen musste⁹⁴. Erst im Laufe der Jahre kam es auch hier zu einer Normalisierung. Die anfänglich strenge Beschränkung der Bewegungsfreiheit fiel, und manche fanden befriedigende Wohnungen und Anstellungen, so dass sie nur zum Teil von der Rückkehrerlaubnis, die ihnen ebenso wie den Banatern im Bărăgan 1955 erteilt wurde, Gebrauch machten⁹⁵.

d. Familienzusammenführung und Repatriierung.

In den ersten Jahren nach Kriegsende hatten die zum Teil unerträglichen Lebensbedingungen, politische Verfolgung und der Wunsch, den schon vorher evakuierten oder geflohenen Verwandten zu folgen, zahlreiche Volksdeutsche zum Verlassen der rumänischen Heimat getrieben. In vielfach abenteuerlicher Flucht gelang es ihnen, zum Teil mit Hilfe bestochener Grenzwachern, die rumänisch-ungarische Grenze zu überschreiten und sich durch Ungarn und die sowjetisch-besetzte Zone Österreichs nach Westen durchzuschlagen⁹⁶. Nicht wenige wurden schon an der Grenze gefasst und strafweise in rumänische Arbeitslager, nach Grosswardein und später in die Lager am Donau-Schwarzmeer-Kanal eingewiesen. Im Jahre 1947 wurde, ähnlich wie bei den Rückkehrern in Dobrudscha und Bukowina⁹⁷, auch den Banater Deutschen zum Teil Gelegenheit geboten, sich auf Antrag von den rumänischen Behörden ausweisen zu lassen, so dass es in vereinzelten Fällen zur legalen Abwanderung grösserer Gruppen kam⁹⁸. Die Festigung des kommunistischen Regimes, in Rumänien wie im benachbarten Ungarn, bewirkte in den Jahren 1948/49 einen deutlichen Rückgang des illegalen Grenzverkehrs, da die Grenzen hinfort sehr viel schärfer bewacht wurden.

Die veränderte Haltung des rumänischen Staates gegenüber den Volksdeutschen bewirkte zugleich eine leichte Besserung der allgemeinen, insbesondere auch wirtschaftlichen Lage, wenn auch das städtische Bürgertum gerade in diesen Jahren seiner Existenzgrundlage beraubt wurde. Ungelöst blieb in jedem Fall das Problem der auseinandergerissenen volksdeutschen Familien, das durch die Kriegseignisse, die nur teilweise durchgeführte Evakuierung der Banater Schwaben und die Rückführung der in Niederösterreich überrollten Flüchtlinge entstanden war. Zehntausende von Kriegsgefangenen und Verschleppten, die oft entgegen ihrem Willen nach Ost- und Westdeutschland entlassen wurden, hatten die Zahl der Getrennten weiter erhöht.

94 Vgl. Berichte Nr. 92, S. 401; Nr. 93, S. 405 ff.

95 Vgl. Bericht Nr. 93, S. 407; für die Rückkehrerlaubnis auch Nr. 92, S. 402. – Vgl. dazu S. 117 E.

96 Vgl. die ausführlichen Darstellungen der Berichte Nr. 82, S. 369 ff. (Herbst 1945); Nr. 83, S. 371 ff. (Oktober 1946); Nr. 84, S. 375 (August 1947); vgl. ferner Berichte Nr. 47, S. 231; Nr. 51, S. 244; Nr. 74, S. 333; Nr. 77, S. 354; sowie S. 360 Anm. (zu Bericht Nr. 78).

97 Vgl. oben, S. 95 E mit Anm. 97.

98 Vgl. dazu S. 375, Anm. 1 (zu Bericht Nr. 84).

In beschränktem Umfang waren 1949/50, teils auf unmittelbaren Antrag bei den rumänischen Behörden, teils durch Vermittlung des französischen Konsulats in Bukarest, Ausreisegenehmigungen erteilt worden, wobei die Antragsteller freilich in den meisten Fällen jahrelang auf die Erledigung ihrer Gesuche warten mussten⁹⁹. Zu einer systematischeren Zusammenführungs-Aktion kam es in den Jahren 1950/51 durch Vermittlung der Bukarester Vertretung der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik, die mit den bisher tätigen französischen Stellen zusammenarbeitete. In acht Transporten wurde im Herbst 1950 und in den Monaten Mai bis Dezember 1951 etwas mehr als 1'000 Volksdeutschen, deren Angehörige in Deutschland lebten, das Verlassen Rumäniens ermöglicht¹⁰⁰, wobei die in diesen Transporten Auçreisenden im Rahmen der Ausfuhrbestimmungen ihre gesamte bewegliche Habe mitführen konnten¹⁰¹. Die Betreuung durch die sowjetzonalen Dienststellen war – offensichtlich aus politischen Gründen – betont sorgfältig, obwohl die überwiegende Mehrzahl der Antragsteller zu Angehörigen in Westdeutschland fuhren. Die Weiterleitung in die Bundesrepublik verlief, nach kurzen Quarantäneaufenthalten in den Lagern Oelsnitz/Vogtland oder Bischofswerda ohne Schwierigkeiten¹⁰².

Schon im Jahre 1952 fanden jedoch derartige Transporte nicht mehr statt. In den Jahren 1952 bis 1956 passierten insgesamt nur 269 Rumänien-Deutsche die Grenzdurchgangslager der Bundesrepublik¹⁰³. Die Gesamtzahl der Volksdeutschen, die Rumänien in diesem Zeitraum mit Einzelreisegenehmigungen verlassen konnten, dürfte kaum höher sein.

Das Gesamtproblem der Familienzusammenführung ist – das bleibt ausdrücklich festzustellen – noch immer ungelöst. Im Herbst 1956 lagen mehr als 10'000 Anträge auf Ausreise zu Verwandten in der Bundesrepublik vor¹⁰⁴. Die Ungeklärtheit der Situation und das Ausbleiben einer Entscheidung über diese Anträge gab umgekehrt der im Som-

99 Vgl. dazu Bericht Nr. 76» S. 339. – Eine ausführliche Schilderung der notwendigen Formalitäten findet sich in einem Bericht der Dokumentensammlung.

100 Vgl. Berichte Nr. 66, S. 294; Nr. 67, S. 297; Nr. 68, S. 304. Weitere unveröffentlichte Berichte mit genauen Darstellungen befinden sich in der Dokumentensammlung. – Besondere Schwierigkeiten bereitete die Ausreise aus dem Deportationsgebiet in der Bărăgan-Steppe, die jedoch in Einzelfällen ebenfalls gelang (vgl. Bericht Nr. 87, S. 388; sowie Nr. 88, S. 394, 396). – Nach Aufstellungen des Bundesministeriums für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte wurden in den Jahren 1950/51 in den Grenzdurchgangslagern der Bundesrepublik insgesamt 1044 Volksdeutsche aus Rumänien registriert. Die tatsächliche Zahl mag noch um ein geringes höher gewesen sein.

101 Einzelreisenden waren seit Juli 1950 nur noch 40 kg (bei Berufstätigen 70 kg) Handgepäck gestattet.

102 Vgl. Bericht Nr. 67, S. 297.

103 Nach Angaben des Bundesministeriums für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte; von diesen 269 entfallen fast zwei Drittel (176) auf das Jahr 1956.

104 Eine Delegation des Deutschen Roten Kreuzes übergab im Oktober 1956 in Bukarest Listen mit den Namen von 8432 Volksdeutschen, die Ausreisegenehmigungen zu nahen Verwandten in der Bundesrepublik beantragt hatten, wobei eine Nachtragsliste mit 2'500 Namen in Aussicht gestellt wurde (nach Bericht der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 19.10.1956).

mer 1955 eingeleiteten Repatriierungs-Aktion der rumänischen Regierung auch bei den Volksdeutschen gewisse Erfolgsaussichten.

Neben dem Wunsch, die Kritik der Emigration im westlichen Ausland auszuschalten, wird diese Aktion vor allem durch den im Lande nicht mehr zu deckenden Bedarf an Arbeitskräften veranlasst worden sein. Ein im Juni 1955 veröffentlichtes Dekret sicherte allen Rückkehrern völlige Straffreiheit zu¹⁰⁵. Unter Hinzuziehung prominenter Politiker der ehemaligen demokratischen Parteien, des Sozialdemokraten Titel Petrescu, des liberalen Ex-Aussenministers Tatarescu und des Maniu-Neffen Jonel Pop wurde wenig später ein «Nationales Repatriierungskomitee» gebildet, dem auch verschiedene Volksdeutsche, Chefredakteur Anton Breitenhofer vom «Neuen Weg», der Schriftsteller Bulhardt und andere angehörten. Rundfunk- und Presssauftrufe, ein eigenes Presseorgan «Glasul Patriei» (Stimme des Vaterlandes), Auslandsdienststellen und Delegationen forderten alle Flüchtlinge und Emigranten zur Rückkehr nach Rumänien auf. Selbst die deutsche Evangelische Landeskirche musste die ausgegebenen Parolen übernehmen.

Das Echo unter den Auslands-Rumänen wie unter den Volksdeutschen Flüchtlingen war schwach. Schätzungen von 3'000 Volksdeutschen, die bis Jahresende 1956 nach Rumänien zurückgekehrt sein sollen, dürften bereits zu hoch greifen; andere Angaben sprechen von 450 schwäbischen Rückkehrern im rumänischen Banat¹⁰⁶. Dass sich trotz allem eine gewisse Zahl zur Rückkehr in die Heimat, auch unter kommunistischer Herrschaft, entschloss, kann nicht als Zustimmung zum Regime gedeutet werden, sondern zeigt nur den noch völlig ungebrochenen Zusammenhalt der volksdeutschen Familien- und Gemeindeverbände, der zehn und mehr Jahre der Trennung überdauert hat.

105 Dekret Nr. 253/1955 «über Erleichterung einer Repatriierung rumänischer und ehemals rumänischer Staatsangehöriger und Amnestie der Repatriierten» (veröff.: Buletinul Oficial, Nr. 18/1955, 30.6.1955; abgedruckt: Colecție de Legi, Decrete, Hotărîri și Dispozitii, hg. Min. der Justiz, Bukarest, Jg. 1955, H. III, S. 72 f.). – Die Befristung der Amnestie bis zum 23. August 1956 wurde durch ein zweites Dekret (Nr. 174/1956; veröff.: Buletinul Oficial Nr. 17/1956, 1. 6. 1956; abgedruckt Colecție de Legi, Jg. 1956, H. III, S. 20) bis zum 30. Dezember 1958 verlängert.

106 Die Darstellung der Repatriierung-Aktion folgt im Wesentlichen zwei unveröffentlichten Berichten der Dokumentensammlung, denen auch die Zahlenangaben entnommen sind.

Kapitel VI.

Die gegenwärtige Situation des Deutschtums in Rumänien – Statistischer Überblick.

Stalins Tod und die allmähliche Auflockerung seines Systems begannen sich 1954 auch in Rumänien auszuwirken. Das Tempo der Zwangskollektivierung wurde wesentlich verlangsamt. Die sogenannten administrativen oder Verwaltungsstrafen wurden abgeschafft, die Mehrzahl der in den vorhergehenden Jahren oft ohne Haftbefehl und Urteil Inhaftierten wurde freigelassen. Die berüchtigten Zwangsarbeitslager am Donau-Schwarzmeer-Kanal wurden im Allgemeinen noch 1954 aufgelöst, die Arbeiten am Kanal suspendiert¹. Nach einer durchgreifenden Reorganisation der Staatssicherheitspolizei (Securitate) kam es schliesslich im Herbst 1955 zur Verkündung einer umfassenden Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen, die die überlebenden Insassen der Lager und Gefängnisse auf freien Fuss setzte².

Befanden sich schon unter den 1954/55 entlassenen Häftlingen zahlreiche Deutsche, so wirkten sich andere Erleichterungen in noch stärkerem Masse gerade auf die Volksdeutschen aus. Die 1952 aus den Industriestädten Siebenbürgens evakuierten Familien konnten, soweit sie Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten fanden, 1954/55 in ihre Heimatstädte zurückkehren³. Im Winter 1955/56 wurde den Zwangsumsiedlern in der Bărăgan-Steppe die Genehmigung zur Rückkehr ins Banat erteilt, wenn viele auch zunächst nicht in der Lage waren, die kostspielige Rückreise zu finanzieren⁴. Philipp Geltz wurde 1955 zum Minister für Kommunalwirtschaft und örtliche Industrie ernannt und zugleich mit der «Wiedergutmachung der dem Deutschtum infolge der vorangegangenen staatsbürgerlichen Diskriminierung zugefügten Schäden» betraut, während Anton Breitenhofer ins Zentralkomitee der Rumänischen Arbeiterpartei gewählt wurde. Die Tätigkeit des Ministeriums Geltz, das Zehntausende von Beschwerden bearbeitete, führte in der Tat im Sommer 1956 zum Erlass eines Dekrets über die Rückgabe von Wohnhäusern und Höfen an enteignete volksdeutsche Besitzer, auf Grund dessen bis zum Jahresende

1 Die 1949 in Angriff genommenen Arbeiten an dem Riesenprojekt des Kanals, der zwischen Cernavoda und Poarta-Alba nördlich Konstanza eine wesentlich verkürzende Schiffsstrasse schaffen sollte, wurden fast ausschließlich durch den Einsatz von Zwangsarbeitern vorangetrieben. Vgl. dazu Cretzianu, *Captive Rumania*, S. 37, 40, 78 f.; auch Conrad, *Die Wirtschaft Rumäniens*, S. 75 f.

2 Dekret Nr. 421/1955 «über den Erlass bestimmter Strafen und die Amnestie bestimmter Verbrechen» (veröff.: *Buletinul Oficial* Nr. 27/1955, 24.9.1955; abgedr.: *Colecție de Legi*, Jg. 1955, H.V., S.20 f.).

3 Vgl. *Berichte* Nr. 92, S. 402; Nr. 93, S. 406 f.; auch oben S. 114 E.

4 Vgl. u.a. *Bericht* Nr. 91, S. 399 mit Anm. 2.

1956 22'000 Volksdeutsche ihre Höfe und Häuser zurückerhalten haben sollen⁵. Rund 1'500 Deutsche waren im Dezember 1956 als Deputierte in den Volksräten des Landes tätig⁶, und in den allgemeinen Wahlen vom 3. Februar 1957 wurde neben Geltz und Breitenhofer auch Bischof Friedrich Müller zum Mitglied der Grossen Nationalversammlung gewählt⁷.

Freilich waren die Neuerungen für die Deutschen nicht immer vorteilhaft. Die Vergünstigungen, die den mit ihrem Landbesitz in die Kolchose eingetretenen rumänischen Bauern im Jahre 1956 gewährt werden mussten, verschlechterten die Lage der zum Zeitpunkt ihres Eintritts landlosen deutschen Mitglieder. Auch die Rückgabe der Häuser war mit Schwierigkeiten verbunden, da die deutschen Besitzer die aufgelaufenen Steuerlasten begleichen, die Häuser renovieren und sich überdies vielfach weiter mit dem einsitzenden rumänischen Kolonisten abfinden mussten. Alles in allem ist die rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Stellung der Volksdeutschen in Rumänien jedoch heute zweifellos besser als die der deutschen Gruppen in den anderen Oststaaten.

Die verhältnismässig günstige Position der Deutschen Rumäniens darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das rumänische Deutschtum in seinen Grundfesten erschüttert und bedroht ist. Die erreichte Gleichberechtigung beruht auf der wenigstens äusserlichen Einordnung der Deutschen in den kommunistischen Staat. Deutsche Vereinigungen, deutsches Kulturleben sind nur unter den politischen Vorzeichen der herrschenden Ideologie möglich. Der Kommunismus bedient sich der nationalen Formen, um das nationale Bewusstsein als Grundlage einer oppositionellen Haltung auszuscheiden. Noch ist die politische Beeinflussung nur wenig unter die Oberfläche gedrungen. Noch ist es auch, trotz Zerstörung der deutschen Dorfgemeinschaft und des geschlossenen deutschen Bürgertums der Städte, zu einer Vermischung mit anderen Nationalitäten in grösserem Umfang nicht gekommen. Dennoch erscheint die Zukunft des rumänischen Deutschtums mehr denn je gefährdet.

*

Die Zahl der heute noch in Rumänien lebenden Volksdeutschen ist verhältnismässig genau zu bestimmen. Am 25. Januar 1948 und am 21. Februar 1956 fanden in der Rumänischen Volksrepublik allgemeine Volkszählungen statt, deren veröffentlichte Ergeb-

5 Der Wortlaut des Gesetzes stand nicht zur Verfügung. Nach Pressemeldungen verfügte das in den ersten Junitagen 1956 veröffentlichte Dekret, dass rumänische Staatsangehörige ungarischer und deutscher Nationalität ihre verstaatlichten Häuser und Hausgrundstücke oder gleichwertige Anwesen zurückerhalten sollten; wo eine Rückgabe nicht möglich wäre, sollten Entschädigungen gezahlt, langfristige Kredite und Bauzuschüsse gewährt sowie gegebenenfalls Baugrundstücke aus staatlichem Besitz zugewiesen werden (vgl. etwa Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.6.1956). Angaben über die Durchführung finden sich in unveröffentlichten Berichten der Dokumentensammlung.

6 Nach einem Bericht der Deutschen Presseagentur (dpa) aus Bukarest vom 9. 12. 1956 (nach Bericht der amtlichen rumänischen Nachrichtenagentur Agerpress). – Im Dezember 1953 waren in Rumänien insgesamt 135 220 Deputierte in die Volksräte gewählt worden (Keesing 23, 1953, S. 4307 D); vgl. die Zahlen oben S. 102 E mit Anm. 13.

7 Vgl. Meldungen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (2.2.1957; 5.2.1957).

nisse auch die Nationalitätenverhältnisse berücksichtigen⁸. 1956 wurde, wie schon 1930, getrennt nach Muttersprache und Nationalität, 1948 nur nach der Muttersprache gefragt. Die Resultate der Zählungen sind in ihrer Verlässlichkeit kaum anzuzweifeln, da die Durchführung des Zählverfahrens, jedenfalls 1948, noch von den Fachleuten des alten Statistischen Zentralinstituts betreut wurde, eine Verschleierung der tatsächlichen Verhältnisse angesichts der von Partei und Regierung vertretenen Nationalitätenpolitik überdies kaum motiviert wäre.

In der Zählung von 1948 gaben in Rumänien 343'913 Personen – 2,2% der gezählten Gesamtbevölkerung von 15,9 Millionen – Deutsch als ihre Muttersprache an. Der Anteil der städtischen Bevölkerung an der Gesamtzahl der Deutschsprechenden entsprach dem des Jahres 1930⁹. Nach Gebieten aufgeschlüsselt ergab sich folgendes Bild:

Siebenbürgen	157 105
Banat	171 022
Sathmar	3 939
Süd-Bukowina	4 189
Dobrudscha	462
<u>Alt-Rumänien</u>	<u>7 196</u>
Rumänien insgesamt	343 913

Für Siebenbürgen ermittelte die Evangelische Landeskirche bereits im Juni 1948 auf Grund interner Erhebungen 173'737 Deutsche¹⁰. Nach der jüngsten amtlichen Zählung im Februar 1956 hatte Rumänien 382'400 Einwohner deutscher Nationalität, während 391'388 Deutsch als Muttersprache nannten¹¹. Da die Veröffentlichung der vorläufigen Ergebnisse von 1956 der durch die Verwaltungsreform von 1950/52 geschaffenen Regions-Einteilung folgt, sind die Vergleichsmöglichkeiten begrenzt. Der gegenüber 1948 zu verzeichnende Anstieg hat sich jedoch, da er vor allem auf die Rückkehr von Ver-

8 Für die Ergebnisse der Zählung von 1948 vgl.: A. Golopentia und D. C. Georgescu, «Popula'ia Republicii Populare Romane la 25 Ianuarie 1948. Rezultatele provizorii ale Recensământului» (Probleme Economice, hg. R. Manescu, Bukarest, Jg. 1948, H. 2, S. 28 ff.). Eine Übersicht über die Resultate der Zählung von 1956 wurde veröffentlicht in «Neuer Weg» und «Scănteia» vom 24. November 1956; abgedr. auch «Rumänien heute», hg. Österreichisch-Rumänische Gesellschaft (Wien), Jg. 5, Dez. 1956.

9 Mit 89'571 betrug der Anteil der Stadtbevölkerung 1948 26,0% gegenüber 25,9% bei der Nationalitätenzählung von 1930 (vgl. oben, S. 17 E f.). – Für die wichtigsten ehemals mehrheitlich deutschen Städte ergab die Zählung von 1948 folgende Zahlen (Einwohner deutscher Muttersprache): Hermannstadt 19'732, Kronstadt 8480, Temeschburg 16'139 (die gelegentlich irrtümlich angegebene Zahl von 30'630 für Temeschburg beruht auf einer Verstellung der Statistik in: Probleme Economice, a.a.O., S. 45). Für Vergleichszahlen s. oben, S. 15 E, Anm. 37.

10 Vgl. u.a. G. Rhode, «Die Deutschen im Osten nach 1945» (Zeitschrift für Ostforschung, Jg. 2, 1953, S. 335). Belegt auch durch Übersichtsberichte der Dokumentensammlung.

11 Die Gesamtbevölkerung Rumäniens betrug nach der Zählung von 1956 17,5 Millionen, so dass der Anteil der Deutschen mit 2,2% gleichgeblieben ist.

schleppten und Gefangenen zurückzuführen ist, gleichmässig auf die verschiedenen volksdeutschen Siedlungsgebiete verteilt. Die Gesamtzahl der Deutschen in Siebenbürgen und dem Banat einschliesslich Sathmars stieg von 332'066 Deutschsprechenden im Jahre 1948 auf 366'194 Einwohner deutscher Nationalität bzw. 369'477 mit deutscher Muttersprache im Jahre 1956¹². Die 1951 in die Bărăgan-Steppe deportierten Banater Schwaben waren bis zum Februar 1956 in ihrer grossen Mehrzahl wieder ins Banat zurückgekehrt, so dass sie in den Volkszählungsergebnissen kaum noch ins Gewicht fallen¹³.

Bemerkenswert ist jedoch, dass in Rumänien 1956, wie eine Gegenüberstellung der Zahlen für die einzelnen Provinzen zeigt, noch immer mehr als 12'500 Angehörige anderer Nationalitäten Deutsch als Muttersprache angaben¹⁴, während sich andererseits rund 3'500 nicht Deutsch sprechende Sathmarer und Siebenbürger noch immer oder wieder zu ihrer deutschen Volkszugehörigkeit bekannten¹⁵. Man muss diese Faktoren auch bei der Beurteilung der Muttersprachenzahlen von 1948 berücksichtigen. Aus der amtlichen Zählung von 1956 wäre demnach eine Gesamtzahl von höchstens 380'000 Volksdeutschen zu entnehmen, wenn man Bekenntnis zum Deutschtum bei gleichzeitiger Beherrschung der deutschen Sprache zugrundelegt¹⁶. Von Seiten des Deutschen Antifaschistischen Komitees wurde die Zahl der Volksdeutschen in der Rumänischen Volksrepublik schon 1952 mit rund 400'000 angegeben¹⁷.

Lässt sich die Zahl der heute in Rumänien lebenden Deutschen verhältnismässig genau feststellen, sehr viel genauer, als dies für die deutschen Gruppen in Ungarn, Jugoslawien und der Tschechoslowakei möglich ist, so stösst doch der Versuch einer zahlenmässigen Bilanz des rumänischen Deutschtums, seiner Kriegs- und Nachkriegsverluste, auf beträchtliche Schwierigkeiten. Selbst ein Ansatz von 400'000 für das gegenwärtige Rumänien-Deutschtum ergäbe gegenüber den Vorkriegszahlen einen Rückgang von 350'000 bis 400'000. In Deutschland und Österreich lebten 1950, soweit feststellbar, rund 250'000, höchstens 260'000 Volksdeutsche, die innerhalb der rumänischen Gren-

12 Für die übrigen Gebiete ergaben sich folgende Zahlen:

	Nationalität Muttersprache	
Süd-Bukowina	3 900	5 393
Dobrudscha	737	612
Alt-Rumänien	11 569	15 904

13 In der Provinz Muntenia, zu der auch die Bărăgan-Steppe gehört, wurden 1956 insgesamt 9'877 Einwohner deutscher Nationalität und 13'693 mit deutscher Muttersprache gezählt, wovon jedoch 5'381 (8'987) allein auf Bukarest entfielen. Wenn man die 1948 in anderen Bezirken Munteniens nachgewiesenen Deutschen abzieht, bleiben für die Deportationsgebiete höchstens 3'000 bis 4'000 Deutsche.

14 Vor allem im Banat, in Bukarest und in der Süd-Bukowina (vgl. auch oben, Anm. 12).

15 Siebenbürgen und Sathmar sind in den veröffentlichten Ergebnissen der Zählung von 1956 nicht getrennt.

16 Vgl. die entsprechenden Berechnungen für 1930, oben, S. 16 E f.

17 Nach einer Angabe im Almanach 1952 der Zeitung «Neuer Weg»; zitiert: Schulz, Deutsche in Rumänien (1955), S. 38.

zen von 1939 beheimatet waren¹⁸. Die Zahl kann sich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur geringfügig verschoben haben, doch schafft das Fehlen genauer Angaben für die deutsche Sowjetzone schon hier einen gewissen Unsicherheitsfaktor. Eine für genaue Berechnungen notwendige Aufgliederung der Gesamtzahl nach den Herkunftsgebieten innerhalb Rumäniens ist an Hand der vorhandenen Unterlagen nicht möglich¹⁹. Darüber hinaus ist die Zahl der nach dem Kriege aus Deutschland und Österreich in andere europäische Länder und nach Übersee ausgewanderten Rumänien-Deutschen nicht einmal annähernd abzuschätzen; nach im Einzelnen nicht überprüfbareren Meldungen sollen allein rund 10'000 Banater Schwaben aus Österreich nach Frankreich gelangt sein, wo sie vor allem im Elsass Unterkunft fanden²⁰. Schon die Tatsache, dass die Zahl derjenigen, die Deutsch als ihre Muttersprache angaben, im Sathmar-Gebiet von 21'845 im Jahre 1930 auf nur 3939 im Jahre 1948 zurückging, obwohl aus Sathmar allenfalls 2'500 Deutsche evakuiert wurden²¹ zeigt, dass auch die restlichen 100'000 nicht kurzerhand als Kriegsverluste abgebucht werden dürfen²². Auf Grund kirchlicher Schätzungen wurden die Verluste der Rumänien-Deutschen an Gefallenen und in Gefangenschaft und Verschleppung Umgekommenen mit knapp 20'000 veranschlagt²³. Hohe Verluste hatten die in den eingegliederten polnischen Gebieten angesetzten rumänien-deutschen Umsiedler. Bei mehr als 160'000 Ansiedlern im Jahre 1944 muss hier, der allgemeinen Ver-

18 In der Bundesrepublik befanden sich nach dem Stand vom 13.9.1950 (Volkszählung) 148 596 Rumänien-Deutsche (Statistische Berichte, hg. Stat. Bundesamt. 21.1.1952), in Österreich nach dem Stand vom 1.10.1950 insgesamt (eingebürgerte und noch nicht eingebürgerte) 51'267 (öst. Forschungsinstitut für Wirtschaft und Politik, Berichte und Informationen, H. 284, 28.12. 1951, S. 5 f.), während für West-Berlin etwa 1'000 angesetzt wurden. Am 1.1.1957 wurden in Österreich 16'457 nicht eingebürgerte Rumänien-Deutsche gezählt, während die Zahl der eingebürgerten Familien (!) mit 19'026 angegeben wurde. Für die sowjetische Besatzungszone liegen lediglich die Zahlen der Volkszählung vom 29.10.1946 vor, nach denen in der Sowjetzone damals 57'000, in den Westzonen und Berlin gleichzeitig 109'000 Rumänien-Deutsche lebten (vgl. Statistisches Taschenbuch über die Heimatvertriebenen, hg. Statistisches Bundesamt. 1953, S. 3).

19 Für die Rumänien-Deutschen in Österreich wird in der zitierten Abhandlung («Das wahre Zahlenbild der Volksdeutschen», Berichte und Informationen, a.a.O.) eine Aufgliederung versucht.

20 Vgl. «Banater im Elsass», in: Zeitschrift für Geopolitik, Jg. 24, 1953, S. 105 f.; die Umsiedlung wurde, vor allem im Jahre 1949, von einem «Comité des Français du Banat» durchgeführt, dessen Bemühungen im Juli 1948 von der französischen Regierung gebilligt worden waren.

21 Vgl. die Zahlenangaben oben, S. 9 E, Anm. 21; für die Zahl der Evakuierten S. 74 E. – Die Zählung von 1956 lässt einen relativ starken Anstieg erkennen; in der Region Baia-Mare (Neustadt) wurden 6'213 Einwohner deutscher Nationalität (6'070 deutscher Muttersprache) gezählt, wozu noch ein kleiner Teil der in der Region Oradea (Grosswardein) gezählten Deutschen (9'813, bzw. 9'387) gerechnet werden müsste.

22 Vgl. die Angaben von W. Krallert («Zur gegenwärtigen zahlenmässigen Stärke des Deutschtums in und aus Südosteuropa», Südostdeutsche Heimatblätter Jg. 4, 1955, S. 93–95), sowie G. Rhode («Die Deutschen im Osten nach 1945», Zeitschrift für Ostforschung Jg. 2, 1953, S. 385, 387).)

23 Vgl. oben S. 58 E, 80 E.

lustrate für die deutsche Gesamtbevölkerung dieser Gebiete entsprechend, mit wenigstens 30'000 Toten gerechnet werden²⁴. Für die Zahl der in die Sowjetunion verschleppten Bessarabien- und Nordbuchenland-Deutschen fehlen jegliche Anhaltspunkte.

Über die angegebenen Zahlen hinaus, die auf reinen Schätzungen beruhen, ist es in Rumänien selbst zu eigentlichen Kriegs- oder Vertreibungsverlusten unter den Volksdeutschen nicht gekommen; auch Flucht und Evakuierung des Jahres 1944 vollzogen sich ohne nennenswerte Verluste. Für den Rückgang der volksdeutschen Bevölkerung, soweit er über die echten Kriegs- und Vertreibungsverluste hinausgeht, muss zunächst die besonders im Sathmar-Gebiet, daneben aber zweifellos auch in den altrumänischen Provinzen wirksam gewordene Entnationalisierung verantwortlich gemacht werden²⁵. Daneben ist infolge der Abwesenheit von Kriegsgefangenen und Verschleppten, besonders in den ersten Nachkriegsjahren, mit einem starken Geburtenausfall zu rechnen, dessen Auswirkungen durch eine erhöhte Sterblichkeit infolge der allgemeinen Lebensbedingungen verstärkt wurden²⁶.

Selbst wenn man angesichts der zuletzt erwähnten Faktoren von mittelbaren Kriegseinwirkungen sprechen kann, bleibt doch abschliessend zu betonen, dass die Volksdeutschen des heutigen Rumänien echte Vertreibungsverluste in grösserem Umfange nicht erlitten haben. In Rumänien konnte sich trotz aller politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gefährdung ein auch zahlenmässig beachtliches Deutschtum behaupten, wenn es auch seiner alten institutionellen und materiellen Sicherungen grösstenteils beraubt ist, einem sozialen Nivellierungsprozess unterliegt und in stärkerem Masse als früher in Zerstreuung lebt.

24 Vgl. die Berechnungen in: Dokumentation der Vertreibung, Bd. I, 1, S. 159 E f.; für die alteingesessene deutsche Bevölkerung innerhalb der polnischen Grenzen von 1937 wurde dort eine Verlustquote von 22,5%, für die Bevölkerung der deutschen Ostgebiete von 15,8% ermittelt. – Für die Zahl der im Osten angesetzten Umsiedler vgl. oben, S. 50 E f.

25 Schon das Dekret-Gesetz Nr. 629/1945 vom 3. August 1945 verfügte in Ergänzung des Nationalitätenstatuts (vgl. Art. 5 des Statuts, Anlage 9), dass jeder rumänische Staatsbürger das Recht habe, seine Nationalität, auch abweichend von den 1930 abgegebenen Erklärungen, innerhalb einer bestimmten Frist selbständig festzusetzen bzw. bei den örtlichen Behörden eintragen zu lassen (Art. II des Dekrets); vgl. für die fraglichen Dekrete oben, S. 82 E f., mit Anm. 13, 15; dazu Bericht Nr. 47, S. 231.

26 Die Auswirkungen des Krieges auf den biologischen Bestand, Altersaufbau etc. der Siebenbürger Sachsen untersucht die Abhandlung von Schwarz, Betrachtungen zur Lage der Siebenbürger Sachsen im Frühsommer 1947 (Mskr.).

Die Karlsburger Beschlüsse.

(Teilabdruck)

Die Beschlüsse der rumänischen Nationalversammlung in Karlsburg (Alba Iulia) vom 18. November 1918.

I. Die Nationalversammlung aller Rumänen aus Siebenbürgen, dem Banat und Ungarn, die durch ihre beglaubigten Vertreter am 18. November (1. Dezember) 1918 in Karlsburg versammelt sind, beschliessen die Vereinigung dieser Rumänen und aller von ihnen bewohnten Gebiete mit Rumänien. Die Nationalversammlung verkündet insbesondere das unveräusserliche Recht der rumänischen Nation auf den ganzen Banat, eingeschlossen von den Flüssen Maros, Theiss und Donau.

II. Die Nationalversammlung behält allen oben genannten Gebieten die provisorische Autonomie bis zum Zusammentritt der auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählten Konstituanten vor.

III. Im Zusammenhang mit dieser als dem Grundprinzip für die Gestaltung des neuen rumänischen Staates verkündet die Nationalversammlung das Folgende:

1. Die volle nationale Freiheit für alle mitbewohnenden Völker. Jedes Volk wird den Unterricht, die Verwaltung und die Rechtspflege in seiner eigenen Sprache durch Personen aus seiner Mitte erhalten, und jedes Volk wird das Recht der Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Regierung im Verhältnis der Zahl seiner Volkangehörigen haben.

2. Gleichberechtigung und volle autonome konfessionelle Freiheit für alle Konfessionen im Staate.

3. Volle Verwirklichung eines rein demokratischen Regimes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Allgemeines, gleiches, geheimes, gemeindeweises Proportionalwahlrecht für beide Geschlechter im Alter von 25 Jahren für die Vertretung in Gemeinde, Bezirk oder Parlament.

4. Vollständige Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit; volle Gedankenfreiheit.

5. Durchgreifende Agrarreform. Aufstellung eines Katasters über den gesamten Grundbesitz und insbesondere über die grossen Landgüter. Es soll auf der Grundlage dieser Kataster durch Auflösung der Majoratsgüter und das Recht, die grossen soweit notwendig zu verkleinern, den Bauern ermöglicht werden, wenigstens so viel Land (Ackerland, Weide und Wald) zu erwerben, wie sie mit ihren Familienangehörigen bearbeiten können. Das leitende Prinzip dieser Agrarpolitik ist das des sozialen Ausgleichs bei gleichzeitiger Steigerung der Produktion.

6. Sicherstellung derselben Rechte und Vorteile für die Industriearbeiter, wie sie durch die Gesetzgebungen in den meisten fortschrittlichen Staaten des Westens gewährleistet wird.

IV. Die Nationalversammlung gibt ihrem Wunsche Ausdruck, der Friedenskongress möge die Gemeinschaft der freien Nationen in solcher Weise zustande bringen, dass das Recht und die Freiheit für alle Nationen, gross und klein, in gleicher Weise gesichert sei und dass in Zukunft der Krieg als Mittel für die Regelung der internationalen Beziehungen ausgeschaltet sei.

V. Die in der Nationalversammlung versammelten Rumänen begrüessen ihre Brüder aus der Bukowina, die von dem Joch Österreich-Ungarns befreit und mit dem Mutterland Rumänien vereinigt worden sind.

VIII. Für die weitere Führung der Angelegenheiten der rumänischen Nation aus Siebenbürgen, dem Banat und Ungarn beschliesst die Nationalversammlung die Einsetzung eines grossen rumänischen Nationalrates, der die volle Berechtigung haben wird, die rumänische Nation wann immer und überall allen Nationen der Welt gegenüber zu vertreten und alle Verfügungen zu treffen, die er im Interesse der Nation für notwendig halten wird.

Übersetzung aus: P. Rühlmann, Das Schulrecht der deutschen Minderheiten in Europa (1926), S. 468 f. (nach: «Gazeta Oficiala», Nr. 3 vom 31. Dezember 1918); vgl. Zsombor de Szasz, The Minorities in Roumanian Transylvania (1927), S. 405.

Das Partikularschulgesetz von 1925.

(Teilabdruck)

Gesetz über das nichtstaatliche Schulwesen vom 22. Dezember 1925.

Art. 1. Der Unterricht und die Erziehung der Schüler kann ausser in Staatsschulen in den Partikularschulen (der Konfessionen, der Gemeinschaften, der Privatpersonen) oder in der Familie geschehen.

Art. 2. Es heisst Partikularschule jede Schule, die auf private Initiative errichtet, geleitet und erhalten wird, sofern sie den Zweck hat, wenigstens 10 Kindern im Durchschnitt pro Klasse Unterricht und Erziehung zuteil werden zu lassen. Im Volksschulunterricht kann die Zahl der Schüler auch die Mindestzahl von 20 pro Schule betragen.

Art. 3. Die Schulen können nur von rumänischen Staatsbürgern errichtet werden: sei es einzeln, sei es, dass sie in kulturellen Gesellschaften oder religiösen Gemeinschaften zusammengeschlossen sind, die als juristische Personen anerkannt sind.

Solche Schulen können nicht errichtet werden von kulturellen Gesellschaften, Mönchsorden und Schulkongregationen, die von Organisationen in anderen Staaten abhängen.

Für Kinder von Staatsbürgern eines fremden Staates können von den betreffenden Gemeinschaften, die vom Staate anerkannt sind, Partikularschulen errichtet werden, in welche aber weder die Kinder von rumänischen Staatsbürgern, noch die Kinder von Untertanen anderer Staaten als dessen, dem die Gemeinschaft zugehört, die die Schule errichtet hat, aufgenommen werden können.

Art. 4. Keine Partikularschule darf anders als auf Grund einer vom Unterrichtsministerium gegebenen Genehmigung (Autorisation) errichtet werden.

Art. 5. Alle Partikularschulen sind der Aufsicht und Kontrolle des Unterrichtsministeriums unterstellt.

Art. 6. Jedwede Partikularschule verkehrt direkt mit den öffentlichen Behörden betreffend alle Fragen der Kontrolle und Aufsicht.

Die Verfügungen grundsätzlicher Art sind vom Ministerium und seinen Organen den betreffenden Schulen sowohl durch die Schulerhalter als auch direkt den Schulen mitzuteilen.

Art. 8. Es können als Partikularschulen nicht errichtet werden Lehrerinnen)- und Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalten sowie Hochschulen mit Universitätscharakter.

Art. 15. Absatz 5. In den konfessionellen Partikularschulen können als Professoren auch Personen wirken, die religiösen Orden angehören, sofern sie die in diesem Gesetz vorgesehenen Bedingungen erfüllen.

Art. 31. Keine Partikularschule darf Mittel, Unterstützungen und Geschenke jedweder Art aus dem Ausland ohne vorherige Kenntnis und Genehmigung des Unterrichtsministeriums annehmen. Die Übermittlung dieser Mittel muss immer durch Vermittlung des Ministeriums geschehen.

Die Nichtachtung dieser Bestimmung zieht die Sperrung der Schule nach sich.

Art. 37. Die Partikularschulen, die von anerkannten Mönchsorden und Schulkongregationen geleitet werden, müssen als Unterrichtssprache die rumänische Sprache benutzen.

Art. 110. Die gegenwärtigen Schulen mit öffentlichkeitsrecht können im Rahmen dieses Gesetzes ihre Wirksamkeit mit diesem Recht weiter fortsetzen, wenn sie nachweisen, dass sie es vor dem 1. September 1918 gehabt haben oder dass sie dieses Recht durch besondere Autorisation seit 1918 bis heute erhalten haben. . . .

Art. 112. Absatz 2. Für die konfessionellen Partikularschulen und die Religionsgemeinschaften sind als gesetzliche Vertreter die kirchlichen Oberbehörden oder diejenigen der Religionsgemeinschaft, die sie schriftlich dem Unterrichtsministerium anzeigen werden, anzusehen.

Art. 113. Bei Abänderung des Art. 8 wird ausgesprochen, dass die Partikular-Lehrer(innen)- und Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalten, die vor Sem 1. Dezember 1918 bestanden und bis heute ohne Unterbrechung in Betrieb gewesen sind, auch in Zukunft weiter bestehen können, sofern sie sich den Bestimmungen des Gesetzes über das Volksschul- und Lehrerbildungswesen sowie denjenigen des gegenwärtigen Gesetzes anpassen; unter denselben Bedingungen kann auch die deutsche katholische Lehrerbildungsanstalt in Temesburg weiter bestehen.

Übersetzung nach: F. Müller, Das Gesetz über das nichtstaatliche Schulwesen Rumäniens (1925/26); abgedr. in: Th. Grentup, Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa (1928), S. 293 ff.

Das Volksgruppen-Abkommen.

Deutsch-rumänisches Protokoll vom 30. August 1940.

In dem Wunsche, die Stellung der deutschen Volksgruppe in Rumänien entsprechend den freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Rumänien zu gestalten, haben die Reichsregierung und die Königlich Rumänische Regierung folgendes vereinbart:

Die Königlich Rumänische Regierung übernimmt die Verpflichtung, die Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Rumänien den Angehörigen rumänischen Volkstums in jeder Weise gleichzustellen und die Stellung der deutschen Volksgruppe im Sinne der Karlsburger Beschlüsse zur Erhaltung ihres Deutschtums weiter auszubauen.

Wien, den 30. August 1940.

Für die Reichsregierung:

Ribbentrop

Reichsminister des Auswärtigen

Für die Königlich Rumänische Regierung:

Manoilescu

Königlich rumänischer Aussenminister

Nach einer Meldung des Deutschen Nachrichtenbüros (DNB), veröffentlicht in «Monatshefte für Auswärtige Politik», herausgegeben vom Deutschen Institut für Aussenpolitische Forschungen, Berlin, Jg. 7, H. 9, September 1940, S. 706.

Anlage 4

Das Volksgruppen-Gesetz.

Dekret-Gesetz Nr. 830/1940 über die Konstituierung der
Deutschen Volksgruppe in Rumänien.

Art. 1. Die deutsche Volksgruppe in Rumänien wird zur rumänischen juristischen Person des öffentlichen Rechts erklärt und trägt die Bezeichnung «Deutsche Volksgruppe in Rumänien».

Art. 2. Der «Deutschen Volksgruppe in Rumänien» gehören alle rumänischen Staatsbürger an, deren deutsche Volkszugehörigkeit auf Grund ihres Bekenntnisses zum Deutschen Volk von Seiten der Volksgruppenführung anerkannt wurde und die auf Grund dessen in den nationalen Kataster der Deutschen Volksgruppe in Rumänien eingetragen sind.

Art. 3. Nationaler Willensträger der Deutschen Volksgruppe in Rumänien ist die «Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) der Deutschen Volksgruppe in Rumänien». Sie arbeitet im Rahmen des Nationalallegionären Rumänischen Staates.

Art. 4. Mit Billigung des Führers des Nationalallegionären Staates erlässt die Deutsche Volksgruppe in Rumänien zur Erhaltung und Festigung ihres nationalen Lebens Bestimmungen mit verpflichtendem Charakter für ihre Angehörigen.

Art. 5. Die deutsche Volksgruppe in Rumänien kann neben der Fahne des rumänischen Staates auch die Flagge des deutschen Volkes hissen.

Art. 6. Alle dem vorliegenden Dekret-Gesetz zuwiderlaufenden Bestimmungen sind und bleiben ausser Kraft.

Bukarest, den 20. November 1940.

General Ion Antonescu

Führer des Rumänischen Staates
und Vorsitzender des Ministerrates

Bericht des Justizministers an den Führer des Rumänischen Staates und Vorsitzenden des Ministerrates:

Herr General!

Gemäss den Bestimmungen der Dekret-Gesetze Nr. 3052 vom 5. September und Nr. 3072 vom 7. September 1940 beehre ich mich, Ihnen das beigeschlossene Dekret-Gesetz

betreffend die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe in Rumänien zur Genehmigung und Unterzeichnung zu unterbreiten.

Das Dekret-Gesetz hat den Zweck, das Zusammenleben zwischen den rumänischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit und dem rumänischen Volk im Rahmen des Nationallegionären Staates zu ordnen, indem der Gruppe dieser rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit als einem formenden Element des einigen rumänischen Staates der Charakter einer juristischen Persönlichkeit zuerkannt wird.

Auf diese Weise wird ein Organ geschaffen, das das völkische Leben der deutschen Volksgruppe sichern kann im Einklang mit den allgemeinen Interessen des Staates und den Bestimmungen des Protokolls von Wien vom 30. August 1940, in welchem der rumänische Staat die Verpflichtung übernommen hat, der deutschen Volksgruppe in Rumänien in jeder Hinsicht die Gleichberechtigung mit der Bevölkerung rumänischer Abstammung zu gewähren.

Mihai A. Antonescu
Justizminister

Anlage 5**Das Volksgruppen-Schulgesetz.**

Dekret-Gesetz Nr. 977/1941 über die Einrichtung des deutschen Schulwesens
in Rumänien.

Art. I. Als juristische Person des öffentlichen Rechts hat die deutsche Volksgruppe in Rumänien das Recht, Volksschulen und theoretische und praktische Mittelschulen wie auch deutsche Lehranstalten jeglicher Art zu eröffnen und zu leiten. Die deutsche Volksgruppe in Rumänien ist in ihren Verhältnissen zum rumänischen Staat hinsichtlich des Unterrichts durch das Schulamt der deutschen Volksgruppe vertreten.

Das Schulamt der deutschen Volksgruppe benachrichtigt das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus über die Eröffnung von Schulen, die das Ministerium bestätigen wird, wenn die Bestimmungen der rumänischen Schulgesetze erfüllt sind.

Das Schulamt der deutschen Volksgruppe übernimmt die lehrtechnische Ausbildung des Lehrkörpers. Die Ausbildung erfolgt auf der gleichen Basis wie die für die Lehrer rumänischer Schulen. Die Professoren der Mittelschulen werden auf den Universitäten und Hochschulen nach denselben Grundsätzen ausgebildet wie die Professoren der rumänischen Mittelschulen.

Die Gleichstellung der Diplome erfolgt im Rahmen des Gesetzes Nr. 782/1940.

Kandidaten für eine Mittelschulprofessur, die ihre Studien voll in Deutschland absolviert haben, sind verpflichtet, im Rahmen der Eignungsprüfung auch eine Prüfung auf dem Niveau des Bakkalaureats für rumänische Sprache und Literatur, rumänische Geschichte und Geographie abzulegen.

Kandidaten für eine Mittelschulprofessur mit der Fachrichtung rumänische Sprache und Literatur müssen mindestens die Hälfte ihrer Studienzeit an rumänischen Universitäten absolviert haben.

Kandidaten mit der Fachrichtung Geschichte müssen mindestens ein Jahr an rumänischen Universitäten studiert haben.

Kandidaten mit der Fachrichtung Kunst und Kunstgewerbe, die ihr Bakkalaureat in Rumänien abgelegt haben, sind von der in Abs. 5 vorgesehenen Prüfung befreit.

Professoren mit der Lehrbefähigung für Mittelschulen und Lehrer werden vom Schulamt der deutschen Volksgruppe vorgeschlagen und vom Ministerium für Nationale Bildung ernannt. Kandidaten sowohl des Volksschul- als auch des Mittelschuldienstes legen eine Eignungsprüfung vor einer vom Ministerium für Nationale Bildung und Kultus ernannten Prüfungskommission ab.

Vorsitzende und Mitglieder der Prüfungskommission für den Mittelschuldienst – Universitätsprofessoren jeglicher Fachrichtungen – sind aus den Reihen der Universi-

tätsprofessoren von Bukarest, Jassy oder Klausenburg-Hermannstadt vom Ministerium für Nationale Bildung auszuwählen. Die Prüfung kann in deutscher Sprache abgehalten werden.

Zu diesen Prüfungen wird das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus auch einen eigenen Vertreter entsenden.

Art. II. Ziel der Erziehung und des Unterrichts in den deutschen Schulen ist es, die Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Rumänien zu guten und loyalen Bürgern des rumänischen Staates heranzubilden und zu erziehen. Zu diesem Zweck wird das Schulamt der deutschen Volksgruppe in Rumänien analytische Programme, Schul- und Prüfungsordnungen aufstellen. Das Unterrichtsniveau der deutschen Schulen in Rumänien darf nicht niedriger sein als das Niveau des staatlichen Unterrichts der entsprechenden Stufe.

Die modernen Sprachen, die in den deutschen Schulen zu lehren sind, werden nach Bedarf vom Schulamt der deutschen Volksgruppe ausgewählt. Für die rumänische Sprache und Literatur wird ein Sonderprogramm aufgestellt.

Die vom Schulamt der deutschen Volksgruppe in Rumänien vorgeschlagenen Unterrichtsprogramme sind dem Ministerium für Nationale Bildung und Kultus zwecks Genehmigung vorzulegen.

Art. III. Um den deutschen Unterricht mit den Gesetzen, Reglements und Verfügungen des Ministeriums für Nationale Bildung und Kultus abzustimmen, wird im Rahmen des Ministeriums eine Sonderdienststelle des deutschen Schuldienstes unter Leitung eines Subdirektors gebildet. Dieser Dienststelle ist das ganze deutsche Schulwesen in Rumänien unterstellt. Die deutsche Volksgruppe in Rumänien kann dem Ministerium die mit den Aufgaben des Subdirektor zu betrauende Person aus den Reihen der Mitglieder des Schulwesens oder höheren Beamten des Ministeriums für Nationale Bildung zwecks Ernennung im Rahmen der geltenden Gesetze und des Beamtenstatuts Vorschlägen.

Dieser Dienststelle (dem Subdirektorat) des deutschen Unterrichtswesens in Rumänien untersteht der gesamte deutsche Schulunterricht in Rumänien.

Die Sprache des amtlichen Schriftwechsels mit den Dienststellen und Behörden des Staates ist die rumänische Sprache.

Art. IV. Die vom Schulamt der deutschen Volksgruppe in Rumänien geleiteten deutschen Schulen sind öffentliche Schulen und erfreuen sich derselben Rechte und derselben Pflichten wie die rumänischen staatlichen Lehranstalten. Die Mitglieder des Lehrkörpers deutscher Schulen müssen dieselben Bestellungen erhalten und dieselben Voraussetzungen für eine Ernennung erfüllen wie die Mitglieder des Lehrkörpers der rumänischen Staatsschulen.

Bei einem Mangel an deutschen Lehrkräften aus Rumänien, der durch das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus festgestellt wurde, kann das Schulamt der deutschen Volksgruppe vorübergehend und nur für ein einziges Schuljahr deutsche Professoren anstellen.

Ernennung, endgültige Anstellung, Wiederernennung, Disziplinarverfahren und Pensionierung der Mitglieder des Lehrkörpers in deutschen Schulen werden vom Schulamt der deutschen Volksgruppe vorgeschlagen und vom Ministerium für Nationale Bildung und Kultus bestätigt.

Art. V. Um die Verwaltung und die Erhaltung des deutschen Unterrichts durch die deutsche Volksgruppe zu erleichtern, wird erstmalig vom 1. November 1941 der rumänische Staat dem deutschen Schulpersonal nach den dem Ministerium für Nationale Bildung vorgelegten Listen das Gehalt zahlen.

Die Gesamtsumme wird monatlich durch das Ministerium für Nationale Bildung dem Schulamt der deutschen Volksgruppe, das die Auszahlung an das Personal der deutschen Schulen vornimmt, zur Verfügung gestellt.

Die den Ortschaften, Kreisen und sonstigen Institutionen zugunsten der deutschen Schulen in diesen von Deutschen bewohnten Orten und Kreisen auferlegten Lasten sind ins entsprechende Verhältnis zur Schulbesudierzahl zu bringen.

Das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus wird auf Grund der ihm vorzulegenden Sonderlisten, die nach Gründen der Billigkeit aufgestellt wurden, Stipendien an deutsche Schüler und Studenten, die der Mittel entbehren und würdig sind, gewähren.

Die Zahl dieser Stipendien ist dem Verhältnis der Zahl der deutschen Schüler zur Zahl der rumänischen Schüler derselben Kategorie anzupassen.

Die Pensionszahlung für das Personal der deutschen Schulen wird durch die Pensionskassen Rumäniens unter denselben Voraussetzungen wie für das rumänische Schulpersonal vorgenommen.

Art. VI. Das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus übt das oberste Kontrollrecht über die unter den Bedingungen dieses Gesetzes gegründeten Schulen aus.

Das oberste Kontrollrecht des Ministeriums für Nationale Bildung und Kultus besteht im Folgenden aus:

- a) Inspektion dieser Schulen durch Vertreter des Ministeriums für Nationale Bildung und Kultus;
- b) Teilnahme eines Sondervertreters des Ministeriums für Nationale Bildung und Kultus bei allen Prüfungen (Jahresabschlussprüfung, Abgangsprüfung, Diplomprüfung, Bakkalaureat). Der Vertreter berichtet seine Feststellungen dem Ministerium für Nationale Bildung und Kultus, das weitere Massnahmen durch die deutsche Dienststelle beim Ministerium für Nationale Bildung und Kultus ergreift.

Bei Diplom- und Bakkalaureatsprüfungen ist der Vertreter des Ministeriums für Nationale Bildung und Kultus berechtigt, die schriftlichen Arbeiten zu kontrollieren und bei der mündlichen Prüfung Fragen in jedem Unterrichtsfach zu stellen und hat dem Ministerium über das Festgestellte zu berichten. Auf Grund dieser Berichte kann das

Ministerium für Nationale Bildung und Kultus Aufschiebung der Aushändigung der Diplome und eine Untersuchung durch das deutsche Schulamt verfügen.

c) Das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus kann verlangen und das Schulamt der deutschen Volksgruppe ist verpflichtet zu geben: Informationen, Statistiken, Jahresberichte über die Schullage (Stundenpläne, Lehrpläne, Anzahl und Qualifikation der Professoren, Zahl der Professoren, Zahl der Schulbesucher usw.) und Informationen über die im Laufe des Schuljahres beim Lehrkörper vorgenommenen Änderungen;

d) Kontrolle der vom Schulamt der deutschen Volksgruppe vorgeschlagenen Lehrbücher, um sich zu überzeugen, dass in diesen keine Bestrebungen und Lehrmeinungen enthalten sind, die dem rumänischen Staat und seinen Gesetzen entgegenstehen.

In Deutschland herausgegebene Lehrbücher können, wenn sie die oben aufgeführten Bedingungen erfüllen, benutzt werden;

e) der Berechtigung, gegenüber Schulen, in welchen Abweichungen von der allgemeinen Linie hinsichtlich der moralischen und bürgerlichen Erziehung der Jugend festgestellt werden, Massnahmen zu ergreifen, wenn das Schulamt der deutschen Volksgruppe durch eigene Mittel nicht in der Lage ist, diese Abweichungen abzustellen;

f) Berichte über die finanzielle Lage der Schule anzufordern.

g) Alle Massnahmen, die aus den Schulinspektionen durch die Vertreter des Ministeriums folgen, stehen dem Ministerium für Nationale Bildung und Kultus zu, das sie als oberste Behörde anordnet; solche Massnahmen stehen weder der Volksgruppe noch dem Schulamt der deutschen Volksgruppe zu, deren Kompetenz darin besteht, dem Ministerium sämtliche Tatsachen zu melden, ohne jedoch unmittelbar disponieren zu dürfen.

Art. VII. Für deutsche Schulen, die sich nicht nach den Bestimmungen dieses Gesetzes richten, kann das Ministerium für Nationale Bildung und Kultus nach drei Verwarnungen das öffentlichkeitsrecht aufheben.

Bukarest, den 7. November 1951.

Mihai A. Antonescu

Vizepräsident und Präsident ad interim des Ministerrates

General Radu Rosetti

Minister für Nationale Bildung und Kultus

Anlage 6

**Der deutsch-sowjetische Staatsvertrag über die Umsiedlung der
Volksdeutschen aus Bessarabien und der Nord-Bukowina.**

Vereinbarung zwischen der Deutschen Reichsregierung und der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung aus den Gebieten von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina in das Deutsche Reich.

Die Deutsche Reichsregierung

und

die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken,

geleitet von dem Wunsch, die mit der Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung aus den Gebieten von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina zusammenhängenden Fragen zu regeln, haben zu diesem Zweck zu ihren Bevollmächtigten ernannt

die Deutsche Reichsregierung:

den Generalkonsul I. Klasse im Auswärtigen Amt

Dr. Wilhelm Nöldecke,

die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken:

den stellvertretenden Generalsekretär des Volkskommissariats des Auswärtigen

Afanassij Wasjukow,

welche nach Vorlegung ihrer in guter und gehöriger Form befundenen Vollmachten folgende Bestimmungen vereinbart haben:

Abschnitt I.

Allgemeines.

Artikel 1.

Die vertragschliessenden Teile verpflichten sich, nach Unterzeichnung der vorliegenden Vereinbarung entsprechend Abschnitt III dieser Vereinbarung die Umsiedlung der deutschstämmigen Personen, die auf dem Gebiet von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina wohnen, in das Deutsche Reich einzuleiten.

Der Umsiedlung unterliegen nur diejenigen in Absatz 1 genannten Personen, welche den Wunsch zur Umsiedlung geäußert haben.

Der Wille zur Umsiedlung kann mündlich oder schriftlich bekundet werden. Die Umsiedlung ist freiwillig; es kann daher kein mittelbarer oder unmittelbarer Zwang ausgeübt werden.

Artikel 2.

Die vertragschliessenden Teile kommen dahin überein, die Umsiedlung mit dem Tage der Unterzeichnung der vorliegenden Vereinbarung zu beginnen und am 15. November 1940 zu beenden¹.

Artikel 3.

Die Personen, die in Artikel 1 der vorliegenden Vereinbarung bezeichnet sind, haben das Recht, bei der Umsiedlung unter Beachtung nachfolgender Regeln ihre Habe mitzunehmen:

§ 1 Unter anderen im Gepäck mitgeführten Gegenständen werden zur Ausfuhr zugelassen:

- getragene Oberkleider (nur 1 Pelz),
- Schuhwerk und
- Wäsche für den persönlichen Gebrauch sowie Lebensmittel.

§ 2 Auf der Eisenbahn ist den Umsiedlern gestattet, Handgepäck und persönliches Gepäck nach den für die Eisenbahn geltenden Normen auszuführen. Bei der Umsiedlung auf dem Treckwege (mit Pferde- oder Ochsespann) oder mit Lastkraftwagen ist die Ausfuhr persönlicher Habe im Umfange einer zweispannigen Fuhre je Wirtschaft gestattet.

Die Ausfuhr des den Umsiedlern gehörenden Vermögens ist auch mittels besonderer Lastr Transporte erlaubt.

§ 3 Personen, die auf dem Treckwege umsiedeln, ist es gestattet, ihr eigenes Haus- und Federvieh auszuführen, jedoch nicht mehr als zwei Pferde oder zwei Ochsen, eine Kuh, ein Schwein, fünf Stück Schafe oder Ziegen und zehn Stück Federvieh beliebiger Art je Wirtschaft.

Personen, die Lastkraftwagen benutzen, ist es erlaubt, Vieh (mit Ausnahme von Pferden und Ochsen) unter den gleichen Bedingungen auszuführen wie diejenigen Personen, den den Treckweg benutzen².

1 Das ebenfalls am 5. September verabschiedete Zusatzprotokoll vermerkt zu Art. 2: «Personen deutscher Volkszugehörigkeit, die aus von ihnen unabhängigen Gründen nicht bis zum 15. November 1940 umgesiedelt worden sind, haben das Recht, innerhalb einer Frist von drei Monaten bei der Deutschen Botschaft in Moskau gemäss dieser Vereinbarung einen Antrag auf Umsiedlung zu stellen. Nach Feststellung der deutschen Volkszugehörigkeit durch einen Vertreter der Deutschen Botschaft unter Beteiligung der örtlichen Sowjetbehörden wird diesem Antrag entsprochen. Aufnahme und Abschätzung des zurückgelassenen Vermögens erfolgen in diesem Falle nicht.»

2 Zusatzprotokoll: «Die Sowjetdelegation ist damit einverstanden, dass von deutscher Seite aus der nördlichen Bukowina hundert Stück Rindvieh und fünfzig Stück Pferde auf der Eisenbahn geschlossen ausgeführt werden (anstatt der Ausfuhr von Vieh jeder Art auf anderem Wege). Diese hundertfünfzig Stück Vieh müssen aus verschiedenen Wirtschaften ausgewählt werden.»

Die Ausfuhr von Vieh unter den vorstehenden Bedingungen ist nur erlaubt, wenn das Vieh von den Umsiedlern vor dem 23. Juli 1940 oder nach diesem Zeitpunkt als Ersatz für gefallenes oder durch die rumänischen Behörden requiriertes Vieh erworben worden ist.

Die Ausfuhr von Vieh- und Federvieh ist unter Berücksichtigung der auf dem Gebiet von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina geltenden Veterinär-Bestimmungen zugelassen.

Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aller Art ist erlaubt im Gesamumfang von 250 kg je Bauernwirtschaft (darunter bis zu 10 kg Tabak).

§ 4 Urkunden und Papiere, und zwar sowohl von Einzelpersonen wie von Körperschaften (Genossenschaften, Kooperativgemeinschaften) dürfen ausgeführt werden.

§ 5 Von der Ausfuhr sind ausgeschlossen:

- a) Bargeld (Papier, Gold und Silber) jeder Art, mit Ausnahme von rumänischen Papier-Lei, die zur Ausfuhr bis zu 2'000 Lei je Person zugelassen werden sowie des Erlöses in Lei aus dem durch Belege bestätigten Verkauf des Vermögens (gemäss § 8 des vorliegenden Artikels), der in unbeschränktem Umfang ausgeführt werden darf;
 - b) Gold, Silber und Platin in Barren, Staub und Bruch;
 - c) Gegenstände aus Silber über 500 Gramm je Person; goldene und silberne Uhren (mit Kette), Trauringe, silberne Zigarettentuis – mehr als ein Stück je erwachsene Person;
 - d) Gegenstände aus Edelsteinen oder Perlen über ein Karat je Person;
 - e) Edelsteine in unbearbeiteter Form;
 - f) Kunstgegenstände und Antiquitäten, wenn diese Sammlungen darstellen oder in Einzelexemplaren nicht als Familienbesitz des Umsiedlers gelten;
 - g) Waffen, Feldstecher und andere Gegenstände militärischer Ausrüstung. Jäger können ein Jagdgewehr mit Zubehör mitnehmen;
 - h) Manufaktur, Fertigteile, Metalle und Metallfabrikate, Lederfabrikate, Galanteriewaren und Gegenstände mit Warencharakter (d.h. in einem Umfang, der über die Grenzen der Bedürfnisse der Familien hinausgeht);
 - i) Brieftauben;
- § 1 rucksachen, Lichtbilder (ausser persönlichen Lichtbildern), Akten jeder Art, Kirchenbücher, Pläne, Urkunden und Papiere (ausser persönlichen Urkunden und solchen der Genossenschaften und Kooperativgemeinschaften) .

Alle genannten Urkunden werden registriert, am Ort aufbewahrt und können im Bedarfsfalle auf Verlangen einer Delegation dieser bei der gemischten Kommission zur Verfügung gestellt werden (Formular der Liste s. Anlage 2);

- § 2 Alle zinsen- oder dividendentragenden Papiere, Schuldverschreibungen, sowie Wechsel, Frachtbriefe, Hinterlegungsscheine, Versicherungspolice und andere Besitztitel (soweit nicht im Zusatzprotokoll zu diesem Paragraphen eine andere Regelung vorgesehen ist);
- § 3 ähmaschinen mehr als eine je Familie;
- § 4 Kraftwagen, Motorräder, Motoren, Drehbänke und alle Maschinen, die durch Dampf oder Elektrizität betrieben werden;
- § 5 eblinge, Samen- und Saatgut von Hoch- und Spezialkulturen wie Tabak, Blumen usw.

§ 6 Die vertragschliessenden Teile kommen überein, dass über das von den Umsiedlern zurückgelassene Vermögen besondere Vermögenslisten zusammengestellt werden. Dabei ist es ohne Belang, ob sich die Vermögenswerte am Wohnort des Umsiedlers befinden oder nicht. Diese Vermögenslisten werden in deutscher und in russischer Sprache von den deutschen Ortsbevollmächtigten und den sowjetischen Ortsvertretern aufgestellt und gemeinsam unterschrieben.

Bei der Aufstellung der Vermögenslisten werden unter Benutzung festgelegter Formulare die einzelnen Vermögensgegenstände nach Menge und Güte verzeichnet und bewertet. (Formulare der Vermögenslisten s. Anlagen 3 und 4.)

§ 7 Alle Vermögenswerte, die nach den sowjetischen Gesetzen nicht Eigentum von Privatpersonen sein können, werden in die Vermögenslisten nicht aufgenommen und unterliegen daher auch nicht der Abschätzung und Entschädigung seitens der UdSSR.

§ 8 Den Umsiedlern ist der freie Verkauf des in ihrer Verfügung befindlichen Vermögens – mit Ausnahme des nationalisierten – bis zum Augenblick ihrer Ausreise gestattet.

§ 9 Der Aufnahme in die Vermögenslisten und der Abschätzung unterliegen folgende Vermögenswerte, die von den Umsiedlern in der UdSSR zurückgelassen werden;

- a) Nichtnationalisierte Häuser und Wirtschaftsgebäude;
- b) Vermögenswerte, deren Ausfuhr durch die Normen der vorliegenden Vereinbarung beschränkt ist (Artikel 3 § 1, § 3, § 5 b, c, d, g, h, m, n);
- c) Vermögenswerte, deren Ausfuhr durch die in der UdSSR geltenden Bestimmungen verboten ist (Artikel 3 § 5 a, e, f, g, i, o).

§ 10 Die Wertsumme der von den Umsiedlern zurückgelassenen Vermögenswerte, die der Aufnahme in die Listen und der Abschätzung nach den Preisen vom 1. Juli 1940 in Lei mit der Umrechnung in Rubel zum Kurse von 1 Rubel : 40 Lei unterliegen, wird in die gegenseitige Verrechnung zwischen der UdSSR und dem Deutschen Reich gemäss dem Abkommen über den Waren- und Zahlungsverkehr vom 31. Dezember 1939 aufgenommen und in zehn Jahresraten transferiert.

Die von den Umsiedlern zurückgelassenen Valutabeträge werden – mit Ausnahme des Lei – in die Listen zum Kurse der Staatsbank am Tage der Unterzeichnung der vorliegenden Vereinbarung aufgenommen.

§ 11 Das nach der Umsiedlung zurückgelassene Vermögen, das in die Listen aufgenommen und abgeschätzt ist, geht in die Verfügungsgewalt der UdSSR über.

Artikel 4.

Die Personen, die auf Grund der vorliegenden Vereinbarung ausreisen, sowie ihre mitgeführte Habe sind von allen mit der Ausreise verbundenen Abgaben und Zöllen befreit.

Artikel 5.

Die vertragschliessenden Teile kommen dahin überein, dass für den Transport der Umsiedler und ihrer Habe deutsche Schiffe in die Häfen von Reni und Kilija zugelassen werden und, falls es sich für notwendig erweisen sollte, auch in den Hafen von Bugas.

Die sowjetische Seite stellt für denselben Zweck Eisenbahntransportmittel gegen Bezahlung nach den bestehenden Tarifen zur Verfügung. Hierbei begleicht der deutsche Hauptbevollmächtigte die Transportrechnungen am Ende jedes Umsiedlungsmonats.

Die sowjetische Seite ist damit einverstanden, in die Gebiete von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina eine deutsche Autokolonne im Bestande von insgesamt 250 Kraftwagen mit der erforderlichen Bedienungsmannschaft zuzulassen.

Die sowjetische Seite versorgt die deutsche Autokolonne mit Brennstoff und Schmierölen nach den bestehenden Preisen³.

³ Zusatzprotokoll:

«a) Der deutsche Hauptbevollmächtigte und der sowjetische Hauptvertreter vereinbaren, dass dem deutschen Teil das Recht der Benutzung von Autoreparaturwerkstätten und Garagen, soweit diese in Tarutino, Kischinjeff und anderen Orten vorhanden sind, gegen festgesetzte Bezahlung, nach Möglichkeit eingeräumt wird.

b) Die deutsche Delegation nimmt die Erklärung der Sowjetdelegation zur Kenntnis, dass in der Richtung Czernowitz–Stryi–Sambur–Przemysl und Sambur–Neu-Sagusch Schmal- und Breitspurgeleisanlagen vorhanden sind.

Abschnitt II.

Die Umsiedlungskommission.

Artikel 6.

Die Aufsicht und Mithilfe bei der Durchführung der vorliegenden Vereinbarung, desgleichen die Wahrung der Interessen der in Artikel 1 genannten Personen und die ihnen zu erweisende Hilfe wird der entsprechenden Regierungsdelegation in der gemischten deutsch-sowjetischen Umsiedlungskommission sowie dem deutschen Hauptbevollmächtigten und dem sowjetischen Hauptvertreter übertragen⁴.

Die gemischte deutsch-sowjetische Umsiedlungskommission besteht aus zwei Delegationen, die von den beiderseitigen Regierungen ernannt werden.

Die Delegationen beider Seiten können Sachverständige und Hilfspersonal haben.

Artikel 7.

Die deutsche Seite ernannt für das Gebiet Bessarabiens und der Nördlichen Bukowina einen Hauptbevollmächtigten; die Sowjetseite ernannt für dasselbe Gebiet einen Hauptvertreter.

Die praktische Durchführung der Umsiedlung erfolgt durch den Hauptbevollmächtigten der deutschen und den Hauptvertreter der Sowjetseite.

Der deutsche Hauptbevollmächtigte ernannt eigene Gebiets- und Ortsbevollmächtigte in der in dieser Vereinbarung festgesetzten Zahl (Abschnitt III, Artikel 11); der sowjetische Hauptvertreter ernannt eine entsprechende Zahl von Gebiets- und Ortsvertretern.

c) Falls in den Häfen keine Brennstoffe für die Versorgung der Kraftwagen vorhanden sein sollten, wird die Frage über die Brennstoffzuteilung durch deutsche Schiffe zwischen dem Hauptbevollmächtigten und dem Hauptvertreter gelöst.»

Ferner vermerkt das Zusatzprotokoll (zu Art. 11): «Die sowjetische Seite erklärt sich bereit, zur Durchführung der Umsiedlung auf dem Gebiete von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina eine deutsche Autokolonne im Umfange von 250 PKW, Sankra und LKW einschliesslich der Maschinen zuzulassen, welche in den Stäben des Haupt-, der Gebiets- und Ortsbevollmächtigten verteilt werden.

Der Bestand der deutschen Autokolonne ist:

PKW – 60 (oder 68),

LKW – 175 (oder 167), Sankra – 15.

Die deutsche Autokolonne wird mit einer Bedienungsmannschaft (einschliesslich Kraftfahrern) von dreihundert Mann zugelassen, aus welcher Zahl zum Apparat des Haupt-, der Gebiets- und Ortsbevollmächtigten dreiundachtzig Mann zugerechnet werden.»

4 Zusatzprotokoll: «Die Sowjetdelegation nimmt von der Mitteilung der deutschen Delegation Kenntnis, dass die Funktion des Vorsitzenden der deutschen Delegation für die Zeit der Umsiedlung dem deutschen Hauptbevollmächtigten übertragen wird, wovon die Deutsche Botschaft in Moskau die Regierung der UdSSR offiziell unterrichten wird.»

Die Mitglieder der Regierungsdelegationen, der Hauptbevollmächtigte und der Hauptvertreter sowie deren Stellvertreter haben das Recht ungehinderter Verbindung mit ihren Regierungen, mit den Gebiets- sowie allen anderen Bevollmächtigten oder Vertretern der anderen Seite, den Grenz- und Ortsbehörden.

Artikel 8.

Zum Tätigkeitsbereich der Regierungsdelegationen in der gemischten Kommission und des Hauptbevollmächtigten und des Hauptvertreters gehören:

- a) Feststellung der Zahl, des Wohnorts und der Volkszugehörigkeit der in Artikel 1 der vorliegenden Vereinbarung genannten zur Umsiedlung vorgesehenen Personen, ferner die Aufsicht über deren Registrierung; die Feststellung der deutschen Volkszugehörigkeit der Umsiedler erfolgt durch die deutschen Bevollmächtigten unter Beteiligung der sowjetischen Vertreter.
- b) Aufsicht und Kontrolle der richtigen Ausführung dieser Vereinbarung;
- c) Mitwirkung bei der richtigen Organisation und dem planmässigen Gang der Umsiedlung und Aufsicht über diese, ferner Ausarbeitung der entsprechenden technischen Massnahmen.

Artikel 9.

Die vertragschliessenden Teile verpflichten sich, der gemischten Kommission sowie den Bevollmächtigten und Vertretern alles Material und alle notwendigen Mittel, die deren Aufgabe erleichtern können, zur Verfügung zu stellen.

Artikel 10.

Den Mitgliedern der Regierungsdelegation und dem Hauptbevollmächtigten der deutschen Seite wird das Recht ständigen und ungehinderter Verkehrs mit ihrer Regierung durch Telegraph, Post und diplomatische Kuriere eingeräumt.

Die Ausweise der Mitglieder der deutschen Regierungsdelegation, der Sachverständigen, des Hauptbevollmächtigten und seiner Stellvertreter, der Gebietsbevollmächtigten und deren Stellvertreter werden von dem Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches ausgestellt und von der Botschaft der UdSSR in Berlin bestätigt.

Die Ausweise der Mitglieder der Regierungsdelegation der UdSSR, der Sachverständigen, des Hauptvertreter und seiner Stellvertreter, der Gebietsvertreter und deren Stellvertreter werden von dem Volkskommissariat des Auswärtigen der UdSSR ausgestellt.

Die Mitglieder der Regierungsdelegation, der Hauptbevollmächtigte und seine Stellvertreter, die Gebietsbevollmächtigten und deren Stellvertreter geniessen bei der Erfüllung ihrer Funktionen persönlich sowie für ihre ständigen Dienst- und Privaträume und Archive das Recht der Exterritorialität und Immunität.

Die Ortsbevollmächtigten geniessen die Vorrechte der Angestellten diplomatischer Dienststellen⁵.

(Muster der entsprechenden Ausweise s. Anlage Nr. 5, 6 und 7.)

Abschnitt III.

Die Organisation der Umsiedlung.

Artikel 11.

Die praktische Umsiedlungsarbeit wird durch folgende Organe durchgeführt:

- a) Die deutsche Delegation in der deutsch-sowjetischen gemischten Umsiedlungskommission ernennt ihren Hauptbevollmächtigten mit zwei Stellvertretern und nicht mehr als achtundzwanzig Personen Hilfspersonal. Die Sowjetdelegation in der sowjetisch-deutschen gemischten Umsiedlungskommission ernennt ihren Hauptvertreter mit zwei Stellvertretern und nicht mehr als achtundzwanzig Personen Hilfspersonal.

Der Standort des Hauptbevollmächtigten und des Hauptvertreters wird die Stadt Tarutino (Bessarabien) sein.

- b) Ausserdem ernennt die deutsche Seite fünf Gebietsbevollmächtigte mit je einem Stellvertreter und einundzwanzig Personen Hilfspersonal und die Sowjetseite fünf Gebietsvertreter mit je einem Stellvertreter und einundzwanzig Personen Hilfspersonal.

Die Standorte der Gebietsbevollmächtigten und Gebietsvertreter werden sein:

Albota,
Beresina,
Mannsburg,
Kischinjeff

(alle Orte auf dem Gebiet von Bessarabien) und Czernowitz
(auf dem Gebiet der Nördlichen Bukowina).

- c) In dem von der deutschstämmigen Bevölkerung bewohnten Gebiet von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina ernennt die deutsche Seite Ortsbevollmächtig-

⁵ Zusatzprotokoll: «Die Sowjetdelegation erklärt sich damit einverstanden, dass der deutsche Hauptbevollmächtigte, die Gebiets- und Ortsbevollmächtigten als zusätzliches technisches Personal Umsiedler heranziehen, und zwar der Hauptbevollmächtigte bis zu zwanzig Personen, die Gebietsbevollmächtigten bis zu acht Personen und die Ortsbevollmächtigten bis zu vier Personen.»

tigte, nicht mehr als insgesamt fünfzig, jeden mit einem Stellvertreter und mit nicht mehr als zwei Personen Hilfspersonal. Die Sowjetseite ernannt an denselben Orten eine entsprechende Zahl von Ortsvertretern, jeden mit einem Stellvertreter und mit nicht mehr als zwei Personen Hilfspersonal⁶.

Artikel 12.

Die Feststellung und Registrierung der in Artikel 1 der vorliegenden Vereinbarung zur Umsiedlung bestimmten Personen erfolgt in folgender Weise:

- a) Die sowjetischen Vertreter geben gemeinsam mit den Bevollmächtigten der deutschen Seite Veröffentlichungen in der örtlichen Presse (auch in Einzeldrucken) heraus und geben der Bevölkerung durch die örtlichen Behörden die zwischen beiden Seiten vereinbarte offizielle Bekanntmachung über die Möglichkeit und die Regelung der Umsiedlung der deutschen Bevölkerung bekannt.
 - b) Die Bevollmächtigten und Vertreter beider Seiten nehmen an den Orten ihrer Tätigkeit gemeinsam an den festgesetzten Tagen die Meldung der Umsiedlungswilligen (schriftlich oder mündlich) nach Möglichkeit unter Vorlage von Urkunden über die Volkszugehörigkeit, jedoch nicht später als bis zum 5. November 1940 entgegen. Auf Grund der persönlichen Meldungen fertigen die Bevollmächtigten und Vertreter Listen der Umsiedlungswilligen in deutscher und russischer Sprache in ihrem Bereich an.
 - c) Die Listen der Umsiedler enthalten folgende Angaben:
 1. Familienname, Vor- und Vatersname,
 2. Geburtsdatum und Geburtsort,
 3. Volkszugehörigkeit,
 4. Familienstand,
 5. Gegenwärtiger Wohnort mit Angabe des Kreises, der Gemeinde, des Dorfes oder der Stadt,
 6. Beruf,
 7. Bemerkungen.
 (Muster der Umsiedlerliste siehe Anlage Nr. 8.)
 - d) Die Bestätigung der Listen durch die Ortsbevollmächtigten der einen und die Vertreter der anderen Seite genügt für die Umsiedlung der in den Listen verzeichneten Personen. In einigen komplizierten Fällen jedoch kann die Bestätigung der Umsiedlungslisten durch den Gebiets- oder sogar durch den Hauptbevollmächtigten und -Vertreter der beiden Seiten erforderlich sein.
- 6 Das Zusatzprotokoll gibt eine genaue Aufschlüsselung des vereinbarten Personals sowie eine Liste der vorgesehenen Ortsstäbe. Dazu wird vermerkt: «Der ganze Stab des Umsiedlungsapparates der deutschen Seite auf dem Gebiet von Bessarabien und der Nördlichen Bukowina darf nicht mehr als 599 Mann zählen.
- An allen Standorten des Haupt-, der Gebiets- und Ortsbevollmächtigten der deutschen Seite sowie der Verschiffungsbevollmächtigten werden die entsprechenden sowjetischen Vertreter mit dem erforderlichen Hilfspersonal ernannt.»

Artikel 13.

Die Personen, die auf Grund der vorliegenden Vereinbarung umgesiedelt werden, haben das Recht, bei der gemeinsamen Ausreise ihre Familien mitzunehmen, wobei auf Grund des von den Familienmitgliedern geäußerten Wunsches im Bestand der Familien umgesiedelt werden können: die Frau oder der Mann, die Kinder, die Mutter, der Vater, die Enkel, Pflege- und Ziehkinder, ferner auch andere Hausbewohner, insofern sie mit den Umsiedlern gemeinsamen Haushalt führen.

Kinder über vierzehn Jahren haben das Recht, persönlich ihren Wunsch, am Ort zu bleiben oder umgesiedelt zu werden, auszudrücken.

Artikel 14.

Bei der Umsiedlung werden nach Möglichkeit in erster Linie die Arbeitsunfähigen, Kranken, Invaliden, Alten, alleinstehende und schwangere Frauen, Kinder, Personen, die unter staatlicher Fürsorge stehen, sowie die Personen berücksichtigt, deren Familienmitglieder sich nicht im Umsiedlungsgebiet befinden.

Artikel 15.

Die vertragschliessenden Teile kommen überein, dass die Kontrolle der auszuführenden Habe an den Grenzübergangsstellen stichprobenweise und nur in Einzelfällen vollständig vorgenommen wird⁷.

Artikel 16.

Als Grenzübergangsstellen und Kontrollpunkte werden festgelegt:

- a) Bahnübergänge für die Umsiedler aus der Nördlichen Bukowina und aus Nordbessarabien:
 - 1. Olchowce – Nowy Zagorsz (als Hauptübergang),
 - 2. Sowjetisch Przemysl – Deutsch Przemysl (als Hilfsübergang),
 - 3. Wachraneshti.
- b) Flussübergänge:
 - 1. Ungheni,
 - 2. Reni.
- c) Verschiffungshäfen:
 - 1. Reni,
 - 2. Kilija,
 - 3. Bugas (als Hilfshafen).

⁷ Zusatzprotokoll: «Die vertragschliessenden Teile haben vereinbart, dass unter Stichproben die Kontrolle einer bestimmten Anzahl von Eisenbahnwagen oder von Plätzen aus Eisenbahnzügen, Fuhren und Trecks zu verstehen ist.»

Artikel 17.

Der Abmarsch zu den Grenzübergangsstellen erfolgt in besonderen Zügen oder Waggonen und Trecks, jedoch nicht einzeln. Ausnahmen hiervon sind in einzelnen Fällen mit Genehmigung der Vertreter beider Teile zulässig.

Die Zusammenstellung der Pläne für die Eisenbahn, die Trecks und die Wassertransporte erfolgt unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse durch den deutschen Hauptbevollmächtigten; diese Pläne müssen mit dem Hauptvertreter vereinbart werden. Der Hauptvertreter der sowjetischen Seite wird über die bevorstehende Beförderung zum Zwecke der rechtzeitigen Stellung der Transportmittel zehn Tage vor Abgang benachrichtigt.

Die Sowjetseite stellt den Umsiedlern ärztliche Betreuung zur Verfügung. Bei längeren Transporten versorgt sie die Umsiedler nach Möglichkeit mit warmen Speisen, die kleinen Kinder mit heisser Milch. Ausserdem werden zur Betreuung der Umsiedler Ärzte und Sanitäter aus dem Kommando der deutschen Bevollmächtigten zugelassen.

Artikel 18.

Die Beförderung der Kranken und Schwachen erfolgt unabhängig von der Jahreszeit nach Möglichkeit in Sanitätswagen. Stark ansteckende Kranke können im Transport nicht mitgenommen werden und werden entweder nach ihrer Wiederherstellung oder gesondert transportiert.

Bei der Durchführung der sanitären Massnahmen zur Betreuung der Umsiedler werden sich beide Teile an die Bestimmungen der technischen Instruktionen halten, welche als Anlage Nr. 10 dieser Vereinbarung beigefügt ist.

Artikel 19.

Für jeden Transport (Züge oder Trecks) fertigen der deutsche Bevollmächtigte und der sowjetische Vertreter die erforderliche Zahl von Transportlisten – der erste in deutscher, der zweite in russischer Sprache – an.

Die Transportlisten enthalten Name, Vor- und Vatersname, Wohnort, Geburtsjahr und die Umsiedlungsnummer. Die Transportlisten werden vom Ortsbevollmächtigten und dem Ortsvertreter unterzeichnet. Diese Listen gelten als Grundlage für den Grenzübergang des Transports an den Kontroll- und Grenzübergangsstellen.

Die vertragschliessenden Teile verpflichten sich, ihre Grenzbehörden rechtzeitig (in der Regel zwei bis drei Tage vorher) über das Eintreffen der Umsiedlertransporte zu verständigen.

145 E

Abschnitt IV.

Schlussbestimmungen.

Artikel 20.

Vorliegende Vereinbarung wird in deutscher und russischer Sprache in zwei Ausfertigungen hergestellt, wobei beide Wortlaute als massgebend gelten.

Artikel 21.

Vorliegende Vereinbarung tritt am Tage der Unterzeichnung in Kraft.

In Bestätigung dessen haben die Bevollmächtigten beiderseitig eigenhändig die vorliegende Vereinbarung unterzeichnet.

Moskau, den 5. September 1940.

Dr. Wilhelm Nöldeke
Wasjukow

Nach einem für den Gebrauch der Umsiedlungskommission angefertigten zweisprachigen Sonderdruck des Vertragswerkes.

Anlage 7

**Aufruf zur Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien
und der Nord-Bukowina¹**

Aufruf!

Die Regierung des Deutschen Reiches und die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken sind übereingekommen, dass die deutsch-stämmige Bevölkerung frei und unbehindert auf deutschen Boden ausreisen kann, wenn sie den Wunsch dazu hat².

Wir rufen alle Deutschstämmigen auf, sich beim deutschen Bevollmächtigten an den angegebenen Orten zu melden und den Wunsch zur Umsiedlung zu äussern!

Alle Deutschen, die das 14. Lebensjahr³ erreicht haben, können den Wunsch zur Umsiedlung beim deutschen Bevollmächtigten in persönlicher Meldung (mündlich oder schriftlich) vorbringen.

Für die Ausreise von Kindern bis zu 14 Jahren genügt die Meldung des Familienoberhauptes.

Zur Meldung sollen nach Möglichkeit Urkunden über die Volkstumszugehörigkeit der Auswanderungswilligen vorgelegt werden.

Wer sich zur Umsiedlung meldet, muss sich beim deutschen Bevollmächtigten genauestens über die für die Mitnahme der Habe bestehenden Bestimmungen sowie über die für die Ausreise vorgesehene Ordnung erkundigen.

Der Zugang zum Melde-Lokal (Ort der Registrierung), ist für alle, die auszusiedeln wünschen, unbehindert.

Die Verbindung zwischen Euch und den deutschen Bevollmächtigten ist frei!⁴

Die Umsiedlung beginnt am 15.9.40 und wird in kürzester Zeit durchgeführt.

Der deutsche Bevollmächtigte
für die Umsiedlung⁵

Nach einer Photokopie, veröffentlicht bei A. Pampuch, Heimkehr der Bessarabien-deutschen (1941), S. 116 f.

1 Der Aufruf erging zweisprachig (deutsch-russisch). Ein fast gleichlautender deutsch-rumänischer Aufruf zur Umsiedlung der Volksdeutschen aus Südbukowina und Dobrukscha trägt den Kopf: «Volksdeutsche Mittelstelle. Abt. Umsiedlung».

2 Der Text des deutsch-rumänischen Aufrufs lautet für diesen Abschnitt: «Auf Grund einer Vereinbarung der Regierung des Deutschen Reiches und der Regierung des Königreichs Rumänien kann die deutsch-stämmige Bevölkerung auf ihren Wunsch frei und unbehindert nach Deutschland ausreisen.»

3 Deutsch-rumänischer Aufruf: «...das 18. Lebensjahr».

4 Die beiden letzten Sätze und die Angabe des Umsiedlungsbeginns im folgenden Satz fehlen im deutsch-rumänischen Aufruf.

5 Deutsch-rumänischer Aufruf: «Der Beauftragte des Führers für die Umsiedlung».

Das SS-Abkommen.

Abkommen zwischen der Reichsregierung und der Rumänischen Regierung hinsichtlich der Einreihung rumänischer Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit in die deutsche Wehrmacht-SS.

Die Reichsregierung und die rumänische Regierung sind übereingekommen, dass die rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit unter folgenden Bedingungen in die deutsche Wehrmacht-SS eingereiht werden können:

I. Musterung.

1. Rumänische Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die am 1. April 1943 das 17. Lebensjahr vollendet haben, können sich freiwillig in die deutsche Wehrmacht-SS einreihen lassen.

Diejenigen, die auf Grund des vorliegenden Abkommens in die deutsche Wehrmacht-SS eingereiht werden, behalten die rumänische Staatsbürgerschaft mit allen sich daraus ergebenden Rechten; die gleichen Rechte behalten auch diejenigen Freiwilligen, die gelegentlich der Musterung untauglich befunden oder aus sonstigen Gründen ins Land zurückgeschickt werden.

2. Folgenden rumänischen Staatsbürgern volksdeutscher Zugehörigkeit ist die Einreihung nicht gestattet:

a) Aktiven Offizieren und Unteroffizieren. Reserveoffizieren und Reserve-Unteroffizieren nur in denjenigen Fällen, wo der rumänische Grosse Generalstab dieses genehmigt.

b) Aktiven und Reserve-Offizieren, Unteroffizieren, Gradierten und Soldaten der Kommandostellen, Einheiten und Dienstformationen, die sich im Taman, im Kuban, auf der Krim und an der Meeresküste bis zum Dnjestr befinden.

Weiter sind diejenigen ausgenommen, die den für die grossen Einheiten des Taman und Kuban bestimmten, im Lande befindlichen Marscheinheiten angehören.

c) Den aktiven Korporälen und Sergeanten der Truppen im Inneren des Landes, die den Kontingenten 1942 und 1943 angehören, ausgenommen die Schüler der Reserveoffiziers- und Reserveunteroffiziersschulen.

d) Den Spezialisten aller Grade der aktiven Kontingente 1942, 1943 und 1944, und zwar: Telefonmechaniker, Radiotelegrafisten, Entfernungsmesser, Höhenmesser, Meteorologen, Flammenwerfer, Richtschützen an Kanonen, Haubitzen, Infanteriegeschützen, Granatwerfern, Panzerabwehrgeschützen, Waffenmeister, Feuerwerker und Angehörige der Tankwaffe sowie alle der Marine oder der Luftwaffeangehörigen.

e) Den Spezialisten aller Dienstgrade und Altersklassen, die vom Heer und der Wirtschaft benötigt werden, und zwar: Optiker, Chemiker, Automechaniker, Elektrotechniker, Radiotechniker, Vulkanisateure und Eisendreher.

f) Den Tierärzten und Ingenieuren. Lediglich 60 Ärzte aller Fachgebiete, die vom rumänischen Grossen Generalstab approbiert sind, können in die deutsche Wehrmacht-SS eingereiht werden. Ihr Einsatz kann auf einmal oder gruppenweise erfolgen. Ihre Abfahrt und Rückkehr in die Heimat ist an keinen festen Zeitpunkt gebunden. Nur diese 60 Ärzte können im Dienst der deutschen Wehrmacht-SS Verwendung finden.

g) Den uk-Gestellten (Mobilizator pentru lucru), die Unternehmungen angehören, welche die Heeresausrüstung und die nationale Wirtschaft betreffen und welche im Industrie-Mobilisierungsplan vorgesehen sind.

Den von der Einberufung Freigestellten (Scutitor de concentrare mobilizare) der metallurgischen Industrie.

Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien kann die Annullierung der uk-Stellung und der Freistellung für bestimmte Personen, deren Verwendung in den obengenannten Unternehmungen und Industrien nicht unbedingt notwendig erscheint, beim rumänischen Grossen Generalstab in Vorschlag bringen und eventuell einen Ersatz namhaft machen.

3. Die rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die in die deutsche Wehrmacht-SS eingereiht zu werden wünschen, melden sich bis zum 30. Mai 1943 bei den Musterungskommissionen der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, wo sie eine diesbezügliche schriftliche Erklärung abgeben, die vom Vertreter des Ergänzungsbezirkskommandos visiert wird. In der Erklärung muss ausdrücklich ausgesprochen werden, dass die Meldung zur deutschen Wehrmacht-SS «freiwillig» erfolgt. Der rumänische Staat garantiert, dass gegen diejenigen, die sich nicht einreihen lassen wollen, von niemandem Sanktionen irgendwelcher Art getroffen werden. Die so von den Musterungskommissionen zusammengestellten Listen der Freiwilligen werden dem Ergänzungsbezirkskommando an dessen Sitz vorgelegt, wo sie vom Standpunkt der im gegenwärtigen Abkommen angeführten Ausnahmebestimmungen überprüft werden. Diejenigen rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die gegenwärtig beim rumänischen Heer eingezogen sind, geben ihre Erklärung bei den betreffenden Einheiten ab. Die Ergänzungsbezirkskommandos werden die Personaldaten derjenigen Männer, die nicht ihnen angehören, den zuständigen Ergänzungsbezirkskommandos zwecks Vornahme der entsprechenden Eintragungen bekanntgeben.

II. Abtransport aus dem Lande.

Die der Deutschen Volksgruppe in Rumänien übergebenen Freiwilligen werden durch die Organe der Deutschen Volksgruppe in Transporteinheiten zusammengefasst und müssen das Land bis zum 31. Juli 1943 verlassen. Diesen Freiwilligen ist zur Mitnahme nur folgendes gestattet:

Kleider und Wäsche, die sie auf dem Leibe tragen, zusätzlich einer zweiten Garnitur Wäsche.

Verpflegung während des Transportes zusätzlich zwei Tage Verpflegung nach ihrer Ankunft in Deutschland.

Die in den bestehenden Wirtschaftskonventionen vorgesehenen Geldsummen.

Es ist untersagt die Mitnahme von Gold und Schmuckstücken, ausgenommen der Ehering und die Uhr. Die gleichen Einschränkungen gelten für diejenigen, die sich vom Urlaub, von Dienstreisen usw. ins Reich zurückbegeben. Die Kontrolle wird in allen Fällen sowohl bei Einreise nach wie bei Ausreise aus Rumänien ausschliesslich durch rumänische Behörden vorgenommen.

III. Beziehungen zu Rumänien.

1. Alle auf Grund vorstehenden Abkommens in die deutsche Wehrmacht -SS eingetretenen Männer sind nicht berechtigt, in Rumänien (bei Urlaubern, Dienstreisen usw.) die deutsche Uniform zu tragen, mit Ausnahme der Zeit der An- und Abreise.

Diese Einschränkungen finden auch für die vom rumänischen Staate verwalteten Gebiete Anwendung.

Diejenigen, die dieser Regel zuwiderhandeln, fallen unter die Strafbestimmungen der rumänischen Gesetze.

2. Kein rumänischer Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit kann in Rumänien oder in den von Rumänien verwalteten Gebieten in deutschen politischen, wirtschaftlichen Verwaltungs- oder militärischen Formationen eingesetzt werden.

3. Der rumänische Staat gewährt den Familien der Freiwilligen für die Dauer ihrer Dienstleistung in der deutschen Wehrmacht-SS keinerlei Unterstützung oder Entschädigung.

Denjenigen, die arbeitsunfähig werden, sowie Hinterbliebenen der Verstorbenen, zahlt der rumänische Staat keinerlei Rente oder Entschädigung, vielmehr gehen alle diese Verpflichtungen zu Lasten des Deutschen Reiches.

4. Alle rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die sich im Dienste des Deutschen Reiches befinden, sind den rumänischen Gesetzen unterworfen für die Zeit, in der sie sich auf rumänischem Gebiet oder auf vom rumänischen Staat verwalteten Gebieten befinden. Diejenigen, die sich auf rumänischem oder von Rumänien verwaltetem Gebiet ein Vergehen zuschulden kommen lassen, werden in beschleunigtem Verfahren abgeurteilt und im Falle der Verurteilung, bei Strafaufschub, den deutschen militärischen Dienststellen übergeben. Sie können ins Land nur nach Kriegsende zurückkehren und müssen dann ihre Strafe abhüsen.

Alle rechtskräftig verurteilten rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die sich in Militär- oder Zivilgefängnissen oder bei militärischen Einheiten befin-

den, werden der deutschen Wehrmacht-SS überstellt, und ist die Abbüßung der Strafe bis nach Kriegsende aufgeschoben.

Diejenigen, die schwebende Verfahren vor Militärinstanzen haben, werden im beschleunigten Verfahren abgeurteilt; auf sie findet das gleiche Verfahren Anwendung.

5. Kein rumänischer Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, der im Dienst des Deutschen Reiches steht, darf mehr als 30 Tage Urlaub während eines Jahres in Rumänien verbringen.

IV. Besondere Bestimmungen.

1. Alle rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die sich gegenwärtig mit Genehmigung des rumänischen Staates im Dienst des Deutschen Reiches ausserhalb Rumäniens befinden, fallen unter die Bestimmungen dieses Abkommens.

2. Alle rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit, die Rumänien illegal verlassen haben, fallen ebenfalls unter die Bestimmungen dieses Abkommens, wenn sie in deutschen militärischen-SS-Einheiten oder in der Kriegswirtschaft und kriegswirtschaftlichen Organisationen Verwendung finden.

Bukarest, den 12. Mai 1943.

Der Bevollmächtigte der
Reichsregierung
Manfred Frhr. von Killinger
Ausserordentlicher Gesandter
und Bevollmächtigter Minister
des Deutschen Reiches

Der Bevollmächtigte der
Rumänischen Regierung
General I. Steflea
Chef des Königlich Rumänischen
Grossen Generalstabs

Das Nationalitätenstatut von 1945.

Dekret-Gesetz Nr. 86/1945 über das Statut für nationale Minderheiten.

Kapitel I.

Allgemeine Bestimmungen.

Art. 1. Alle rumänischen Staatsbürger sind vor dem Gesetz gleich und erfreuen sich ohne Unterschied der Rasse, Nationalität, Sprache und Religion derselben politischen und zivilen Rechte.

Art. 2. Es ist verboten, der Volksabstammung der rumänischen Staatsbürger, soweit es sich um Feststellung ihrer juristischen Situation handelt, nachzuforschen.

Art. 3. Die Unterschiede der Sprache, Religion, Rasse oder Nationalität stellen für rumänische Staatsbürger, soweit es sich um Erlangung oder Benutzung von zivilen oder politischen Rechten, um öffentliche Dienste oder die Ausübung ihres Gewerbes handelt, kein Hindernis dar.

Art. 4. Die rumänischen Staatsbürger mit einer anderen Nationalität als der rumänischen, mit einer anderen Sprache, Religion oder von einer anderen Rasse erfreuen sich de jure und de facto derselben Behandlung und derselben Garantien wie die sonstigen rumänischen Staatsangehörigen. Jede mittelbare oder unmittelbare Beschränkung der Bürgerrechte und umgekehrt jede mittelbare oder unmittelbare Gewährung von Sonderrechten an Bürger auf der Grundlage von Rasse, Religion oder Nationalität wie auch jede Propagierung des Exklusivismus oder des Hasses bzw. der Verachtung der Rasse, Religion oder Nationalität werden gesetzlich bestraft.

Art. 5. Jeder rumänische Staatsbürger ist berechtigt, seine Muttersprache oder Nationalität selbst zu bestimmen. Jeglicher Eingriff, gleich welcher Behörde, in dieser Hinsicht ist verboten, und die amtlichen Organe sind verpflichtet, einen diesbezüglichen Hinweis des Staatsbürgers anzunehmen.

Kapitel II.

Sonderbestimmungen.

Abschnitt I.

Bestimmungen, die Sprache betreffend.

Art. 6. Die amtliche Sprache des rumänischen Staates ist die rumänische, jedoch sind in den Verwaltungsgebieten oder gerichtlichen Bezirken, in welchen ein grosser Teil der Bevölkerung eine andere als die rumänische Sprache spricht, die in Art. 8 und folgende angeführten Bestimmungen zur Anwendung zu bringen.

Art. 7. In ihren private[^] Verhältnissen, wie z.B. Schriftwechsel, Telefongespräche usw., in Industrie und Handel, in Religionsfragen, in der Presse, in Veröffentlichungen jeglicher Natur oder in öffentlichen Versammlungen können rumänische Staatsbürger frei und unbeschränkt jede Sprache benutzen.

Art. 8. Diejenigen Tribunale und Gerichte, die ihre Befugnisse im Rahmen eines Gerichtsbezirkes haben, in dem gemäss letzter Volkszählung mindestens 30% der Bewohner eine gemeinsame Muttersprache, jedoch eine andere als die rumänische, sprechen, sind verpflichtet:

- a) jede schriftlich vorgelegte Eingabe der Bewohner des Bereichs, die die Quote von 30% erfüllen, in ihrer Muttersprache anzunehmen, ohne eine Übersetzung in die Staatssprache zu fordern;
- b) sich in derselben Sprache wie die der Eingabe zu äussern;
- c) die Parteien in der Muttersprache anzuhören.

Art. 9. Das Justizministerium stellt auf Grund örtlicher statistischer Daten fest, welche Tribunale und Gerichte dem Art. 8 entsprechen.

Art. 10. Die Kommunal- und Kreisbehörden, die eine Bereichsbefugnis über einen Verwaltungsdistrikt ausüben, in welchem gemäss der letzten Volkszählung die Anzahl der Bürger mit einer gemeinschaftlichen Muttersprache – jedoch einer anderen als der rumänischen – mindestens 30% der Bewohner dieses Distrikts beträgt, sind verpflichtet:

- a) jede schriftlich vorgelegte Eingabe der Bewohner des Bereichs, die die Quote von 30% erfüllen, in ihrer Muttersprache anzunehmen, ohne eine Übersetzung in die Staatssprache zu fordern;
- b) sich in derselben Sprache wie die der Eingabe zu äussern;
- c) die Parteien in der Muttersprache anzuhören;
- d) in den Kommunal- und Kreisräten solcher territorialen Distrikte können die von Rechts wegen oder durch Wahl bestimmten Mitglieder der Nationalitäten von 30% in ihrer Muttersprache das Wort ergreifen.

Art. 11. Das Ministerium des Innern stellt auf Grund örtlicher statistischer Daten fest, welche Gemeinden und Kreise unter die Voraussetzungen des vorherigen Artikels fallen.

Art. 12. Die Richter und Beamten der im Artikel 9 bis 11 vorgesehenen Instanzen und Verwaltungsbehörden müssen auch die Sprache der entsprechenden Nationalitäten beherrschen.

Art. 13. Zeitungen und periodische Veröffentlichungen, die in einer anderen Sprache als der rumänischen erscheinen, können sowohl den Ortsnamen der Zeitung als auch andere Ortsbezeichnungen des Landes in der Sprache der entsprechenden Minderheit drucken.

Art. 14. Die Familiennamen der Bürger sind in den Registern und Urkunden des Standesamtes nur in der mit Personalunterlagen des Bürgers nachgewiesenen Form in Urschrift zu führen.

Art. 15. In den Städten und Landgemeinden, in welchen gemäss letzter Volkszählung mindestens 30% der Bewohner eine andere gemeinsame Sprache als die rumänische sprechen, sind die fremden Namen auch in der Sprache der in Frage kommenden Minderheit zu führen.

Art. 16. öffentliche Beamte jeder Kategorie, die auf Grund von Diplomen und Zeugnissen der staatlich anerkannten Lehranstalten ernannt wurden, können unter keiner Bedingung irgendeiner Prüfung der rumänischen Sprache unterzogen werden.

Art. 17. Die nach dem 23. August 1944 entstandenen Gesetze wie auch ihre Durchführung und Veröffentlichung werden zwecks amtlicher Gesetzessammlung auch in die Sprache der mitbewohnenden Nationalitäten übersetzt, die gemäss letzter Volkszählung mindestens 5% der Gesamtbevölkerung des Landes betragen.

Die Reglements, Anordnungen und Mitteilungen der lokalen Behörden sind in der Sprache der Minderheit zu veröffentlichen, die mindestens 30% der Bevölkerung des entsprechenden Kreises oder der Ortschaft beträgt.

Abschnitt II.

Bestimmungen, den Unterricht betreffend.

Art. 18. Der rumänische Staat sichert den Unterricht in der Muttersprache durch die staatlichen Volksschulen, Mittel- und höheren Schulen denjenigen mitwohnenden Minderheiten, die eine genügende Anzahl von qualifizierten Schülern besitzen, mit Ausnahme der Ortschaften, in welchen dieser Mangel bereits durch private konfessionelle Schulen behoben wurde. Der Lehrkörper dieser staatlichen Schulen mit einer anderen Sprache als der rumänischen wird bevorzugt aus der entsprechenden Minderheit zusammengesetzt.

Art. 19. Dieselben Bestimmungen wie die für die rumänischen konfessionellen Privatschulen werden auch für die konfessionellen privaten Minderheitenschulen angewendet.

Art. 20. Bei Prüfungen, einschliesslich des Bakkalaureats, werden sowohl in den staatlichen Schulen mit einer anderen Unterrichtssprache als der rumänischen als auch in den privaten konfessionellen Schulen der Minderheiten die Schüler in der entsprechenden Unterrichtssprache geprüft, mit Ausnahme der Fälle, wo der Schüler selbst in der rumänischen Sprache die Prüfung ablegen will.

Art. 21. Die konfessionellen Privatschulen der Minderheiten erhalten dieselbe materielle Unterstützung des Staates wie die privaten konfessionellen rumänischen Schulen.

Art. 22. Unter Berücksichtigung der Anzahl der Studenten werden nach Bedarf der Fakultät für Rechtswissenschaften, Sprachen und Philosophie der Universität in Klausenburg auch Lehrstühle mit Vorlesungen in deutscher und ungarischer Sprache eingerichtet.

Abschnitt III.

Bestimmungen, die Religion betreffend.

Art. 23. Die anerkannten Kultgemeinschaften verwalten ihre Güter gemäss der für sie in Frage kommenden Statuten und gemäss des Gesetzes über allgemeines Kultuswesen.

Art. 24. Mit Ausnahme der vom Kultusministerium auszuübenden Kontrolle ist den religiösen Vereinen und staatlich anerkannten Kultgemeinschaften die eigene Verwaltung gestattet.

Art. 25. Die Priester der anerkannten Kultgemeinschaften erhalten die gleiche Berufsausbildung und die gleiche amtliche Bezeichnung und werden dann in gleicher Art besoldet, wenn bei ihren Betreuungsgemeinden die vom Kultusgesetz vorgesehene Mindestanzahl von Gläubigen zwecks materieller Unterstützung durch den Staat vorhanden ist.

Kapitel III.

Übergangs- und Schlussbestimmungen.

Art. 26. Das Ministerium für Nationale Minderheiten hat im Einvernehmen mit dem Justizministerium entsprechende Gesetzesmassnahmen zwecks Lösung aller noch offenstehenden Angaben zu ergreifen, die auf Grund des im Monitorul Oficial Nr. 171 vom 27. Juli 1939 veröffentlichten Gesetzes über Änderung und Vervollständigung einiger Verfügungen über das Erlangen der rumänischen Staatsangehörigkeit die Festlegung eines neuen Eintragsdatums erforderlich machten.

Art. 27. Das Ministerium für Nationale Minderheiten sorgt für die Durchführung der Verfügungen dieses Gesetzes.

Sämtliche Verwaltungs- und Polizeiorgane werden die Verfügungen dieses Ministeriums ausführen, soweit sie in Verbindung mit dem gegenwärtigen Gesetz erlassen wurden.

Ansprüche der rumänischen Staatsangehörigen jeden Glaubensbekenntnisses oder jeder Nationalität über die Verletzung oder irrtümliche Anwendung der in diesem Gesetz festgelegten Grundsätze sind an das Ministerium für Nationale Minderheiten zu richten.

Art. 28. Alle vorhergehenden gesetzlichen oder reglementarischen Verfügungen, die diesem Gesetz widersprechen, sind und bleiben aufgehoben.

Bukarest, den 6. Februar 1945.

MIHAI

Gh. Vlădescu-Răcoasa
Minister für Nationale Minderheiten

Armeekorpsgeneral N. Rădescu
Minister für Innere Angelegenheiten

Lucrețiu Patrășcanu
Justizminister

Stefan Voitec
Minister für Nationale Erziehung

Gh. Popp,
Kultusminister

Übersetzt aus «Monitorul Oficial», Teil I, Nr. 30/1945 vom 7. Februar 1945, S. 819 ff.

Das Bodenreformgesetz von 1945.

Dekret-Gesetz Nr. 187/1945 über die Verwirklichung der Agrarreform.

Kapitel I.

Zweck des Gesetzes.

Allgemeine Verfügungen.

Art. 1. Die Agrarreform ist für unser Land eine nationale, wirtschaftliche und soziale Notwendigkeit.

Die Landwirtschaft Rumäniens wird sich auf starke, gesunde und produktive Wirtschaften stützen, Wirtschaften, die ein Privateigentum derjenigen darstellen, die sie besitzen.

Art. 2. Zweck der Agrarreform ist:

- a) die Vergrößerung der bestellbaren Flächen der unter 5 ha bestehenden Bauernwirtschaften;
- b) die Schaffung neuer individueller Bauernwirtschaften für Landarbeiter ohne Bodenbesitz;
- c) die Beschaffung der in der Nähe von Städten und Industriezentren für die Versorgung der Arbeiter, Beamten und Handwerker erforderlichen Gemüsegärten;
- d) die Reservierung gewisser Terrains für landwirtschaftliche Schulen und Musterversuchsfarmen zum Zwecke einer Hebung des Ackerbauniveaus, der Samenzucht, der Viehzucht und zur Entwicklung der landwirtschaftlichen Industrie, wobei diese Terrains unter Staatsverwaltung gestellt werden.

Kapitel II.

Enteignung.

Art. 3. Zwecks Verwirklichung der Agrarreform gehen, um an begüterungsberechtigte Bauern verteilt zu werden und die in Art. 2, Punkt c und d vorgesehenen Reserven zu bilden, folgende landwirtschaftliche Güter mit dem ihnen angeschlossenen toten und lebenden Inventar auf den Staat über:

- a) die Bodenflächen und landwirtschaftlichen Besitztümer jeder Art, die deutschen Staatsangehörigen sowie rumänischen Staatsangehörigen, physischen und juristischen Personen, deutscher Nationalität (Volksabstammung) gehören, die mit Hitler-Deutschland zusammengearbeitet haben;
- b) die Bodenflächen und sonstigen landwirtschaftlichen Besitztümer der Kriegsverbrecher und der für das Unglück des Landes Verantwortlichen;

c) die Bodenflächen derjenigen, die in Länder geflohen sind,¹ mit denen Rumänien sich im Kriegszustand befindet, oder die nach dem 23. August 1944 ins Ausland geflüchtet sind;

d) der Landbesitz und sämtliche landwirtschaftlichen Güter der Absentisten¹;

e) der Landbesitz derjenigen, die in den letzten sieben nacheinander folgenden Jahren ihre Bodenflächen nicht in eigener Regie bearbeitet haben, mit Ausnahme von Parzellen bis zu 10 ha;

f) die landwirtschaftlichen Güter jeder Art der rumänischen Staatsangehörigen, die sich freiwillig zum Kampf gegen die Vereinten Nationen gemeldet haben;

g) Güter von toter Hand;

h) der Überschuss an landwirtschaftlichem Besitz, dessen Eigentümer physische Personen sind und der 50 ha überschreitet, wie: Ackerland, Obstgärten, Heuwiesen, Weiden, Sümpfe und künstliche Teiche, gleich ob sie für Fischfang dienen oder nicht, Moorland und Überschwemmungsgebiete.

Art. 4. Bauten, Landhäuser, Einfriedungen, Strassen, Obstgärten wie auch jegliche Bodenverbesserungsanlagen mit allen ihren Installationen sind in die im Punkt h des Art. 3 vorgeschriebene Quote von 50 ha miteinzubeziehen, wobei dem Besitzer das Recht zusteht, den für ihn reservierten Anteil durch Platzauswahl, jedoch nur für einen einzigen Ort, selbst zu bestimmen.

Art. 5. Soweit es sich um die Anwendung des Art. 3, Punkt 8, handelt, gilt als einziger Landbesitz:

a) die demselben Eigentümer gehörenden, in verschiedenen Landesteilen befindlichen landwirtschaftlichen Terrains;

b) der Landbesitz des Ehemannes und der Ehefrau.

Im Falle, dass die Ehefrau ein von dem ihres Gatten getrenntes, geerbtes oder durch Mitgift, vor oder nach der Heirat erhaltenes und durch Belege nachgewiesenes Gut besitzt, verbleiben der Ehefrau 10 ha, wobei den Eheleuten die Wahl zusteht, die gesetzlichen Anteile aus einer oder beiden Besitzungen nach freier Vereinbarung sich vorzubehalten;

c) der Landbesitz der Eltern und minderjährigen Kinder;

d) landwirtschaftliche Güter in Form von Miteigentum.

1 In einer Instruktion der «Zentralkommission für die Agrarreform» vom 21. April 1945 heisst es hierzu unter Punkt 6:

«Gemäss Bestimmung des Art. 3, Punkt d des Gesetzes über die Agrarreform sind die Äcker und alle landwirtschaftlichen Güter der Absentisten mit ihrem gesamten lebenden und toten Inventar vollständig zu enteignen.

Für eine gerechte Anwendung dieser Bestimmung des Gesetzes stellen wir fest, dass derjenige ein Absentist ist, der [seit der Zeit] vor dem 23. August 1944 aus dem Lande abwesend ist. Nicht als Absentisten sind Personen anzusehen, die als Staatsbeamte und Abgesandte im Dienstinteresse aus dem Lande abwesend sind, so dass sie nicht zu enteignen sind.»

(Übersetzt aus Colecțiune legislație uzuală, Nr. 151, Bukarest 1946, S. 18.) Vgl. auch Anlage 11, b, S. 163 E.

Art. 6: Die Traktoren, Dreschmaschinen, Lokomobilen, Mähmaschinen und Combines² der im Art. 3 aufgezählten landwirtschaftlichen Güter gehen auf den Staat über, der für Landwirte zur Verfügung stehende Kreis-Ausleihzentralen landwirtschaftlicher Maschinen gründen wird. Die übrigen landwirtschaftlichen Geräte und Zugtiere gehen ebenfalls im Verhältnis zu der enteigneten Fläche des Bodens auf den Staat über und werden an zu begüternde Bauern verteilt.

Art. 7. Sämtliche im Art. 3 und 6 angeführten landwirtschaftlichen Güter gehen mit sofortiger Wirkung ohne jegliche Entschädigung voll und ganz für die im Art. 2 aufgezählten Zwecke in das Eigentum des Staates über.

Kapitel III.

Ausnahmen von der Enteignung.

Art. 8. Von der Enteignung sind ausgenommen und den gegenwärtigen Eigentümern zu überlassen: die bestehenden Reisfelder; den Klöstern, Metropolitankirchen, Bistümern, Kirchen, Pfarrgemeinden und kirchlichen Anstalten gehörende landwirtschaftliche Güter; die Güter der Krondomänen, die Liegenschaften der Krankenhäuser wie auch die der Rumänischen Akademie, des «Hauses der Schulen» und anderer kulturellen Institutionen; das Gemeineigentum der Stadtgemeinden, der bäuerlichen Gemeinden und Genossenschaften, ebenfalls die den Gemeinden gehörenden Heuwiesen und Weiden und – im Allgemeinen – sämtliche Güter des Staatsvermögens.

Kapitel IV.

Enteignungs- und Begüterungsverfahren.

Art. 9. Die Bürgermeister der Landgemeinden sind verpflichtet, binnen 10 Tagen nach Veröffentlichung dieses Gesetzes im Monitorul Oficial eine Generalversammlung aller Bauern der entsprechenden Gemeinden, die kein Land oder Landbesitz bis zu 5 ha haben, einzuberufen, deren Zweck die Wahl eines örtlichen aus 7–15 Mitgliedern bestehenden Begüterungskomitees ist.

Das Wahlergebnis ist in ein durch sämtliche Anwesende zu unterzeichnendes Protokoll aufzunehmen.

Art. 10. Zur Zusammenarbeit mit den Staatsorganen für die Verwirklichung der Agrarreform werden Bezirkskommissionen gebildet, um die Arbeiten der Agrarreform zu koordinieren und Streitigkeiten zwischen den Dörfern und Gemeinden sowie zwischen Eigentümern und Begüterungsberechtigten zu schlichten, die sich aus der Durchführung der Agrarreform ergeben.

² Mähdrescher.

Die Bezirkskommissionen setzen sich aus den durch die Ortsausschüsse delegierten Mitgliedern zusammen, wobei jeder Ausschuss zwei Mitglieder zu entsenden hat. Die Bezirksausschüsse können auch Begüterungsberechtigte aus anderen Bezirken zulassen.

Der Vorsitzende der Bezirkskommission für die Agrarreform wird vom Ministerium für Ackerbau und Domänen delegiert. Er kann Justizbeamter oder Jurist sein.

Art. 11. Die Ortsausschüsse verfertigen Verzeichnisse der auf den Staat übergehenden landwirtschaftlichen Güter, Verzeichnisse der zur Begüterung und zur Beteiligung an dem auf den Staat übergegangenen Tventar Berechtigten sowie Verzeichnisse der Gemeinden ohne Weideland.

Art. 12. Bei der Begüterung bevorzugt werden die auf Grund der Mobilmachung oder Konzentrierung unter Waffen stehenden Soldaten wie auch alle diejenigen, die gegen Hitler-Deutschland gekämpft haben.

Art. 13. Nach Abschluss der Begüterungsarbeiten händigt die Bezirkspräfektur den dafür Berechtigten die Eigentumsurkunde aus, ebenso den Gemeinden die Urkunde über die ihnen zugewiesenen Parzellen an Weideland.

Art. 14. Die Grösse der Parzellen neu geschaffener Wirtschaften wie auch die Grösse der Kleinwirtschaften wird im Verhältnis zu der im Umkreis des Bezirkes bestehenden Bodenreserve festgelegt. Dasselbe gilt auch für Heuwiesen und Weideland.

Art. 15. Die Grösse der Begüterungsparzellen darf, mit Ausnahme der Fälle, wo zwecks Begüterung ein Umzug in andere Gebiete erfolgt und grössere Parzellen möglich sind, 5 ha nicht überschreiten. Ihre Vermessung ist von den Organen des Ministeriums für Ackerbau und Domänen zu bestätigen.

Art. 16. Der Preis des Begüterungsbodens wird berechnet entsprechend dem einer mittleren Jahresernte pro Hektar, das ist

bei Weizen	1'000 kg
bei Mais	1'200 kg

Die neuen Begüterten zahlen in bar oder in Naturalien 10 Prozent des Kaufpreises; der Rest des Kaufpreises ist in Raten wie folgt zu bezahlen: von denen mit etwas Bodenbesitz.....in 10 Jahren, von denen ohne Bodenbesitz.....in 20 Jahren.

Bei Barzahlungen hat der Preis dem Weizenpreis auf dem freien Markt vom 1. März 1945 zu entsprechen.

Art. 17. Den Besitzlosen kann, nach Beschluss der Bezirkskommission für die Agrarreform, durch die Präfektur ein Zahlungsaufschub der ersten Rate für die Dauer von 3 Jahren gewährt werden.

Art. 18. In den Fällen, wo die Aufteilung der Güter noch vor dem Veröffentlichungsdatum dieses Gesetzes erfolgt ist, hat der örtliche Begüterungsausschuss neue

Verzeichnisse in Übereinstimmung mit diesem Gesetz anzufertigen.

Das Verzeichnis der Berechtigten ist der Präfektur des entsprechenden Kreises vorzulegen, damit zugleich mit der Ausstellung der Eigentumsurkunde auch die Eintragung des Eigentums im Grundbuch oder in den Eigentumsfeststellungsregistern erfolgen kann.

Sämtliche Eintragungsakte sind steuer-, gebühren- und stempelmarkenfrei.

Kapitel V.

Schlussbestimmungen.

Art. 19. Für die Durchführung dieses Gesetzes ist – mit Ausnahme der später gesetzlich eröffneten Erbschaften – die für den 23. August 1944 festgestellte Rechtslage des Besitzes massgebend.

Die im Herbst 1944 durchgeführte Aussaat ist von denjenigen zu ernten, die sie gesät haben.

Art. 20. Die in Durchführung dieses Dekret-Gesetzes geschaffenen Landwirtschaften dürfen nicht geteilt, verkauft, verpachtet oder hypothekarisch belastet werden, weder zur Gänze noch teilweise. In Ausnahmefällen können die neugeschaffenen Landwirtschaften nur mit Genehmigung des Ministeriums für Ackerbau und Domänen verkauft, verpachtet, geteilt oder hypothekarisch belastet werden.

Art. 21. Der Begüterte erhält den Boden frei von allen Lasten und Verbindlichkeiten.

Hypothekenschulden und all das, was ein enteignetes Gut belastet, werden durch ein besonderes Dekret-Gesetz geregelt.

Art. 22. Die als Musterfarmen vom Ministerium für Ackerbau und Domänen anerkannten Farmen erhalten durch das Reglement zu diesem Gesetz von Fall zu Fall besondere Bestimmungen.

Art. 23. Die Verwaltung der Wälder und Weingärten wird Gegenstand eines besonderen Gesetzes sein.

Art. 24. Ein Reglement wird alle Einzelheiten bezüglich der Anwendung dieses Gesetzes festlegen.

Art. 25. Mit der Durchführung dieses Dekret-Gesetzes ist der Minister für Ackerbau und Domänen beauftragt.

Art. 26. Dieses Dekret-Gesetz tritt am Tage seiner Veröffentlichung in Kraft.

Bukarest, den 23. März 1945.

(MIHAI)

Durchführungsbestimmungen zur Bodenreform.

a. Reglement Nr. 4/1945 zum Gesetz über die Verwirklichung der Agrarreform Nr. 187/1945 (Teilabdruck).

Art. 1. Die Agrarreform ist für unser Land eine nationale, ökonomische und soziale Notwendigkeit.

Da die Erfüllung dieser Notwendigkeit von grosser Dringlichkeit ist, hat der Vollzug des Agrarreformgesetzes in kürzester Zeit zu erfolgen.

Dieser Vollzug ist unter Landwirten ausgewählten Organen anvertraut, die ihn unter Anleitung und Kontrolle des Ministers für Ackerbau und Domänen auszuführen haben.

Art. 2. Die Vervollständigung der bestehenden Wirtschaften bis 5 ha sowie die Zuweisung neuer Wirtschaften an begüterungsberechtigte besitzlose Landwirte ist in einem Zuge auszuführen.

Zur Begüterung berechtigte Zehnt- und Fronarbeiter sind – ohne Rücksicht auf ihren Wohnsitz – auf den enteigneten Gutsbetrieben zu begütern, auf welchen sie gearbeitet haben.

Art. 3. Die Kategorie derjenigen Eigentümer, die einer Enteignung im Sinne des Art. 3, Punkt a des Gesetzes unterworfen sind, umfasst auch Kollaborateure, und zwar:

a) rumänische Staatsbürger, die Angehörige der deutschen Waffen-SS waren, mit ihren Familienangehörigen in auf- und absteigender Linie;

b) rumänische Staatsbürger, die mit der deutschen und ungarischen Armee abgezogen sind;

c) rumänische Staatsbürger deutscher Nationalität (Abstammung), die der Deutschen Volksgruppe angehört haben, sowie alle diejenigen, die hitlerische Propaganda betrieben haben, indem sie gegen die demokratischen Grundsätze gekämpft oder in irgendeiner Weise zur Unterstützung des hitlerischen Deutschland beigetragen haben, sei es auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem oder sportlichem Gebiet.

Ihre landwirtschaftlichen Güter gehen mit sämtlichen Wirtschaftseinrichtungen, dem gesamten toten und lebenden Inventar – sowohl bei den Gemeinden als auch in den Städten – in das Staatseigentum über und werden an begüterungsberechtigte Landwirte verteilt.

Die aus Anwendung des Art. 3, Punkt a des Gesetzes vorkommenden Wälder und Weinberge sind in das Staatseigentum zu überführen, wobei die Wälder dem Forstamt zu unterstellen sind, die Weinberge unter Aufsicht und Verantwortung des Vorstehers des Landwirtschaftskreises, in dessen Dienstbereich sich diese befinden, vom Ministe-

rium für Ackerbau und Domänen zu verwalten sind. Die Areale dieser Weinberge sind binnen 15 Tagen nach Veröffentlichung dieses Reglements durch den Vorsteher des Landwirtschaftskreises über die jeweilige Landwirtschaftskammer dem Ministerium für Ackerbau und Domänen zu melden.

Die Anwendung der im Art. 3, Punkt c des Gesetzes enthaltenen Bestimmungen ist gemäss Art. 8 des Waffenstillstandsabkommens auf Grund eines von der Alliierten (Sowjetischen) Kontrollkommission einzuholenden Gutachtens durchzuführen.

Unter die Voraussetzungen des Art. 3, Punkt c des Gesetzes fallen nicht diejenigen Rumänen, die zur Arbeit deportiert oder durch die deutsche bzw. ungarische Wehrmacht zum Zwecke eines Transportes in die Arbeitslager Deutschlands oder Ungarns ausgehoben wurden. Diese Fälle sind zwecks Feststellung, ob die in Frage Kommenden auch tatsächlich einem Gewaltakt unterworfen wurden, durch den Gemeindeausschuss zu untersuchen.

Bei dem in Art. 3, Punkt e des Gesetzes angeführten Falle, wo ein 10 ha übersteigendes Landwirtschaftseigentum in den letzten 7 Jahren auf andere Art als in eigener Regie bearbeitet, somit in Pacht vergeben wurde, ist dieses gänzlich mit sämtlichen dem Eigentümer gehörenden Landwirtschaftsgütern – jedoch mit Ausnahme von Forst und Weinbergen – zu enteignen. Unter diese Voraussetzungen fallen nicht die landwirtschaftlichen Güter der Mitglieder des Diplomatischen Corps, der mit dem Orden «Mihai Viteazul» im Kampf gegen die Deutschen Ausgezeichneten und ihrer Familien, sofern sie auf Grund einer Abordnung im Interesse des Staatsdienstes ihr Gut nicht in eigener Regie bearbeiten konnten.

Die Einstufung in die vom Art. 3, Punkt a, b, c, d, f, g des Gesetzes vorgesehenen Fälle führt zur totalen Enteignung des Terrains und Güter jeglicher Kategorie, einschliesslich Forste und Weinberge, des lebenden und toten Inventars, einschliesslich der Arbeits- und Zuchttiere.

Bukarest, den 11. April 1945.

b. Entscheidung des Ministeriums für Ackerbau und Domänen

vom 31. Mai 1946.

Wir, der Staatssekretär beim Departement für Ackerbau und Domänen, entscheiden unter Berücksichtigung der Bestimmungen des Gesetzes Nr. 187/1945 über die Verwirklichung der Agrarreform und unter Berücksichtigung der Tatsache, dass auf Grund der Auswirkung des Wiener Diktats und als Folge der militärischen Einwirkungen auf das Gebiet Rumäniens wie auch in Verbindung mit den aus politischen Gründen vor dem 23. August 1944 durchgeführten Deportierungen etliche Bürger Rumäniens gezwungen waren, zeitweise ausserhalb der Landesgrenzen zu wohnen:

Art. 1. Als Absentisten im Sinne des Art. 3 Punkt d, jenes Gesetzes können nicht angesehen werden diejenigen,

- a) die ihren festen Wohnsitz in Nord-Siebenbürgen hatten, während ihre Besitzungen in einem anderen Teil des Landes gelegen sind;
- b) die nach dem Wiener Diktat aus dem unter der Souveränität des rumänischen Staates verbliebenen Gebiet nach Nord-Siebenbürgen gezogen sind;
- c) die nach dem Wiener Diktat aus dem unter der Souveränität des rumänischen Staates verbliebenen Gebiet nach Ungarn gezogen und nach der Befreiung in ihre Heimat zurückgekehrt sind oder deren Abwesenheit durch höhere Gewalt (Deportierte, Gefangene, Zwangsevakuirte) gerechtfertigt ist. Diese letzteren Kategorien können bei den Enteignungsverfahren von ihren Angehörigen in direkter oder Nebenverwandtschaft bis zum vierten Grad einschliesslich vertreten werden.

Art. 2. Landwirtschaftliche Besitzer in Siebenbürgen und im Banat mit Besitzungen unter 10 Joch können nicht enteignet werden. Die auf Grund des Art. 3, Punkt c oder d, des Gesetzes bereits Enteigneten sind, wenn ihre Abwesenheit durch höhere Gewalt gerechtfertigt ist, auf dem Verwaltungsweg unmittelbar nach der Veröffentlichung dieser Entscheidung in ihre Rechte wieder einzusetzen.

Die Ernte des gemäss dieses Artikels zurückzuerstattenden Bodens wird von denjenigen geerntet, die gemäss Anweisung vom 28. Februar 1945, Buchstabe B, Punkt 21 die Saat durchgeführt haben.

Art. 3. Die Bestimmungen dieser Entscheidung sind ohne Rücksicht auf die Nationalität nicht anzuwenden auf:

- a) die in Art. 3, Punkt a, des Gesetzes Nr. 187 vom Jahre 1945 über die Durchführung der Agrarreform angeführten Staatsbürger;
- b) die in Art. 3 der Durchführungsverordnung zum Gesetz über die Agrarreform angeführten Kollaborateure mit Besitztümern über 10 Joch.

Der Tatbestand der Kollaboration wird durch die Agrarreformbezirkskommission auf Grund konkreter Tatsachen gemäss der in den Anweisungen Nr. 993 vom 18. Oktober 1945 enthaltenen, von der Agrarreformzentralcommission der Kreislandwirtschaftskammern erlassenen Richtlinien festgelegt.

Art. 4. In Ortschaften mit einer ansässigen gemischten Bevölkerung ist bei den Begüterungen das Verhältnis der Nationalitäten im Rahmen jeder Kategorie der Begüterungsberechtigten zu berücksichtigen.

Die gegen diesen Grundsatz durchgeführten Begüterungen sind durch die Definitivierungskommissionen zu revidieren. Die Bezirkskommissionen sind verpflichtet, den Anweisungen dieser Kommissionen Folge zu leisten.

Art. 5. Sämtliche Entschlüsse, Entscheidungen und Gutachten der Zentralkommission für die Agrarreform, wie überhaupt alle Verfügungen, die dieser Entscheidung entgegenstehen, sind vollrechtlich null und nichtig; ihre Nichtigkeit ist durch die örtlichen Begüterungsausschüsse von Amts wegen festzustellen oder aber auch in einem gesetzlich durch das Agrarreformgesetz vorgesehenen Verfahren anzufechten.

Art. 6. Die Anwendung der Verfügungen dieser Entscheidung ist für sämtliche Instanzen der Agrarreform sowie alle Verwaltungsinstanzen für den gemäss Beamtenkodex vorgesehenen Verwaltungsapparat verpflichtend, ebenso für die Mitglieder der Orts- wie auch Kreisausschüsse bindend.

Art. 7. Der Herr Direktor¹ ist beauftragt, diese Entscheidung auszuführen.

Erlassen am 31. Mai 1946.

Für den Minister:
Tr. Sävulescu

Übersetzt aus «Monitorul Oficial»,
S. 5976.

Teil I, Nr. 134/1946 vom 13. Juni 1946,

¹ Schluss der Zeile in der Photokopie unleserlich.

Das Industrie-Verstaatlichungsgesetz.

Dekret-Gesetz Nr. 119/1948 über die Verstaatlichung von Industrie-, Bank-, Versicherungs-, Hütten- und Transportunternehmen.

Kapitel I.

Gegenstand der Verstaatlichung.

Art. 1. Es werden verstaatlicht alle Bodenschätze, die bei Inkrafttreten der Verfassung der Rumänischen Volksrepublik nicht Eigentum des Staates waren, wie auch die Privatbetriebe, Gesellschaften jeder Art und Einzelverbände der Industrie, des Bank-, Hütten-, Transport- und Telekommunikations-Wesen, die im Folgenden nach den für die jeweilige Kategorie angegebenen Grundsätzen zusammengestellt worden sind:

1. Alle Betriebe für Stahlverarbeitung, der nichteisenverarbeitenden Metallurgie und des Giessereiwesens, aufgeführt in der beigefügten Liste Nr. I.
2. Alle Betriebe im Bereich der verarbeitenden Metallurgie mit über 100 Beschäftigten.
3. Betriebe für Metallverarbeitung, Werften, Produktionsbetriebe für Präzisionsinstrumente und elektrotechnisches Material, Garagen und Autoreparaturwerkstätten, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. II.
4. Alle Betriebe, die Elektrizität erzeugen, leiten oder verteilen, mit Ausnahme der Werke, die der örtlichen Verwaltung unterstehen und derjenigen, die Eigentum unverstaatlichter Betriebe sind und zum grössten Teil dem Eigenbedarf dieser Werke dienen.
5. Alle Scheideanstalten und Verarbeitungsbetriebe für Eisen, Gold, Silber und sonstige nicht eisenhaltige Erze.
6. Betriebe der Kohlenindustrie sowie Steinbrüche, aufgeführt in der beigefügten Liste Nr. III.
7. Betriebe der Öl- und Erdgasindustrie, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. IV.
8. Alle Produktionsbetriebe für Zement.
9. Produktionsbetriebe für Baumaterial, und zwar: Kalk, keramisches Grob- und Feinmaterial, Bausteine, Steinprodukte, Zementprodukte, thermisches Isoliermaterial, Dachpappe, gemäss der beigefügten Liste Nr. V.
10. Alle Produktionsbetriebe für optisches Material.
11. Alle Produktionsbetriebe für Glasscheiben.
12. Produktionsbetriebe für Glas und Kristallglas für Spiegel, gemäss der beigefügten Liste Nr. VI.

13. Baubetriebe, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. VII.
14. Alle Sägewerke mit mindestens einem mechanischen Gatter und einer Kraftanlage von mindestens 50 PS.
15. Alle Produktionsbetriebe für Kunsttischlerei und Fachwerk, für Tischlereierzeugnisse, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 50 PS, die mindestens 5 Werkzeugmaschinen, wie z.B. Bandsäge, Abrichtmaschine, Kreissäge, Fräsmaschine, Dickenmaschine, Kettenfräsmaschine, Bohrmaschine, Drehbank, Nut- und Federmaschine oder Maschinen entsprechender Bedeutung antreibt.
16. Alle Produktionsbetriebe für Plakatierung, Täfelung, Furniere, Parkett und Holzfräserei, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 20 PS.
17. Alle Produktionsbetriebe für Zubehör für die Textilindustrie, für Schuhleisten und Holznägel, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 100 PS.
18. Alle Produktionsbetriebe für Bleistifte, Schulartikel aus Holz, Metermasse aus Holz, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 30 PS.
19. Alle Produktionsbetriebe für Rohre und Fässer, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 20 PS.
20. Alle Produktionsbetriebe für Sägereierzeugnisse, Karren, Spielzeuge, Bürsten und Pinsel, Rouleaus und Jalousien, Kühler und andere Holzartikel, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. VIII.
21. Alle Produktionsbetriebe für Papier, Karton und Pappe.
22. Alle Betriebe der graphischen Kunst, der Papier- und Kartonagenverarbeitung wie auch die zu anderen Betrieben gehörenden Unterabteilungen für graphische Kunst und Kartonagen, die mindestens eine Rotationsmaschine oder eine Motorkraftanlage von mindestens 30 PS besitzen.
23. Alle Produktionsbetriebe für Papprohre, die von der Textilindustrie benötigt werden, wie auch Produktionsbetriebe für Glaspapier und andere Papierartikel, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. IX.
24. Alle Baumwollkämmereien.
25. Alle Baumwollwebereien mit mindestens 30 Webstühlen.
26. Alle baumwollverarbeitenden Betriebe, und zwar: Webereien, Trikotagefabriken, Produktionsbetriebe für Zwirn, Produktionsbetriebe für Watte wie auch Betriebe zur Baumwollveredelung, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. X.
27. Alle Seidenkämmereien.
28. Alle Seidenwebereien mit mindestens 20 Webstühlen.
29. Alle seideverarbeitenden Betriebe, und zwar: Webereien, Trikotage-, Flecht-, Band- und Strumpffabriken, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XI.

30. Färbereien, Appretur- und Konfektionsbetriebe, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XII.

31. Alle Wollkämmereien und -Webereien mit mindestens 150 Spindeln oder mindestens 4 Cordwebstühlen.

32. Produktionsbetriebe für Wolle, und zwar: für Trikotagen, Schneiderwatte, Filze, Hüte und sonstige technische Artikel, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XIII.

33. Verarbeitungsbetriebe für Flachs, Hanf und Jute, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XIV.

34. Alle Textilbetriebe mit gemischter Produktion, jedoch mit mindestens 30 Webstühlen.

35. Alle ganz oder teilweise zum Verband der Lederindustrie gehörenden Betriebe mit einer Motorkraftanlage von mindestens 30 PS.

36. Alle Gerbereien mit einer Motorkraftanlage von mindestens 20 PS.

37. Alle Schuhfabriken mit einer Motorkraftanlage von mindestens 10 PS.

38. Verarbeitungsbetriebe für Pelze, Produktionsbetriebe für Handschuhe und sonstige Lederartikel, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XV.

39. Betriebe der chemischen Grundindustrie, gemäss der beigefügten Liste Nr. XVI.

40. Produktionsbetriebe für Gummiartikel, mit einer Motorkraft von mindestens 80 PS.

41. Produktions- und Verarbeitungsbetriebe für plastisches Material, mit einer Motorkraft von mindestens 20 PS.

42. Alle Verarbeitungsbetriebe für Fette: Seife, Stearin, Olein und Kerzen, mit einer Motorkraft von mindestens 50 PS, sowie alle Fabriken, die Glycerin produzieren.

43. Alle Produktionsbetriebe für Farben, Lacke, Anstreichfarben, Metalloxyde, Farbstoffe, Ultramarin, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 40 PS.

44. Produktionsbetriebe für Schreibmaschinenfarbbänder, Kohlepapier, Indigo, Pasten und Tinten für Vervielfältigungsmaschinen und Tinten allgemein, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 10 PS.

45. Produktionsbetriebe für Russe, Tier- und Pflanzenkohle, gemäss der beigefügten Liste Nr. XVII.

46. Produktionsbetriebe für Chemikalien für die Textilindustrie und Gerbereien, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 10 PS.

47. Produktionsbetriebe für Sauerstoff, mit einer Motorkraftanlage von mindestens 50 PS.

48. Produktionsbetriebe für diverse Chemierzeugnisse, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XVIII.

49. Produktionsbetriebe für Parfüm und kosmetische Artikel, Lösungsmaterial, Essenzen und ätherische Öle wie auch pharmazeutische Laboratorien, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XIX.

50. Alle Mühlenbetriebe mit mindestens einer Doppelwalze für Weizen oder Mais mit einer theoretischen Mahlkapazität von mindestens 1 Waggon Getreide oder Mais pro 24 Stunden.

51. Alle Bierfabriken mit einer Produktionskapazität von mindestens 1 00'000 Liter pro Jahr.

52. Alle Spritbrennereien mit einer Jahresproduktion von mindestens 100 Tonnen pro Jahr.

53. Produktionsbetriebe für alkoholische Getränke, aufgeführt in der beigefügten Liste Nr. XX.

54. Produktionsbetriebe für Glukose, Dextrin, Amidon und komprimierte Hefe, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXL

55. Produktionsbetriebe für Öle, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXII.

56. Alle mechanischen Ölpresen, die Besitzern von Mühlen gehören, die durch dieses Gesetz verstaatlicht werden, ebenso diejenigen, die – gleich wer ihr Eigentümer ist – mit einer verstaatlichten Mühle Zusammenarbeiten, wie auch diejenigen, deren Produktionskapazität mindestens 500 kg Öl in 24 Stunden beträgt.

57. Alle Produktionsbetriebe für Kunsteis sowie alle Kühlhäuser.

58. Alle Produktionsbetriebe für Zucker.

59. Alle Produktionsbetriebe für Zuckererzeugnisse (Bonbons, Schokolade, Aiwa, Marmelade usw.) mit einer Produktionskapazität von mindestens 1 Tonne pro 8 Stunden.

60. Alle Produktionsbetriebe für Konserven aller Art, die über Anlagen zur Herstellung von Konserven in Blechbehältern oder hermetisch abgeschlossenen Gläsern verfügen; alle Produktionsbetriebe für Fleischextrakt oder Marmelade, mit einer Produktionskapazität von mindestens 1 Tonne pro 8 Stunden, wie auch alle Produktionsbetriebe für Räucherwaren und Fleischerzeugnisse, mit einer Produktionskapazität von mindestens 500 Tonnen Produkten pro Jahr.

61. Betriebe für Trockenfrüchte, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXIII.

62. Betriebe für geschältes Getreide (Reis, Graupen, Haferflocken) mit einer Produktionskapazität von mindestens 1,5 Tonnen pro 8 Stunden.

63. Alle Produktionsbetriebe für Mehlpasten.

64. Alle Bäckereien, die über mechanische Einrichtungen für Teigverarbeitung verfügen.

65. Produktionsbetriebe für Butter, Käse, pasteurisierte Milch, mit einer Verarbeitungskapazität von mindestens 2'000 Liter Milch täglich.

66. Alle Produktionsbetriebe für Fleischextrakt oder Marmelade, mit einer Produktionskapazität von mindestens 1 Tonne pro 8 Stunden.

67. Alle in Privatbesitz befindlichen Schlachthäuser mit einer täglichen Schlachtkapazität von mindestens 100 Rindern und 150 Schweinen»

68. Eisenbahnen, auf gezählt in der beigefügten Liste Nr. XXIV.

69. Alle privaten Betriebsgesellschaften für Strassenbahnen, wenn sie nicht schon zusammen mit Industriebetrieben verstaatlicht werden.

70. Unternehmen zum Betrieb von Tankwagen, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXV.

71. Alle Leitungen zum Transport von flüssigen oder gasförmigen Produkten, soweit sie nicht mit Wirkung dieses Gesetzes zusammen mit entsprechenden Industriegesellschaften verstaatlicht werden.

72. Schiffahrtsgesellschaften, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXVI.

73. Alle Fluss- und Seeschiffe, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXVII, wie auch alle unter rumänischer Flagge fahrenden Schiffe, die in rumänischen oder fremden Territorialgewässern versenkt wurden.

74. Versicherungsgesellschaften, aufgezählt in der beigefügten Liste Nr. XXVIII.

75. Die Allgemeine Rumänische Telefongesellschaft.

76. Die Rumänische Rundfunkgesellschaft.

77. Die Nationale Industrie-Kredit-Gesellschaft.

Soweit Betriebe durch Sonderabkommen zwischen einem fremden Staat und dem rumänischen Staat begründet wurden, wird alles, was nicht diesen beiden Staaten gehört, verstaatlicht.

Die in der Anlage beigefügten Listen sind Bestandteil dieses Gesetzes.

Ein Betrieb fällt unter die Voraussetzungen dieses Gesetzes dann, wenn die für die jeweilige Kategorie in Frage kommenden Voraussetzungen zu irgendeinem Zeitpunkt des Zeitraumes zwischen dem 1. Januar 1938 und dem Datum der Veröffentlichung dieses Gesetzes gegeben waren.

Die in den beigefügten Listen aufgezählten Betriebe sind auch dann als verstaatlicht anzusehen, wenn die Bezeichnung oder ihre Anschrift in diesen Listen nur zum Teil oder ungenau angegeben sind; ebenso wenn ihre Bezeichnung oder ihre Anschrift geändert wurden.

Die Betriebe sind ebenfalls als verstaatlicht anzusehen, wenn sie unter dem Namen einer physischen oder juristischen Person, die sie unter irgendeinem Titel (Pacht usw.) im Besitz hatte, geführt wurden.

Mit dem Datum der Veröffentlichung dieses Gesetzes gehen die Aktien und Sonderanteile der unter die Voraussetzungen dieses Artikels fallenden Gesellschaften und Ver-

bände frei von allen Lasten als volkseigene Güter in das Eigentum des Staates über, verwaltet vom Ministerium der Finanzen.

Die mit Wirkung dieses Gesetzes verstaatlichten Güter werden von den Ministerien verwaltet, in deren Zuständigkeitsbereich der verstaatlichte Betrieb fällt.

Die in den Bereich des Art. 1 dieses Gesetzes fallenden Bäckereien, Schlachthäuser, Mühlen, mechanischen Ölpresen sind durch die Organe der örtlichen Bürgermeistereien zu übernehmen und zu verwalten, mit Ausnahmen derjenigen, für die vom zuständigen Ministerium Direktoren ernannt worden sind oder ernannt werden. Die Bürgermeistereien haben binnen 10 Tagen nach Veröffentlichung dieses Gesetzes über die entsprechende Kreis-Verstaatlichungskommission sowohl dem Ministerrat wie auch dem Ministerium des Innern die Listen derartiger industrieller Einheiten vorzulegen, damit diese durch einen Entscheid in die Verwaltung der Bürgermeistereien überschrieben werden können.

Die Verwaltungsräte der verstaatlichten Betriebe werden mit dem Datum der Veröffentlichung dieses Gesetzes aufgelöst.

Art. 2. Zugleich mit den Hauptbetrieben werden sämtliche Nebenbetriebe verstaatlicht.

Verstaatlicht werden zugleich die Anlagen, die zur ständigen Inbetriebhaltung eines verstaatlichten Betriebes gehören, auch wenn diese Anlagen einen anderen Eigentümer als den des verstaatlichten Betriebes haben.

Art. 3. Gesellschaften jeglicher Art, die aus mehreren Einheiten bestehen, werden im ganzen verstaatlicht, auch wenn nur eine dieser Einheiten unter die Voraussetzungen dieses Gesetzes fällt.

Art. 4. Vom Tage der Veröffentlichung dieses Gesetzes darf kein Betrieb ohne vorherige Genehmigung des Fachministeriums ganz oder teilweise veräussert, noch seine Produktion verändert oder seine Einrichtung verkauft werden, auch wenn er nicht unter die Voraussetzungen des vorliegenden Gesetzes fällt.

Ohne Beachtung der angeführten Bestimmungen durchgeführte Veräusserungen sind nichtig; diese Nichtigkeitserklärung geschieht auf öffentliche Anordnung und kann von jedem beantragt werden.

Die Eigentümer oder ihre gesetzlichen Vertreter bzw. Beauftragten der noch im Bau befindlichen Betriebe oder derjenigen Betriebe, die aus irgendwelchen Gründen noch nicht in Betrieb genommen wurden, wie auch derjenigen Betriebe, die ihre Tätigkeit beendet oder unterbrochen haben, sind verpflichtet, binnen 15 Tagen nach Gesetzesveröffentlichung der Generaldirektion für Wirtschaftskontrolle und in der Provinz den Kreisdienststellen für Wirtschaftskontrolle eine gemäss dem unter Nr. XXIX diesem Gesetz beigefügten Formblatt abgefasste Erklärung abzugeben.

Art. 5. Unter die Voraussetzungen dieses Gesetzes fallen nicht und werden nicht verstaatlicht diejenigen Betriebe oder diejenigen Kapitalanteile dieser Betriebe, die Ei-

gentum eines den Vereinten Nationen angehörenden Staates sind, welcher diese Güter infolge des Friedensvertrages oder als Ausgleich für im Kriege entstandene Entschädigungsverpflichtungen erhalten hat.

Kapitel II.

Auswirkungen der Verstaatlichung.

Art. 6. Durch die erfolgte Verstaatlichung gehen die Betriebe mit dem Handelsfonds und sämtlichen zum Zwecke der Ausbeutung eingegangenen Verpflichtungen in das Eigentum des Staates über; Betriebe in Form von Gesellschaften oder Verbänden behalten ihr Gut in der Form, wie aus der zum Zwecke der Übergabe an die neue vom Staat bestimmte Leitung abgeschlossenen Bilanz nach der Verstaatlichung zu ersehen ist; in die Aktiva und Passiva sämtlicher verstaatlichten Betriebe werden aufgenommen:

a) Zu den Aktiva sämtliche beweglichen und unbeweglichen Güter, körperlicher und unkörperlicher Natur, wie Grundstücke, Bauten, Einrichtungen, Patentrechte, Lizenzen, Verträge, Vollmachten, eingetragene Warenzeichen, Wertpapiere, Wechsel, Hinterlegungsbelege, Bargeld, dem Betrieb geschuldete Beträge, Zubehöre, Rohmaterialien, Halb- oder Fertigfabrikate und anderes dergleichen;

b) zu den Passiva die gesamten Verpflichtungen des Betriebes.

Das vorliegende Gesetz bewirkt, dass die verstaatlichten Betriebe in alle Rechte und Pflichten der alten Betriebe eintreten.

Art. 7. Die neue Leitung des verstaatlichten Betriebes kann binnen •6 Monaten nach Veröffentlichung dieses Gesetzes verlangen, dass die vor der Verstaatlichung durch den alten Betrieb eingegangenen Verpflichtungen und Transaktionen, soweit sie sichtlich zum Zwecke der Schädigung des Betriebes, zum persönlichen Vorteil des Vertragschliessenden, zum persönlichen Vorteil einer fremden physischen oder juristischen Person abgeschlossen wurden, für null und nichtig erklärt werden.

Zur Beurteilung derartiger Gesuche wird bei den Gerichten vom Justizministerium je eine aus drei Richtern bestehende Kommission ernannt. Diese Kommission fällt die Entscheidung zum ersten Termin auf Grund der ihr durch die interessierten Parteien vorgelegten Denkschriften, und awar 15 Tage vor dem endgültigen Gerichtstermin.

Die Entscheidung dieser Kommission unterliegt weder einem ordentlichen noch ausserordentlichen Gegenverfahren.

Kapitel III.

Verstaatlichungsprozedur.

Art. 8. Bei Inkrafttreten dieses Gesetzes ernennen die zuständigen Ministerien Direktoren, deren Aufgabe es ist, von den Eigentümern, deren Vertretern oder Beauftragten die Leitung der verstaatlichten Betriebe auf Grund der summarischen vorhandenen Sachlage zu übernehmen.

Die neuen Direktoren üben die Befugnisse der alten Leitungsorgane aus.

In Abwesenheit der Eigentümer, ihrer Vertreter oder Bevollmächtigten wird der Betrieb, in Stadtgemeinden in Anwesenheit der Polizeiorgane oder, in Landgemeinden, der Gemeindeorgane übernommen.

Art. 9. Bis zur Übernahme der Betriebe durch die neue Leitung steht die alte Leitung der neuen für jegliche Erläuterungen, die das Inventar und die dafür abgeschlossene Bilanz betreffen, zur Verfügung und ist für festgestellte Mängel, mit Ausnahme der Mängel und Schäden, die aus Handlungen der neuen Leitung stammen, verantwortlich.

Art. 10. Bei Übergabe der Betriebe ist ein in dreifacher Ausfertigung abzuschließendes Protokoll, dem die Kopien des Inventars und der Bilanz beizufügen sind, aufzustellen. Ein Exemplar des Protokolls wird dem bisherigen Eigentümer ausgehändigt, ein anderes vom Betrieb aufbewahrt, das letzte an das zuständige Ministerium abgegeben.

Kapitel IV.

Entschädigungen.

Art. 11. Seitens des Staates können an die Eigentümer und Aktionäre der verstaatlichten Betriebe Entschädigungen gewährt werden.

Zu diesem Zweck wird der «Fonds der verstaatlichten Industrie» als autonome juristische Person des öffentlichen Rechts mit Hauptsitz in Bukarest gegründet.

Für die geschuldeten Beträge stellt der Fonds der verstaatlichten Industrie Schuldscheine aus, die aus, dem Nettoeinkommen der verstaatlichten Betriebe erlöst werden.

Art. 12. Die Organisation und Funktionsweise des Fonds der verstaatlichten Industrie werden durch Beschluss des Ministerrats festgelegt.

Die Tätigkeit des Fonds der verstaatlichten Industrie ist der Kontrolle des Ministeriums für Finanzen unterstellt.

Art. 13. Die den Eigentümern zustehenden Entschädigungen werden durch die den Gerichten angeschlossenen Kommissionen, die aus drei vom Justizministerium ernannten Richtern bestehen, festgestellt.

Die Entscheidungen dieser Kommission sind nicht anfechtbar.

Art. 14. Von den berechtigten Entschädigungsbeträgen werden die unter den Passiva nicht angeführten Schulden der Betriebe wie auch diejenigen, die durch Hintergehung des Fiskus oder andere gesetzwidrige Operationen und durch schlechte Verwaltung der Betriebe vor der Verstaatlichung hervorgerufen wurden, in Abzug gebracht.

Art. 15. Entschädigungen werden nicht gewährt:

a) denjenigen, die sich – im Dienste des Staates, der Kreise oder Gemeinden stehend – durch unerlaubte, gerichtlich festgestellte Taten während ihrer Dienstzeit bereichert haben;

b) denjenigen, die das Land auf geheime oder betrügerische Art verlassen haben, wie auch denjenigen, die nach Ablauf des Gültigkeitsvermerks der durch rumänische Behörden ausgestellten Reisepässe nicht fristgemäss ins Land zurückgekehrt sind.

Kapitel V.

Konzessionen. Gründung neuer Betriebe.

Art. 16. In den Betriebszweigen, die der Verstaatlichung verfallen sind, fällt das Recht, neue Betriebe zu gründen, dem Staat zu.

Art. 17. Auf dem Ausnahmewege kann der Staat physischen oder juristischen Personen auf Vorschlag des zuständigen Ministeriums und durch Beschluss des Ministerrates Konzessionen zur Gründung neuer Betriebe erteilen.

Kapitel VI.

Sanktionen.

Art. 18. Mit 5–10 Jahren Zwangsarbeit und Vermögensentzug werden diejenigen bestraft, die, ohne Rücksicht auf die angewandten Mittel, mit Absicht die durch das vorliegende Gesetz vorgesehene Verstaatlichung zunichte machen oder zu vereiteln versuchen; die einen Teil des Betriebsgutes verheimlichen oder beschädigen, es vernichten, veräussern, verlagern, exportieren oder durch irgendwelche anderen Mittel die der Verstaatlichung unterworfenen Güter oder Anlagen vermindern.

Die gleiche Strafe erhalten auch diejenigen, die versuchen, den staatlichen Organen ungenaue oder unvollständige Angaben über die in Frage kommenden Güter zu geben.

Art. 19. Mit Gefängnis von 4–10 Jahren und Geldstrafen von 50'000 bis 500'000 Lei werden Staatsbeamte oder im Rahmen dieses Gesetzes beauftragte Personen bestraft, die die ihnen gemäss Gesetzesbestimmung auferlegten Obliegenheiten nicht durchführen bzw. ihre Durchführung zu vereiteln suchen.

Art. 20. Die Vergehen gegen das vorliegende Gesetz werden festgestellt, verfolgt und gerichtet gemäss Gesetz Nr. 351 zur Unterdrückung der ungesetzlichen Spekulationen und der wirtschaftlichen Sabotage vom 3. Mai 1945 und Gesetz Nr. 252 über die Einrichtung der wirtschaftlichen Kontrollen vom 15. Juli 1947.

Kapitel VII.

Schlussbestimmungen.

Art. 21. Mit der Durchführung der Verstaatlichung und mit der Lösung der Probleme und Konflikte, die sich aus ihrer Anwendung ergeben, wird der Ministerrat beauftragt.

Der Ministerrat ist berechtigt, zur operativen Leitung des Vorgehens eine aus seinen Reihen ernannte Kommission einzusetzen, die als Aussenorgan in jedem Kreis je eine Kreis-Verstaatlichungskommission bildet.

Art. 22. Die verstaatlichten Betriebe können auf Grund eines Beschlusses des Ministerrates den örtlichen Verwaltungen in Eigentum oder zur Nutzung gegeben werden.

Art. 23. Bei Auflösung eines verstaatlichten Betriebes geht das nach der Liquidation verbleibende Netto der Aktiva in Staatseigentum über.

Art. 24. Die bei diesen Betrieben vorhandenen Kreditkonten der Inhaber der verstaatlichten Betriebe werden, gleich ob diese Konten auf ihren Namen oder auf den Namen von Zwischenpersonen eröffnet wurden, als Kapitalzuwachs des entsprechenden Betriebes gemäss einer gerichtlichen Feststellung angesehen und stellen keine Schuldforderung gegen diesen Betrieb dar.

Art. 25. Mitglieder der bei Inkrafttreten dieses Gesetzes bestehenden industriellen kooperativen Gesellschaften können bei Austritt aus der Gesellschaft von ihrer Beteiligung höchstens 50'000 Lei in bar zurückziehen, wobei der Rest der Gesellschaft verfällt.

Die Bestimmungen des obigen Absatzes sind nicht anzuwenden auf die kooperativen Gesellschaften, welche nach Inkrafttreten dieses Gesetzes gegründet werden.

Art. 26. Ohne Genehmigung des zuständigen Ministeriums kann binnen 3 Monaten nach der Verstaatlichung das Verwaltungspersonal vom Abteilungschef aufwärts, wie auch das technische Personal (Ingenieure, Subingenieure, Zeichner, Konstrukteure, Meister usw.) weder aus dem Betrieb ausscheiden noch von diesem beurlaubt werden.

Art. 27. Die im Laufe eines Monats nach der Verstaatlichung fälligen Wechsel der verstaatlichten Betriebe können nicht zu Protest gegeben werden und erhalten eine dem Fälligkeitstermin entsprechende Verlängerung von 30 Tagen.

Art. 28. Die den neuen Direktoren mit der Ernennung erteilten Vollmachten berechtigen sie zur gültigen Unterschrift, sogar vor Erfüllung der gesetzlichen Voraussetzungen des Veröffentlichungsverfahrens im Monitorul Oficial.

Art. 29. Die nichtverstaatlichten Betriebe setzen ihre Tätigkeit im Rahmen der bestehenden Gesetze fort.

Art. 30. Dieses Gesetz tritt mit dem Datum seiner Veröffentlichung im Monitorul Oficial in Kraft.

Art. 31. Sämtliche Bestimmungen, die diesem Gesetz widersprechen, werden aufgehoben.

Dieses Gesetz ist durch die Grosse Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 11. Juni 1948 abgestimmt und mit Stimmeneinheit von 400 Stimmen genehmigt worden.

Präsident C. Agiu

Sekretär Stelian Moraru

Wir zeichnen dieses Gesetz und veranlassen seine Veröffentlichung im Monitorul Oficial.

Bukarest, den 11. Juni 1948.

C. I. Parhon

Marin Florea Ionescu Gh.
Gheorgiu-Dej

Erster Vizepräsident des Ministerrates

Avram Bunaciu
Justizminister

Übersetzt aus «Monitorul Oficial», Teil I, Nr. 133 11/1948 vom 11. Juni 1948, S. 5047 ff.

Anlage 13**Das Dekret über die Verstaatlichung der Schulvermögen.**

Dekret Nr. 176/1948 über die Verstaatlichung der Kirchen-, Kongregations-, Gemeinschafts- oder Privatgüter, die zum Betrieb und zum Unterhalt von allgemeinen, technischen und gewerblichen Erziehungsanstalten dienen.

Artikel I.

Zum Zwecke guter Einrichtung und Wirksamkeit des öffentlichen staatlichen Unterrichts und zur Verbreiterung und Demokratisierung des Unterrichts werden sämtliche beweglichen und unbeweglichen Güter, die Kirchen, Kongregationen, religiösen Gemeinschaften, Privatvereinen, mit und ohne lukrativen Zweck, und – ganz allgemein – natürlichen oder juristischen Privatpersonen gehört haben und dem Betrieb der gemäss Artikel 35 des Gesetzes über den öffentlichen Staatsunterricht abgelösten Unterrichtsschulen¹ dienen, in das Staatseigentum übergeführt und dem Ministerium für öffentlichen Unterricht unterstellt, das sie für die Bedürfnisse des Unterrichts verwenden wird.

Die unbeweglichen Güter, die unter die Voraussetzungen des vorhergehenden Absatzes fallen, sind in der beigefügten Liste aufgeführt, die Bestandteil dieses Gesetzes ist.

Die beweglichen Güter jeder Art werden durch vom Ministerium für öffentlichen Unterricht ernannte Beauftragte im Inventarverfahren übernommen.

Als bewegliche und unbewegliche Güter, die unter die Voraussetzungen dieses Artikels fallen, sind alle diejenigen Güter anzusehen, die dem Betrieb, dem Unterhalt oder der Unterstützung von Schulen, Internaten, Heimen und Kantinen zum Zeitpunkt des 1. Januar 1948 dienen, wie auch diejenigen, die zu diesem Zweck später erworben wurden.

Artikel II.

Unter die Voraussetzungen des vorhergehenden Artikels fallen, auch wenn sie in der beigefügten Liste nicht enthalten sind, alle Gebäude mit ihrem gesamten Inventar, die dem Betrieb von Unterrichtsschulen gedient haben, einschliesslich derjenigen, die für Wohnungen des Lehrkörpers oder des Verwaltungspersonals benutzt wurden und für Internate, Heime und Kantinen für Schüler oder Studenten aller Schularten bestimmt waren.

Unter die Voraussetzungen des vorhergehenden Artikels fallen ebenfalls die Beteiligungsanteile der für Unterhalt oder Unterstützung von Unterrichtsschulen bestimmten

¹ Der Art. 35 des Dekrets Nr. 175/1948 über die Schulreform (veröffentlicht in «Monitorul Oficial», Teil IA, Nr. 177/1948 vom 3. August 1948, S. 6322 f.) lautet: «Alle konfessionellen oder privaten Schulen jeder Art werden Staatsschulen.»

Fonds und von Farmen oder sonstigen Unternehmen, die dem Unterhalt und dem Betrieb von Schulen, Internaten, Heimen, Kantinen oder dem Lehr- bzw. Verwaltungspersonal gedient haben.

Artikel III.

Die ausschliesslich für kultischen Dienst bestimmten Güter werden dem entsprechenden Kultus zurückerstattet.

Artikel IV.

Mit der Veröffentlichung dieses Gesetzes werden sämtliche Vereine aufgelöst, die, mit oder ohne lukrativen Zweck, Einrichtung und Betrieb von privaten Unterrichtsschulen zum Ziel hatten.

Die Güter dieser Vereine gehen in das Eigentum des Staates über, sie werden aber zu dem Zweck benutzt, zu dem sie bestimmt waren.

Bukarest, den 2. August 1948.

Gh. Vasilichi
Minister des öffentlichen Unterrichts

Vasile Luca
Finanzminister

C. I. Parhon
Popa Emil

Avram Bunaciu
Justizminister

Anlage 14

Das Immobilien-Enteignungs-Dekret.

Dekret Nr. 92/1950 über die Verstaatlichung bestimmter Immobilien.

Art. I. Zur Festigung und Entwicklung des sozialistischen Sektors in der Wirtschaft der Rumänischen Volksrepublik;

zur Sicherung einer besseren Bewirtschaftung des Wohnungsbestandes, der entwertet wird durch die Sabotage der Grossbourgeoisie und der Ausbeuter, die eine grosse Anzahl von Immobilien besitzen;

um den Ausbeutern ein wichtiges Mittel der Ausbeutung aus der Hand zu nehmen;

werden diejenigen Immobilien verstaatlicht, die in den beigefügten, in der Kanzlei des Ministerrats unter Nr. 543 vom 14. April 1950 registrierten Listen aufgeführt sind, die ein Bestandteil dieses Dekrets darstellen und bei deren Zusammenstellung nach folgenden Gesichtspunkten verfahren wurde:

1. Bebaute Immobilien, die den ehemaligen Industriellen, den ehemaligen Gutsbesitzern, den ehemaligen Bankiers, den ehemaligen Grosshändlern und allen anderen Elementen der Grossbourgeoisie gehören.

2. Bebaute Immobilien, die den Ausbeutern des Wohnraumes gehören.

3. Hotels mit ihrem gesamten Inventar.

4. Im Bau befindliche Immobilien, die zum Zweck der Ausbeutung errichtet werden sollten, jedoch von ihren Eigentümern aufgegeben wurden, wie auch das zum Weiterbau bestimmte Baumaterial, gleich wo es gelagert ist.

5. Durch Einwirkung von Erdbeben oder den Krieg beschädigte oder zerstörte Immobilien, die zum Zwecke der Ausbeutung gebaut, jedoch von ihren Eigentümern nicht instandgesetzt bzw. wieder aufgebaut wurden.

Art. II. Von den Bestimmungen dieses Dekrets werden nicht berührt und somit nicht verstaatlicht diejenigen Immobilien, die Arbeitern, Beamten, Kleinhandwerkern, intellektuellen Professionisten und Rentnern gehören.

Art. III. Die verstaatlichten Immobilien gehen als Besitz des gesamten Volkes in das Eigentum des Staates über, ohne jegliche Entschädigung und frei von Lasten oder realen Rechten jeder Art.

Art. IV. Unter Immobilien sind im Sinne dieses Dekrets sowohl der Boden mit den Aufbauten als auch die darin enthaltenen Einrichtungen mit samt dem vorhandenen für den Unterhalt des Baues erforderlichen Werkzeug zu verstehen.

Art. V. Immobilien, die dem Ehemann, der Ehefrau oder den minderjährigen Kindern gehören, sind, soweit es sich um die Anwendung dieses Dekrets handelt, als nur einem Eigentümer gehörend anzusehen.

Art. VI. Mit Wirkung dieses Dekrets tritt der Staat in alle Rechte der ehemaligen Eigentümer ein.

Die Mieter der verstaatlichten Immobilien, einschliesslich der ehemaligen Inhaber, die in diesen Immobilien wohnen, werden vom Zeitpunkt der Verstaatlichung an Mieter des Staates.

Art. VII. Die mit Wirkung dieses Dekrets verstaatlichten Immobilien gehen in die Verwaltung des Provisorischen Ausschusses des Volksrats der Gemeinden über, auf deren Gebiet sie sich befinden.

Art. VIII. Wer die einer Verstaatlichung unterworfenen Güter oder Einrichtungen beschädigt, zerstört oder veräussert, wie auch derjenige, der die in diesem Dekret vorgesehene Verstaatlichung hintertreibt oder zu hintertreiben versucht, wird mit 5-10 Jahren Zwangsarbeit und Beschlagnahme seines Vermögens bestraft.

Art. IX. Die Vergehen gegen dieses Dekret werden gemäss Dekret Nr. 183 vom 30. April 1949 über die Ahndung der Wirtschaftsvergehen festgestellt, verfolgt und gerichtet.

Art. X. Die Provisorischen Ausschüsse der Volksräte sorgen dafür, dass die aus diesem Dekret entstandenen Rechte des Staates in der gesetzlich vorgeschriebenen Form eingetragen werden.

Art. XI. Mit der Ausführung dieses Dekrets wird die Staatliche Kommission für die Anwendung des Volksrätegesetzes betraut.

Art. XII. Dieses Dekret tritt mit dem Zeitpunkt seiner Veröffentlichung in Kraft.

Bukarest, den 19. April 1950.

C. I. Parhon
Marin Florea Ionescu

Dr. Petru Groza Vorsitzender des Ministerrates

Stelian Niculescu
Justizminister

Anlage 15

Die Nationalitätenbestimmungen der Verfassung von 1952.

Die Verfassung der Volksrepublik Rumänien vom 24. September 1952.

(Teilabdruck)

Einleitung

Die nationalen Minderheiten der Rumänischen Volksrepublik genießen volle Gleichberechtigung mit dem rumänischen Volk. In der Rumänischen Volksrepublik wird der ungarischen Bevölkerung in den Szekler-Bezirken, in denen sie in geschlossener Form ansässig ist, territoriale Verwaltungsautonomie gewährleistet.

Kapitel II.

Der Staatsaufbau.

Artikel 17.

Der rumänische volksdemokratische, einheitliche souveräne und unabhängige Staat

a) schützt die Unabhängigkeit und die Souveränität des rumänischen Volkes, die Errungenschaften der Werktätigen in Stadt und Land, die Rechte, die Freiheiten und die Macht der Werktätigen gegen die Feinde des werktätigen Volkes;

b) gewährleistet die Festigung und die Entfaltung der Produktivkräfte des Landes durch die sozialistische Industrialisierung, durch die Beseitigung der wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Rückständigkeit, durch die allmähliche sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft auf der Grundlage der freiwilligen Teilnahme der werktätigen Bauern;

h) leitet das gesamte Volksbildungswesen;

j) gewährleistet die Entfaltung der Kultur des rumänischen Volkes sowie der Kultur der nationalen Minderheiten, die dem Inhalt nach sozialistisch, der Form nach national sind.

Kapitel VII.

Die Grundrechte und Grundpflichten der Bürger.

Die Bürger der Rumänischen Volksrepublik haben das Recht auf Bildung.

Dieses Recht wird gewährleistet durch den allgemeinen obligatorischen und unentgeltlichen Grundschulunterricht, durch das System staatlicher Stipendien für gute Studenten und Schüler der Hoch-, Mittel- und Grundschulen, durch die Organisation der unentgeltlichen Fachausbildung der Werktätigen in den Industriebetrieben, Staatsgütern, Maschinen- und Traktorenstationen sowie in den Kollektivwirtschaften.

Das gesamte Schulwesen ist staatlich.

Der Staat sorgt für die Entwicklung der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst.

Artikel 81.

Den werktätigen Bürgern der Rumänischen Volksrepublik ist ohne Unterschied von Nationalität oder Rasse volle Gleichberechtigung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens gewährleistet.

Jede direkte oder indirekte Beschränkung der Rechte der werktätigen Bürger der Rumänischen Volksrepublik, die Festlegung direkter oder indirekter Bevorzugung auf Grund der Zugehörigkeit zu einer Rasse oder Nationalität und jede Äusserung von Chauvinismus, Rassen- oder Nationalitätenhass oder chauvinistisch-nationalistischer Propaganda werden gesetzlich geahndet.

Artikel 82.

In der Rumänischen Volksrepublik werden den nationalen Minderheiten die freie Benutzung der Muttersprache, der gesamte Schulunterricht in der Muttersprache, die Herausgabe von Büchern und Zeitungen in der Muttersprache sowie eigene Theater gewährleistet. In den Bezirken, die auch von einer Bevölkerung anderer Nationalität als der rumänischen bewohnt sind, werden sämtliche Organe und Institutionen auch die Sprache der betreffenden Nationalitäten mündlich und schriftlich gebrauchen und Funktionäre aus den Reihen der betreffenden Nationalität oder aus den Reihen der Ortsansässigen ernennen, die Sprache und Lebensart der örtlichen Bevölkerung kennen.

Artikel 84.

Allen Bürgern der Rumänischen Volksrepublik ist die Gewissensfreiheit gewährleistet.

Die religiösen Kulthandlungen können frei vorbereitet und ausgeübt werden. Die Freiheit der Ausübung religiöser Kulthandlungen wird allen Bürgern der Rumänischen Volksrepublik gewährleistet.

Die Schule ist von der Kirche getrennt. Keine Konfession, Kongregation oder religiöse Gemeinschaft darf allgemeinbildende Lehranstalten eröffnen oder unterhalten. Eine Ausnahme gilt nur für Sonderschulen zur Ausbildung der Geistlichen.

Die Art und Weise der Vorbereitung und der Ausübung der religiösen Kulthandlungen wird durch Gesetz geregelt.

Kapitel VIII.

Das Wahlsystem.

Artikel 94.

Die Wahlen der Abgeordneten erfolgen in allgemeiner Wahl. Alle werktätigen Bürger der Volksrepublik Rumänien, die das 18. Lebensjahr erreicht haben, ohne Unterschied der Rasse oder der Nationalität, des Geschlechts, des Glaubensbekenntnisses, des Bildungsgrades, des Berufes oder der Dauer der Ansässigkeit, haben das Recht, an der Wahl der Abgeordneten teilzunehmen, mit Ausnahme von Geisteskranken und denjenigen, die durch gerichtliche Entscheidung zum Verlust des Wahlrechts verurteilt worden oder nach dem Gesetz unwürdig sind.

Dokumente

I. Umsiedlung und SS-Aktion.

1. Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudscha-Deutschen im Jahre 1940.

Nr. 1

Bericht des D. M., ehemals Mitglied des Umsiedlungskommandos Bessarabien.

Original, ohne Datum (Oktober 1956), 17 Seiten, maschinenschriftlich (mschr.).

Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus Bessarabien im Jahre 1940.

Nach einleitenden Bemerkungen über die Vorbereitungen der Aktion und über die Moskauer Verhandlungen, die zum Abschluss der «Vereinbarung über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung aus den Gebieten von Bessarabien und der nördlichen Bukowina in das Deutsche Reich» führten, berichtet der Vf.:

In den ersten Septembertagen machte sich das Umsiedlungskommando für Bessarabien von Stahnsdorf bei Berlin, wo es zusammengestellt wurde, in mehreren Kolonnen auf den Weg nach Bessarabien. Die sog. Delegation bestand aus insgesamt sechs Herren. Das eigentliche Umsiedlungskommando fuhr mit der Bahn bis Wien, wurde dort auf den Dampfer eingeschifft und ging nach Galatz – die Kraftfahrzeugkolonne fuhr die Donau entlang.

Bei der Ankunft in Galatz ergab sich folgende Situation: Die rumänischen Garnisonen hatten bei Anrücken der sowjetischen Truppen Bessarabien verlassen und auf ihrem fluchtartigen Rückzug die Pruth-Brücke bei Galatz einschliesslich des westlichen Zuführungsdammes zerstört. Über diese Brücke musste jedoch planmässig der Abtransport der Bessarabiendeutschen, soweit es sich um die Pferde- und Automobiltrecks handelte, vollzogen werden. Es bedurfte langer Verhandlungen mit der rumänischen Regierung und der Garnison in Galatz, um Damm und Brücke wieder entstehen zu lassen. Erhebliche Bestechungsgelder waren notwendig, die unmittelbar in die Hände der arbeitenden Soldaten geleitet werden mussten, damit sie wirksam wurden.

Am 15. September legten die beiden Dampfer mit dem Umsiedlungskommando in Reni, wo das Kommando von sowjetischer Seite erwartet wurde, an. Die Begrüssung vollzog sich auf den Schiffen mit Frostigkeit. Major Weretennikow kam mit zwei Begleitern aufs Schiff, sein Stellvertreter Kapitän Dobkin weigerte sich, das Schiff zu betreten. Mehr als einstündige Verhandlungen waren notwendig, um die Durchführung der Gepäckkontrolle zu klären. Die Sowjets bestanden auf eine Durchsuchung des gesamten Gepäcks nach Waffen. Da sich im deutschen Kommando rund achtzig Mitglieder der

verschiedenen Geheimdienste befanden, die unsinnigerweise mit Kartenmaterial ausgerüstet waren, auf denen sie Einzeichnungen durchführen sollten, war der Grenzübergang von vornherein auch deutscherseits mit gewissen Sorgen belastet.

In der folgenden Nacht wurde das Kommando, soweit es Delegation und Hauptstab betraf, nach Tarutino, die übrigen Kommandogruppen, soweit Eisenbahn vorhanden war, mit dieser, im Übrigen mit PKW auf ihre Standorte verteilt. Die Kraftfahrzeugkolonne wurde von Kapitän Dobkin von Galatz in nächtlicher Fahrt auf Umwegen an ihre Standorte geführt. Der Hauptstab und die Delegation (z.T. personengleich) bezog Quartier in Tarutino im deutschen Gymnasium, wo Büros eingerichtet wurden.

Die erste und einzige Vollsitzung, die zwischen der deutschen Umsiedlungsdelegation und der sowjetischen Delegation stattfand, dauerte 5½ Stunden und behandelte ausschließlich das Problem der Raumaufteilung im Gymnasium, weil die Sowjets verlangten, dass in jeden Raum, in dem ein Deutscher arbeiten sollte, ein sowjetischer Offizier der entsprechenden Fachgruppe beigegeben würde. Hoffmeyer verlangte jedoch eine säuberliche Querteilung des Gebäudes und setzte getrennte Arbeitsräume durch. Die deutschen Kommandomitglieder wurden zur Unterbringung und Verköstigung bei den deutschen Kolonisten untergebracht und herzlich aufgenommen.

Das deutsche Umsiedlungskommando bestand aus einer Delegation, ausgestattet mit Diplomaten- bzw. Ministerialpässen, und dem eigentlichen Kommando, bestehend aus einem Hauptstab, vier Bereichskommandostäben, den Ortsbevollmächtigten mit ihren Mitarbeitern, Ärzten und Sanitätern und Kraftfahrern, meist aus dem NSKK rekrutiert, unter NSKK-Standartenführer Gutsche. Bessarabien wurde zur Umsiedlung organisatorisch in vier Gebiete aufgeteilt, an deren Spitze jeweils deutscherseits ein Gebietsbevollmächtigter stand. Es waren das in Mannsburg der Deutschballe Kraus, in Kischinew Zilz, in Albota Weisshaupt und in Beresina Professor Karasek. Die Gebiete waren wiederum in Ortsbereiche (O.B.) untergliedert, insgesamt etwa 36. An der Spitze eines Ortsbereiches stand ein Ortsbevollmächtigter, meist ein ehemaliger aktiver Mitarbeiter aus dem VDA oder BDO¹, zu dieser Aufgabe notdienstverpflichtet, eventuell auch aus der Truppe abkommandiert. In grösseren Ortsbereichen stand dem Ortsbevollmächtigten ein Vertreter zur Seite. Fast immer waren Taxatoren zugeteilt, die von der Deutschen Umsiedlungstreuhandgesellschaft ausgebildet und mit Taxrahmen versehen waren. Eine grosse Zahl der Taxatoren stammte aus Österreich und war mit den Verhältnissen in Südosteuropa, besonders auf dem landwirtschaftlichen Sektor, gut vertraut. Jeder Ortsbevollmächtigte verfügte über einen PKW mit Kraftfahrer. Diese Kraftfahrer waren in der Mehrzahl Offiziere der Wehrmacht oder gehörten dem NSKK an. Der Leiter des Umsiedlungskommandos und der Delegation [war] Standartenführer Hoffmeyer, sein Vertreter Dr. Siebert, Leiter der Ärzte Dr. Bestvater, der Transportabteilung Harro Witt. Zur Unterstützung bei den Verhandlungen fungierte Peter Kleist vom Auswärtigen Amt. Volksdeutsche Mitarbeiter traten überall als freiwillige wertvolle Mitglieder den Reichsdeutschen zur Seite.

1 Volksbund für das Deutschtum im Ausland: Bund Deutscher Osten.

Sowjetischerseits bestand eine parallel gegliederte Organisation, die jedoch einfacher und primitiver aufgebaut war. Die Gegenspieler von Standartenführer Hoffmeyer waren Major Weretennikow als Leiter des sowjetischen Umsiedlungskommandos und der Vorsitzende der sowjetischen Umsiedlungsdelegation, Wasjukow. Gelegentlich tauchte ein Herr Arkadjew auf, der angeblich zur Mitteleuropaabteilung des Narkomindel¹ in Moskau gehörte. Der sowjetische Gebietsbevollmächtigte von Kischinew War Oberstleutnant Moskalenkow, von Albota Herr Afanasiew. Die überwiegende Mehrzahl der sowjetischen Herren gehörten der NKWD an, einige vielleicht den Zollbehörden bzw. dem Narkomindel.

Die Volksdeutschen Bessarabiens erwarteten das Umsiedlungskommando mit durchaus gemischten Gefühlen. Einerseits waren sie sich bewusst und darin im wahrsten Sinne des Wortes fast hundertprozentig einig, dass sie in Bessarabien das Leben als deutsche Volksgruppe, wie sie es bisher geführt hatten, nicht mehr würden fortsetzen können. Sie waren zur Umsiedlung vollkommen entschlossen. Debatten unter den Volksdeutschen, ob man umsiedeln solle oder nicht, hat es an keinem Ort und zu keiner Zeit gegeben. Der Wille zur Umsiedlung war, als das Kommando eintraf, bereits vollkommen gegeben. Propaganda für die Umsiedlung konnte deutscherseits nicht getrieben werden. Sie war vertraglich verboten. Das Eintreffen eines Umsiedlungskommandos war der Volksgruppe vorher durch sowjetische Radiomeldungen bekannt geworden. Deutsche Sender konnten damals in Bessarabien so gut wie nicht gehört werden. Es wurden in Bessarabien bei der Umsiedlung den Volksdeutschen seitens des Umsiedlungskommandos keinerlei Versprechungen gemacht. Sie erhielten nur die Zusicherung, dass sie nach Möglichkeit entschädigt und innerhalb des Reichs wieder angesiedelt werden würden. Über die Höhe der Entschädigung, wie die Art ihrer Ansiedlung, die Grösse der Höfe, die Verrechnung des Besitzes, konnten Angaben seitens des Umsiedlungskommandos nicht gemacht werden, weil sie ihm selbst unbekannt waren. Es ist ausgeschlossen, dass die Bessarabiendeutschen sich in direkter Form gezwungen oder auch nur gedrängt gefühlt haben, umzusiedeln. Sie entschlossen sich jedoch nur sehr schweren Herzens. Unter der rumänischen Regierung waren sie in den letzten Jahrzehnten (seit 1919) zu einem fest fundierten Wohlstand gelangt. Es war ihnen auch gelungen, mit den anderen in Bessarabien siedelnden Bevölkerungselementen (Moldowaner, Kazapen, Bulgaren, Ukrainer, Gagausen) zu einer freundschaftlichen Lebensgemeinschaft mit Arbeitsteilung (Bulgaren) zu gelangen. Die völkische Eigenständigkeit war unversehrt und auch für die Zukunft gesichert.

Die Masse der Bessarabiendeutschen waren reine Bauern, jedoch hatte sich in den grösseren Gemeinden Arzis, Mannsburg, Beresina, Tarutino, Albota, Sarda auch eine kleine landwirtschaftliche Verarbeitungsindustrie entwickelt. Getreide- und Maismühlen, Ölpressen, Ziegeleien, meist in einer Grössenordnung von 5 bis 30 Arbeitern und Angestellten, auch schon technisch etwas ausgerüstet, entstanden. Ausserdem gab es eine kleine Textilindustrie in Tarutino, die in den Händen der Unternehmerfamilie Banasch

1 Narodnij Kommissariat Inostrannich Del – Volkskommissariat des Auswärtigen.

lag. Durch genossenschaftlichen Zusammenschluss, Verwertungs- und Verkaufsgenossenschaften, waren die Bessarabiendeutschen auch zu einer gewissen wirtschaftlichen Macht gelangt und verkauften ihre landwirtschaftlichen Veredlungsprodukte in ganz Rumänien, vor allem auch in Bukarest.

Die radikale Veränderung ihrer gesamten Lage war ihnen jedoch durch die Massnahmen klar geworden, die die Sowjets seit ihrem Einmarsch von Mitte Juni bis zum 15. September (Einreise des Umsiedlungskommandos) durchgeführt hatten:

a) Die Steuern für das Jahr 1940, die die Bessarabiendeutschen grösstenteils vorausgezahlt hatten, um in den Genuss der für Vorauszahlungen angesetzten Prämien zu gelangen, mussten noch einmal in voller Höhe abgeleistet werden. Die Zahlungen mussten, da der Lei über Nacht ungültig und wertlos erklärt worden war, in Naturalien erfolgen. Die Ablieferung war in Sammelpunkten durchzuführen, die jeweils zur Gemeinde des Steuerzahlers ungünstig gewählt wurden, so dass die Bauern noch während der Umsiedlung tagelang unterwegs waren, um ihr Getreide von einem Ort zum anderen zu karen. Die Ablieferungsmodalitäten waren ungerecht und drückend. Bereits bei leichter Verschmutzung wurden hohe zusätzliche Lieferungen auferlegt.

b) Von der Ernte 1940 mussten neben der unter a) genannten Steuer Ablieferungen nach einem auferlegten Soll erfolgen. Auch diese Ablieferungen wurden nur bei den Getreidesammelpunkten entgegengenommen. War die Ablieferung in einer Getreideart, etwa wegen zu hoher Ansetzung des Solls, unmöglich, war ersatzweise das Vielfache einer anderen anzuliefern.

c) Alle Häuser, in denen nicht unmittelbar zur Familie gehörige fremde Mieter gegen Mietzins wohnten, waren bereits ebenso wie alle Betriebe mit mehr als zehn Arbeitern und Angestellten oder drei installierten PS sowie alles Land enteignet. Insgesamt gesehen war das wirtschaftliche Fundament der Volksgruppe in den wenigen Sommerwochen bereits völlig ruiniert. Die Schulen waren geschlossen, die Krankenhäuser beschlagnahmt, der freie Verkehr auf den Strassen beeinträchtigt, ein Teil der Häuser für Truppen requiriert und darüber hinaus eine hohe Anzahl von Verhaftungen – nicht krimineller, sondern politischer Art – durchgeführt worden. Mein eigener Gastgeber, Herr Scherible, erklärte mir bereits 10 Minuten nach der Ankunft, dass er wirtschaftlich vollkommen erledigt sei. Ihm waren seine Ölmühle, seine Ziegelei, sein Land und ein Haus bereits enteignet worden. Er durfte diese Objekte nicht mehr betreten.

Durch Anschläge wurde die Bevölkerung aufgefordert, sich freiwillig zur Umsiedlung zu melden. Der Text der Anschläge war in Moskau vereinbart worden. Sie erfolgten nebeneinander in deutscher und russischer Sprache und trugen die Unterschriften (nach meiner Erinnerung) der beiden Leiter der Umsiedlungskommissionen¹. Die Meldung zur Registrierung erfolgte meist in den Schulgebäuden in Räumen, die stets mit den Bildern Stalins und Hitlers, der Roten Fahne und der Hakenkreuzfahne ausgestattet waren. Jeder Erwachsene und, auf sowjetischen Wunsch, jeder Halbwüchsige ab 14. Lebensjahr

¹ s. Einleitende Darstellung, Anlage 7.

musste persönlich seinen Willen zur Umsiedlung bekunden. Diese Anordnung blieb jedoch Theorie. Bereits nach wenigen Tagen verloren in der Mehrzahl der Ortsbereiche die Sowjets die Lust an diesem Verfahren, weil es für sie zu blamabel war, und überliessen einem untergeordneten Mann ihres Arbeitsstabes die Entgegennahme oder blieben überhaupt der weiteren Registrierung fern. Bei den Registrierungen wurden die Personalien in Registrierlisten aufgenommen und nach Möglichkeit in diesem oder einem zweiten Arbeitsgang dem Umsiedlungswilligen eine um den Hals zu tragende Umsiedlungskennkarte übergeben. Mit Entgegennahme dieser Umsiedlungskennkarte stand der Umsiedler bereits unter dem Schutz des Deutschen Reiches. Mit dieser Kennkarte erhielt jeder Umsiedler seine Umsiedlungsnummer, die sich aus den Buchstaben Be, einer römischen Ziffer für den Ortsbereich, einer arabischen Ziffer, die seine Gemeinde und einer weiteren arabischen Ziffer, die seine Person betraf, zusammensetzte. Diese Umsiedlungsnummern standen auch auf dem Formular, auf dem sein Vermögen aufgenommen wurde, und hinter seinem Namen auf der Transportliste. Unter dieser Nummer wurde er auch bei der Deutschen Umsiedlungstreuhandgesellschaft geführt, und sie begleitete ihn oder sollte ihn bis zu seiner Ansiedlung begleiten. Die Nummern waren so gewählt, dass jeder Sachkenner aus der Nummer bereits das Dorf erkennen konnte, aus dem der Umsiedler stammte, und jede Nummer kam innerhalb aller Umsiedlungsverfahren von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer nur einmal vor. Jedes Gepäckstück wurde gleichfalls mit dieser Nummer gekennzeichnet. Hier wirkte sich die Sorgfalt besonders erfreulich aus, da von mehr als einer Million Gepäckstücken nur 36 verschwanden.

Die technische Durchführung des Abtransports machte erhebliche Schwierigkeiten. Es war notwendig, die Familie zu trennen, wogegen sich die Bessarabiendeutschen mit allen Mitteln sträubten. Da jedoch die Männer und jungen Burschen, in einigen Fällen auch junge Mädchen, mit Pferdetrucks nach Galatz ziehen sollten, die alten Männer und Frauen, Frauen mit Kindern jedoch mit der Eisenbahn bzw. mit LKW oder kombiniert nach Reni und Kilia zu den Dampferanlegestellen oder nach Galatz transportiert werden mussten, war diese Trennung unvermeidlich.

In Galatz war rumänischerseits der ehemalige Flugplatz als Auffanglager zur Verfügung gestellt worden. Dort konnten notfalls 20'000–25'000 Menschen untergebracht werden, jedoch waren die Wasserverhältnisse auf dem Flugplatz nicht einwandfrei. In Galatz mussten die Wagen auseinandergenommen werden, um zusammen mit dem Gepäck auf die Frachtdampfer der DDSG¹ verladen zu werden. Die Pferde, von denen sich die Bauern nur ungern trennten, wurden z.T. in Rumänien verkauft, z.T. in grossen Trecks durch Rumänien und Ungarn ins Reich getrieben. Trotz Inanspruchnahme der ganzen Flotte der DDSG war es nicht möglich, die Dampfer bis Wien durchlaufen zu lassen, weil dann die Umlaufzeiten zu lang geworden wären. Ein Teil wurde deswegen in Prahovo, ein anderer Teil in Semlin von den Passagierdampfern wieder ausgeladen und weiter auf der Eisenbahn in die Auffanglager ins Reichsgebiet abtransportiert. Die

¹ Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft.

Notwendigkeit des gemischten Transportzuges – Treck, LKW-Kolonnen, Donauschiffahrt, Eisenbahn – machte in Prahovo und Semlin Zwischenlager notwendig. In diesen Zwischenlagern waren notwendigerweise grosse Mitarbeiterstäbe und auch reichsdeutsche Ärzte und Krankenschwestern tätig. Die damalige jugoslawische Regierung hat sowohl bei dem Aufbau der Lager Prahovo und Semlin wie auch bei der Durchführung der Umsiedlung grosszügigste Hilfe geleistet. Die geringe Leistungsfähigkeit der Eisenbahn in Bessarabien, die sehr schlechten Wege führten zu einer hohen Überbeanspruchung des mitgebrachten Wagenparks, der einem schnellen Verschleiss unterlag. Die LKW-Transportkolonnen wurden zentral von Tarutino eingesetzt, eine eigene Reparaturwerkstatt führte die vielen notwendigen Reparaturen durch. Es gab Mitarbeiter, die sich auf die Tätigkeit als Treckbegleiter spezialisierten und praktisch sechs Wochen nicht aus dem Sattel kamen, da sie beritten die Pferdewagentrecks quer durch Bessarabien zu den Donauhäfen, in denen die Einschiffung erfolgte, begleiteten und führten.

Mitte Oktober zeichneten sich erhebliche Schwierigkeiten ab, weil wegen Nebel im Kasanpass die Donauschiffahrt vorübergehend eingestellt werden musste. Infolgedessen füllte sich das Lager in Galatz in bedenklichster Weise. Der hygienische Sachverständige plädierte für Abbruch der Umsiedlung. Der verantwortliche Kommandoführer sah sich jedoch in Anbetracht der wachsenden politischen Spannungen nicht in der Lage, diesem Rat zu folgen, und befahl trotz ausgesprochener Seuchengefahr, die Umsiedlung fortzusetzen, weil er fürchten musste, entgegen dem Vertragstext nicht bis 15. November alle Volksdeutschen aus Bessarabien ausgesiedelt zu haben, und dann in Anbetracht der gespannten deutsch-sowjetischen Lage die Gefahr bestand, dass der zurückgebliebene Rest von den Sowjets nicht mehr herausgegeben werden würde.

Es ist während des gesamten Abtransports zu keinem Unfall gekommen, nur erlag unterwegs ein alter Mann von 76 Jahren einem Schlaganfall.

Da das biologische Leben einer Volksgruppe auch während einer solchen Wanderung weitergeht, war auch Vorsorge für die in der Transportzeit fälligen Geburten und die Verpflegung der Säuglinge getroffen worden. Das Kommando war beispielsweise auch mit Trockenmilch ausgerüstet. Um die Verwechslung von Säuglinge zu vermeiden, war selbst für Tintenwäsche und auch alles Hygienische auf diesem Gebiet gesorgt. Da sich glücklicherweise keinerlei wesentliche Seuchen in diesem Jahr in Südosteuropa bemerkbar machten, kamen die sehr eingehend vorbereiteten Gegenmassnahmen fast nicht zum Einsatz.

Der sechszigjährige Aufenthalt des Umsiedlungskommandos in Bessarabien wurde eingeleitet und abgeschlossen durch je zwei Festessen, die die sowjetische und deutsche Delegation sich gegenseitig gaben. Sowjetischerseits wurde bei diesen Banketts mit grösster Zuvorkommenheit und allem nur möglichen Aufwand versucht, die deutschen Teilnehmer zum Trinken zu animieren und dann in verfängliche Gespräche zu verwickeln. Bei diesen Gesprächen kam in verschiedenen Fällen die aggressive Deutschfeindlichkeit einiger sowjetischer Herren zutage. Neben diesem deutlich erkennbaren Zeichen der Deutschfeindlichkeit war bei anderen Russen echte Sympathie zu spüren, besonders

bei einem Major des NKWD mit polnischem Namen, der im Typ und Bildungsstand aus dem Rahmen des übrigen sowjetischen Offizierskorps herausfiel. Besonders aggressiv war Kapitän Dobkin und der Gebietsbevollmächtigte Afanasiew. Die Tatsache, dass Major Weretennikow mehrmals während der Verhandlungen und auch bei den festlichen Zusammenkünften Herzanfälle schwersten Ausmasses bekam und dann auf die Hilfe des deutschen Arztes angewiesen war, half das Verhandlungsklima etwas verbessern. Reibungspunkte waren fast ausschliesslich die Vermögensprobleme. Ein Streitpunkt war, inwieweit die Volksdeutschen nach Abschätzung ihres Vermögens noch mobile Vermögenswerte an die ankaufslustigen Bulgaren veräussern durften. Über diesen Punkt kam es mit Herrn Arkadiw in der Gemeinde Leipzig zu erheblichen Auseinandersetzungen. Ein weiterer, sehr ernster Streitpunkt war die Frage, in welchem Fall mit einem Pferdegespann abgewandert werden durfte. Die diesbezüglichen Vertragsbestimmungen waren nicht restlos eindeutig, und es kam in einzelnen Gemeinden darüber zu erheblichen Auseinandersetzungen. Die bessarabiendeutschen Bauern waren naturgemäss interessiert, mit Pferd und Wagen abzuwandern, weil jeder, der mit eigenem Wagen fuhr, mehr mitnehmen konnte als das karg bemessene Gepäck, das er mit LKW verladen durfte. Mit Pferdegespann durfte jedoch nur der umsiedeln, der bisher schon ein Pferdegespann im bäuerlichen Betrieb gehabt hatte. An diesem Punkt setzten die Differenzen ein. So gingen durch sowjetische Hartnäckigkeit in Arzis rund 80, in Tarutino rund 40 Gespanne verloren. Es sei vermerkt, dass jeder nur mit einem Gespann, auch dann, wenn er mehrere Gespanne besass, abwandern konnte. Strittig war diese Frage auch dann, wenn der Bauer erwachsene Söhne besass.

Der Höhepunkt der Streitigkeiten wurde über die Vermögensbewertungen erreicht. Die deutschen Taxatoren bewerteten, abgesehen vom Land, das in den Vermögensabrechnungen nicht einbezogen war, da die Sowjets ein Privateigentum an Land nicht anerkannten, nach ihrem festgesetzten Taxrahmen die Gehöfte, wobei sie Bauart, Ausstattung, Baujahr, Erhaltungszustand u.a. zu berücksichtigen hatten. Sowjetischerseits wurden alle Gehöfte für abbruchreife Buden erklärt, die wertlos seien. Es ist nicht in einem einzigen Fall gelungen, zu einer Einigung zu gelangen. Die Gegensätze wurden so scharf, dass ungefähr am 20. Oktober die Umsiedlung ernstlich gefährdet erschien. Da Hoffmeyer aus Berlin bzw. Bukarest keine Anweisungen erhielt, wie er sich verhalten sollte, trotzdem er die Schwierigkeiten dorthin bekanntgegeben hatte, entschloss man sich schliesslich zu einer merkwürdigen Vorgangsweise. Die deutsche und die sowjetische Schätzung wurden nebeneinander auf einen Bogen eingetragen und von beiden Ortsbevollmächtigten unterzeichnet. Je ein Exemplar blieb in deutscher und sowjetischer Hand. Bereits bei flüchtiger Durchsicht konnte man erkennen, dass die sowjetischen Schätzer jeweils 10 Prozent der deutschen Schätzung als ihre eigene eingesetzt hatten. In den Tagen, in denen um dieses Problem gestritten wurde, stockten die Transporte, die Sowjets erschienen nicht zur Mitarbeit. Unter Vorwänden wurden laufend Trecks angehalten, die Pferde ausgespannt, von Militär umzingelt, und die Abfertigungen an den Grenzpunkten

wurden so verzögert, dass Tausende von Menschen auf Abfertigung warteten. Die Zollbehörden fingen an, jedes Gepäckstück zu öffnen; mit anderen Worten, es wurden Schwierigkeiten gemacht, wo man nur konnte. Die Ankündigung des Besuches von Molotow in Berlin hat wesentlich dazu beigetragen, die sehr akut gewordene Spannung zu mindern.

Ein weiteres Problem war die Auslieferung der Inhaftierten. Die Sowjets hatten in den Gefängnissen, vor allem in Kischinew, von rumänischen Gerichten wegen krimineller Vergehen Inhaftierte, darunter auch Deutsche, übernommen, daneben seit Juni eine Reihe von Volksdeutschen teils aus echten kriminellen, teils aus politischen Gründen, teils völlig willkürlich verhaftet. Unter ihnen befand sich als besonders hervorstechender Fall Boris Hoffmann aus Alt-Klöstitz, der wohl in der russischen antisowjetischen Emigrantenbewegung eine Rolle gespielt haben mag. Nur sehr zögernd und nach immer erneutem Drängen wurden diese Häftlinge einzeln oder gruppenweise übergeben, die letzten lange nach Beendigung der Umsiedlung im Februar-März 1941. Rund dreissig der für uns klaren Fälle wurden nicht befriedigend abgeschlossen. Unter den Verhafteten befand sich ein hoher Prozentsatz von volkstumsmäßig unklaren Fällen. Menschen, die entweder sich bisher nie zur Volksgruppe bekannt hatten oder deren eines Elternteil nicht der Volksgruppe angehörte. Während die bessarabiendeutsche Volksgruppe, abgesehen von einigen Mischungen in Tarutino, Kischinew, Sarata, Akkerman und Arzis, fast keinerlei Vermischungen mit den anderen Volksgruppen eingegangen war, lagen im Buchenland, speziell in Czernowitz, die Verhältnisse vollkommen anders.

Schwierig wurden die Dinge, als sich neben den Volksdeutschen, die zur Umsiedlung berechtigt waren, im grössten Umfang Angehörige anderer Volksgruppen zur Umsiedlung meldeten und vor allem das Auswärtige Amt in Einzelanweisungen anordnete, diesen oder jenen prominenten Bulgaren oder Rumänen mit herauszunehmen. In meinem Zimmer nächtigte 14 Tage lang ein zu uns geflüchteter Bulgare, der kein Wort Deutsch verstand, aber in meinem Zimmer gesichert war und schliesslich in einer verschlossenen Kiste im LKW abtransportiert werden musste.

Im Wesentlichen verhielten sich beide Kommissionen wohl korrekt. Sowjetischerseits wurden einige kleine Versuche gemacht, einzelne Volksdeutsche gegen die Umsiedlung zu beeinflussen. Sie setzten mit ihrer Propaganda in gemischten Familien an und hatten in Sarata (Nachbargemeinde des kommunistisch verseuchten andersvölkischen Tatar-Bunar) wohl bei sechs Personen, in Tarutino bei drei Personen Erfolg. In Tarutino blieb ein junges Mädchen zurück bzw. verschwand vor der Umsiedlung, das mit einem Russen liiert war, und ein rein deutsches Ehepaar, dessen kommunistische Gesinnung seit zwanzig Jahren feststand. Deutscherseits wurde insofern gegen die Vereinbarung wiederholt verstossen, als entgegen der Abmachung die Mehrzahl der Kirchenbücher mitgenommen wurde. Auch sonst versuchte man meist mit Erfolg, Teile des Archivs des deutschen Gymnasiums, der deutschen Schulvereine usw. zu retten. Weiterhin wurden die Bestimmungen über die Mitnahme von Edelmetallen umgangen, indem

den meisten Umsiedlern die Gelegenheit gegeben wurde, ihren mitunter recht erheblichen Besitz an zaristischen Goldmünzen, Ringen und dergleichen ohne Quittung gegen Treu und Glauben beim Ortsbevollmächtigten abzugeben, der kleine Pakete anfertigte, sie mit der Umsiedlungsnummre versah, versiegelte, nach Tarutino transportierte, von wo sie Hoffmeyer persönlich im Diplomatengepäck über die Grenze brachte. Die Sowjets haben sicherlich von diesem Verfahren gewusst, auch Bemerkungen darüber gemacht, es aber durchgehen lassen. Einzelne Verstöße deutscher Kommandoteilnehmer gegen sowjetische Zollbestimmungen führten dazu, dass sie vorzeitig das Land verlassen mussten. Die Einzahlung der Lei-Beträge in die sowjetischen Volksbanken vollzog sich reibungslos.

Die Umsiedlung wurde praktisch am 10. November abgeschlossen. Trotzdem konnte das Kommando erst am 15. November ausreisen, da bis dahin sich die Verhandlungen über die Vermögensbewertung und zukünftige Abrechnung hinzogen.

Nr. 2

Bericht des Dr. Rudolf Wagner aus Gurahumora (Gura Homorului), Județ Cămpulung (Kimpolung) in der Bukowina.

Original, 29. Januar 19571.

Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus der Bukowina im Jahre 1940.

Als im Sommer 1940 die sowjetische Regierung, gestützt auf den kurz vorher abgeschlossenen Nichtangriffspakt zwischen ihr und der Regierung des Dritten Reiches, der königlich-rumänischen Regierung ein Ultimatum stellte, in dem kategorisch die sofortige Abtretung Bessarabiens und der Nordbukowina verlangt wurde, sah sich keine der westlichen kriegführenden Regierungen in der Lage, den Hilferufen des rumänischen Königs Carol II. Folge zu leisten. Im Zuge einer angeblichen geschichtlichen Verpflichtung besetzten somit die Sowjets Bessarabien und gleichzeitig nebenbei auch die Nordbukowina. Die Rumänen dieser Gebiete waren nun keine Rumänen mehr, sondern «Moldowanen», die an die sowjetische Moldaurepublik um Tiraspol angeschlossen wurden. Die Nordbukowina wurde der Sowjetukraine einverleibt.

Einige Tage nach dem Einmarsch der Rotarmisten erfolgten bereits die ersten Einberufungen zur Armee. Die Enteignung setzte sofort ein, Verfolgungen wegen «nationalistischer Betätigung» waren gang und gäbe. Das Spitzelwesen nahm einen immer grösseren Umfang an, falsche Anschuldigungen waren die Regel. Bürger wurden auf den Strassen aufgegriffen und zum Arbeitseinsatz ins Innere der Sowjetunion abtransportiert. Wer entkommen konnte, floh in die benachbarte Südbukowina, doch wurde auch hier die Grenze alsbald hermetisch abgeriegelt. Es ist zwar nicht bekannt geworden, dass sich die

1 Der Bericht findet sich in erweiterter Form bereits abgedruckt in: Südostdeutsche Heimatblätter, hrsg. von H. Diplich, Jg. 4, 1955, S. 168–174 («Probleme zur Umsiedlung der Deutschen aus der Bukowina»).

Sowjets hier – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – an der deutschen Bevölkerung vergriffen hätten, doch war es jedem Deutschen klar, dass dies nur deshalb nicht geschah, weil die Sowjets die Reichsregierung nicht provozieren wollten und weil mit einer Umsiedlung der deutschen Bevölkerung ohnehin bald zu rechnen war. Die Schonung der Deutschen entsprang also einem Druck von aussen. Wie lange konnte dieser Druck anhalten? Würde das Umsiedlungskommando für viele nicht doch zu spät kommen? War es nicht möglich, dass sich die deutsch-sowjetischen Beziehungen noch vor der Umsiedlung nach Deutschland so verschlechterten, dass es stattdessen zu einer Umsiedlung nach Sibirien kam? Wird Deutschland vielleicht noch wegen des restlichen Rumäniens mit den Sowjets in Konflikt geraten, und würde dann dies alles nicht doch noch auf dem Rücken der deutschen Bewohner jener Gebiete ausgetragen werden? Diese Fragen bewegten jeden deutschen Buchenländer. Man war bereit, ein Land zu verlassen, das allen über Nacht fremd geworden war, das keine Heimat mehr war und keinen Schutz gewähren konnte. Und man war noch lange kein «Nazi», wenn man nun nach Deutschland, in das Land der Deutschen strebte, wo man sich geborgen fühlen durfte. Was war dies anderes als ein Zwang zum freiwilligen Verlassen der Heimat gewesen? Niemand hätte diese Heimat verlassen, wenn nicht die geschilderten Ereignisse mit ihren zwingenden Konsequenzen eingetreten wären. Die Nordbuchenländer können sich mit Recht zu den ersten Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges zählen.

Es können keine Zweifel darüber bestehen, dass es ein anderer Zwang war, der auch die Deutschen der Südbukowina veranlasste, ihre Heimat aufzugeben. Psychologisch gesehen, waren es die Flüchtlingstrecken aus Bessarabien und der Nordbukowina, die zurückflutenden rumänischen Truppenverbände, die eine Art Untergangsstimmung auslösten. Dieser Stimmung unterlagen nicht nur die Deutschen, sondern auch die Rumänen. Dabei war für die Rumänen Czernowitz niemals in dem Masse geistiger und kultureller Mittelpunkt gewesen wie für die Deutschen. In die Südbukowina kamen die rumänischen Zeitungen aus Bukarest; der liberale «Glasul Bucovinei» war ein kleines, kaum gelesenes Provinzblättchen. Die deutsche Presse in der Südbukowina bestand hingegen aus fast ausschliesslich in Czernowitz erscheinenden Blättern, gleichgültig ob es die «Czernowitzer deutsche Tagespost» war, die katholische «Volkswacht» oder auch die von jüdischen Verlagen herausgegebene Tagespresse («Czernowitzer Morgenblatt», «Czernowitzer Allgemeine Zeitung», «Extrapost»), der sozialdemokratische «Vorwärts» usw. Der deutsche Volksrat für die Buchenlanddeutschen hatte seinen Sitz in Czernowitz, dort war der Sitz der deutschen Raiffeisenkasse, des deutschen Gymnasiums, des Schülerheims, der deutschen studentischen Korporationen, der Sportverbände, Gesangvereine usw. Das ganze Leben des Deutschtums in der Südbukowina war nach Czernowitz hin orientiert. Bukarest war eine ferne Stadt, die die meisten nur vom Hörensagen und aus der rumänischen Presse kannten. Für die Nationalitäten war Czernowitz nach wie vor Mittelpunkt ihres völkischen Lebens. Für die Südbuchenländer ging

mit Czernowitz eine ganze Welt verloren. Das neue Zentrum Gurahumora, dessen vorwiegend deutsche Bevölkerung geistig ausserordentlich rege und interessiert war, konnte keinen auch nur annähernd gleichwertigen Ersatz bieten. Auch Radautz mit seinem Deutschtum hätte dies nicht vermocht, selbst dann nicht, wenn die neue sowjetische Grenze nicht dicht an der Peripherie der Stadt verlaufen wäre.

Viele Familien wurden nun auseinandergerissen. Der eine Teil der deutschen Bevölkerung siedelte aus dem Norden nach Deutschland um. Der andere Teil sollte im Süden verbleiben. So hatten seit den Ereignissen des Sommers 1940 die buchenländischen Deutschen aufgehört, eine organische Einheit zu bilden. Der Würgegriff des Schicksals hat in der Folge alle gezwungen, den Weg der deutschen Nordbuchenländer zu gehen, wenn sie weiterhin Angehörige des deutschen Volkes bleiben wollten.

Am 5. September 1940 wurde in Moskau der sogenannte «Umsiedlungsvertrag» abgeschlossen. Am 9. September 1940 ist das deutsche Umsiedlungskommando über Krakau–Radymno–Deutsch- und Sowjetisch-Przemysl–Stanislaw in Czernowitz eingetroffen und hat dort für das Nordbuchenland am 15. September seine Arbeit aufgenommen¹. Bereits am 27. September ist der erste Eisenbahntransport mit 1'000 Umsiedlern in Deutschland eingetroffen. Der letzte Transport passierte am 17. November termingerecht die Grenze. Aus der Südbukowina sind die Transporte über Siebenbürgen, Ungarn nach Österreich geleitet worden. Die Umsiedlung aus der Südbukowina begann erst, als die Umsiedlung aus dem Norden des Landes fast abgeschlossen war. Sie stand auch keineswegs so unter Zeitdruck wie bei den Sowjets.

Die deutschen Umsiedlungskommandos unterstanden der «Volksdeutschen Mittelstelle» in Berlin. Hauptbevollmächtigter für Bessarabien und die Nordbukowina war von deutscher Seite [SS-Standartenführer] Horst Hoffmeyer, von sowjetischer Hauptregierungsvertreter Weretennikow. Beide hatten ihren Sitz in Tarutino und waren nur ein- bis zweimal in Czernowitz. Vertreter Hoffmeyers in Czernowitz war Gebietsbevollmächtigter [Sturmbannführer] Müller, ein Oldenburger, der allerdings über kein besonderes diplomatisches Geschick verfügte. In der Südbukowina wurde das Kommando von [Oberführer] Siekmeier geleitet, der sich mit seinem Stabe in Gurahumora niedergelassen hatte. Durch die Teilung der Bukowina musste für das Südbuchenland ein eigener Volkgruppenführer gewählt werden. Die Wahl fiel auf Dipl.-Ing. Johann Krotky aus Gurahumora, dem insbesondere seine beiden Schwiegersöhne helfend zur Seite standen, da er keinen eingespielten Apparat übernehmen konnte. Gurahumora wurde damit nicht nur Hauptsitz der Umsiedlungskommission für das Südbuchenland, sondern für kurze Zeit auch die neue Hauptstadt des südbuchenländischen Deutschtums.

Während sich in der Südbukowina die deutschen Vertreter frei bewegen konnten, war dies in der Nordbukowina nicht der Fall. Kein Angehöriger des Umsiedlungskommandos konnte dort ohne sowjetischen Begleiter die zugewiesenen Gebäude verlassen. Angeblich sollte dies eine Schutzmassnahme darstellen. Aber selbst Juden, die wegen

¹ Der Vf. war als Vertreter der Bukowina-Deutschen selbst Mitglied der Umsiedlungskommandos.

des im damaligen Deutschland herrschenden Antisemitismus auf Reichsvertreter in der Regel nicht gut zu sprechen waren, waren keineswegs der neuen sowjetischen Ordnung zugetan. Sie hätten sich, wenn dies möglich gewesen wäre, vielmehr selbst der Umsiedlung angeschlossen. Die deutschen Vertreter hatten jedenfalls von dieser Seite nichts zu befürchten. Es blieb also nur die Vermutung bestehen, dass die Sowjets eine Spionagetätigkeit befürchteten, von der allerdings nur im abwehrmässigen Sinne die Rede hätte sein können. Denn schliesslich konnte man nicht wissen, wieviel Agenten mit umgesiedelt wurden.

Das gesamte Umsiedlungskommando für Bessarabien und die Nordbukowina umfasste 599 Mann. Dazu durften die Hauptbevollmächtigten noch bis zu 20 Personen aus den Reihen der Umsiedler zusätzlich beschäftigen, der Gebietsbevollmächtigte bis zu 8 Personen und die Ortsbevollmächtigten bis zu 4 Personen. In der Hauptsache wurden aus diesem Personenkreis Dolmetscher benötigt und Helfer für die amtlichen Schätzungen des zurückgelassenen Vermögens. Mit Hilfe dieses zusätzlichen Personals konnten alle Angelegenheiten schneller abgewickelt werden, und auf die Schnelligkeit kam es jetzt an, denn die Sowjets waren unberechenbar. Wie kritisch die Lage gewesen ist, zeigt die Tatsache, dass am Tage des Einmarsches deutscher Lehrtruppen in Rumänien die Umsiedlungstransporte plötzlich eingestellt wurden mit der Begründung, dass kein Benzin vorhanden sei. Die noch nicht umgesiedelten Deutschen wurden nervös und kamen jeden Tag zur «Pension City» in die Universitätsgasse, um nachzusehen, ob das Kommando noch da sei. Sie wollten unter keinen Umständen Zurückbleiben. Als nach einigen Tagen die Transporte – im Zusammenhang mit der Ankündigung der Reise Molotows nach Berlin – wieder anliefen, war der Andrang besonders gross. Keiner wollte der letzte sein. Alle waren bereit, Haus und Hof zu opfern, nach Deutschland in Lager zu gehen, wenn sie nur die Freiheit behalten durften. Die Bukowina ist für die Nordbuchenländer erst dann wieder Heimat, die «alte» Heimat geworden, als alle draussen waren und aus der Ferne die schrecklichen Tage vergessen hatten und die schönen Erinnerungen wieder wachgerufen werden konnten.

Es war durch die Reiseroute bedingt (von Czernowitz über Galizien und von Gurahumora über Siebenbürgen-Ungarn), dass die Nordbuchenländer in der Hauptsache in Lager nach dem deutschen Osten kamen und die Südbuchenländer nach Österreich. Als man daranging, die Umsiedler wirtschaftlich in die Gebiete Oberschlesien, Warthegau und die Untersteiermark einzugliedern, waren es vor allem die Südbuchenländer, die die Untersteiermark – schon wegen ihrer landwirtschaftlichen Ähnlichkeit mit der Bukowina – vorzogen. Ausserdem spielte die Erinnerung an die ehemalige Zugehörigkeit zur alten k. u. k.-Monarchie eine wesentliche Rolle. Verwandtschaftliche Bande bewirkten allerdings nicht selten, dass sich in der Steiermark untergebrachte Leute nach Oberschlesien oder in den Warthegau «versetzen» liessen oder aber umgekehrt. Auf dieser Weise zeichneten sich bereits während des Krieges zwei Richtungen ab. Die einen – in der Hauptsache Südbuchenländer – waren bereit, im österreichischen deutschen Volksstamm aufzu-

gehen, während die anderen – hauptsächlich die pfälzischen Buchenländer – Ostdeutschland als ihre zweite Heimat ausersehen hatten. Von einer Eingliederung der spezifischen kulturellen Eigenart der Buchenländer, von der Verpflanzung ihrer grossen Erfahrung im Umgang mit fremden Völkern konnte keine Rede sein, obwohl ein entsprechender Einsatz im Rahmen der damals aktuellen ostpolitischen Probleme wertvolle Ergebnisse hätte zeitigen können.

Die Buchenländer sollten als Einzelpersonen und -familien auf die Städte und Dörfer aufgeteilt werden. Anlass dazu bot nicht zuletzt die zum Teil schlechte Behandlung dieser gläubigen Menschen durch verständnislose Lagerführer, was oft zu Spannungen in den Lagern führte. Wenn dann mancher der Umsiedler bereit war, einen polnischen Hof in Verwaltung zu übernehmen, so war meistens die Verzweiflung über das Lagerleben und das darin Erlebte die Triebfeder. Schliesslich konnte er sich einer solchen Sache nicht entziehen, ohne mit seinem Leben zu spielen, denn die Arbeit in der Landwirtschaft galt als mitentscheidend für die Kriegsführung. Ein grosser Teil der Bauern und Handwerker kam allerdings sofort zur Wehrmacht, ein anderer Teil als Facharbeiter in die «Hermann-Göring-Werke» nach Salzgitter-Lebenstedt, nach Bitterfeld und nach Rodach bei Coburg. Dieser Teil befindet sich auch heute noch an diesen Orten. Sie haben ihre Wohnungen behalten können, doch haben sie nach dem Zusammenbruch infolge der Demontagen sehr unter Erwerbslosigkeit gelitten. Heute geht es ihnen grösstenteils wieder gut. Ein ganz grosser Teil der Buchenlanddeutschen befand sich aber beim russischen Vormarsch in verschiedenen Lagern Ostdeutschlands und musste von dort aus die Flucht antreten. Ein Teil erreichte Westdeutschland, ein anderer verblieb in der Sowjetzone. Etwa 4'000 Menschen sind von den Tschechen aus dem Sudetengau bzw. den Deutschen mit Hilfe der Sowjets aus Mitteldeutschland in die Südbukowina zurückgebracht worden. Die halbe Bewohnerschaft des Dorfes Molodia¹ in der Bukowina ist auf diese Weise in die Nähe von Taschkent gekommen. Bei der Vertreibung aus den Lagern oder aus ihren neu aufgebauten Existenzen wurden sie von einem Feind gejagt, den sie schon aus der Zeit der Umsiedlung kannten und um dessentwillen sie im Jahre 1940 umgesiedelt worden waren. Der gleiche Grund wie damals zwang sie, alles stehen zu lassen und nach dem Westen zu fliehen.

¹ Molodia (Plaiul-Cosminului), Plasa Cosminului, Județ Cernăuți.

**Bericht des Studienrats Otto Klett aus Cobadin, Plasa Traian, Județ Constanța
in der Dobrukscha.**

Original, 17. Mai 19561.

**Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus der Dobrukscha im Jahre 1940;
Vorbereitung, Durchführung und Ergebnis der Aktion.**

*Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte des Dobrukscha-Deutschtums
beginnt der Vf.:*

Die einzelnen Vorgänge, die zu der verführten Umsiedlung der Dobrukschadeutschen geführt haben, können heute nicht mehr genau festgestellt werden. Bei den Bessarabien- und Nordbuchenlanddeutschen war die Umsiedlung verständlich. Diese Gebiete waren im Juni 1940 an die Sowjetunion gefallen, und die dortigen Deutschen warteten auf eine Umsiedlung ins Reich, weil sie unter den neuen Machthabern nicht mehr bleiben konnten. Bei den Dobrukschadeutschen jedoch war die Lage anders: sie gehörten dem rumänischen Staate an, und es war nicht einzusehen, warum sie ihre Heimat verlassen sollten. Mit dem Gedanken einer allgemeinen Umsiedlung hätten sich bei einer Befragung nur die wenigsten befreunden können. – Sicherlich wären die meisten Dobrukschadeutschen unter normalen Verhältnissen nicht bereit gewesen, sich umsiedeln zu lassen, wenn man mit der «Heimholung ins Reich» an sie herangetreten wäre. Diejenigen, die aus der Dobrukscha wegwohnten, waren schon zum grössten Teil im Sommer 1939 und Anfang 1940 durch die sogenannte Vorumsiedlung – zwischen 1'600 und 1'700 Personen – ins Reich gekommen. Die Volksgruppenführung der Deutschen in der Dobrukscha sah sich in den dreissiger Jahren vor ein Problem gestellt, das sie aus eigener Kraft nicht lösen konnte. Wie sollte den landlosen deutschen Bauern in der Dobrukscha geholfen werden, die sowohl wirtschaftlich als auch völkisch gefährdet waren? Der damalige Gauleiter hatte sich deshalb für eine Auswanderung derselben nach Deutschland eingesetzt. Dort wurden Arbeitskräfte gesucht, insbesondere auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Diese Aktion wurde dann aber wieder eingestellt; es hiess, die Volksgruppe dürfe nicht weiter geschwächt werden.

Im Sommer 1940 hatte sich bei den entsprechenden Stellen über die Umsiedlung ein Für und Wider ergeben, bis dann der Befehl kam: die Dobrukschadeutschen sind umzusiedeln. Im Oktober 1940 wurde ein «Staatsvertrag» zwischen dem Deutschen Reich und dem Königreich Rumänien zwecks Rückführung der Deutschen aus dem Südbuchenland und der Dobrukscha abgeschlossen^{1 2}. Zur Ausarbeitung des Vertrages wurde kein Dobrukschadeutscher hinzugezogen, geschweige denn auch nur gehört. Das zeigt, dass die Volksdeutschen gleich von Anfang an als Objekt betrachtet wurden.

1 Der Bericht findet sich in erweiterter Form bereits abgedruckt in: Jahrbuch der Dobrukschadeutschen 1956, hrsg. von Otto Klett, S. 21-28.

2 s. Einleitende Darstellung, Kap. IIa.

In den letzten Tagen des Oktober wurde im Lager Stahnsdorf, Berlin, das Umsiedlungskommando Südbuchenland und Dobrudscha aufgestellt. Es war in die Gebietsstäbe Radautz, Gurahumora und Konstanz unterteilt. Das Kommando Dobrudscha traf am 30. Oktober in Konstanz ein. Hier hatte schon eine Abzweigung von dem Kommando Bessarabien gewartet, um vereint mit der Arbeit beginnen zu können. Dem Gebietsstab Konstanz gehörten fast 160 Personen an: der Gebietsbevollmächtigte, die 7 Ortsbevollmächtigten (die Dobrudscha war in sieben Ortsbezirke, Do 1 bis Do 7, eingeteilt worden), die Leiter der verschiedenen Abteilungen, die Taxatoren, Ärzte, Schwestern, Dolmetscher, Fahrer und die Mitarbeiter in den Stäben und in der Leit- und Verschiffungsstelle Cernavoda. Ausserdem wurden nahezu 100 Dobrudschadeutsche zu einer untergeordneten Mitarbeit herangezogen, darunter der neuernannte Gauleiter als Verbindungsmann zur Volksgruppe¹. Wie zu erwarten war, konnte der Gauleiter bei Entscheidung wichtiger Fragen nicht in Erscheinung treten.

Nach einer kurzen Unterweisung der Kommandomitglieder wurden die Ortsstäbler auf die Dörfer hinausgeschickt, den Leuten mitzuteilen, dass ein Kommando da sei, das die Dobrudschadeutschen umzusiedeln habe. Der Ruf des Führers ergehe jetzt auch an die Dobrudschadeutschen; es möchte doch jeder diesen Ruf hören, und wer zur Umsiedlung bereit ist, der solle sich registrieren lassen. Das Vermögen würde der rumänische Staat übernehmen, und jeder Umsiedler solle ein seinem jetzigen Besitz entsprechendes Vermögen in Deutschland erhalten.

In den Dörfern wurde in deutscher und rumänischer Sprache ein Aufruf der Volksdeutschen Mittelstelle, Abteilung Umsiedlung, angeschlagen², der von einer Ausreise nach Deutschland sprach, der einerseits so wenig aussagte, andererseits aber doch wieder so weittragend war. In den deutschen Dörfern hatte er wie ein Blitz eingeschlagen. – «Die Umsiedlung wird in kürzester Zeit durchgeführt.» – Wenn auch in den zurückliegenden Wochen unter den Dobrudschadeutschen gerüchtweise von einer Umsiedlung gesprochen worden war, so hatte mit ihrer Durchführung doch niemand ernstlich gerechnet. Für einen Teil der Volkgruppe wäre sie noch diskutabel gewesen: für die Landlosen, für die Ärmern; aber jetzt sollten alle gehen. Wie sollte man sich entscheiden? «Gehen wir oder gehen wir nicht?» hiess es überall. Den Besitzlosen fiel die Wahl leichter, und sie sagten: «Wir gehen!» Die Besitzenden sagten: «Wir bleiben!» Andere waren wieder unentschieden. – Was sollte gemacht werden? Wie sollte man in der kurzen Zeit, von heute auf morgen, seine Wirtschaft auflösen? Die Fragen wollten kein Ende nehmen. Und wie ist es mit den Sicherungen für uns bestellt, was hat man mit uns vor, wo kommen wir hin? Darauf gaben die Angehörigen des Umsiedlungskommandos nur verschwommene Antworten. Das bedrückte ebenfalls. – Führende Männer des Dobrudschadeutschums kamen zu Beratungen in Konstanz zusammen. Sie wollten Klarheit, wollten Sicherheit; aber keiner war da, dem sie ihre Bedenken hätten vortragen können. Bei den Beauftrag-

¹ Der Vf. war Kulturreferent in der Volksgruppenführung und selbst Mitglied der Umsiedlungskommission.

² s. Einleitende Darstellung, Anlage 7.

ten für die Umsiedlung war ein derartiges Beginnen zwecklos. Ganz im Gegenteil, es löste unliebsame Reaktionen aus. – Draussen auf den Dörfern aber nahm alles seinen Lauf.

Die Ortsbevollmächtigten waren da und hatten mit ihrer Arbeit begonnen. Die Umsiedlungswilligen machten den Anfang. Es liessen sich immer mehr registrieren, und alles vollzog sich so, wie es geplant war. Diejenigen, die auf keinen Fall gehen wollten, waren plötzlich in der Minderheit. Es hatten sich Familien zusammengetan, die Zurückbleiben wollten, aber sie konnten sich dann doch nicht aus der Gemeinschaft lösen: die Gemeinschaft war stärker als sie. Und auch sie gingen letzten Endes daran, zu ordnen, zu verkaufen, zu verpacken, und was gab es in jenen Tagen nicht alles zu tun!

Es war ein allgemeiner Aufbruch. Die umwohnenden Völker standen fassungslos da: «Was, ihr Deutschen wollt gehen? Ihr wollt eure schönen Häuser, Höfe und Dörfer verlassen? Das ist doch unmöglich! Wie könnt ihr nur!» Und jetzt kamen Rumänen und fragten: «Haben wir euch etwas getan? Warum geht ihr? Bleibt doch!» Führende Rumänen schalteten sich ein und versuchten, aufzuhalten – doch vergeblich.

In den Städten waren die deutschen Bauern vorherrschend, sie gaben dem Strassenbild das Gepräge. Mit ihren Fuhren waren sie hereingekommen und kauften so viel, dass es in den Geschäften bald nichts mehr zu kaufen gab: keine Koffer, Schuhe, Taschen, keine Stoffe, keinen Kaffee, Tee, keine Seife und dergleichen mehr. Sie kauften auf Vorrat. Es war ihnen gesagt worden, sie täten gut daran, wenn sie das alles mit ins Reich hinaufbrächten. – Die Kaufleute, die Juden und Griechen, die Armenier und auch die Rumänen witterten ihre Zeit für gekommen. Sie forderten Preise, die sie vorher nicht gewagt hätten zu nehmen. Jetzt war es ja möglich, die Waren gingen so und so los.

Damals, in den Tagen der Umsiedlung, war neben den vielen Sorgen und mancher Ablehnung doch auch ein anderes noch zu spüren: ein Zugetansein, ja sogar eine Begeisterung für die deutsche Sache. Der Glaube an Deutschland hat in dem Für und Wider für die Umsiedlung den Ausschlag gegeben; ohne ihn wäre es zu keinem allgemeinen Aufbruch in der Dobrudscha gekommen. Unsere Bauern haben an Deutschland und an das deutsche Volk geglaubt. Für sie war alles, was damit zusammenhing, schön und gut und gross. Deutschland, das war doch so etwas wie die Sonne am Himmel. Im Blick zur Sonne war nichts dazwischen, das Schatten geworfen hätte. So gingen die meisten Dobrudschadeutschen recht zuversichtlich aus ihrer Heimat fort. Es ging ja nach Deutschland!

Die ganze Umsiedlungsaktion verlief wie geplant, reibungslos, ein Meisterstück der Organisation. Die beiden wichtigsten Aufgaben waren die Registrierung und die Taxation. – Durch die Registrierung schieden die Dobrudschadeutschen aus dem rumänischen Staatsverband aus, hörten auf, rumänische Staatsbürger zu sein und wurden vorläufig unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Später sind sie im Einzelverfahren eingebürgert und deutsche Staatsbürger geworden. – Durch die Taxation wurde das Vermögen der Dobrudschadeutschen erfasst und geschätzt. Dieses Vermögen: Grund und Boden, Gebäude, lebendes und totes Inventar, Vorräte usw. verblieb dem rumäni-

schen Staat. Rumänien hatte sich verpflichtet, das übernommene Vermögen an Deutschland auszubezahlen. Die Zahlungen sollten in der Hauptsache durch Sachlieferungen, wie Getreide und Erdöl, erfolgen. Tatsächlich hat Rumänien im Laufe des Krieges durch direkte Lieferungen und durch Verrechnungen über die Forderungen für die in Rumänien stationierten deutschen Truppen diese Schulden zum grossen Teil getilgt. Die Dobrukschadeutschen haben also das Recht, an die Nachfolger des Reiches Forderungen zu stellen.

Die Taxation des dobrukschadeutschen Vermögens ist ein recht trübes Kapitel. Erstens wurde nicht das gesamte Vermögen aufgenommen, und zweitens wurden die Umsiedler auf das grösste übervorteilt. Die Taxatoren brachten keine Kenntnisse über Land und Leute mit und sahen all das, was nicht so war wie in Deutschland, geringschätzig an. Auf die schon zu Schleuderpreisen verkauften Stücke wurde keine Rücksicht genommen. Das Bargeld ist wohl einbezahlt, aber zu dem ungünstigsten Kurs wie nur möglich umgerechnet worden. Anstatt 1:42 musste die Reichsmark mit 50 Lei bezahlt werden. Eine doppelte Benachteiligung also. Noch katastrophaler war die Einschätzung des Bodens. Eine einzige kurze Fahrt aufs Feld sollte dem Taxator über die Güte des Bodens Auskunft geben. Die Einstufung war dann auch danach: Bester Boden wurde als minderwertiger eingesetzt. – Die Taxatoren klebten des Weiteren zu sehr an den ausgegebenen Richtlinien, sie hatten nicht den Mut, den Tatsachen entsprechend zu handeln. – Nach der Umsiedlung erschien es den verantwortlichen Stellen doch nicht ganz geheuer, wie man mit den Umsiedlern umgegangen war, und es wurde eine jetzt langwierige und kostspielige Nacherfassung und Nachschätzung durchgeführt.

Über die Mitnahme von Vermögenssachen waren im Vergleich zu anderen Gebieten viel günstigere Richtlinien vorhanden. Jedenfalls wurde von den meisten die gegebene Spanne gar nicht ausgenützt. Das Grossgepäck ist auf der Donau bis Wien gekommen und dort in einem Grosslager aufgestapelt worden. Als die Umsiedler nach einigen Monaten ihre Kisten und Ballen zugestellt bekamen, da fehlte vielen vieles. Es war in grossem Massstab geplündert worden. Vielleicht die Hälfte der Umsiedler kam teilweise um ihre Stoffe, Wolle, um ihren Kaffee, Tee usw. In dem Bericht über die eingeleitete Untersuchung der Wiener Gauleitung war dann auch davon die Rede, dass die Waren vor dem Verderb haben sichergestellt werden müssen! Eine Entschädigung haben die Betroffenen nie erhalten. Eine erste grosse Enttäuschung der Umsiedler in Deutschland!

Schon wenige Tage, nachdem das Umsiedlungskommando seine Arbeit aufgenommen hatte, wurde mit dem Abtransport der Umsiedler begonnen. Mit 24 Transportzügen, einem Treckzug aus Fachria¹, einem Schiff mit Jakobsonstalern², mit Lastkraftwagen aus den Streusiedlungen und dem Krankentransport sind die Dobrukschadeutschen zur Leit- und Verschiffungsstelle Cernavoda gebracht worden. Zwei Wochen lang dauerte die Verschiffung. Von Cernavoda ging es ausschliesslich mit Schnell dampfern in 25

1 Fachria (Făclia), Plasa Dunărea (Donau) Județ Constanța.

2 Jakobsonstal (General-Praporgescu), Plasa Siliștaru, Județ Brăila.

Transporten bis zum Lager Semlin bei Belgrad. Man hatte alle Schnelldampfer der DDSG eingesetzt, um einem möglichen Eisgang in dieser Jahreszeit vorzuzukommen.

Der Monat November ist ja, wenn man für solch eine Aktion gutes Wetter haben will, als ausgesprochen spät anzusehen. Es war aber in jenen Tagen so, als ob die alte Heimat den Umsiedlern noch einen letzten lieben Gruss hat zukommen lassen wollen. Das Land lag fast alle Tage während der Umsiedlung im prächtigsten Sonnenschein da. Eine herrliche Fernsicht liess jeden noch einmal alles klar in sich aufnehmen. Ein tiefblauer hoher Himmel ergab eine besondere Weihestimmung. Wer damals durch das Land fuhr, wird diese Tage nicht vergessen können.

Die Strassen der Dobrudscha sahen in jenen Novemberwochen manch ungewohntes Bild. Da waren einmal die deutschen Autos. NSKK-Leute halfen die Aktion programmässig, pünktlich auf die Minute, durchführen. NSV-Leute und Rote-Kreuz-Schwester waren helfend tätig. Ein Gegenstück zum deutschen Auszug bildete die rumänisch-bulgarische Umsiedlung. Auch Bulgarien hatte mit Rumänien einen gegenseitigen Umsiedlungsvertrag abgeschlossen¹. Alle Bulgaren aus der Norddobrudscha mussten in die Süddobrudscha übersiedeln und umgekehrt die Rumänen und Mazedo-Rumänen vom Süden in den Norden. Diese Umsiedler zogen mit ihrer beweglichen Habe nur mühsam auf Ochsen- und Pferdegespannen auf den Strassen dahin. Es fehlte ihnen jegliche Unterstützung. – In manchen Dörfern sind die Mazedo-Rumänen sofort nach Weggang der Deutschen in deren Häuser eingezogen, gleich drei bis vier Familien auf einmal. Die andere Lebensweise dieser Umsiedler hat es mit sich gebracht, dass Haus und Hof anderen Bestimmungen zugeführt wurden wie bisher. Manche Dörfer aber blieben vorerst noch leer. Sie wurden lediglich von einigen Soldaten bewacht, die gleichzeitig für die Versorgung der zurückgelassenen Tiere verantwortlich waren. Kam man in ein verlassenes deutsches Dorf zurück, so hatte man die unwirklichsten Erlebnisse. Hunde und Katzen sprangen vor dem Besucher lautlos davon, die Pferde stampften vor den angefressenen Krippen und schauten den Eintretenden gross an, Kühe standen auf hohen Kürbishaufen, die Hühner sassens reglos unter dem Maisstall, die Türen waren verschlossen, nichts regte sich, es fröstelte einem im schönsten Sonnenschein, und nur am Dorfende traf man auf der Rückkehr zwei Posten, und das waren in dem einen Fall Siebenbürger Sachsen in rumänischer Uniform.

Um den Vorgang der Umsiedlung in Wort und Bild festzuhalten, waren dem Kommando auch Berichterstatter beigegeben. Die meisten der damals geschriebenen Berichte sind aber so einseitig gefärbt, dass man sie heute nur noch kopfschüttelnd lesen kann. – Die Archivalsachen, Kirchenbücher, Volksratsakten wurden gesammelt und mit verschiedenen Ausstellungsgegenständen nach Berlin gebracht. Dort wurde einiges auf einer Ausstellung gezeigt. Die Kirchenbücher kamen in der Folgezeit nach Bromberg, wo sie

¹ Die fragliche Vereinbarung über den rumänisch-bulgarischen Bevölkerungsaustausch war ein Teil des Vertragswerkes von Craiova vom 7. September 1940, das die Abtretung der Süddobrudscha an Bulgarien regelte. – Vgl. hierzu Einleitende Darstellung, Kap. Ia, IVd.

im Januar 1945 liegen blieben, und die Ausstellungsstücke in ein Museum nach Posen; auch sie sind verlorengegangen. Nur wenige dobrudschadeutsche Urkunden sind von Privatpersonen mitgenommen worden, die aber ebenfalls fast restlos verlorengegangen sind.

Am 28. November 1940 war die Umsiedlung aus der Norddobrudscha abgeschlossen. 13'979 Personen waren über den Leithafen Cernavoda donauaufwärts abtransportiert worden. Knapp über zwei Prozent Deutsche waren in der Dobrudscha zurückgeblieben. In der Hauptsache handelte es sich bei diesen um Nicht-Umsiedlungswillige. – Der Vorhang war über fast genau 100 Jahre deutschen Lebens in der Dobrudscha gefallen.

Im Durchgangslager Semlin wurden die Dobrudschadeutschen alle noch einmal gesammelt. Von dort ging es auf der Bahn bis Graz, von wo die einzelnen Gemeinden auf die Umsiedlerlager verteilt wurden. In über 100 Lagern wurden die Dobrudschadeutschen untergebracht. Do 1 bis Do 3, die Norddobrudscha, kam in den Gau Mainfranken. Die Bevölkerung von Do 4 bis Do 7, mittlere Dobrudscha, in den Gau Niederdonau. Die Dorfgemeinschaften hörten auf zu bestehen. Bitten um Zusammenführungen wurden nicht berücksichtigt.

Die Lagerzeit war schwer. Manche Tragik spielte sich hier ab. Die Unterbringung war meistens schlecht, weil oft mehrere Familien in einem grösseren oder kleineren Raum zusammengepfercht worden waren. Monatlang, ja sogar jahrelang dauerte diese Lagerzeit, für einige bis 1945. Diejenigen, die auf Arbeit gehen konnten, waren wenigstens dem trübseligen Lagerleben entzogen. Die Militärpflichtigen waren allerdings schon nach einigen Wochen eingezogen worden. Viele der eingesetzten Lagerführer waren verkommene Leute, die den Insassen das Leben noch schwerer machten. Bei ihnen waren Unterschlagungen an der Tagesordnung. Die Dobrudschadeutschen waren einem Apparat ausgeliefert, vor dem sich ihnen nirgends Schutz bot. Die Bauern erlebten damals eine Enttäuschung, die nie wieder gutzumachen war. Immer wieder hörte man: «Wenn wir gewusst hätten, was uns erwartet, so wären wir nicht gekommen.»

Im Sommer 1941 wurden sie durchgeschleust, d.h. im Einzelverfahren eingebürgert. Sogenannte «Fliegende Kommissionen» der Einwandererzentrale Litzmannstadt [Łódź] liessen den Einzelnen durch eine Reihe von Stellen laufen und händigten ihm am Ende die Einbürgerungsurkunde aus. Damit war der Umsiedler deutscher Staatsbürger geworden.

Bis Ende 1944 waren über 15'000 Dobrudschadeutsche angesiedelt worden. Im Wartheland, in den Regierungsbezirken Hohensalza und Litzmannstadt 4'500, im Protektorat Böhmen-Mähren 9'000, in der Südsteiermark 500, im Altreich, Lothringen und Galizien 1'000, und 1945 waren noch viele dobrudschadeutsche Umsiedler in den Umsiedlerlagern. Heute leben die Dobrudschadeutschen in einer Zerstreung grössten Ausmasses: in West- und Mitteldeutschland, in Österreich und Rumänien, in Frankreich und in Übersee. In der Dobrudscha selbst dürften noch einige hundert Landsleute vorhanden sein; allerdings ist ihre Zahl vermehrt worden durch Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen.

Erlebnisbericht des Landwirts Gottlob Ensslen, vormals Landgut MaItscha bei Tschitschma (Cişmele), Plasa Chilia-Noua (Kilia), Judeţ Ismail in Bessarabien.
Original, 30. Dezember 1956, 3 Seiten, mschr.

Erlebnisse eines Bessarabien-Deutschen: Umsiedlung, Ansiedlung im Bezirk Posen, erneute Evakuierung im Januar 1945 und Treck nach Südwestdeutschland.

Mein Urgrossvater wanderte 1806 aus dem Schwarzwalde aus, verhielt zehn Jahre in Polen und zog dann 1816 auf den Ruf des Zaren Alexander I. nach Bessarabien. Mein Vater fing ganz bescheiden als Stellmacher an, hinterliess dann aber seinen Kindern einen Besitz von 500 Desjatinen¹, nahezu 550 Hektar. Ausbreitungsmöglichkeiten waren vorhanden. Auch ich besass nach dem Ersten Weltkriege schon über 500 Hektar schuldenfreien Landes. Wir Deutschen galten unter dem Zarismus als loyale Bürger und gute Steuerzahler. Schon vor dem Ersten Weltkriege begann die «Deutschenhetze», und in dem Kriege wurden wir zu «Staatsfeinden» gestempelt. Zar Nikolaus II. erliess ohne das Parlament 1915 das Liquidationsgesetz, laut dem alle Deutschen aus der Grenzzone in Breite von 150 km nach Sibirien verpflanzt werden sollten und ihr Besitz unentgeltlich abgenommen. Die Aussiedlung hing wie das «Damoklesschwert» über uns. Die Deutschen aus Wolhynien und Podolien waren bereits von ihren Höfen vertrieben und nach dem Osten Russlands deportiert. Unser Akkermaner Landschaftspräsident, Herr Jaroschewitsch, verzögerte dank guter Beziehungen zum bessarabischen Gouverneur immer wieder unsere Vertreibung. Da wurde Nikolaus II. im Februar 1917 gestürzt und das Liquidationsgesetz aufgehoben. Im Februar 1918 okkupierte Rumänien unsere Provinz und rettete uns vor dem Bolschewismus. Infolge der rumänischen Agrarreform enteignete man den Deutschen Bessarabiens 40'000 Hektar. Auch ich verlor 300 Hektar für ein «Butterbrot». Trotzdem prosperierten wir in den 22 Jahren unter rumänischer Herrschaft.

Wir glaubten nicht schon wieder an einen Krieg, aber der Zweite Weltkrieg brach aus. Als die Deutschen im Westen so erfolgreich vorschritten und im Juni 1940 Paris nahmen, dachten wir, der Krieg sei gewonnen. Doch ganz wie aus heiterem Himmel traf uns ein fürchterlicher Schock: Sowjetrussland forderte in einem Ultimatum Rumänien auf, Bessarabien im Verlaufe von vier Tagen zu räumen. Viele unserer Volksgruppe wären nach Alt-Rumänien geflohen, aber man hoffte auf unsere Umsiedlung, denn Hitler hatte bereits die Balten und Wolhynier ins Reich geholt. Wir riskierten es also und blieben. Gross belästigt hat uns der Russe nicht, wiewohl es nicht ohne Schikane abging: Wir sollten mehr liefern als wir geerntet hatten, das Land zur Einsaat vorbereiten, was absolut unmöglich war infolge langanhaltender Trockenheit, grosse Steuern bezahlen usw. Doch blieben wir von Arrest und Einkerkung – dies kam nur in wenigen Einzelfällen vor – verschont. Die andersstämmige besitzende Völkerklasse holte man nämlich

1 Desjatine (altes russisches Feldmass) = 1,0925 ha.

ohne Ansehen der Person, Stammes und Religion – gewöhnlich nachts – weg auf «Nimmerwiedersehen». Eines Russen – Mühlenbesitzers – Frau lag auf dem Sterbebett. Als der Mann von der Beerdigung beimkam, erwartete man ihn schon und nahm ihn mit.

Ende August kam ein Sowjetbeamter zu mir und stritt sich mit mir herum, weil ich anstatt Weizen, der sehr schwach gediehen war, Erbsen lieferte, was von Seiten der neuen Machthaber schriftlich erlaubt war. Zum Schluss teilte er mir mit, dass die deutsche Umsiedlungskommission im Donauhafen Kilia, unserer nächsten Stadt, eingetroffen sei. Wir atmeten auf! Ende September und Anfang Oktober 1940 verliessen wir unsere Wahlheimat und unser in vier Generationen erarbeitetes Vermögen. Retteten sozusagen das nackte Leben. Hundertprozentig gingen die Deutschen, auch Andersstämmige, welche irgendeine Verwandtschaft mit Deutschen nachweisen konnten. Wir landeten in einem Lager im Sudetenland; 150 Personen schliefen in einem Raum. Mein kleiner Enkel stellte fest: «Hitler hat aber keine schönen Betten.» Wir waren Idealisten und zu bescheiden. Alle Lagerinsassen magerten erschreckend ab, während beim Personal der Lagerbetreuung die Nähte platzten. Meine Frau büsste 32 kg an Gewicht ein, ich 16 kg. Unsere Frauen wollten gerne in der Küche mithelfen. Man liess sie nicht herein.

Im Dezember 1941 wurden ich und mein ältester Sohn auf Gut Schellenhagen, Kreis Schroda, Wartheland¹ angesiedelt: 329 Hektar gross, entsprechend dem von uns in Bessarabien zurückgelassenen Vermögen. Das Objekt war gut: Boden, Inventar, Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude. Die Wirtschaftsmethoden waren sehr verschieden im Vergleich mit den bessarabischen und verursachten mir viel Mühe und Kopfzerbrechen. In den daselbst verbrachten drei Jahren hatte ich mich gut zurechtgefunden. Mein Betrieb zählte durchaus nicht zu den schwächsten und war von mir verschiedentlich ausgebaut, z.B. führte ich elektrisches Licht wie Kraftstrom ein, gründete eine Karakulschafzucht, remonteerte Gebäude, baute ein neues Behelfsheim usw.

Im Januar 1945 begann die Ostfront bei Warschau zu wanken. Wir wollten nicht an eine Flucht glauben, auch beruhigten uns die Regierungsvertreter bis zur letzten Stunde: «Das Wartheland wird nicht aufgegeben; keine deutsche Frau, kein deutsches Kind soll zu Schaden kommen!» Am 20. Januar 1945 um 3 Uhr nachts telefonierte mir unser Ortsgruppenleiter: «Um 11 Uhr vormittags geht der Treck bis Meseritz.» Nichts war vorbereitet. In Hast und Überstürzung wurden elf Gespanne gerichtet. Auf meinem Gute waren zehn Familien Schwarzmeerdeutscher, deren Väter und Söhne fast restlos zur Wehrmacht einberufen worden [waren]; die mussten mitgenommen werden. Bei zehn bis zwanzig Grad Frost, Schnee und vereisten Strassen zogen wir los. An der Grenzstation Bentschen² hiess es, der Treck geht weiter bis in die Gegend von Berlin. Am 1. Februar waren wir am Ziel und fanden notdürftige Unterkunft.

1 Schellenhagen (Zielniki), Kreis Schroda (Sroda), Bezirk Posen.

2 Bentschen (Zbaszyn), Kreis Grätz (Grodzisk), Bezirk Posen.

Nach sieben Wochen zog ich mit meinen Angehörigen und einem Gespann, gummibereittem Wagen und drei Pferden, westwärts und blieben, in einem Dorfe Sachsens, 1 km vor der Mulde, bis an welche bald der Russe vordrang, nachdem sich die Amerikaner zurückgezogen hatten. Eines Nachts war er eben da. In der zweiten Nacht erschienen um Mitternacht zwei baumlange Kerle, mit Maschinenpistolen bewaffnet, und suchten – angeblich – nach deutschen Soldaten. In meinem Zimmer lag einer, den sie aber gar nicht beachteten; dagegen waren sie sehr erfreut, als sie drei junge Damen – zwei Töchter und meine Schwiegertochter – gewahr wurden. Eine meiner Töchter kam in mein Zimmer gerannt und rief um Hilfe. Als ich die Ruhestörer russisch anredete, wollten sie wissen, wieso ich Russisch kenne. Ich sagte ihnen, dass wir schon vor fünf Jahren laut einer Vereinbarung zwischen Stalin und Hitler umgesiedelt worden seien. «Ach so! Sie achten uns – die Russen – also nicht?!» Ich bin noch heute der Meinung, dass meine Kenntnis der russischen Sprache und die Nachbarschaft des russischen Kommandanten uns vor weiteren Belästigungen bewahrte. Jedenfalls zogen sie sich langsam zurück, drangen in das Schlafzimmer der Wirtschaftlerin unseres Bauern ein, ergriffen diese; sie riss sich aber los und floh.

Am nächsten Tag setzte uns ein Hitlerjunge über die Mulde, wo amerikanisches Besatzungsgebiet anfang. Da belästigte uns kein Mensch. Zwei meiner drei Pferde waren mir abgenommen, das dritte hatten russische Zivilisten schon an einen Wagen gespannt; da lief meine Tochter auf einen russischen Wachtposten zu – Ironie – und klagte ihm unsere Not. Und siehe – o Wunder! – er kam und jagte die Zivilisten davon. Es zogen durch das Dorf dauernd französische Kriegsgefangene. Da meine Tochter die Sorbonne (Paris) absolviert hätte und vollkommen französisch spricht, mischte sie sich unter die Franzosen und kam uns am nächsten Tag mit einem Pferd, Kutschwagen und einigen Sachen nach. Es war mein sehnlichster Wunsch schon in Bessarabien, Deutschland einmal gründlich zu sehen. Nun ging mein Wunsch in Erfüllung: Im Laufe des Monats Mai fuhr ich mit einem Pferd, Frauen und Kindern 600 km von Sachsen (Leipzig) bis in den Schwarzwald, in den Heimatort meines Urgrossvaters, wo noch direkte Verwandte wohlsituiert leben. Einen Monat verbrachten wir hier. Mein Pferd war einem Bauern sehr willkommen, aber für uns fand sich im Herkunftsort keine Wohnung, wiewohl wir die einzige Flüchtlingsfamilie waren.

Nach einem Monat fanden wir Unterkunft auf einem Vorwerk eines verpachteten Landgutes. Ich bin in meinem Leben viel herumgekommen; in Polen schrieten die uns vorgesetzten Herren dauernd über die «polnische Dreckwirtschaft». Was ich hier antraf, übertraf im negativen Sinne alles bisher Gesehene: kein Wasser auf dem Vorwerk, kein elektrisches Licht, überall eine unverantwortliche Schlamperei. Hier hielten wir – nolens volens – 714 Jahre aus. Ich musste mit meinem über 60 Jahren oft entwürdigende Arbeiten ausführen, z.B. oft bei jeglichem Wetter mit einem Handwagen Wasser holen, Vieh hüten und dergleichen. In unserer bessarabischen Volksgruppe sind neunzig Prozent Landwirte, und gerade diesen geht's in Deutschland am schlechtesten. Sie arbeiten fast durchweg in fremden Berufen; Alte sind auf die Fürsorge angewiesen oder – im

besten Falle – auf die Unterhaltshilfe. Die Alten sterben weg, die Jüngeren suchen sich notgedrungen ihren Unterhalt, und man sagt ihnen: «Ihr seid eingegliedert!» Allenfalls bin ich sehr enttäuscht von meinem Vaterland, von dem ich einst so begeistert träumte und sprach.

In den Schlussätzen erwähnt der Vf. die Auswanderung seiner beiden Söhne nach Kanada.

Nr. 5

Erlebnisbericht des Schullektors Karl Knauer aus Mariewka (Marianca-de-Jos), Plasa Cauşani, Judeţ Tighina (Bendery) in Bessarabien.
Original, 28. Dezember 1956, 4 Seiten, mschr.

Die Auswirkungen der Umsiedlungsaktion in Bessarabien: das Schicksal bessarabien-deutscher Umsiedler während des Krieges und nach dem Zusammenbruch.

Unter den vielen politischen Fehlgriffen des Dritten Reiches findet sich die Umsiedlung der Deutschen aus dem Baltenlande, des Bug- und Narewgebiets, der Wolhyniendeutschen, der Bessarabien-, Dobrudscha- und Buchenlanddeutschen als ein Vorgehen, für dessen Durchführung wir heute noch dem lieben Gott von Herzen dankbar sind. Denn was hernach über alle Deutschen in Russland herging, die Deportation hinter den Ural, das hätte auch uns Umgesiedelten unausweichlich betroffen.

Im Mai 1940 wurde die Umsiedlung aller Deutschen aus Bessarabien, der Dobrudscha und dem Buchenlande zwischen Berlin und Moskau vereinbart¹. Im Juni desselben Jahres rückten schon die Russen in Bessarabien ein. Welcher deutsche Bauer noch zu zähe an seiner Heimat und Scholle hing, wurde durch das bestialische Vorgehen der Kommunisten gegenüber anständigen Mitbewohnern anderer Nationalitäten des Landes zur Auswanderung mürrisch gemacht. Auch wer anfänglich noch meinte, die Aufgabe der Heimat und der Väter Scholle sei doch rein unmöglich, rief zuletzt notgedrungen: Hinaus aus Sodom, und wenn wir auch nur noch das nackte Leben retten können! Die kommunistische Ideologie war mit unserer deutschen Lebensanschauung einfach unvereinbar. Die Russen verschonten uns Deutsche von den meisten ihrer Schikanen. Die fremdstämmigen Mitbewohner beneideten uns als Schosskinder der Russen. Jedoch bald erfuhren es alle: Lasst doch die Deutschen in Ruhe, denn in einigen Monaten verlassen sie Bessarabien, und all ihr Hab und Gut verbleibt uns.

Wir Deutschen in Bessarabien lebten damals in den Monaten Juni und Juli zwischen Hangen und Bangen. Erst im August erfuhr man vom deutschen Volksrat in Tarutino,

¹ Die Umsiedlung der Bessarabien-Deutschen wird zum erstenmal in einem Telegramm des Reichsaussenministers an Botschafter Graf Schulenburg in Moskau vom 25. Juni 1940 erwähnt (Antwort auf die russische Ankündigung des geplanten Vorgehens in der Bessarabienfrage vom 23. d. M.). Von den Dobrudscha-Deutschen konnte in deutsch-sowjetischen Verhandlungen natürlich nicht die Rede sein.

dass unsere Umsiedlung ins Reich vereinbart wurde und bald damit auch begonnen würde. Ende August rückten in unseren Dörfern die Vertreter des deutschen Umsiedlungskommandos ein, und überall ertönte der Befreiungsseufzer: Gott sei Dank, unsere Erlösung naht! Nachdem die Leiter der beiderseitigen Umsiedlungskommissionen nach der in Moskau getroffenen Vereinbarung über die Durchführung der Aktion den Vorgang festlegten, schritt man auch sofort zu deren Ausführung.

Es zeigte sich aber bald ein Aus- und Abweichen der Russen vom Grundvertrage, so dass es in Kischinew, der obersten Leitung¹, zu beständigen Reibereien und Missverständnissen über den Sinn und die Auslegung der Moskauer Vereinbarungen kam. Die Deutschen sahen sich gezwungen, um die ganze Aktion nicht zu gefährden, überall nach Möglichkeit nachzugeben. Man merkte es schon ganz deutlich, die Russen möchten die ganze Angelegenheit vereiteln. Sie stellten den äussersten Termin zum Abschluss der Umsiedlung als 1. November 1940. Es kam zuletzt so weit, dass in vielen deutschen Gemeinden die Bestandsaufnahme des Vermögens unterlassen werden musste, um termingerecht zu bleiben. So z.B. wurde in der Gemeinde Jakobstal (Kreis Tighina)² von den Russen keine Vermögensaufnahme mehr geduldet. Dasselbe geschah auch mit einzelnen Gütern und industriellen Unternehmungen Deutscher in fremden Ortschaften. Die Russen strichen kurz aus der Daseinsliste. Zum Lobe der deutschen Umsiedlungskommission muss gesagt werden, dass sie Tag und Nacht unermüdlich schuftete, um alle Deutschen restlos zu retten. Und es gelang ihr auch: Ende Oktober wurde jeder, der nicht freiwillig Zurückbleiben wollte – kaum 1: 1'000 –, ausgesiedelt³. Die Kranken und Gebrechlichen wurden in Krankenwagen abgefahren» Die Frauen und Kinder wurden per Bahn bis Galatz und von dort per Schiff donauaufwärts in ihre schon zuvor bestimmten Auffangslager in der Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Böhmen und Mähren gebracht. Die Männer durften mit einem Gespann als Treck von ihren teuersten Sachen mitnehmen, soviel ein Paar Pferde verkraftete.

Wie sehr wir Deutschen von der uns umgebenden fremdstämmigen Bevölkerung geschätzt wurden, zeigte [sich] beim Verlassen meiner Gemeinde Mariewka: Als wir am Morgen des 18. Oktober in zwanzig grossen Omnibussen das Dorf verliessen, läuteten die Fremden zum Abschiedsgeleite unsere Heimatglocken. Vom unteren Ende des Dorfes bis zur Bahnstation Zaim (3 km Entf.) standen die Menschen zu beiden Seiten des ganzen Weges dichtgedrängt und weinten zum Abschied mit ununterbrochenem Tücherwinken und den herzlichsten Segenswünschen im Mutterlande.

Den Kriegsverhältnissen angepasst war die Betreuung in den oben angeführten Auffangslagern gut. Doch die Länge des Müsiggehens brachte dem nimmerruhigen bessarabiendeutschen Bauern viel Verdross und seelische Belastung. Fast zwei Jahre musste

¹ Kischinew war der Sitz des für Mariewka zuständigen Gebietsbevollmächtigten.

² Jakobstal (Iacobstal), Plasa Cauşani, Judeţ Tighina.

³ Der Prozentsatz der Zurückbleibenden war – auf das Ganze gesehen – etwas höher; vgl. die Zahlen der Volkszählung 1941, Einleitende Darstellung, Kap. IIa.

er dulden, bis er auf sein Element, die Ackerscholle, kam. Im Wartheland und Danzig-Westpreussen wurden die Bessarabiendeutschen auf verlotterten polnischen Bauernhöfen angesiedelt. Im Verhältnis zu seinem Können und dem zurückgelassenen Vermögen wurde dem Umgesiedelten sein Wirkungsort zugewiesen. Und hier hätte das Deutsche Reich keinen Missgriff gemacht: Mit frischem Eifer und voller Energie packte der bessarabische Bauer hier an. In der kurzen Zeit von drei Jahren gab er schon dem Lande ein anderes Gesicht, die Agrarproduktion stieg zusehends. Trotz Fehlens aller nur möglichen Materialien wurden die Gebäude instandgesetzt. Es war ein froher Beginn. Zwar griffen die zurückgebliebenen Polen als Arbeiter ungern an, aber überall ging der deutsche Bauer mit gutem Beispiel voran, griff feste zu und riss mit Geduld und humaner Behandlung auch den Arbeiter mit sich. Ich selbst¹ habe es an meinen eigenen polnischen Arbeitern bei der Flucht erleben dürfen: Wie dort in Bessarabien uns unsre fremde Umgebung mit Abschiedstränen begleitete, so auch meine Arbeiter: «Panje, bleiben sie hier, wir setzen uns für sie bei den Russen ein!»

Der Jahreswechsel des Jahres 1944-1945 brachte uns das Verhängnis: Der Russe rückte immer näher, und nachts am 18. Januar 1945 mussten wir blitzartig alles verlassen. Es wurden dorfwweise Trecks gebildet, die tage-, ja wochenlang von sich zurückziehenden deutschen Militäreinheiten auf Nebenbahnen abgeschoben wurden. Anstatt dass der Krieger dem Flüchtling, musste der Flüchtling dem Krieger zur Rettung seines Lebens verhelfen. Bei der enormen Kälte, dem Nahrungsmangel, dem wochenlangen Stehen auf offenem Felde starben Menschen und Tiere. Schon nach zwei Wochen Flucht sah man zu beiden Seiten des viele Hundert Kilometer langen Fluchtweges zahllose Kadaver von verendeten Pferden und dann und wann wieder einen frischen Grabhügel mit einem schlichten Holzkreuz darauf. Zerbrochene Wagen und teures Familiengut lagen neben dem Fluchtwege. Niemand beachtete sie, niemand hätte sie gewünscht. Viele Tausend Flüchtlinge überrannte der Russe. Besonders die Gemeinde Friedenstal², angesiedelt im äussersten Osten, in den Kreisen Kutno und Lentschütz, wurde vom Russen geschnappt und nach Sibirien verfrachtet. Nur wenige von ihnen erreichten den Westen.

Auch die davongekommenen Trecks wurden auf dem Fluchtwege von rachelüsteren Polen, russischen Panzern und Tieffliegern ununterbrochen angegriffen. Am 16.2.45 wurde auch unser Treck von 156 Wagen in Hochstüblau (Krs. Preussisch-Stargard) von einem russischen Tiefflieger angegriffen, das Ergebnis: 28 tote Menschen und 32 tote Pferde. Zuletzt erfreckten sich die Polen und nahmen die Flüchtigen mit ihrem Wagen und Gut, machten sie zu billigen Arbeitern und drangsalierten viele zu Tode.

Der Westen wurde mit Flüchtlingen aus allen östlichen Gauen überladen. Ganz Niedersachsen, Schleswig-Holstein, ja bis Dänemark wurden unsere Landsleute geschoben.

¹ Der Vf. wurde mit seiner Heimatgemeinde Mariewka in Steinau, Kreis Thorn, Bezirk Marienwerder, angesiedelt; er erhielt dort einen Wirtschaftshof und wurde zugleich wieder Rektor der Volksschule.

² Friedenstal (Fridenstal), Plasa Tatar-Bunar, Județ Cetatea-Albă (Akkerman).

Nirgends fand man Obdach oder Unterkunft, immer wurde man weitergeschickt. Ein Glück hatte der Bessarabiendeutsche vielen Volksgenossen voraus: Mit seiner Arbeitsfreudigkeit fand er bald Anschluss an eine Bauernwirtschaft und musste in den Jahren 1945, 46 und 47 nicht so hungern.

In einigen Schlussätzen geht der Vf. auf das Schicksal der Bessarabien-Deutschen nach dem Kriege und die Organisation ihrer Landsmannschaft ein.

Nr. 6

Erlebnisbericht des S. K. aus Czernowitz (Cernaui) in der Nord-Bukowina.
Original, 26. Februar 1957, 9 Seiten, mschr.

Die Auswirkungen der sowjetischen Besetzung in Czernowitz; die Abwicklung der Umsiedlungs-Aktion; Transport und Aufnahme der Umsiedler in deutschen Lagern.

Der Vf. berichtet zunächst über die bereits Anfang Juni 1940 angeordnete Teilmobilmachung der rumänischen Armee, von der er selbst betroffen war, und über die Reaktionen auf das Bekanntwerden des sowjetischen Ultimatums, dem der Abzug des in Czernowitz stationierten rumänischen Militärs folgte.

An einem Nachmittag – es war, soweit mich die Erinnerung nicht täuscht, der 28. Juni 1940 – rollten die ersten Sowjetpanzer und Spähwagen die Siebenbürger Strasse in Richtung Ceahor/Cuciurul-Mare entlang. Es war die Ausfallstrasse gen Süden, die Strasse also, auf der sich der gesamte Abzug von Truppe, Regierung und der ihr Heil in der Flucht suchenden rumänischen Bevölkerung vollzog. Auf den Panzern und Spähwagen sassen die mit roten Armbinden versehenen örtlichen Kommunisten. Die Faust zum Gruss erhoben, forderten sie die Menge auf, dasselbe zu tun.

Lansam sank der Abend auf die unruhig gewordene Stadt. Die Macht des Dunkeln begann ihr Handeln im Dunkeln. Es wurde gejagt, Menschen waren die Opfer; leitende Beamte, Angehörige der Polizei, des Staatssicherheitsdienstes, der Verwaltung wurden gesucht. Der Grosshandel fühlte zum ersten Mal in diesem Landesteil die marxistischen Spielregeln. Grossfirmen wurden geschlossen, versiegelt, ihre Inhaber geholt. Insbesondere die Juweliere, denen man nicht mit Unrecht eine Art besonderen Zuvorkommens entgegenbrachte, indem man sie aus ihren Wohnungen holte, diese bis auf die Lichtschalter nach Juwelen absuchte und diese dem neuen Väterchen Staat zur Verwahrung übergab. Noch in derselben Nacht wurden eine Art Kollektivgeschäfte eröffnet, die aus dem zusammengeschleppten Hab und Gut der einzelnen Grosshändler aufgebaut wurden. Es begann die Zeit des unendlichen Schlangestehens. Es gab alles und nichts; alles im Schwarzhandel, fast nichts in den legalen Kooperativen, den verbliebenen Geschäften, deren Inhaber – sich des Prinzips «Rette, was zu retten ist» bewusst – sich der vorhandenen Ware bemächtigten und diese in nach ihrem Ermessen sichere Verstecke zu bringen versuchten. Mit der Zeit wurde auch dieser Konservierungsweg einer bürgerlichen Existenz zunichte gemacht.

Die Verpflegung hatte eine Art «sui generis» angenommen. Man stand Schlange, um Milch zu bekommen, man stand stundenlang nach Brot; Gemüse war etwas in den ersten Tagen Seltenes, genau wie das Geld. Die Sowjets haben den Rubel im Verhältnis 1:40 festgelegt, beide Währungen galten einige Tage. Da man mit dem Preisverhältnis des neuen Regimes nicht im Klaren war, hielt der ganze Handel mit den noch vorhandenen Waren zurück. In den Fabriken wurden wohl Kantinen eingerichtet; die Arbeiter bestellten das Vorhandene und wurden ohne Schwarzpreise bedient. Die Arbeits- und Beschäftigungslosen konnten sehen, wie sie mit dem Hunger fertig wurden. Es kam soweit, dass das Feilschen öffentlich wurde, keiner nahm daran Anstoss. Kleider, Schuhe, Uhren, alles, was tragbar war, wurde veräußert. Die Russen waren rege Abnehmer, umsomehr als die verlangten Preise weit unter den ihnen bekannten lagen. Insbesondere Uhren und Schuhe, Motorräder und Anzüge waren das Ziel ihrer Ausflüge in die Privatwohnungen der Verbliebenen.

Den Deutschen, die in Czernowitz recht stark vertreten waren, wurde mitgeteilt, sie mögen dableiben, da das Dritte Reich – besser gesagt der Führer – sie «heim ins Reich» holen wird. Es wurden sogar – um Gewaltanwendungen seitens der Sowjets zu vermeiden – besondere in Russisch und Deutsch beinhalten Bescheinigungen ausgegeben, aus denen hervorging, dass der Inhaber dieser Bescheinigung sich deutscher Volkszugehörigkeit erfreue und die russische Besatzungsmacht gebeten wird, Hab und Gut derselben zu schonen. Die mit dem dienstlichen Siegel der Volksgruppe versehenen Ausweise wurden auch tatsächlich von den einzelnen Russen anerkannt¹. Es wurden demnach auch keine Schwierigkeiten bei der Requirierung von Wohnungen, bei Beschlagnahme von Mobilien u.ä. gemacht. Das galt insbesondere in den ausserhalb der Stadt liegenden Strassenzügen, bzw. in den Vierteln wie Roça, Obere Siebenbürgenstrasse usw.

Dem dem politischen Leben Fernstehenden kamen nur die Verfügungen der deutschen Leitstellen zur Kenntnis. Ein Aufruf gab bekannt, dass eine Rückführung der Deutschen ins Reich erfolgen soll. Die «Hähne»² besorgten den Rest. Nach und nach wurde

1 Die Photokopie eines derartigen Ausweises, ausgestellt für den Verfasser des Berichts am 28. Juni 1940, befindet sich in der Dokumentensammlung. Das zweisprachig gedruckte Formular hat folgenden Wortlaut:

Deutsche Volksgemeinschaft

Ausweis

Inhaber (in) dieses Ausweises, Herr/Frau aus
ist Deutscher Volkszugehörigkeit und gehört der Deutschen Volksgruppe des besetzten Gebietes an.

Die russischen Besatzungstruppen werden ersucht, Leben, Hab und Gut unseres Volksgenossen zu schonen und zu sichern.

Czernowitz, am

(Unterschrift und Siegel:

«Deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien.
Gau Buchenland. Der Gauleiter»).

2 Gemeint sind die Funktionäre der Volksgruppe, im Sinne des in Deutschland gebräuchlicheren «Goldfasanen».

bekannt, was für eine Mitnahme ins Reich erlaubt ist; ein Wink löste den anderen ab. Mal hiess es, keine Rosshaarmatratzen mitnehmen, mal durften Nähmaschinen nicht gepackt werden, bis zuletzt das mitzunehmende Quantum auf 50 kg pro Person festgelegt wurde. Soweit es sich um Juwelen und Goldsachen handelte, sollte man den Ehering, eine goldene Armbanduhr, die Männer eine goldene oder silberne Zigarettendose mitnehmen dürfen. Innerhalb des Hausrates waren nach Mitteilung des für meinen Wohnbereich zuständigen «Hahnes» Silberbestecke bis zu 500 g zulässig.

Eines Tages – es war etwa Ende September geworden – erschienen die ersten Vertreter des Dritten Reiches. Für uns noch ein ungewohnter Anblick; Mützen mit Totenkopf, aber alte vertraute Gesichter, die meisten alte Buchenländer. Ihrem Studium in Deutschland folgend sind sie auch dortgeblieben und haben die deutsche Uniform als Grundlage ihrer Staatsangehörigkeit angezogen. Sie sollten über Volkstum und Sippe des Heimzuführenden auf Grund ihrer persönlichen ehemaligen Ortskenntnisse massgebend entscheiden.

Die Kommission bestand im grossen und ganzen aus drei Vertretern: dem Vertreter der Sowjetmacht, dem Vertreter des Reiches und dem Vertreter der Volksgruppe mit beratender Stimme. Im festlich geschmückten Zimmer der Kommission wurde man vorerst registriert, um mit der ganzen Familie der Kommission vorgestellt zu werden. Es wurden Fragen wie: «Sind Sie Deutscher; wollen Sie ins Reich zurück?» u.ä. gestellt. In Zweifelsfällen und bei Nichtdeutschen entschied meistens die beratende Stimme des Vertreters der Volksgruppe. Es kam vor, dass der sowjetische Vertreter in solchen Fällen Einspruch zu erheben versuchte, der jedoch durch die Stimme des Reichsvertreters meistens niedergeschlagen wurde, was den Sowjetvertreter nicht gestört hat, in seinen Listen besondere Vermerke zu machen.

Das Grundvermögen wurde ebenfalls in diesen Tagen durch eine Kommission aufgenommen, in besonderen Fällen einzelne Grundstücke und Immobilien fotografiert. Der Taxwert wurde den damaligen Werten entsprechend festgelegt. Parallel mit dieser Aktion wurden auch die noch vorhandenen Standesamts- und Taufregister der kirchlichen und staatlichen Behörden fotografiert, ebenso zum Teil die Grundbücher. Es wurden in einigen Fällen Ehen geschlossen, ohne das standesamtliche Verfahren vorher durchgeführt zu haben. Derartige Trauungen sind nur kirchlich in der Kapelle eines deutschen Waisenhauses vollzogen worden.

Da inzwischen an der Rückführung der Volksdeutschen ins Reich kein Zweifel mehr bestand, ging die deutsche Bevölkerung daran, ihr Hab und Gut, soweit es beweglich war und nicht mitgenommen werden konnte, zu veräussern. Auch die Valuta ist über Nacht auf «Rubel» umgestellt worden, so dass der gesamten Bevölkerung ein je nach Wohlstand des Einzelnen kleinerer oder grösserer Verlust entstanden ist. Uns Volksdeutschen wurde im Vertrauen mitgeteilt, dass die in unserem Besitz befindlichen Lei-Beträge voll und ganz der Kommission eingezahlt werden können und im Verhältnis 1:40, bzw. 1:50 später im Reich in deutscher Mark ausgezahlt werden.

Ebenfalls sickerte es durch, nach Möglichkeit keine Rubel anzunehmen, da der Wert derselben wesentlich geringer als der des Lei ist. Die örtliche Bevölkerung, einschliesslich der Russen, versuchte nunmehr mit Gewalt, ihren Wohlstand durch Einkauf sämtlicher Werte und Halbwerte zu erhöhen. Leider war es so, dass man – soweit es sich um Rubel handelte – meistens übers Ohr gehauen wurde. Dies geschah immer im Bewusstsein, dass der Wert des Rubels 1:40 Lei sei, was jedoch dem Realwert nach sowjetischem Lebensstandard keineswegs entsprach. Ein typisches Beispiel dazu: Ein aus Deutschland importiertes Pianino, Marke Franz Wirth, kostete 52'000 Lei. Die Abnutzungsgebühr infolge einiger Jahre Benutzung wurde auf 12'000 Lei festgelegt, somit sollten 40'000 Lei = 1'000 Rubel bezahlt werden. Diese 1'000 Rubel sind in Deutschland weiter unter ihrem nach rumänischer Währung gleichstehendem Wert verrechnet worden, während man für die 40'000 Lei noch immer 800 RM ausgezahlt bekommen hat. In der Sowjetunion jedoch kostete dasselbe ein vielfaches mehr.

Der Tag der sogenannten Rückführung nahte nunmehr mit Riesenschritten. Volksdeutsche Eisenbahner stellten sich freiwillig zur Verfügung, die sogenannten Transporte bis zur damaligen sowjetisch-deutschen Grenze zu leiten. Ein derartiger Transport bestand aus etwa 1'000 Personen, die, in Personenwagen untergebracht, über den ehemaligen rumänisch-polnischen Grenzpunkt Sniatyn-Zalucze bis zur Grenze des Generalgouvernements in Sanok fuhren. Das Gepäck wurde pro Kopf auf 50 kg festgelegt und in Sonderwaggons, die versiegelt und plombiert wurden, verladen. Die Transporte erfolgten nach Stadtteilen. Zwei bis drei Tage vor dem Transport wurde das Gepäck an dem in Frage kommenden Bahnhof abgeliefert. Man musste staunen, als man im Bahnhofdepot diese Berge von Umsiedlergut betrachtete, denn 50 kg pro Person sind für einen Umzug ein kaum nennenswertes Gewicht; in der Masse aber füllten sie das Lagerdepot buchstäblich bis zum Rand aus.

Bei der Übernahme des Gepäcks am Bahnhof sass deutscherseits einer unserer Volksdeutschen (u.a. der Verfasser dieses Berichtes) und sowjetischerseits ein örtlicher aus den Reihen der Kommunisten bzw. ukrainischen Bevölkerung ernannter Abnehmer. Seine Aufgabe war, das Gewicht strengstens zu überwachen, unsererseits, nach Möglichkeit ihn daran zu hindern und beiderseits, die Registrierung vorzunehmen. – Eine interessante Episode: Mir gegenüber sass russischerseits ein junger Mann, irgendein Ukrainer aus Klokuczka, einem Czernowitzer Vorort. Um überhaupt ins Gespräch zu kommen, tasteten wir uns vorerst mit den Blicken vorsichtig ab. Die ersten Ballen an Umsiedlergut hat er ziemlich genau gewogen, es wurden seinerseits Gewichtsunterschiede bis etwa 5 kg nach oben geduldet. Nach etwa zwei Stunden liess seine dienstliche Auffassung merklich nach, und er tat so, als ob er nicht sähe; er begann sich auf meine Angaben zu verlassen und versuchte zu erfahren, ob es möglich wäre, nach Deutschland mitzukommen. Er sprach ein ziemlich gutes Deutsch und hatte in seiner Ahnengalerie, wenn auch nicht viele, so doch deutsche Vorfahren. Ich gab ihm die nötigen Tips. Wie ich später in Deutschland erfahren habe, ist es ihm auch tatsächlich gelungen, ins Reich mitzukommen; es war buchstäblich der letzte Transport. Seit dem Au-

genblick meiner Aufklärung bis zum Abschluss der Gepäckübernahme wollte er nichts mehr sehen. Es war egal, wieviel kg die Zeiger der Waage aufwiesen.

An einem der Oktobertage ging auch unser Transport ab. Menschen, denen das Schicksal nicht gegönnt hat, dem roten Stern zu entrinnen, standen in der Bahnhofsnähe und schauten mit feuchten Augen dem sich in Bewegung setzenden Zug nach. Ein Schicksal hat sich erfüllt, ein neues sollte beginnen.

Die Durchreise durch das ehemalige polnische Gebiet gab uns so manche Bestätigung damaliger herumschwirrender Gerüchte über den Lebensstandard dieser Gebiete. Der Grenzbahnhof Sniatyn-Zalucze, einst ein Schlüssel des Verkehrs zwischen Polen und Rumänien, lag öde und verlassen da. Auf der Reise sah man – es sprach sich inzwischen auch dort herum – entlang der Bahnstränge Kinder, Frauen, Greise stehen; sie streckten ihre Hände aus und gaben zu verstehen, man möge ihnen etwas herauswerfen. Man tat es gern, es flogen Brot, Kekse, gekochte Eier, Süßigkeiten, Früchte usw., man sah darauf ein Knäuel von Menschen, die sich um das Wenige balgten.

Noch eine Stichprobe am Gepäckinhalt wurde russischerseits vor der deutschen Grenze unternommen. Es wurde aber nicht so nach Gewicht als nach Juwelen gesucht. Ich sah, wie einer Dame etwa zwanzig österreichische Silbermünzen aus dem Gepäck entnommen und beschlagnahmt wurden. Eine Kontrolle ging noch durch die Wagen durch, das Handgepäck wurde hie und da geöffnet; man sah die Augen der Sowjets auf den Händen und Hälsen der Reisenden ruhen, nach Schmuck und Werten Ausschau haltend, jedoch ohne Ergebnis.

Beim Grenzübergang – es war die Zeit der «grossen» deutsch-russischen Freundschaft – wurden die Wagenausgänge von russischen Soldaten mit aufgepflanzten Gewehren besetzt, die Wagenfenster mussten geschlossen werden, und so begann diese rollende Menschenglange die letzte Etappe ihrer Fahrt. Es war kurz vor Sanok. Durch die geschlossenen Fenster sahen wir etwa in 100 m Entfernung viele einzelne hohe Bretterzäune. Was den Augen verborgen werden sollte, haben wir trotzdem zu sehen bekommen. Bei etwas gestrecktem Hals sah man die drohenden Läufe schwerer russischer Batterien gen Deutschland gerichtet; sie waren auf Sanok eingestellt.

Der Empfang in Sanok war für uns, die aus einem Elend herauskamen, bewegend. Ein sauberer Bahnhof, neue Uniformen, geschäftig hin und her eilende Schwestern des Deutschen Roten Kreuzes, die sich der Frauen und Kinder, der Schwachen und Gebrechlichen besonders annahmen. Es wurde Kaffee ausgeschenkt, die ärztliche Betreuung setzte ein; es war wie im tiefsten Frieden. Eine kurze Begrüßungsrede seitens der Aufnahmebehörde, eine höfliche Einladung zum Umsteigen in einen deutschen Zug – er war übrigens sehr bequem eingerichtet – und die Fahrt wurde fortgesetzt. Ein ruhigeres Gefühl hat sich der Umsiedler bemächtigt, das Gefühl des Geborgenseins, des ruhig Schlafenkönnens, des besseren Morgen, nicht mehr zusammengepfercht fuhr man dem unbekanntem Ziel entgegen, und der Transport, in dem ich mitfuhr, landete in Lauban/

Schlesien. In einem evangelischen Kinderheim wurden wir untergebracht, das Gepäck wurde uns zugestellt, und nun harrete man des Weiteren. Die für Einbürgerungszwecke zusammengestellte Kommission der Volksdeutschen Mittelstelle Litzmannstadt nahm uns in Empfang. Man wurde nochmals auf Herz und Nieren geprüft, Formalitäten wurden erledigt, Rückkehrerausweise ausgestellt und nach einigen Tagen auch ausgehändigt. An dieser Stelle wurde auch die Auswahl getroffen, wer im Generalgouvernement angesiedelt oder für das Altreich bestimmt ist.

Das Lagerleben? Es war an sich ein Lager, denn Massenunterbringung und Verpflegung waren sein Kennzeichen. Lauban mit seinen vier oder fünf Betreuungsschwestern gab sich ehrliche Mühe, dies uns nicht allzu stark fühlen zu lassen. Die Verpflegung entsprach einer solchen Massenbetreuung, war aber gut. Frühmorgens Kaffee mit Brot, Marmelade oder Margarine; mittags grosse Eintöpfe – Fleisch war auch zu sehen, ein Nachschlag wurde nie abgewiesen; zur Vesper Kaffee mit Marmelade- oder Margarinebrot und abends abwechselnd kalte und warme Speisen. Die Unterbringung in diesem Lager war getrennt, Eheleute durften nicht zusammenhausen.

Einige Wochen später wurde erneut ausgesondert, es ging diesmal in ein Schloss bei Görlitz. Der Lagerleiter, ein Kasseler SS-Angehöriger, nahm uns in Empfang. Wenn in vielen Lagern die Umsiedler nur Gutes über ihre Leitung sprechen konnten – und das ist heute noch das Massgebendste – in diesem Lager war es umgekehrt. Der Lagerleiter, ein notorischer Säufer, verstand sein Geschäft. Die Marmelade wurde spärlicher, das Eintöpfchen fast fleischlos, umso rarer die Seife, und das sog. Taschengeld musste buchstäblich gefordert werden. Die Sauberkeit war nicht sein Steckpferd; Drohungen im Rauschzustand und Jagd nach allem, was sich Alkohol nannte, waren sein Tagesprinzip. Dies war das monotone Lied des Alltags in «meinem» Lager. Das Ende dieses Helden habe ich nicht miterlebt; nach Aussagen Bekannter soll sein Ruhm kurz nach meinem Weggang in einer nicht als glorreich zu bezeichnenden Art beendet worden sein. Ich habe mich um meinen Arbeitseinsatz selbst kümmern müssen und zog aus eigener Initiative und ohne Unterstützung der Behörden ins neue Leben.

Der Vf. endet seinen Bericht mit einer kurzen Schlussbetrachtung.

Nr. 7

Erlebnisbericht des Otto Schmidt aus Agemler (Ciobanifa), Plasa Traian, Județ Constanța in der Dobrudscha.

Original, 30. März 1956, 11 Seiten, mschr.

Erlebnisse eines Dobrudscha-Umsiedlers: Umsiedlungstransport, Lageraufenthalt in Niederösterreich, Ansiedlung im Bezirk Łódź. – Das Schicksal der deutschen Siedler während des Zusammenbruchs: Fluchtversuch, Rückführung der von sowjetischen Truppen überholten Flüchtlinge an ihre Ansiedlungsorte, Gewalttaten und Plünderungen.

Hiermit will ich kurz niederschreiben, wie es mir ging bei der Umsiedlung aus der alten Heimat. Als der Krieg losging 1939 mit Polen, da war ich auch wieder eingezogen

bei der Rumänischen Wehrmacht. Ich war das Militärleben schon satt bis über die Ohren, da war ein mal das Gerede, das wir nach Deutschland übersiedelt werden sollen. Das war im Sommer 1940. Da ging ich zu unsrem Hauptmann und habe im die Sache vorgestellt; da ging er mit mir zum Oberst. Da sagte der Oberst: «Das weis ich schon; ich hab' schon das Befehl, alle Deutsche nach Kronstadt ins Lager zur Entlassung». Als ich im Lager war, da kam es gerade mit dem Regierungswechsel¹, da fiel so mandier Schuss in der Nacht. Und da konte das Lager keine Freifahrtscheine mehr ausstellen, und wir wolten doch so schnell wie möglich nach Hause.

Im Lager traf ich noch mehrere Bekande, Teodor Rössner, Albert Brauer, Gottlieb Golz, J. Ost und mein Bruder Hugo und Artur. Nun wurde beraten, wie wir nach Hause kommen, da haben wir alle unser Geld zusammenrechnet, aber es reichte nur bis Bukarest. Da sagte Teodor Rössner: «Wenn wir bis Bukarest kommen, dann sind wir gerettet; dort hab ich bekante, da borge ich Geld, dann fahren wir weiter.» Als er zurückkam, da haben wir die Karten gelöst, und dann ging es weiter. Unterwegs da ging es los mit dem rechnen, damit jeder sein richtiges zurückgeben dut. Als ich alles ausgerechnet hatte und wir sassen einen Augenblick, da fing Golli Golz wieder an: «Ich glaube, wir müssen noch mal nachrechnen». Da war T. Rössner sofort mit einferstanden, so wurde das Gelächter getrieben von Bukarest bis Medgidia.

Als wir zu Hause ankamen, da ging das Verkaufen und Handeln los, bis wir abgingen. Da kam im November die Komision an und hat uns alle aufgeschrieben und kurz aufgeklärt. Es fiel mir die erste Zeit schwehr, dass man die Sachen, die man sich mit schwerer Arbeit angeschafft hat, jezt für Spottpreise verkaufen und sich vorbereitet zur Abreise. Aber zum Schluss wurde ich auch gleichgüldig und machte mir nicht mehr viel gedankon darüber. Nur mein Vater sagte oftmals: «Kinder, wir gehen jezt nach Deutschland, aber ich glaube, wir gehen ins Verderben.» Da hab ich ihn getröstet und sagte zu ihm: «Wir gehen ja nicht allein, sondern es gehen ja alle aus der Dobrutscha; wir werden ja sehen, was daraus wirt.» Da sagte mein Vater: «Deutschland steht im Krieg, und man weis noch nicht, wie der Krieg ausgeht, und das sind meine grosse Sorgen.»

Da war ich anfang November nach Constantza gefahren; als ich am Abend nach Hause kam, war mein Vater schon weg. Die Kranke Leute wurden vorher mit einem Kranken Transport weggebracht. Und am 21.11.1940 früh um 5.00 Uhr kamen die Last-Wagen und holten uns ab. Die letzte Nacht wurde nicht mehr geschlafen, da war die grosse Abschiedsfeier mit den Rumänen und Tataren. Als wir auf die Wagen rauf kletterten, da rollte so manche Trähne; alle sagten: «Warum bleibt ihr nicht hier, es treibt doch euch niemand weg von hier.» Aber es war nicht mehr zu endern, da es ein abkommen war zwischen den Staaten. Es ging mit den Lastwagen von Agemler bis nach Coba-

1 Die von Antonescu erzwungene Abdankung König Carols zugunsten seines Sohnes Michael (4.-6. September 1940).

din, da wurden wir in den Zug reingeschickt, der für uns bereitstand. Die Blas Kapelle aus Cobadin stand am Bahnhof und spielt uns noch ein Abschiedslied. Da ging es mit der Bahn bis nach Cernavoda. Da wurden wir eingeschifft, das war alles am 21. November; um 12.30 fuhr das Schiff ab. So ging es 4 Tage auf der Donau entlang, bis nach Semlin bei Belgrad. Da mussten wir alle aussteigen und in das Zelt Lager Marschieren. Da wurden wir gut empfangen, die Verpflegung war sehr gut.

Nach zwei Tagen ging es wieder weiter. Wir wurden mit Omnibussen zur Bahn gebracht. Da ging es wieder mit der Bahn weiter; in Graz hielt der Zug, da wurden wir mit Müssig empfangen. Da mussten wir alle aussteigen, da ging es unter einer Flaggenstrasse in die Stadt rein in ein Lokahl, da gab es ein warmes Mittagessen. Nach dem Essen ging es wieder mit Müssig zur Bahn; so fuhren wir wieder weiter bis nach Gutenstein ins Lager, das ist in Kr. Wiener-Neustadt, Niederösterreich. Am 28. November um 23.30 Uhr kamen wir in Gutenstein an, da hat man uns wieder mit den Omnibusse abgeholt und brachten uns in den Speisesaal. Da gab es ein warmes Essen, aber nicht mehr wie in Semlin, sondern Gemüse quer durch den Garten. Anschliesent gingen wir in ein Schloss, das war unser Lager. Als wir den Eingang erreichten, da sagte mein Schwiegervater auf Rumänisch: «Aicea ne in Tragu, scoade Corne die Bereti.» Das heisst auf Deutsch: «Hier holt uns der Teufel, die Hörner guken schon aus der Wand.» Da waren sehr viel Hirschgeweihe angebracht. Da gingen wir sofort schlafen, weil es war schon nach Mitternacht. – Das ist über die Reise von unserer Heimat bis ins Lager Gutenstein.

Gleich am ersten Morgen, das war am 29.11.40, kam die Rote Kreuz Schwester und schaute nur zur Tür rein und sagte: «Ist alles gesund? Dann alle raus treten zum Frühstück.» Am Abend, als wir ankamen, ging ich sofort ins Bett und bin auch gleich eingeschlafen, da sah ich garnicht, wer als in das Zimmer reinkam. Da stand ich in der Früh erst mal einen moment und sa mir die Leute an, die im Zimmer waren. Da waren ausser meiner Familie: meine Schwieger Eltern mit 6 Personen, Familie Oskar Bauer mit 3 Personen, David Weiss mit Frau, Familie Emil Kaibach mit 5 Personen; wir waren mit 3 Personen. Da waren wir mit 19 Personen auf einem Zimmer von knapp 20 qm. Wir waren in dem Schloss von Graf Hoyos untergebracht, es war ein sehr altes Schloss.

Nun fing man an, uns zu unterrichten, wie wir uns verhalten müssen im Lager; erstens das antreten zum geschlossen zum Essen gehen, weil das Schloss etwas abgelegen war von dem Speisesaal. Da mussten wir rein und sich alle an den Tisch setzen. Als alle Platz genommen hatten, da rief der Lagerführer: «Guten Hunger!» Da ging das Essen los. Da hat so manch einer ein schiefes gesicht gezogen, weil das Essen nicht besonders war, aber das half alles nicht. Als wir ferdig waren mit dem Essen, da stand der Lagerführer auf und sagt: «Alles aufstehen, wir wollen danken.» Na, da dachten wir, es wirt gebetet; da sagte er: «Wir sprechen alle im Chor: wir danken unsrem Führer.» Das war unser Tischgebet. Es ging so manch einem gegen die Natur, aber keiner traute sich etwas zu sagen, weil wir doch erst ankamen und noch nicht wüsten, wie es in Deutschland zu ging.

So ging es einige Tage ruhig zu, da ging doch eines Tages das Beschwehren los, zu erst wegen dem Brot. Da war sehr viel Kümmel drin, das konnten die meisten nicht vertragen. Da sagte der Lagerführer: «Der Kümmel mus rein, der macht Luft.» Da sagten die Leute: «Den Kümmel tun die in das Brot rein, damit wir nicht so viel essen sollen.» So ging der Streit weiter, bis der Kümmel aus dem Brot raus war.

Das war der anfang; da wurde ein Kind, krank im Schloss, da wurde das Lager gesperrt, damit die Krankheit nicht ins Dorf übertragen wirt. Da ging der Krach los, man hat uns gehalten wie die gefangene; wir wurden nicht wie Umsiedler behandelt, sonder wie Sträflinge. Der Lagerführer kam jeden Morgen die Zimmer durch und seht nach Sauberkeit; da ging er auch oft her und dat mit dem Finger über die Tür, ob auch Staub da war; warum soll auch kein Staub da sein, wenn 19 Persohnen in einem Zimmer hausen müssen. Und bei Tag durfte sich niemand hinlegen. Ich legte mich jeden Tag nach dem Mittagessen hin, da sagte mein Schwiegevater: «Wenn dich der Lagerführer antrifft, dann ist der Teufel los.» Da kam er eines Tages rein, und ich lag auf dem Bett; da schrie er mich an: «Habe ich nicht angeordnet, das bei Tag niemand auf dem Bett liegen darf; Schmidt, sie verschlafen ihr Leben!» Da sagte ich: «Herr Lagerführer, ich schlafe auch nicht gerne bei Tag, aber warum soll ich den ganzen Tag sitzen und zum Fenster raus schauen, wir sind doch eingesperrt; und zweitens, so lange ich schlaf, spüre ich keinen Hunger.» Da fing er an zu schreien: «Schon wieder einer, der nicht satt wirt!» Da sagte ich zu ihm: «Die billige Gemüse Suppe war schon weg, als ich die Treppe rauf kam.» Na, dann müssen wir jeden Tag raus Sport betreiben, damit nur die Zeit vergeht, und die übrige Zeit haben wir mit Karten spielen verbracht. So ging es die ganze Zeit bis anfang März 1941. Da hat man uns Arbeit besorgt; einige haben in einem Sägewerk gearbeitet, aber die meisten mussten zu den Bauern arbeiten, was uns ja alle am liebsten war, da wir ja alle von der Landwirtschaft her stammten. Aber wir mussten jeden Sonntag ins Lager kommen und uns melden.

Im Mai 1941 kam eine Komision ins Lager und hat uns registriert, und so mit waren wir Deutsche Staatsbürger. Da wurde kurz danach die Jugend einberufen zum Arbeitsdienst. Da wurde auch unser Lagerführer weggerufen, der hies Schmuck. Da bekamen wir einen andern. Da wurde es noch schöner, der hies Mittemeyer. Der verlangte sogar, das man ihn mit Papa ansprechen sollten und seine Frau mit Mama; das war er gewohnt von seinem ersten Lager. Aber es waren nicht viele, die in mit Papa an gesprochen haben. Wen er das erreichen wolte, da hette er sich müssen anders benehmen uns gegenüber. Man sagt nicht umsonst, nach dem Wolf kommt der Bär; da war es bestimmt eingetroffen.

Es wurde uns eines nach dem andern abgezogen. Die erste Zeit gab es Sonntag noch ein Stück Kuchen, das fiel weg. Und zum Schluss gab es Sonntagabend auch keinen Tee mehr. Da haben wir uns geeinigt, wir wollen zu ihm gehn und ihn fragen, warum uns jetzt auch noch das bischen Tee abgezogen wirt. Da wolte er uns aus dem Büro schmeissen, aber wir standen eisern. Der Lehrer Alfred Nesper war auch dabei, der sagte: «Wir gehen nicht eher, befor wir keine richtige antwort haben.» Da rief der Lagerführer die

Polizei an; da kam auch einer an, aber der war so betrunken, das er kaum noch gerade gehen konte. Der wolte uns raus schmeisen, aber wir gingen halt nicht. Da kam er auf mich zu und wolte mich raus stosen, aber das lies ich mir nicht gefallen; da wüste er nicht mer, was er noch anfangen sollte. Da ging er raus und sagte, er wirt die Gestabo anrufen, dann werden wir schon unser Wunder erleben; aber es kam niemand. Da haben wir die Gauleitung benachrichtigt. Na, da kam einer in grosser Partei Uniform an, der liess die ganze Lager Belegschaft in den Speisesaal kommen und hat eine grosse Rhede gehalten; aber es wurde halt nicht besser; er [hat] zum Schluss nur noch von Boletig gesprochen. Und unsere Not blieb dieselbe. Da haben wir gesagt, man kann den Teufel nicht bei seine Grossmutter anklagen, und so blieb es bei dem alten Lagerleben.

Da haben wir immer darauf getrennt, man soll uns unser grosgepäck rausgeben; das haben wir doch vorausgeschickt, und es ist immer noch nicht da. Da kam es doch mitte Juli an, aber wie! Da fehlte bait jedem etwas. Da gab man uns zur antwort: «Die Sachen mussten in Wien alle nach gesehen werden, weil die meisten auch Lebensmittel in ihre Kisten hatten. Um das nicht verderben lassen, hat man die Sachen raus und verwerdet.» So wurde der gute Kaffee und Tee alle rausgenommen, aber das war noch nicht alles. Es fehlten halt auch Anzüge und Damenkleider, die bestimmt nicht verdorben waren. So wurden wir in allem betrogen, und keiner war da, der uns beistehen konnte. Das schönst war noch im Lager, da hat man eine Schule eingeführt, um uns lesen und schreiben lernen. Natürlich, es waren auch Leute darunter, die schlecht geschult waren, und auch welche, die keine Deutsche Schule besucht hatten. Aber trotzdem war es nicht nötig. Man hielt regelrecht für dumm, nur um uns von allem ablenken.

An eine Umsiedlung glaubte kaum noch jemand. Im Lager bekamen wir die Zeitung ‚Wir sind daheim‘. Da las ich einmal von den Siedlungen in Polen, was wir bekommen sollten. Da sagte mein Schwiegervater: «Glaubst du an eine Siedlung? Ich nicht! Wir werden alle angesiedelt⁴⁴, sagte er, «aber die Siedlung ist nur zwei qm gross.» Und er hatte recht; er ist im August an einer Magen Operation gestorben; er wurde am 16. August oberiert, und am 21. August ist er gestorben. Im Herbst 1941 ging die Umsiedlung los, aber nur von einem Lager ins andre. Da wurde auch sehr viel geschimpft darüber. Da hat man uns gesagt, es ist nur eine Gemeindezusammenführung. Dabei war es eine Gemeinde auseinanderrführung.

Am 4. Dezember hat meine Frau entbunten in Wiener-Neustadt im Krankenhaus. Als sie wieder zurück kam ins Lager, da ging es ihr sehr schlecht. Da war die geringe Verpflegung und dann ein kleines Kind. Das war noch unser glück, dass ich bei einem Bauer tetig war, da waren sehr anständige Leute. Die gaben mir jeden Sonntag, wenn ich ins Lager fuhr, allerhand mit; so hatte meine Frau immer etwas zusätzlich, damit konnte sie sich noch hochhalten.

So ging es weiter bis im ersten Juli 1942. Da hat man mehrere Männer nach Nürdingen¹ geschickt zu einem Politischen Lehrgang, der sollte 6 Wochen dauern. Da war ich

1 Nürtingen in Württemberg

auch dabei. Als wir abfahren, da war ich ganz begeistert. Da dachte ich, entlieh mal aus dem Lager raus. Aus dem Lager Gutenstein war auser mir noch Rudolf Janz. Wir fuhren bis nach Wien, da musten wir uns sammeln, da kamen aus mehrere Lager Männer zusammen, die für den Lehrgang bestimmt waren. Am 3. Juli kamen wir in Nürtingen an. Da war ein Bauer mit dem Wagen an der Bahn und hat unsre Koffer aufgeladen; wir musten alle antreten und musten maschieren bis in das Heim. Nun ging es los. Jeden Tag waren einige Herren da und hielten Politische Vorträge. Nach mittag ging es raus ins Gelände, aber nur, um die Gegend kennenlernen. Es war alles da, nur nichts Gutes.

Am 16. Juli bekam ich ein Telegramm, ich soll sofort nach Litzmanstadt (Lotsch) kommen zur Ansiedlung. Auch Rudolf Janz musste nach Lietzmanstadt, da fuhren wir am selben Tag noch ab. Als wir in Litzmanstadt ankamen, da war meine Frau schon weg gefahren auf den Hof. Da hat man mir gesagt, ich muss nach Kreis Lentschütz¹, da ist meine Frau angesiedelt. Als ich da ankam, da wüste ich auch nicht wohin. Da bin ich zur Kreisleitung und hab da gefragt, da hat man mir den Weg beschrieben. Dann bin ich los, meine Frau aufsuchen, und hab sie auch bait gefunden. Da war die Freute gross, das wir endlich mal aus dem Lager raus sind.

Nun glaube ich, dass das genug ist von dem Lagerleben. Ich bin froh, wenn ich nicht daran denke. Weil das war alles in dem Lager – es waren 19 Monate, die wir da verbracht haben – nur kein Menschliches leben.

Am 18. Juli 1942 kam ich auf meinen Hof, der in Rozyce, Kreis Lentschütz, war. Ich bin bait auf den Rücken gefallen, als ich in das Haus reinkam. Da konte man von einem Zimmer in das andre gehen, ohne durch die Tür zu gehen. Solche Löcher waren in der Wand. Da sagte ich zu meiner Frau: «Wenn es im Stall auch so aussieht, dann können wir noch krumme Händ kriege, bis wir alles in Ordnung haben.» Als ich in den Kuhstall reinkam und die halb totgehungerten Kühe sah, da wüste ich nicht mehr, was ich noch sagen soll. Dann sah ich mir die Pferde an, die waren ja gut; das war das einzige, worüber ich mich freuen konte. Da fing ich an zu reparieren. Das bischen geld, was ich umgetauscht hatte, und das, was ich gespahrt hatte in der Zeit, da ich gearbeitet hatte, war ganz schnell alle, weil da war alles kaputt. Vieles habe ich selber gemacht, sonst wäre ich gar nicht zurechtgekommen.

Am 22. Juli ging es an die Roggen Ernt. Da war keine Maschiene vorhanden; da musten wir alles mit der Sense mähen. Es war eine sehr mühsame und schwere Arbeit, aber wir waren ja schwehre Arbeit gewohnt. Als ich die Ernte unter Dach hatte, da ging es wieder an das ausbessern, was noch zu reparieren war, weil was neues konte man damals auch schlecht bekommen. Aber man hat sich doch ein Stück nach dem anderen wieder angeschafft, aber das meiste wurde so zu sagen auf dem schwarzen Markt gekauft. Wer Butter oder Speck hatte, der bekam noch ab zu was ein getauscht. Das war so zu sagen der Bezugschein. Auch im Kuhstall hab ich aufgeräumt. Es waren 11 Kühe auf dem Hof; davon hab⁶ ich die schlechteste ausgesucht und hab 3 Stück abgeliefert und hab die andren besser gefüttert, damit ich doch etwas herausholen konte. Der Hof,

1 Łęczycza im Bezirk Łódź.

den ich angetreten hab', war 34% ha gross, mit Wald, Wiese und Ackerland. Da hab ich alles so einiger mase in Ordnung gebracht. Aber ich durfte nicht lange darauf bleiben.

Am 12. April 1943 wurde ich zur Wehrmacht einberufen, und zwar zur Motorisiereten Artillerie in Mühlhausen, Thüringen. Da blieb meine Frau allein auf dem Hof. Wir sind mit 3 Mann von unsrem Dorf auf einmal eingertickt. Es waren: Emil Göhner, Johannes Sasse und ich. Da blieben unsre Frauen alein zurück und musten mit Polnische Arbeiter den Hof weiterführen, was nicht so einfach war. Aber sie sind doch ihren Pflichten nachgekommen. Im Sommer 1943 habe ich es doch durchgesetzt, dass ich Ernte Urlaub bekam, damit ich die Ernte rein schaffen konte, was auch schnell ging, weil ich mir eine Mähmaschien an geschafft hatte; auch das Wetter war sehr schön.

Da musste ich wieder zur Einheit zurück und kam im Herbst 1943 in Einsatz nach Italien, wo ich am 4. November verwundet bin; nach meiner Ausheilung bekam ich noch einmal Urlaub, und zwar 4 Wochen, 2 Wochen Genesung und 2 Wochen Erholungsurlaub. Das war am 24. Januar 1944. Dann kam ich auch weiter nicht mehr nach Hause. Da hat meine Frau doch weiter gewirtschaftet auf dem Hof bis 14. Januar 1945. Ich hab alles versucht, noch mal einen Urlaub raus zu holen, aber es war alles vergebens; es wurde mir gesagt, es gebe keinen Urlaub mehr, bis der Krieg aus ist, und hab auch keinen mehr bekommen. Ich hab meiner Frau dann geschrieben, sie soll [s]ich ferdig machen und soll rechtzeitig abhauen von dort, damit sie noch raus komt. Sie hat auch den Wagen geladen zum abfahren, aber es durfte keiner wegfahren¹. Der Ortskruppenleiter hat einen Befehl ausgegeben, sie sollen sich alle bereit halten, aber erst dann abfahren, wenn der Marsch Befehl kommt. Er hat seine Frau mit den Kindern schon längst abgeschickt; er war nur allein dortgeblieben, und als es brenzlich wurde, hat er sich in sein Auto rein gesezt und war weg, ohne jemand nur zu sagen. Da sind die Frauen viel zu spät abgefahren.

Am 14. Jan. 1945 sind die Frauen alle ohne einen Befehl abgefahren. Sie sind nicht weit gekommen, da der Weg sehr schlecht war, und zweitens war ein Strassenstockung, da sich auch die Wehrmacht zurückgezogen hat. Am 5. Tag auf der Flucht hat die Russe sie eingeholt. Da hat man ihne alles weggenommen und hat sie zurückgetrieben. Meine Frau mit unsre zwei Kinder sind dann mit andre Bauern zurück. Da hat man sie den Polen übergeben, und da hat man sie nicht mehr Menschlich behandelt. Als der Russe die Leute auf der Flucht einholte, da musste alles zurück. Da kamen die Polen sofort an und überfielen sie wie die Wölfe eine Schafherde. Meine Frau durfte gar nichts von ihrem Wagen nehmen, sie musste zu Fuss zurück, da sie doch glück hatte, eine Familie aus unsrem Dorf zu treffen. Die Familie Oskar Spitzer hatte noch ihr Wagen, da hat meine Frau die Kinder auf den Wagen gesezt und sie ging zuzuss nebenher.

So mussten sie immer weiter zurück, da kamen die Russen und haben die jüngere Männer zusammen genommen und abgeführt. Mein Vater (Georg Schmidt), den haben

¹ Die Angaben des Vfs. über die Schicksale seiner Frau während seiner Abwesenheit sind von Frau Charlotte Schmidt durch besondere Unterschrift bestätigt.

die Russische Panzer den Wagen umgefahren, da war nichts mehr zu retten. Da mein Vater gehbehindert war und nicht zufuss zurück konnte, da hat ihn der Wilhelm Hörth auf seinen zweiten Wagen raufgesetzt. Meine Mutter war auch mit W. Hörth mitgefahren. Da der Pole, der den Wagen von W. Hörth fuhr, allein war, hat er sich etwas abgesetzt von seinem Bauer. Als er weit genug weg war, und die Nacht kam immer näher, da hat der meinen Vater vom Wagen geschmissen und ihn in den Strassengraben geworfen und fuhr weiter. Das war in der Nähe von Posen. Als meine Frau mit der Familie Spitzer in [der] Nähe vorbeikamen, da hörte meine Frau jemand schreien. Da sagte sie zu dem Oskar Spitzer, er soll mal anhalten, da ruft einer immer Mutter. Da ging meine Frau hin, da standen die Russen umher und sehten sich das an. Da frug meine Frau, ob sie ihn mitnehmen darf; da sagten die Russen ja, sie kann ihn mitnehmen. Da er aber durch das harte fallen sich nicht mehr helfen konnte und meine Frau ihn allein nicht auf heben konnte, rief sie den Oskar Spitzer. Der kam; dann haben sie ihn raus aus dem Strassengraben und ihn zum Wagen geführt. Da haben sie ihn auf den Wagen und sind weitergefahren. Als sie wieder eine Zeit gefahren waren und wieder eine Stockung eintrat, da fanden sie wieder meine Mutter durchrufen. So fand Vater und Mutter wieder zusammen.

So wurden sie weiter zurück getrieben bis in die Gegend, wo wir angesiedelt waren; da hat man sie in die lehre Häuser gesteckt. Da wurde nicht gefragt, ob platz ist oder nicht. Da mussten alle rüstige Leute zur Arbeit geschickt. Die mussten die gefallene Soldaten zusammen tragen und sie beerdigen. Da fanden sie im Schnee die Frau von meinem Brüter Hugo Schmidt mit dem Kind im Arm. Die waren beide erschossen. Als sie am nächsten Tag wieder Soldaten zusammen holten, da sagte die Frau Pauline Metzger: «Der Mann hat genau so ein Hemd an wie unser Vater.» Aber er war nicht zu erkennen, da er Kopfschuss hatte. Als die Frauen das Massengrab zugeschaufelt hatten, da kam ein Pole an und sagte: «Ist von Daniel Göhner seine Töchter eine hier?» Da hat sich die Frau Metzger gemeldet. Da sagte der Pole: «Hier ist auch dein Vater dabei gewesen.» Da fingen alle an zu weinen, aber es war geschehen. Auch Ferdinand Richter wurde erschossen. So mussten die Frauen jeden Tag im Blut arbeit, das ihne kein Essen mehr schmeckte.

Nun will ich von dieser Sache aufhören, da meine Frau noch von ihr Gefangenschaft etwas schreiben wird¹.

1 Frau Charlotte Schmidt berichtet in einer ergänzenden protokollarischen Aussage (Original, 30.3.56, 3 S., mschr.), sie sei nach ihrer Rückführung völlig ausgeplündert worden. Anschließend habe man sie und ihre Kinder, ihre Schwiegereltern und vier andere Siedlerfrauen mit ihren Familien in einem leerstehenden Haus in Rozyce untergebracht, von wo aus die Frauen zur Arbeit auf den nun wieder polnischen Höfen eingesetzt wurden. Behandlung und Lebensbedingungen waren im Allgemeinen denkbar schlecht. Teils im Lager, teils auch für längere Perioden an polnische Bauern ausgeliehen, musste Frau Schmidt bis zur endlichen Genehmigung der Ausreise zu ihrem Mann nach Deutschland im Juni 1950 in Polen bleiben. – Eine zweite protokollarische Aussage schildert die Erlebnisse ihrer Schwiegermutter Therese Schmidt, geb. Krüger, die mit der Familie ihrer Tochter bereits im Sommer 1947 von Rozyce über Breslau nach Deutschland fliehen konnte. (Original, 10. 5. 56, 10 Seiten, hschr.)

**Protokollarische Aussage des Ferdinand Schlaps aus Cobadin, Plasa Traian,
Județ Constanta in der Dobrudscha.**

Original, 27. März 1956, 4 Seiten, mschr.

**Erlebnisse eines Dobrudscha-Deutschen in deutschen Umsiedlungslagern
während der Jahre 1940-1944.**

Wir hatten eine sehr schöne Schifffahrt bis nach Semlin bei Belgrad, drei Tage und zweieinhalb Nächte. In Semlin war ein grosses Durchgangslager für Tausende von Menschen, alle in Zeltbaracken, die auf einer Insel standen. Da machten wir eine Kältekur von drei Tagen durch. Es waren Cobadiner, Tariverder¹, Cataluier² und Caramurater³ zu gleicher Zeit in dem Durchgangslager. Die Verpflegung war so grossartig, als ob alle Tage Hochzeit wäre. Die ganzen Lebensmittel waren von den Banater Schwaben gespendet.

Von da aus fuhren wir mit dem Zug bis nach Puntigam bei Graz. Dort wurden wir von dem Gauleiter, der Hitlerjugend und von Musikkapellen empfangen. Wir wurden eine mit Fahnen geschmückte Strasse entlang geführt bis zu einem Gasthaus; dort erhielten wir das erste Essen auf deutschem Boden. Dies war ein sehr stark angebranntes Eintopfgericht – kein gutes Zeichen. Von hier ging es mit der Bahn weiter bis Linz. Dort kamen wir abends an und mussten die ganze Nacht hindurch in den Eisenbahnwagen bei trockenem Frost ohne Dampfheizung frieren. Den nächsten Tag, den 3. Dezember 1940, kamen wir nach Marbach an der Donau, Bezirk Niederdonau.

Wir waren nur noch 66 Personen; die anderen waren nach allen Richtungen hin verteilt. Unser Lager war vorher ein Nonnenkloster gewesen; der Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter empfangen uns. Im Lager wurde uns das Lagerpersonal vorgestellt: ein Lagerführer, eine Köchin, Arzt und Schwester vom Roten Kreuz. Es waren sechs Schlafzimmer, ein Krankenzimmer und ein Esssaal vorhanden. Die Zimmer waren alle überbelegt, die Zustände, die dort herrschten, waren nicht mehr menschlich, Möbel hatten wir nur Doppelbetten, einen Tisch und einige Hocker in jedem Zimmer. Wenn wir uns alle in unserem Zimmer aufhielten, mussten wir auf den unteren und oberen Betten sitzen, weil sonst kein Platz gewesen wäre, um sich bewegen zu können. Männer, Frauen, Alt und Jung – alle in ein und demselben Raume.

Drei Tage lang durften wir das Lager nicht verlassen, bis sich herausstellte, dass alle gesund waren. Danach bekamen wir alle zehn Tage frei und mussten sodann zum nächsten Arbeitsamt gehen; dort wurden wir in die am Orte und in der nächsten Umgebung befindlichen Betriebe eingewiesen. Die Verpflegung war in der ersten Zeit gut; allerdings war es österreichische Kost, die manchem Gaumen nicht zusagte – alles mit und

1 Tariverde (Dorotheia), Plasa Ovidiu, Județ Constanta.

2 Catalui (Cataloi), Plasa Babadag, Județ Tulcea.

3 Caramurat (Ferdinand I), Plasa Ovidiu, Județ Constanta.

überall Kümmel. Mit der Zeit wurde das Essen immer schlechter, so dass es so manche Träne gab.

Eine seelische Betreuung gab es nicht. Wir gingen jeden Sonntag in die katholische Kirche zum Hauptgottesdienst. Die Katholiken freuten sich sehr darüber. Nach einiger Zeit kam ab und zu ein evangelischer Geistlicher aus Amstetten und hielt in der katholischen Kirche Gottesdienst. Später hielten wir in unserem Zimmer jeden Sonntagabend Bibelstunde. Nach kurzer Zeit wurde ich in das Rathaus gerufen, und es wurde mir gesagt: «Herr Schlaps, derartige Sachen sind in den Lagern verboten; wir sehen aber, dass Ihr gute Nationalsozialisten seid, und wenn Sie die Verantwortung übernehmen, so haben wir nichts dagegen.» In anderen Lagern war es streng verboten. Wir hatten das Cobadiner Kirchenharmonium bei uns; im Lager wurde nun ungehindert gespielt und gesungen. Auch hatten wir gleich das Tischgebet eingeführt, das auch beibehalten wurde. Es dauerte nicht lange, da wurde in Wien bei der Gauleitung von uns als dem «Herrenlager» Marbach gesprochen. In den meisten Lagern ware es schlechter als bei uns und fast unerträglich zu leben.

Im Nachbarlager Persenbeug, sieben Kilometer von Marbach, waren 600 Personen aus Caramurat sehr schlecht untergebracht; wir dachten anfangs, denen aus Caramurat wird es besser gehen, weil sie katholisch sind – es war aber nicht der Fall. Diese hat man noch viel schlechter behandelt als uns; ich denke, schon deswegen, weil sie alle noch in Trachten gekleidet gingen und von Hause aus schlicht und einfach waren.

Eines Tages kamen einige Männer aus dem Persenbeuger Lager zu uns; sie klagten und schimpften über ihre Lagerführung und Betreuung und baten mich, ihnen zu helfen. Meine Frau und ich gingen zu ihnen hinüber und sahen uns alles an; dann liessen wir uns bei der Lagerführung melden; der Lagerführer empfing uns und klagte über die Lagerinsassen. Ich sah, dass nichts zu machen war. Bevor ich ging, sagte ich den Caramuratern: «Wendet Euch doch an den Ortspfarrer. Ihr seid doch alle katholisch; vielleicht setzt sich der für Euch ein.» Das Essen, das sie bekamen, war wenig und schlecht; überhaupt war die ganze Behandlung wie in einem Gefängnis. Die Caramurater beklagten sich bei dem Ortspfarrer, und das Essen wurde ein wenig besser.

Eines Tages fanden die Umsiedlungskinder beim Spielen in einer Scheune versteckt viele Lebensmittel; sie erzählten es ihren Vätern, welche die Polizei riefen; da wurde viel Butter, Zucker, Mehl, Honig und Öl aus dem Versteck geholt. Als diese Geschichte im Ort bekannt wurde, kam der Fleischer mit 150 Kilogramm Fleisch, das ihm gutgeschrieben war; aus einem anderen Laden ein Kaufmann mit Teigwaren und anderen Sachen, die gleichfalls gutgeschrieben waren, und dies alles aus Angst. Da konnte man sehen, wie das Personal alles verschoben hatte. Die Lagerführung wurde verhaftet und weggebracht; es hiess, sie würden alle erschossen. Nach kurzer Zeit erfuhren wir, dass sie nur in ein anderes Lager versetzt waren, und dort trieben sie es ebenso.

Es gab fast in allen Lagern ein Klagen über grobe Behandlung und Veruntreuung von Lebensmitteln. Die Männer arbeiteten fast alle schwer in Rüstungsbetrieben, und

wenn sie in das Lager kamen, gab es schlechtes Essen, und die Frauen klagten ihnen die Ohren voll. Wenn gelegentlich einige auftraten und ihr Recht forderten, dann wurde ihnen gedroht und gesagt, sie kamen nicht zur Ansiedlung und würden in das KZ gesteckt, wohin auch einige wirklich kamen.

Bei der Aussiedlung war uns gesagt worden, unsere Ansiedlung würde im März 1941 erfolgen; bei Kriegsende aber waren noch Tausende in den Lagern. Im Februar 1942 wurden von der Mittelstelle Wien aus jedem Lager ein bis zwei Mann angefordert, die nach Polen wegen der Ansiedlung fahren sollten. Als wir uns in Posen trafen, wurde uns vorgeschlagen, wir sollten alle auf die grossen Güter in Polen aufgeteilt werden und diese in Gemeinschaft bearbeiten. Nach dem Kriege sollten dann diese Güter an Bauern verteilt werden. Einige Männer sagten sofort zu; mir wollte es nicht behagen, und ich bat die Herren um einen Tag Bedenkzeit, was uns auch zugestanden wurde. Als die Herren alle fort waren, sagte ich zu unseren Männern, es wäre doch nicht das Richtige; unsere Leute wollten doch endlich aus den Lagern heraus, und auf den Gütern würde ein neues Lagerleben anfangen. Die Männer gaben mir recht, nach einigem Hin und Her einigten wir uns und lehnten dann eine Gemeinschaftssiedlung ab. Wir baten darum um Einzelansiedelungen, worauf uns erwidert wurde, solche könnte man vorläufig nicht durchführen. In den Jahren 1943 und 1944 wurde ein kleiner Teil in der Tschechei und in Polen angesiedelt.

2. Die Einziehung der Volksdeutschen in Rumänien zur Waffen-SS.

Nr. 9

Bericht des D. H. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 14. Februar 1957, 14 Seiten, mschr.

Die Heranziehung der Rumänien-Deutschen zum Dienst in der Waffen-SS: von der ersten «1'000-Mann-Aktion» bis zum SS-Abkommen des Jahres 1943.

Der Vf. geht zunächst auf die vielfach diskriminierende Behandlung der Volksdeutschen innerhalb der rumänischen Armee sowie auf allgemeine Missstände im rumänischen Militärdienst ein.

All dies muss vorausgeschickt werden, um es als überaus verständlich zu bezeichnen, dass junge Männer von Anbeginn des 2. Weltkrieges lieber in einer deutschen Einheit ihren Militärdienst ableisten wollten. Unzählige sind daher schon in den ersten Kriegsjahren zur Organisation Todt gegangen, und, nachdem Rumänien schliesslich unter Marschall Antonescu im Jahre 1941 an der Seite des Deutschen Reiches der UdSSR den Krieg erklärte, sind viele Volksdeutsche zur Deutschen Wehrmacht und auch zur Waffen-SS übergewechselt. Wenn es gewissermassen in Verletzung bestehender Pflichten als rumänischer Staatsbürger geschah, so muss es doch verständlich sein, weil jeder letzten Endes damit gerechnet hatte, dass doch später oder früher eine allgemeine Regelung zwischen Rumänien und dem Deutschen Reich diesen gesetzlosen Zustand beseitigen wird. Dies war dann schliesslich und endlich auch der Fall... Vor die Entscheidung gestellt, entweder in der rumänischen Armee bei schlechter Verpflegung und vielfach auch schlechter Behandlung, geringem Sold oder in deutschen Formationen den Krieg mitzumachen, fiel die Entscheidung ohne Zögern zugunsten der Waffen-SS.

Noch bevor es zu einem Abkommen zwischen der Reichsregierung und der rumänischen Regierung (hinsichtlich der Einreihung rumänischer Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit in die Deutsche Wehrmacht-SS) kam, ist in Rumänien eine Aktion durchgeführt worden, nach der Volksdeutschen der Militärdienst in der Waffen-SS ermöglicht wurde. Dies geschah im Jahre 1940. Der Zweck dieser Aktion war die Ausbildung eines Führerkorps von Volksdeutschen, die nach erfolgter Ausbildung in Spezialeinheiten zum Einsatz kommen sollten. Diese Aktion ist unter der Bezeichnung «1'000 Mann-Aktion» bekannt.

Der Plan zu dieser Aktion kam vom SS-Hauptamt, und zwar vom Obergruppenführer Berger, dem späteren Schwiegervater des Volksgruppenführers Andreas Schmidt.

Schmidt war bis Oktober 1939 im Rasse- und Siedlungshauptamt, ist dann nach Rumänien gekommen und war zunächst als Stabsleiter der NAF (Nationale Arbeitsfront) der Volksgruppe, der damals als Landesobmann und gleichzeitig Landesleiter der NAF Dr. Wolfram Bruckner vorstand, tätig. Von Anbeginn seines Aufenthaltes hat sich allerdings Schmidt nicht so sehr mit Fragen der NAF beschäftigt, sondern war bestrebt, die «1'000 Mann-Aktion» durchzuführen. In diesem Zusammenhang nahm er auch mit Dr. Hans Otto Roth, Abgeordneter im rumänischen Parlament, Verbindung auf, um über dessen Kanzlei auch die notwendigen Schritte einzuleiten, damit für die «1'000 Mann-Aktion» auch von Seiten des rumänischen Staates eine zumindestens stillschweigende Bewilligung erteilt wird¹.

Schliesslich und endlich gelang es, auch von staatlicher Seite die Genehmigung zu erhalten, dass 1'000 Jugendliche zur weiteren Berufsausbildung, Studium, nach Deutschland fahren durften. Die offiziellen staatlichen Stellen wussten ganz genau, dass es sich dabei um eine notwendige Tarnung der tatsächlichen Absicht handelte, nämlich der Einreihung zur Waffen-SS. Die im Frühsommer 1940 bereits vorhandenen freundschaftlichen Beziehungen Rumäniens zum Reich ermöglichten eben die Durchführung dieser «1'000 Mann-Aktion», bevor noch die Frage der Wehrdienstleistung für Volksdeutsche bei einem befreundeten Bundesgenossen im Wege eines zwischenstaatlichen Abkommens geklärt war.

Die Auswahl der Jugendlichen erfolgte über die Jugendorganisation der Volksgruppe, wobei Schmidt sich seine weiteren Helfer selbst auswählte. Offiziell wurde von Schmidt der Auftrag des SS-Hauptamtes der damaligen Volksgruppenführung auch nicht bekanntgegeben. So kam es auch einigemal zu Auseinandersetzungen in diesen Fragen zwischen Schmidt und einigen Amtswaltern der Volksgruppe, mit dem Landesleiter der Nachbarschaften sowie dem Landesleiter des Amtes für Gesundheitswesen, die sich gegen das eigenmächtige Vorgehen von Schmidt aussprachen. Offiziell wussten auch die Jugendlichen selbst nicht, wohin sie kommen werden, vermuteten es aber richtig und waren auch begeistert, als erste Volksdeutsche zur Waffen-SS eingereiht zu werden.

Nachdem die vorgesehene Anzahl von 1'000 Jugendlichen ausgewählt war – wobei die einzelnen Siedlungsgebiete im Verhältnis zu der Gesamtzahl der dort lebenden Volksdeutschen an der Zahl 1'000 beteiligt waren –, wurden für Gruppen von je 40 Männern Sammelpässe in Bukarest besorgt. Die vom rumänischen Innenministerium ausgefolgten Sammelpässe, ohne Lichtbild der Einzelnen, erhielten von der deutschen Gesandtschaft in Bukarest den Einreisesehvermerk. Der Abtransport der 1'000 Mann erfolgte im Juni 1940 auf dem Schiffsweg mit der DDSG, und zwar für die aus dem Buchenland und Bessarabien Kommenden bei Galatz, für die aus der Dobrudscha bei Cernavoda und für die aus Siebenbürgen und dem Banat bei Orşova.

Aus Rumänien kamen die 1'000 Mann nach Wien, wo sie vom Ersatzkommando der Waffen-SS in Empfang genommen und von Obergruppenführer Berger persönlich be-

¹ s. hierzu Einleitende Darstellung, Kap. II b.

grüsst wurden. In Wien fand auch eine Musterung statt. Auf Grund des Musterungsergebnisses kamen dann rund 700 Mann nach Krakau/Prag zur Waffen-SS, 200 Mann zur Wehrmacht, zum Regiment «Brandenburg»⁴⁶, und etwa 100 Mann waren untauglich und kamen auf Schulen und später in die Privatwirtschaft.

Der Ausgangsplan, die Ausgebildeten als Führungskorps bei der schon damals für später geplanten allgemeinen Waffen-SS-Aktion in Sondereinheiten, wie z.B. bei der Division «Prinz Eugen» unter Führung des Obergruppenführers Phleps, zu verwenden, kam nicht zur Durchführung, da fast alle Männer der «1'000 Mann-Aktion» schon viel früher in den verschiedensten Einheiten der Waffen-SS zum Fronteinsatz kamen.

Die zur Wehrmacht, zum Regiment «Brandenburg», Eingeteilten kamen schon nach kurzer Zeit (im Herbst 1940) als Sportlehrer (Zivil) nach Rumänien in die Sportschule Breaza am Rande des rumänischen Ölgebietes, und zwar zum notwendigen Schutze der Ölfelder. Als kurz darauf die ersten deutschen Schultruppen nach Rumänien kamen, tauschten die getarnten Sportlehrer sofort ihren Zivilrock mit dem Waffenrock.

Wenn das SS-Hauptamt mit der «1'000 Mann-Aktion» die Absicht hatte, ein geeignetes Führerkorps heranzubilden, dem dann später bei der allgemeinen SS-Aktion die Volksdeutschen aus Rumänien in der Ausbildung anvertraut werden sollten, so ist es überaus bedauerlich, dass infolge der Kriegsergebnisse dieser Plan dann nicht verwirklicht werden konnte; denn so manche begeisterten Freiwilligen der späteren allgemeinen Waffen-SS-Aktion wurden schon in den ersten Tagen ihrer Ausbildung von ihren Vorgesetzten schwer enttäuscht.

Der Vf. befasst sich im Folgenden kurz mit der Entwicklung der rumänischen Ausenpolitik im Jahre 1940/41 und mit den Auswirkungen des neuen deutsch-rumänischen Verhältnisses auf die Stellung der Volksgruppe. Die Anwesenheit der seit September 1940 im Lande stationierten deutschen Lehrtruppen habe den Unterschied zwischen deutscher Wehrmacht und rumänischer Armee besonders augenfällig gemacht.

Es war somit keineswegs verwunderlich, dass immer mehr Volksdeutsche bemüht waren, einen Weg zu finden, in deutschen Einheiten ihre Militärdienstpflicht abzuleisten. Da es nicht möglich war, auf legalem Wege zur Wehrdienstleistung in deutschen Einheiten zu kommen, mussten verschiedenste Wege zur Erfüllung dieser Absicht gesucht werden. Die in Rumänien befindlichen deutschen Einheiten wie auch durchfahrende Lazarettzüge halfen den Volksdeutschen, in kleinen oder grösseren Gruppen das Land zu verlassen, um sich auf Reichsgebiet in deutsche militärische Einheiten einreihen zu lassen. Besonders die Ablösung von Truppen aus dem rumänischen Raum wie auch der Durchzug von deutschen Kampfseinheiten – z.B. Division «Das Reich» – nach Jugoslawien erleichterten den Volksdeutschen ein illegales Verlassen der Heimat und den anschliessenden Beitritt zur Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS usw.

Eine weitere Aktion zur Werbung von Seiten der Volksgruppe, wie die seinerzeitige «1'000 Mann-Aktion», hat nicht mehr stattgefunden, auch war eine Werbung im eigentlichen Sinne des Wortes niemals notwendig, da unzählige Volksdeutsche von sich aus

den Wunsch hatten, nicht in rumänischen, sondern deutschen Einheiten ihren Militärdienstpflichten nachzukommen.

So ist es verständlich, dass mit besonderer Freude das am 12. Mai 1943 in Bukarest unterzeichnete SS-Abkommen zwischen der Reichsregierung und der rumänischen Regierung aufgenommen wurde. Obwohl bereits die deutsche Ostfront sich damals schon im «planmässigen Rückzug» befand, war damit für den Grossteil der Volksdeutschen die Erfüllung eines eigenen Wunschtraumes, Angehöriger der Waffen-SS oder der Wehrmacht zu werden, gegeben. Für die Reichsregierung bedeutete das SS-Abkommen sicherlich nicht eine merkbare Stärkung. Auch wurden durch das Abkommen alle bisherigen so zahlreichen Fälle des illegalen Verlassens des Landes legalisiert, indem dieser Personenkreis ebenfalls in die Bestimmungen des Abkommens eingeschaltet wurde.

Die Richtlinien, nach denen die Einreihung der Volksdeutschen in die deutsche Wehrmacht-SS zu erfolgen hatte, die Stellung der zur Wehrmacht-SS Eingereihten, all dies wurde im SS-Abkommen niedergelegt, wobei dortselbst auch bestimmte Rechte und Aufgaben der Deutschen Volksgruppe aus Rumänien festgesetzt worden sind. Es kann gesagt werden, dass sowohl die reichsdeutschen als auch rumänischen Staatsstellen wie auch die Dienststellen der Volksgruppe sich mit einigen wenigen Abweichungen, die stillschweigend genehmigt wurden, streng an das Abkommen gehalten haben, so dass es in der Durchführung zu keinen Schwierigkeiten oder Zwischenfällen kam.

Die Durchführung der Musterungen lag in den Händen des Ersatzkommandos Südost der Waffen-SS mit dem Sitz in Wien. Beauftragter für die Musterung in Rumänien war der Sturmbannführer Dietz; diesem stand ein zahlenmässig verhältnismässig kleiner Mitarbeiterstab zur Verfügung, so dass von Seiten der Deutschen Volksgruppe nicht nur alle Ärzte, die die Musterung durchführten, sondern auch Männer zur Erweiterung des Organisationsstabes gestellt wurden. Sturmbannführer Dietz hatte sich eine Aussenstelle in Kronstadt im Hotel Krone eingerichtet.

Die Musterungen wurden von mehreren Musterungskommissionen in den Monaten Mai bis August 1943 so durchgeführt, dass jeder Ort Rumäniens, wo Volksdeutsche lebten, aufgesucht wurde. Die Musterung erfolgte nicht nach den Massstäben zur Musterung für die Waffen-SS, sondern nach denjenigen zur Musterung für die Wehrmacht. Das Ergebnis wurde den Gemusterten sofort bekanntgegeben.

Auf Grund des Musterungsergebnisses erfolgte durch die Aussenstelle des Ersatzkommandos in Kronstadt die Ausgabe der Stellungsbefehle, wobei der Stellungsbefehl gleichzeitig für den Einberufenen als Ausreisedokument aus Rumänien galt.

Der Stellungsbefehl lautete für einen bestimmten Tag, an dem der Abtransport von der angegebenen Bahnstation (in der Regel dem Kreisvorort) erfolgte. Der Stellungsbefehl wurde von der Aussenstelle des Ersatzkommandos über die Dienststellen der Volksgruppe (Volksgruppenführer, Kreisleitungen, Ortsgruppenleitungen) den Einberufenen ausgehändigt, denen es gemäss SS-Abkommen freistand, die Befolgung der Einberufung abzulehnen.

neu. Es kann gesagt werden, dass mit verschwindend wenigen Ausnahmen der Einberufung Folge geleistet wurde. Wobei nicht zu unterschätzen ist, dass bei der allgemeinen Begeisterung, die für die Deutsche Wehrmacht und die Waffen-SS in allen Schichten der Bevölkerung herrschte, es geradezu als Verrat und als Feigheit bezeichnet worden wäre, wenn ein Volksdeutscher sich geweigert hätte, seiner Einberufung zu folgen. Allerdings muss auch gesagt werden, dass es auch einige übereifrige Amtswalter der Volksgruppe gegeben hat, die Männer, die nicht mit der gleichen Begeisterung wie sie die SS-Aktion betrachteten, nicht durch vernünftige Zureden, sondern durch schroffes Anbrüllen zu überzeugen versuchten. Es ist mir aus eigener Wahrnehmung der Fall eines Landsmannes aus Neppendorf neben Hermannstadt bekannt, der, als man erfuhr, dass er dem Stellungsbefehl nicht Folge leisten will, vom Gauleiter vorgeladen wurde, in der Gauleitung erschien und dort im Vorzimmer vom Gauleiter persönlich gehohlet wurde. Zurückgekehrt nach Neppendorf, hat er sich dann, wahrscheinlich aus Scham oder Angst, aufgehängt. Das waren, es muss aber nochmals betont werden, wenige Ausnahmen oder sogar ein einmaliger Fall.

Auch aus Strafanstalten mussten, laut Abkommen, diejenigen Volksdeutschen, die sich freiwillig erklärt hatten, zur Wehrmacht-SS einzurücken, mitgenommen werden. Aus der grössten und gleichzeitig modernsten rumänischen Strafanstalt in Aiud/Siebenbürgen (Fassungsraum etwa für 800 bis 1'000 Strafgefangene) mussten zwölf Häftlinge von der Volksgruppe übernommen und einem Transport eingegliedert werden. Davon waren acht politische Häftlinge (Fahnenflüchtige) und vier Kriminelle.

Nach Abwicklung eines jeden Transportes wurde über die Dienststellen der Volksgruppe den zuständigen rumänischen Ergänzungsbezirkskommandos das Verzeichnis derjenigen vorgelegt, die zur Waffen-SS übernommen wurden, damit auf deren Matrikelblatt die erforderliche Eintragung (Detatgat la armata germană, conform ordinului Marclui Stat Major Nr.... = Abkommandiert zur Deutschen Wehrmacht gemäss Befehl des Grossen Generalstabs Nr. ...) vorgenommen wird. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die mit der «1'000 Mann-Aktion» der Waffen-SS Zugeführten bei den rumänischen Ergänzungsbezirkskommandos ordnungsgemäss ausgetragen. Ausserdem auch alle, die in den vorangegangenen Jahren illegal das Land verlassen hatten, um in deutschen Einheiten Militärdienst zu leisten oder in dem Arbeitseinsatz eingesetzt zu werden.

Nach Abschluss der Musterungen in einem Kreis wurden von der Aussenstelle des Ersatzkommandos in Kronstadt die Stellungsbefehle erlassen, womit gleichzeitig der geschlossene Abtransport mit der Eisenbahn der Freiwilligen verbunden war. Alle hierzu notwendigen Vorarbeiten, wie Beschaffung der Eisenbahnwaggons, Zusammenstellung von Sonderzügen, Verpflegung für den Transport, Übernahme von Lei-Beträgen, deren Gegenwert in Wien als RM ausgezahlt wurde, technische Abwicklung an der Grenze, lagen bei den verschiedenen Dienststellen der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, die diese Aufgaben in Zusammenarbeit mit der Aussenstelle des Ersatzkommandos löste. Für den Abtransport als solchen sammelten sich die Freiwilligen gemeindeweise gewöhnlich am Kreisvorort, wo die

Einwaggonierung erfolgte. Dies war für die Gesamtbevölkerung des Kreises ein Festtag. Die Freiwilligen kamen aus den Gemeinden blumengeschmückt und mit ihren Blasmusiken an der Spitze zu dem Sammelplatz, wo in einer Feier die Verabschiedung der Freiwilligen erfolgte.

Bei dieser Feier waren nicht nur die Spitzen der Volksgruppenführung und der Aussenstelle des Ersatzkommandos Südost, sondern auch die Spitzen des rumänischen Militärs und der staatlichen wie städtischen Stellen vertreten. Ausser einem Vertreter der Volksgruppe, der Waffen-SS und der Freiwilligen sprachen bei diesen Kundgebungen, die auf den Sportplätzen im Freien abgehalten wurden, auch Vertreter des Staates und des rumänischen Militärs. Anschliessend an diese Feiern marschierten dann die Freiwilligen mit Blasmusiken und von der Bevölkerung begleitet zu dem Verladebahnhof und wurden auf diesem Weg vielfach mit Blumen überschüttet.

Die Eisenbahnwaggons waren von den Freiwilligen und ihren Angehörigen bereits vorher festlich geschmückt worden und mit heiteren Versen und Zeichnungen versehen. Die Freiwilligen einer kleinen Gemeinde neben Hermannstadt, der Gemeinde Bussd, schrieben in sächsischem Dialekt auf ihren Eisenbahnwaggon z.B.: «Holt Dich, Stalin, un der Grunn, denn de Bussder kunn» (Sorg Dir, Stalin, auf den Bart, denn die Bussder kommen).

Die Transportführung bestand aus einem Transportführer, den die Aussenstelle des Ersatzkommandos stellte, sowie aus einem Arzt, in der Regel einem Volksdeutschen, der als Arzt zur Waffen-SS einrückte. Zwecks Abwicklung der Grenzformalitäten wurde jeder Transport auch noch von einem Amtswalter der Volksgruppe bis zur Grenze begleitet. An der Grenze wurden die Transportzüge von einem Vertreter des Innenministeriums und der zuständigen Polizeipräfektur sowie von den zuständigen Zollbeamten abgefertigt. Da die Freiwilligen keine rumänischen Personalausweise mitnehmen durften, konnten sie sich allein durch den Stellungsbefehl, der als Ausreiseausweis galt und der nicht mit einem Lichtbild versehen war, ausweisen. Es wurden von den rumänischen Grenzstellen lediglich Stichproben in der Weise gemacht, dass für einige Freiwillige bei der ihrem Wohnsitz zuständigen Polizeipräfektur oder Gendarmerieposten telefonisch nachgefragt wurde, ob deren Einbeziehung zur Waffen-SS vorgesehen sei. Ganz grosszügig waren auch die Zollbehörden. Der Waggon des Arztes wurde niemals kontrolliert, da die Zollbeamten wussten, dass er bei jedem Transport mit Lebensmitteln für deutsche Lazarette vollgeladen war.

Alle Transporte kamen nach Wien und wurden dort vom Ersatzkommando Südost der Waffen-SS übernommen. Ganz anders war der Empfang in Wien im Vergleich zum blumenumsäten Abtransport aus der Heimat. Dort waren die Freiwilligen aus Rumänien wegen dem guten Speck und sonstigen Lebensmitteln, wegen ihren reichlichen Zigaretten bekannt und wurden von hungernden Menschen empfangen, die ihnen Speck und Zigaretten abbettelten. Das war der Anfang von zahlreichen Enttäuschungen, denen die volksdeutschen Freiwilligen, die mit glühender Begeisterung nach Deutschland kamen, fortan ausgesetzt waren.

In Wien erfolgte beim Ersatzkommando eine Nachmusterung und die Zuteilung zu den verschiedenen Truppenteilen. Die rund 60'000 Freiwilligen

aus Rumänien kamen zum grössten Teil zum Germanischen Panzerkorps (17'000 Mann), zur Division «Prinz Eugen» und zur Leibstandarte, wo die Volksdeutschen aus Rumänien in Anerkennung ihres besonders tapferen Einsatzes die erste Kompanie unter Führung des Hauptsturmführers Erich Müller bildeten.

Die bei der Nachmusterung Untauglichen kamen in die Rüstungsindustrie; sie hatten nicht die Möglichkeit, nach Hause zurückzukehren, was sie auch nicht gerne getan hätten, weil sie dort sicherlich als tauglich befunden zur rumänischen Armee eingegliedert worden wären.

Im Allgemeinen muss gesagt werden, dass die Ausbildung der Freiwilligen äusserst oberflächlich und mangelhaft war. Sie wurde ohne Gründlichkeit vorgenommen, da der Nachschub an Menschen an die Front rollen musste. So erzählte mir ein Freund, der schon längere Jahre bei der Waffen-SS war: Als er an einem ruhigeren Abend an der russischen Front aus seinem Panzer stieg, um sich nach seinen Männern umzusehen, hörte er plötzlich sächsisch (unseren Dialekt) sprechen. Er ging näher und stellte fest, dass es zwei Landsleute waren, die seiner Einheit neu zugeteilt wurden. Diese unterhielten sich untereinander, wie wohl ihre Maschinenpistole zu handhaben sei, da sie so eine noch niemals in der Hand hatten. Dem ist es wahrscheinlich auch zuzuschreiben, dass der Verlust der Volksdeutschen aus Rumänien bei der Waffen-SS über dem deutschen Durchschnitt lag. Bemerkenswert muss noch werden, dass die Freiwilligen mit ihrem in der rumänischen Armee innegehabten Dienstgrad übernommen wurden und auch ihre rumänische Staatsangehörigkeit nicht aufgaben oder verloren haben. Angehörige der Wehrmacht und Luftwaffe und vielfach auch diejenigen, die im zivilen Arbeitseinsatz standen, mussten Anträge auf Einbürgerung stellen, was von Angehörigen der Waffen-SS nicht verlangt wurde.

In Kronstadt war eine Aussenstelle des Fürsorge- und Versorgungsamtes der Waffen-SS unter Leitung des Hauptsturmführers Hauser eingerichtet. Die Aufgabe dieser Aussenstelle lag in der Ausstellung der Feststellungsbescheide über Versorgungsberechtigung der Angehörigen. Die monatlichen Versorgungsbezüge waren nach den reichsdeutschen Sätzen festgesetzt. Die Auszahlung erfolgte über die Dienststellen des Amtes für Volkswohlfahrt der Deutschen Volksgruppe. Eine Ausnahme bildeten die Angehörigen der Wehrmacht und der Luftwaffe, die über die deutsche Gesandtschaft in Bukarest, später über die deutsche Stadtkommandantur in Bukarest ihre Bezüge erhielten.

Da die Sätze für rumänische Verhältnisse sehr hoch waren und auch die notwendigen Devisen fehlten, wurde nur ein Teil, nach der Bedürftigkeit einzelner Versorgungsberechtigter, in bar ausgezahlt, der Restbetrag wurde dem Waffen-SS-Angehörigen auf ein Bankkonto (Sperrkonto) in Deutschland eingezahlt. Die Folge war, dass fast alle, deren Angehörige den Familienunterhalt nicht ausbezahlt erhielten, Antrag auf Kriegsbesoldung stellten und auf die Versorgung verzichteten. Das Fehlen der Devisen veranlasste das Amt für Volkswohlfahrt der Volksgruppe, die Versorgungsbezüge selbst auch für zwei Monate zu bevorschussen.

Bei der Aussenstelle des Fürsorge- und Versorgungsamtes der Waffen-SS waren ständig drei Offiziere damit beschäftigt, gegebenenfalls Gefallenenanzeigen persönlich an die Angehörigen zu überbringen. Selbst bei Erfüllung dieser Aufgabe wunderten sich diese Offiziere über die vorbildliche Haltung der Angehörigen, deren Idealismus und Begeisterung für Deutschland auch das schwerste Opfer der Familie mit beachtlicher Würde aufnahm. Die Hinterbliebenen erhielten selbstverständlich die Versorgungsbezüge voll ausbezahlt.

In Kronstadt hatte auch die Feldpost eine Aussenstelle, nachdem der Briefverkehr zwischen Angehörigen und Soldaten über die rumänische Post nicht zugelassen war. Die Postverteilung erfolgte durch die Dienststellen der Volksgruppe. Auch der Paketverkehr ging über die Aussenstelle des Feldpostamtes.

Schliesslich und endlich war in Wien ein SS- und Polizeiheim für Südostdeutsche unter der Leitung des Hauptsturmführer Götz eingerichtet. Die Unterhaltung dieses Heimes erfolgte zum Teil aus Reichsmitteln, zum anderen Teil ausschliesslich durch die Volksgruppe aus Rumänien (in der Hauptsache durch Lebensmittel und Rauchwaren).

Ihren Urlaub konnten die Volksdeutschen in der Heimat verbringen, was aber oft nicht möglich war, da häufig für Rumänien Urlaubssperre bestand. In solchen Fällen wurden die Urlauber in Wien durch die Bahnhofspolizei an der Weiterfahrt gehindert.

Ein etwas schwieriges Problem, wenn auch nicht in grosser Anzahl, bedeuteten die Fahnenflüchtigen aus den Waffen-SS-Einheiten. Da im SS-Abkommen vorgesehen war, dass die Einreihung zur Waffen-SS eine freiwillige ist, haben sich hauptsächlich rumänische Gendarmerieposten auf den Standpunkt gestellt, dass Urlauber, die nicht wieder zu ihrer Einheit zurückkehren wollen, von rumänischen Stellen in Schutz zu nehmen sind. So war es bei Fahnenflucht nach Rumänien nur noch möglich, den Fahnenflüchtigen in das Fahndungsbuch einzutragen, ohne dass man ihn dem Kriegsgericht übergeben konnte. Verständlicherweise häuften sich die Fälle von Fahnenflucht gegen Ende des Krieges immer mehr, ohne allerdings eine nennenswerte Anzahl zu erreichen. Auch in Fällen von Fahnenflucht haben übereifrige Amtswalter der Volksgruppe die Fahnenflüchtigen selbst in einer Weise zu züchtigen und zur Verantwortung zu ziehen versucht, die ihnen nicht zustand.

Der Vf. beschliesst seinen Bericht mit einer allgemeinen Würdigung des volksdeutschen Einsatzes im Kampf gegen den Bolschewismus.

Erlebnisbericht des N. A. aus Hermannstadt (Sibiu) aus Süd-Siebenbürgen.
Original, 2. Februar 1957, 22 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Aushebung von volksdeutschen «Freiwilligen⁴⁴ in Hermannstadt auf Grund des deutsch-rumänischen SS-Abkommens von 1943; die Behandlung der Volksdeutschen in der Waffen-SS und die Versorgung ihrer Angehörigen.

Als im Sommer 1943 bekannt wurde, dass alle Soldaten der rumänischen Wehrmacht deutscher Volkszugehörigkeit laut einem Abkommen des rumänischen und deutschen Generalstabes aus der rumänischen Armee ausscheiden und in die Deutsche Wehrmacht eintreten können, war grosse Begeisterung unter unseren, hauptsächlich jüngeren Volksgenossen.

Die Musterungen begannen nicht schnell genug, und ebenso ging es nicht schnell genug vorwärts. Alle wollten schon mit dem ersten Transport fahren. Nebenbei sei bemerkt: Viele meldeten sich freiwillig, doch nicht alle. Denen, die sich nicht freiwillig meldeten und wehrpflichtig waren, wurde von Seiten der Volksgruppe mit Ausstoss aus der Volksgruppe [gedroht], und [damit] war ja alles mögliche verbunden, wie: Die Kinder konnten keine deutsche Schule oder Kindergarten besuchen. Diese Familien waren, wenn der Mann sich nicht zur Deutschen Wehrmacht meldete, wie gesagt, aus der Deutschen Volksgruppe ausgestossen und verfeimt.

Der erste Transport wurde dann zusammengestellt. Am Turnschulplatz in Hermannstadt versammelten sich die Männer, um von Führern der Volksgruppe, deutschen und rumänischen Offizieren verabschiedet zu werden. Aus der Rede eines der Führer unserer Volksgruppe blieben mir in Erinnerung. – Ich hatte damals schon das Empfinden, wie wenn dieser Mann nicht wusste, was er gesagt hatte; wieso ich zu dieser Vermutung kam, davon wird später noch die Rede sein. – Er sagte unter anderem: «Ihr seid nun deutsche Soldaten, eure Familie wird von heute ab, genau so wie jedes reichsdeutschen Wehrmachtsangehörigen Familie, eine Unterstützung erhalten. Eure Frau und Kinder werden sorgenlos leben können, und ihr könnt mit ruhigem Gewissen einrücken.»

Ich selber fuhr mit dem dritten Transport am 29. Juli 1943 nach Wien. Wie üblich versammelten wir uns am Turnschulplatz; die üblichen Reden wurden geschwungen, und ab ging es mit klingendem Spiel durch die Hauptstrassen der Stadt zu dem ausserhalb der Stadt bereitgestellten Zug. Von der deutschen Bevölkerung wurden wir sehr herzlich verabschiedet und mit vielen Blumen bedacht. Die Jugendlichen waren begeistert und froh, auch in den Reihen der siegreichen Deutschen Wehrmacht mitkämpfen und siegen zu dürfen. In einem halben, spätestens in einem Jahr wollten alle als Sieger zurückkehren. Doch es sollte anders kommen.

Nach drei Tagen kamen wir in Wien an, hier wurden wir von deutschen Offizieren empfangen. Begrüsst wurden wir vom Obergruppenführer B. Nach der allgemeinen Begrüssung sprach der Obergruppenführer zu uns älteren Jahrgängen. Unter anderem sagte er: «Ihr seid vernünftige Leute,

die meisten, wie ich sehe, haben Auszeichnungen aus dem 1. Weltkrieg. Euch brauchen wir ganz besonders dringend. Ihr werdet grösstenteils als Wachmannschaft in den KZ eingesetzt. Ich bin sicher, Ihr werdet unter diesen Hunden richtig aufräumen. Lieber zehn dieser Verbrecher zuviel erschossen als einen zu wenig.» Das war mein erster unangenehmer Eindruck, es sollten noch viele und schlechtere folgen. Nach dieser Begrüssung marschierten wir ins Arsenal, wo wir ca. vier Tage blieben. Hier wurden die Transporte für die verschiedenen Truppenteile zusammengestellt und abgeschickt.

Mit noch ca. 750 Mann kam ich nach Werschetz (Jugoslawien) zu dem A. und E. Ersatzbataillon 7 «Prinz Eugen». Wir wurden da zu den verschiedenen Kompanien eingeteilt. Wir älteren Jahrgänge wurden zusammengefasst, angeblich für die Feldgendarmarie. Als Quartier wurde uns die Volksschule angewiesen, leere Zimmer; diese reichten aber nicht aus, und so mussten einige im Hof, auf Holzwohle, übernachten. Andere, darunter auch ich, fanden einen leeren Ziegenstall, den wir uns komfortabel einrichteten: als Unterlage Holzwohle, der eigene Rucksack diente als Kopfpolster; zum Zudecken brauchten wir nichts, wir hatten ja unsere Kleider an, Tag und Nacht. Es vergingen so mit Nichtstun ein paar Wochen. In dieser Zeit kümmerte sich kaum jemand um uns, ausser dem Unterführer, der uns zum Frühstück und Mittagessen in die ca. 400 Meter weit entfernte Kaserne führte; es war dies eine frühere serbische Kavalleriekaserne, und hiess seit der Besetzung Serbiens «Hermann-Göring-Kaserne».

Doch zurück zur Volksschule. Jeden Morgen war um 6 Uhr Wecken. Naturgemäss musste man zuerst einmal aufs Klo. Für diese Schule waren ca. 5 Klos vorgesehen, natürlich keine mit Wasserspülung, sondern einfache Senkgruben. Nun, vor diesen Senkgrubenklosetts standen wir Schlange, so wie in der allerschlimmsten Zeit vor dem Tabakladen. War man da fertig, ging's im Laufschrift zum Brunnen, der, nachdem sich ca. 200 Mann gewaschen hatten, leer war, ganz leer, trotzdem das Wasser, mit dem sich diese 200 Mann wuschen, teilweise wieder in den Brunnen zurückkrann, da sich alle Männer um den Brunnen herum waschen mussten. Gefässe jeglicher Art hatten wir ja keine. So hatten wir begreiflicher Weise also kein Trinkwasser, und die Serben machten gute Geschäfte mit ihrem Wein. Um 6.30 Uhr mussten wir antreten zum Kaffeeholen. Nach dem Frühstück, das aus hellbrauner undefinierbarer Brühe und einem Kanten Brot bestand und das wir stehend einnahmen, ging es wieder ab in die Volksschule; hier frühstückten wir erst richtig von unseren von zu Hause mitgebrachten Esswaren. Um eine Zeit, genau kam es nicht so drauf an, hiess es: Antreten zum Ausmarsch nach dem Übungsgelände. Da wurde hauptsächlich das deutsche Kommando gelehrt; allerdings wussten viele von uns mehr als unsere sogenannten Ausbilder, denn diese waren, mit ein paar Ausnahmen, alles Schwaben aus dem jugoslawischen Banat. Um 11 Uhr ging es wieder heim, und damit war das militärische Pensum für den Tag vollendet. Um 11.30 Uhr hiess es: Antreten zum Mittagessenfassen. Geschlossen marschierten wir in die «Hermann-Göring-Kaserne», um dort das Mittagessen einzunehmen.

Der Vf. geht im Folgenden ausführlich auf die mangelhaften hygienic sehen Verhältnisse an der überbeanspruchten Verpflegungsausgabestelle ein.

Dieses halbe Zivilleben ging ca. drei Wochen so, denn Uniform hatten wir noch keine; es war einfach nichts da. Unsere eigenen Kleider fingen an zu zerreißen, hauptsächlich die Schuhe. Wir weigerten uns daher, weiter auszurücken, blieben somit zuhause. Nach ein paar Tagen ging es in die Kleiderkammer, und wir fassten vorerst einmal eine Bluse, eine Hose, ein Paar Socken und ein Paar um 4–5 Nummern zu grosse Schuhe und eine Mütze. Als wir dies nun trugen, durften wir auch nicht mehr ausgehen; denn ohne Koppel und Achselstücke darf ja ein SS-Mann nicht herumstreunen. Zur Ausbildung ins Gelände ging es noch, aber nur drei Tage; dann waren alle Kameraden der zu grossen Schuhe wegen fusskrank. Wir blieben also wieder zuhause. Die Kameraden, die ihre Zivilkleider noch nicht in Wein umgesetzt hatten, hatten es in einer Hinsicht noch gut. Sie konnten in die Stadt gehen, fort von der total verschlammten militärischen Organisation. Hauptschuldig an dieser Misere war unser Kommandant v. St. Ihm war es wichtiger, Siebenbürger Kameraden dienstlich nach Bukarest zu schicken, um für ihn Ledermäntel und Lebensmittel einzukaufen, und zwar kistenweise. Ob die Feldpost funktionierte oder alles andere klappte, darüber zerbrach er sich nicht den Kopf. Wollte einer der wenigen Offiziere etwas Ordnung in den Haufen hineinbringen und war er ein Volksdeutscher, so wurde er gleich versetzt.

Mir wurde dies Nichtstun, dies Herumlungern zu dumm. Ich erfuhr durch Zufall, dass in der Bekleidungskammer eine Hilfe gebraucht wird. Ich meldete mich und wurde angenommen. Von da ab hatte ich vollauf zu tun; es verging die Zeit besser, und ich konnte meinen Landsleuten so manches an Kleidungsstücken, die halbwegs in Ordnung waren, zukommen lassen. Dies wurde mehr oder weniger, nicht im direkten Sinne, mein Verhängnis. Es wurde bekannt, dass ich mich für meine Landsleute einsetze. Die Folge davon war, alle kamen zu mir und klagten mir ihr Leid. Die Klagen häuften sich so sehr, dass ich gezwungen war, unseren Volksgruppenführer über alle Zustände in Werschetz zu unterrichten. Ich überlegte folgendes: Als Wehrmatsangehöriger hätten meine Briefe durch die Zensur gehen müssen. Hätte ich das nun getan, wären die Briefe niemals an den Volksgruppenführer gelangt. Ich schickte also meine Briefe teils durch verlässliche Landsleute (Kuriere), teils auf zivilem Wege an meine Frau, die sie dann an den Kreisleiter weitergab.

Zu den Missständen, die mich hauptsächlich veranlassten, an den Volksgruppenführer zu schreiben, kam noch folgendes Schwerwiegendes dazu: Bei unserer Verabschiedung in Hermannstadt wurde uns, wie ich eingangs schon erwähnte, gesagt: «Ab heute seid ihr deutsche Wehrmatsangehörige, und ab heute bekommt eure Frau dieselbe Unterstützung wie jeder reichsdeutsche Wehrmatsangehörige.» Dies waren, wie sich nun an Hand der Briefe aus der Heimat herausstellte, alles nur leere Worte, typisch reichsdeutsche Versprechungen, die nie eingehalten wurden. Die Leute kamen alle mit diesen Briefen ihrer Frauen zu mir, baten um Rat und Hilfe. Die Frauen schrieben ihren Männern ganz verzweifelte Briefe. Einige davon möchte ich hier anführen. «Noch keine Unterstützung erhalten, drei Monate keine Miete bezahlt, Hauseigentümer hat gekündigt.» Oder: «Ich

habe die Milch für unsere Kinder zwei Monate nicht bezahlen können, jetzt fehlt die Hauptnahrung für die Kinder, da ich keine Milch mehr geliefert bekomme.» Oder: «Der Winter ist bald da, Geld für Holz habe ich keines, die Kinder frieren, was soll ich tun, wärst Du nur nicht zu den Deutschen gegangen.»

Solche Briefe kamen unzählige. Was war zu machen, um da eine Abhilfe zu schaffen? Wieder einen energischen Brief an den Volksgruppenführer geschickt, wo dringend um Abhilfe gebeten wurde. In dieser Zeit nahmen die Desertionen überhand; Landsleute aus dem Banat, die an der Grenze beheimatet waren, gingen auf zwei bis fünf Tage nach Hause, hauptsächlich, um ein paar Lei zu verdienen, um den Kindern etwas Essen zu beschaffen. Alle kamen nach dieser Zeit wieder zur Truppe. Bei der Truppe wurden sie dann als ganz gewöhnliche Deserteure verurteilt und eingesperrt, was ja folgerichtig die Erbitterung und den Hass noch steigerte. Inzwischen hatten viele von uns ihren Dienstgrad, den sie bei der rumänischen Wehrmacht innehatten, erhalten. Dies war für mich und noch andere leichter, insofern leichter: Wir meldeten uns beim Kommandeur zum Rapport. Wir schilderten da die Missstände und baten um rascheste Hilfe und Regelung; es wurde uns versprochen, doch nicht gehalten.

Es ging wieder ein Brief an den Volksgruppenführer ab, diesmal von mehreren Unterführern unterschrieben, mit dem Bemerken, falls nicht baldigst eine Regelung geschaffen wird, desertieren sämtliche Deutsche aus Rumänien, die sich noch in Werschetz befinden. Ich bekam dann Nachricht, dass eine Kommission vom Führungshauptamt aus Berlin nach Werschetz kommen wird, um alles zu prüfen. Diese Kommission kam auch, aber sie begnügte sich mit der Inspizierung einer Kaserne, die halbwegs in Ordnung war. Bevor diese Kommission wieder abreiste, erholte sie sich bei einem guten Essen, und in einem Weinkeller löschte sie ausgiebig ihren Durst. Weiter geschah aber nichts. Die Reaktion: ein weiterer Brief an den Volksgruppenführer. Worauf ich einen Brief von der Volksgruppenführung erhielt, worin angefragt wurde, was wir eigentlich noch wollten: eine Kommission sei doch in Werschetz gewesen und hätte alles in Ordnung gefunden. Ein weiterer Brief, der letzte an den Volksgruppenführer, klärte ihn über diese Kommission auf.

Inzwischen stand Weihnachten vor der Tür, mit etwas Mühe bekamen wir einen kleinen Urlaub über Weihnachten. Am ersten Christtag kam ich in Hermannstadt an. Grosse Freude in der Familie. Am zweiten Feiertag besuchte ich den Kreisleiter Sch., um mit ihm in der Hauptsache die Unterstützungsangelegenheit zu bereinigen. Es war dies jedoch auch ergebnislos. Ich bekam zur Antwort, Reichsmark stehen genügend zur Verfügung, jedoch im Ausland. Rumänien liesse keine Devisen herein, folglich gibt es auch keine Unterstützung, wenigstens nicht im vollen Ausmass. Unterstützt wurden meines Wissens nach nur die allerärmsten Familien, und auch die von den Geldern der Volksgruppe, und nicht von den der Deutschen Wehrmacht. Ich fuhr also ohne jedes positive Resultat nach sechs Tagen wieder nach Werschetz zurück. Zum Besseren hatte sich nicht viel geändert, lediglich waren nun anständige Kleider und Schuhe da und, was wichtig war, jeder

hatte nun sein eigenes Kochgeschirr. Ich blieb weiterhin in der Bekleidungskammer, um später dann selber eine solche zu übernehmen.

Am 5. März 1944 erteilte mich jedoch mein Schicksal. Ich wurde zum Gerichtsoffizier gerufen und da, vorerst einmal vier Stunden, ordentlich in die Zange genommen; wie ein ganz gemeiner Mörder wurde ich verhört. Irgendwie erfuhr man beim Bataillon, dass ich der Schreiber der Briefe an den Volksgruppenführer sei und wurde daraufhin wegen Verdunkelungsgefahr sichergestellt.

Der Vf. schildert seine halbjährige Haftzeit in den Kriegswehrachtsgefängnissen Belgrad und Pancevo und die nachträgliche Verurteilung wegen «militärischen Ungehorsams» durch einen Gerichtsoffizier des SS- und Polizeigerichts. Er berichtet abschliessend über seine weiteren Erlebnisse bei der inzwischen nach Gradisca in Norditalien verlegten Einheit und über die Gefangenschaft in italienischen und englischen Lagern bis zur Entlassung nach Deutschland im Mai 1947.

Nr. 11

Erlebnisbericht des F. N. aus Gross-Komlosch (Comloşul-Mare), Plasa Jimbolia (Hatzfeld), Judeţ Timiş-Torontal im Banat.

Original, 20. August 1956, 6 Seiten (hschr.). Teilabdruck.

Musterung und Einziehung von volksdeutschen Waffen-SS->Freiwilligen» aus dem Banat auf Grund des deutsch-rumänischen Abkommens; die Durchführung der Aktion in Gross-Komlosch.

Durch das Deutsch-Rumänische Militärabkommen für unsere deutsche Volksgruppe in Rumänien wurde eine Musterung sog. Freiwilliger-muss¹ von 18–35 Jahren durchgeführt. In Gr. Komlosch fand Sie am 20. 5. 43 im Jugend-Männerverein [statt]. Hinzu kamen die Gemeinden Ostern [und] Lunga. Aus Ostern wollten etliche Bauernsöhne sich nicht mustern lassen; dann wurden Sie durch Rollkommandos aus Ihren Orten herbeigebracht. In dem Gemeindeämter war es am schwarzen Brett veröffentlicht: nur diejenige welche Freiwillig, Volontär, also ohne Zwang oder «muss» sich Mustern lassen. Wieder die Deutsche Volksgruppenleitung gab Anordnungen auf «muss» heraus. Daraufhin dachte ich, so wie so mancher: Das sieht so aus, wie wenn die Deutsche Volksgruppe ein Staat im Staate wäre.

Die rumänische Behörden hatten sich in die Sache kaum eingeschaltet. Denn der Befehlsersatz durch Marschall I. Antonescu, im Vereinbarung mit dem grossen Generalstab, wurde an alle Regimentern im Tagesbefehl vor der Truppe verlesen: Auf Anordnung des Marschalls I. Antonescu und im einvernehmen mit dem grossen Generalstab erhielten wir den Befehl, alle Soldaten Deutscher Volkszugehörigkeit ab heute zu Desconcentrieren von

1 Gemeint sind «Muss-Freiwillige» im Sinne einer von der Volksgruppe erzwungenen Freiwilligkeit.

unserem Regiment¹. Der Reg. Kommandeur hielt eine kurze Ansprache: «Camarăzi; Soldati!»² Mit schweren Herzens muss ich euch heute auf Anordnung entlassen aus unserem Regiment. Ihr wart bis heutigen Tages uns gute ehrliche sowie tapfere Soldaten und Kameraden, das gleiche wünsche ich euch auch in der Zukunft zu bleiben. – Să trăiți!»³ – «Hurra!» Desselben Tages wurden alle Volksdeutsche desconcentriert, auch so manche, die nicht [wollten] oder denen es dort besser ging und [die] gute Posten oder Stellungen inne hatten. Zuhause erwartete Sie die Musterungskommissionen. So ging es vom Frühjahr bis Sommers.

Die gemusterte wurden durch die Ortsdienststellenleiter mit [dem] Blockleiter zu Haussammlungen herangezogen, um Ihrer Familienangehörigen die zustehende Geldunterstützungen zu sammeln⁴. Da ging ich auch mit Blockleiter Stuhlmüller 2 mal als Unterstützungssammler von Haus zu Haus. Es wurde durch eine Liste der Unterstützungsbetrag festgelegt nach dem Vermögensbesitz. So mancher besitzende jammerte mehr als besitzlose und sah nicht voraus, das so bald alles auf dem spiele steht, so wie es auch nachträglich geschah. So hatte mann als Sammler so manche erfahrungen sowie Meinungen gehört.

Am 16. Julie 1943 um 6⁰⁰ sollte der erste Transport einberufener vom Jugend-Männer-Verein mit ungefähr 29 Gemusterten abfahrtbereit nach Gr. Sankt-Nikolaus⁵ mit Pferdefuhrwerke stehn. Es fuhren, insoweit noch Plätze vorhanden, auch unsere Frauen bis nach Gr. Sankt-Nikolaus zur Verabschiedung mit. Es war ein Sommerheisser Freitag. Ungefähr in der hälfte der Fahrt hielten wir im Schatten der Strassen-Maulbeerbäumen eine kurze Rast sowie Essenpause, Trinkpause; mann hatte schon so ein Reisdrang verspürt. Ungefähr 11⁰⁰ kamen wir am Hauptbahnhof Szentmiklosch an. Nachmittags gab es noch einen Strassenumzug durch die Stadt. Abends 8⁰⁰ waren wir im Güterwagons verladen und verabschiedeten uns zum letzten Mal, so manch einer für immer. Da ging es über Perjamosch, Arad, Curtici, in der früh die Grenzkontrolle der Personalausweise sowie der Papiere und Wagons, dann alles Einsteigen, über Lökösháza, Szolnok (Bade-, Entlausungsanstalt), dann Wien Ostbahnhof, aussteigen alle Mann. Da war eine kleinere Menschenmenge, fragten: «Wo kommt Ihr den her?»

1 Der Vf. hatte in einem vorhergehenden Bericht (22.7.56, 4 S.) erzählt, dass die Regierung Antonescu alle Wehrpflichtigen seit 1939 jährlich zu mehrmonatigen «Probemobilisierungen» oder «Concentrierungen» eingezogen habe, die auf einen zwangsweisen Arbeitseinsatz der Betroffenen in Landwirtschaft, Strassen- oder Eisenbahnbau hinausgelaufen seien, wobei sich die Wohlhabenderen auf Grund des damals in Rumänien üblichen Korruptionssystems leicht loskaufen konnten.

2 rumänisch: «Kameraden, Soldaten!»

3 rumänische Grussformel: «Ihr sollt leben!»

4 Der rumänische Staat hatte in dem am 12.5.43 abgeschlossenen SS-Abkommen jede Verpflichtung zum Unterhalt der jeweiligen Familienangehörigen und Hinterbliebenen ausdrücklich negiert, so dass die Volksgruppe – in Vertretung des Reiches – für den Unterhalt der betroffenen Familien aufkommen musste; s. hierzu Einleitende Darstellung, Kap. II b.

5 Gross-Sankt Nikolaus (Sannicolaul-Mare, ungarisch: Nagyszentmiklós), Județ Timiș-Torontal.

Aus Rumänien? Ihr Kriegverlängerer, hab Ihr ein Schweinespeck?» Ein jeder 1 kg, der wurde in Körbe gesammelt; dann gings ohne tritt Marsch zum Arsenal, dort aufstellung und Zählung, die bis 165 cm grosse rechts, die über 165 cm grosse links. Verpflegungsempfang sowie Nachtquartier.

Nächsten früh zum Bahnhof, abfahrt nach Agram; auswagoniert, ohne Tritt bis ausserhalb der Stadt auf den Viehmarkt. Unterkunft mit einem über gedeckten Holzdach; Holzwohle, Decke, das war unsere Schlafstelle; Verpflegung aus der Gulaschkanone, Pellkartoffel, Salzkartoffel, Gemüse, Eintopf; Margarine zum Frühstück sowie Abendbrot, Kaffe ohne Zucker, Marmelade; eine gänzliche Umstellung. (Bei uns in der Heimat war die Margarine [ein] fast unbekanntes Nahrungsmittel.) Nach etlichen Tagen erhielten wir die Drilllichkleider, Schuhe, Socken, Mütze, Leibwäsche. Sodann fing die Rekrutenausbildung an durch Reichsdeutsche Ausbilder. Mitte August stellte sich unser Kompaniechef, Hauptsturmführer Müller, vor. Unter anderem sprach er zu uns: «Liebe Kammeraden, Ich komme aus Deutschland und bin beauftragt worden, mich als euer Kompanieführer vorzustellen. Ihr werdet in kürze nach Deutschland gebracht, und zwar nach Wahn bei Köln. Ein Vorkommando von 8-10 Mann kann bereits sich abfahrtbereit halten. In ungefähr einer Woche fahren wir alle dahin.» So fuhr die ganze Komp, nach Köln-Wahn: Truppenübungsplatz, Flugplatz, Kaserniert. Da fing es ernst an, die Rekrutenausbildungen ohne Erbarmen – streng, sachlich, entweder – oder. Verpflegungsmässig war es sehr knapp, ständig Kohlendampf, ausgehungert durch die schweren Ausbildungen. Im November erhielten wir die Stoffuniformen sowie legten den Fahneid ab.

Der Vf. schildert im Folgenden seine Erlebnisse während der restlichen Dauer des Krieges: Einsatz zunächst in der Etappe in Kroatien, wo, besonders nach der Kapitulation Rumäniens, zahlreiche Volksdeutsche desertierten, dann ab Februar 1945 an der Ostfront, wo der Vf. verwundet wurde. Nach Gefangenschaft in verschiedenen nord-deutschen und belgischen Lagern als Schwerkranker entlassen, wurde der Vf., da der zur Rückführung nach Rumänien bereitgestellte Lazarettzug in Linz festgehalten wurde, dann zunächst für mehrere Jahre in einem westdeutschen DP-Lager untergebracht.

II. Kapitulation, Evakuierung und Flucht vor der Roten Armee.

1. Süd-Siebenbürgen.

Nr. 12.

**Befragungsbericht nach Aussagen des Arztes Dr. S. E. aus Kronstadt (Braşov)
in Süd-Siebenbürgen.**

Original, 4. September 1952, 6 Seiten, mschr.

Die Lage in Kronstadt in den Tagen nach dem rumänischen Umsturz bis zum Abzug der deutschen Truppen nach Nord-Siebenbürgen.

Die rumänische Kapitulation am 23. August 1944 traf die Volksgruppenführung in Kronstadt völlig überraschend¹. Volksgruppenführer Andreas Schmidt befand sich mit einigen Mitarbeitern in Berlin. Mit der interimistischen Führung der Geschäfte des Volksgruppenführers war der Leiter der Rechtsabteilung Dr. Otto Liess betraut. Zur Stelle waren, als die Nachricht von der rumänischen Kapitulation bekanntwurde und die ersten Entschlüsse gefasst werden mussten, der Leiter der «Deutschen Arbeiterschaft», der Leiter des Gesundheitsamtes, der Leiter der Bukarester Geschäftsstelle der Volksgruppenführung und der Kronstädter Kreisleiter.

Noch in der Nacht vom 23. zum 24. August wurde durch die Kreisleitung die Parole an die deutsche Bevölkerung ausgegeben, dass sich alle wehrfähigen Männer in der Honterusschule einzufinden hätten. Hier schlug die in Kronstadt stationierte deutsche Wehrmacht ihr Hauptquartier auf. Ich entsinne mich nicht mehr genau, welche Einheiten da waren. Die wichtigste Abteilung war jedenfalls die in Kronstadt liegende Führerreserve (Offiziere aller Waffengattungen), ferner Nachschub-, Nachrichten- und Flaktruppen. Die zusammengewürfelte Kampfgruppe war recht gut bewaffnet. Es lagen auch an anderen Stellen der Stadt kleinere und grössere Gruppen. Den Befehl über alle Wehrmachtteile in Kronstadt hatte Oberst v. St.

Am Morgen des 24. August befanden sich, als ich die Honterusschule betrat, etwa 250–300 bewaffnete Zivilisten und ungefähr 100 Wehrmattsangehörige im Hof und in den Räumen der Schule. Die Amtswalter der Volksgruppenführung und der Kreisleitung waren zum grössten Teil anwesend, an ihrer Spitze die eingangs erwähnten Persönlichkeiten. Im Hof drängten sich zahlreiche Fahrzeuge. Die Stimmung war zwar mit Spannung geladen, aber zuversichtlich. Man versicherte sich gegenseitig, dass die Lage bald geklärt und der Bukarester Putsch niedergeschlagen sein werde. Von einem Abzug der Wehrmacht war zunächst überhaupt nicht die Rede.

Unsere durch die Kreisleitung einberufenen Männer hatten von der Wehrmacht Karabiner, Maschinengewehre und Handgranaten erhalten. Mit besonderem Eifer stellten

¹ Der Berichtersteller war Leiter des ärztlichen Bereitschaftsdienstes in Kronstadt.

sich die Gymnasiasten zur Verfügung. Auch einige rumänische Legionäre (Eiserne Garde) hatten sich eingefunden.

Die Nacht war ruhig verlaufen, und auch der 24. August brachte keine grösseren Ereignisse. Die rumänischen Truppen lagen in ihren Kasernen in Bereitschaft. Ohne dass wir es gewahr wurden, wurden die Stadtausgänge und die wichtigen Sperrstellungen ausserhalb Kronstadts von rumänischen Abteilungen besetzt. Im Gesichtskreis der deutschen Truppen zeigte sich jedoch nichts Auffälliges. Es kam auch weder zu Zusammenstössen noch zu Reibereien.

Kommandant des 5. rumänischen Korps (Kronstadt) war ein Siebenbürger Sachse. Ich habe seinen Namen leider vergessen. Er trat bei nun einsetzenden Verhandlungen persönlich nicht in Erscheinung. Rumänischerseits wurden die Verhandlungen durch den Platzkommandanten und deutscherseits durch Oberst v. St., Dr. Otto Liess und die genannten Vertreter der Volksgruppe geführt.

Die Haltung der Rumänen war äusserst korrekt. Sie gaben ihrem Bedauern Ausdruck, dass «es so gekommen sei» und liessen sogar den Eindruck: entstehen – wie mir der Kreisleiter erzählte –, als seien sie unter Umständen bereit, mit den Deutschen zu gehen. Der Platzkommandant bemühte sich besonders, jede Konfliktmöglichkeit auszuschalten. Er teilte bei einem Gespräch sogar mit, Nachricht erhalten zu haben, wonach starke deutsche Kräfte von Nordsiebenbürgen her im Anmarsch seien. Der Kreisleiter hatte ebenfalls Meldungen in diesem Sinne. Woher und auf welchem Wege, ist mir nicht mehr erinnerlich. Jedenfalls erliess die Kreisleitung eine Verlautbarung an die deutsche Bevölkerung, dass Kronstadt laut einem Führerbefehl gehalten werde und dass die deutsche Wehrmacht gemeinsam mit den bündnistreuen rumänischen Truppen die Karpaten zu verteidigen beabsichtige. Die Sicherheit der deutschen Bevölkerung sei, so hiess es in der Verlautbarung der Kreisleitung, gewährleistet. Entsatz sei unterwegs.

Dank dieser von der Kreisleitung sicherlich in gutem Glauben verbreiteten Darstellung blieb die deutsche Bevölkerung ruhig an Ort und Stelle. Ich fuhr am Nachmittag des 24. August in meinem Privatwagen aus der Stadt hinaus. Zwar bereiteten mir die rumänischen Sperrposten keine Schwierigkeiten, aber ich konnte beobachten, dass das rumänische Kommando deutliche Massnahmen traf, die nur als gegen die Deutschen gerichtet aufgefasst werden konnten.

Die Verhandlungen mit den Rumänen liefen weiter. Der interimistische Vertreter des Volksgruppenführers, Otto Liess, legte dabei eine seltsame verworrene Art an den Tag, so dass der Leiter des Gesundheitsamtes die Rolle des Hauptsprechers der Volksgruppe übernehmen musste. Liess zeigte bereits deutliche Spuren der geistigen Verwirrung, die einige Tage später sein tragisches Schicksal besiegelte.

Noch um 10 Uhr vormittags des 25. August berichtete der Kreisleiter erneut von dem heranrollenden deutschen Entsatz und gab seiner Überzeugung Ausdruck, dass Kronstadt gehalten werde. Gleichzeitig aber machte sich bei der Wehrmacht eine nervöse

Aufbruchstimmung bemerkbar. Und plötzlich hiess es: die Wehrmacht zieht ab. Wir waren über die jähe Wendung tief betroffen. Dann aber wurde uns versichert, der Abzug bedeute keineswegs, dass Kronstadt endgültig preisgegeben werde; es sei indessen besser, das Stadtgebiet aus den vermutlich bevorstehenden Kämpfen «auszuklammern». In drei, vier Tagen werde die Lage wiederhergestellt sein.

In diesem Sinne gab die Kreisleitung Parole an die deutsche Bevölkerung. Bald darauf wurde die Aufforderung, ruhig an Ort und Stelle zu bleiben, mit der Einschränkung teilweise aufgehoben, die wehrfähigen Jünglinge und Männer hätten sich der abziehenden Wehrmacht nach Möglichkeit anzuschliessen. Dadurch entstand ein verwirrendes und beunruhigendes Durcheinander an Befehlen und Gegenbefehlen. Die Wehrmacht zog mit allen Waffen und Fahrzeugen ab. Mit ihr ein Teil der wehrfähigen Männer und einige Familien. Ich fädelte mich in die lange, gefechtsklar marschierende Wagenkolonne mit meinem Privatwagen ein. Alles ging so überstürzt, dass die wenigsten begriffen, dass die Wehrmacht wirklich abzog. Wir beruhigten uns mit der festen Überzeugung, dass die Räumung nur vorübergehenden Charakter haben werde.

Die Kolonne rollte, von den Rumänen unangefochten, aus der Stadt hinaus. Bis Tartlau ging alles in bester Ordnung. Die Truppe zeigte gute Disziplin, die «Absetzung» vollzog sich ruhig und ohne Nervosität. An der Tartlauer Brücke wurden wir von einer rumänischen Abteilung, die beiderseits der schmalen Brücke Posten bezogen hatte und unter dem Befehl eines Majors stand, angehalten. Der Major verlangte die Ablieferung der Waffen. Seine starre und drohende Haltung liess zunächst keine gütliche Einigung zu. Daraufhin gab der deutsche Kommandant den in der Kolonne marschierenden beiden schweren Flakgeschützen Befehl, abzuprotzen und gegen die mit MG bewaffneten Rumänen in Stellung zu gehen. Dies geschah prompt und exakt. Nun gab der Major nach. Die Kolonne setzte sich wieder in Bewegung und rollte über die Brücke. An deren Rand stand der Major und kontrollierte jedes Fahrzeug. Als ich seine Höhe erreichte, hielt er mich an. Dies sei ein Privatwagen, den er nicht durchlassen könne. Ich erklärte ihm, dass ich als Arzt zum Roten Kreuz gehöre und unbedingt mitfahren müsse. Nach einigem Hin und Her liess er mich passieren. Weniger Glück hatt Dr. B., ein Kronstädter, der ebenfalls im eigenen Wagen und von seiner Familie begleitet sich der Wehrmacht angeschlossen hatte. Er wurde vom Major angehalten und durfte nicht weiterfahren. Die Wehrmacht hatte keine Möglichkeit, ihn freizumachen, da sie laut Vereinbarung mit dem rumänischen Kommando keine Zivilisten mitnehmen durfte. Dr. B. ist dann später unter Zurücklassung seines Fahrzeuges über die Grenze gegangen.

Als wir kurz nach Tartlau die ungarische Grenze erreichten, erwarteten wir, starke ungarische und deutsche Streitkräfte anzutreffen. Aber wir sahen zu unserer Bestürzung lediglich einige schnurrbärtige ungarische Landwehrlaute. Bis Sf. Gheorghe, Sankt Georgen¹, trafen wir überhaupt keine Truppen an. Es hiess, die ungarischen Divisionen seien auf deutschen Befehl in die Pässe der Ostkarpaten geworfen worden, um die Rus-

¹ Sf. Gheorge (Sepziszentgyörgy), Jucle| Trei-Scaune.

sen aufzuhalten. Dies stand im Widerspruch zu den verheissungsvollen Nachrichten über den Entsatz von Kronstadt und bedrückte uns stark.

In Sf. Gheorghe kamen wir im Laufe der folgenden Tage immer mehr zur niederschmetternden Erkenntnis, dass die Rückgewinnung unserer Stadt eine Illusion bleiben musste. Durch den Predealpass rollten die zerschlagenen Trümmer der Wehrmacht aus dem Erdölgebiet und waren froh, als sie ungarisches Territorium erreichten. Auch aus Kronstadt hielt die Flucht der Bevölkerung an. Es kamen Sachsen und Rumänen. Sie berichteten, dass die Behörden mit Verhaftungen begonnen hätten und dass keine Aussicht mehr bestehe, dass die siebenbürgischen Garnisonen sich gegen die Bukarester Staatsstreichregierung zu stellen gedächten. In Sf. Gheorghe wurde durch den Leiter des Kronstädter SS-Ersatzkommandos, einen Hauptsturmführer, eine aus Kronstädtern bestehende «Kampfgruppe¹⁴» aufgestellt. Sie setzte sich zum grossen Teil aus siebzehn- und achtzehnjährigen Honterusschülern und jungen Burschen zusammen. Ihre späteren Verluste waren sehr gross.

Nach einigen Angaben über das Ende von Dr. Otto Liess fährt der Berichterstatter fort:

Die Tage vergingen, und der Raum von Sf. Gheorghe und Neumarkt musste unter russischem Druck aufgegeben werden. Die nächste Stadt war Sächsisch-Regen. Hier sah ich die Trümmer der aus dem rumänischen (moldauischen) Raum entkommenden deutschen Verbände. Abgerissen, durcheinandergewürfelt, demoralisiert zogen endlose Kolonnen westwärts. Tagelang strömten Fahrzeuge und Fuss truppen vorbei. Und hinter ihnen drückten die Russen. Nun wussten wir endgültig, dass alle Hoffnung auf eine Wiedergewinnung Südsiebenbürgens Torheit war. Wir hatten uns inzwischen auch überzeugen können, wie die angekündigten «starken deutschen Entsatzkräfte» aussahen. Eine einzige geschlossene und frische Division, die «Florian Geyer», war von Westen her erschienen. Sie war ein Tropfen auf den heissen Stein.

Von Sächsisch-Regen zogen wir uns nach Klausenburg zurück. Dies wurde längere Zeit gehalten. Als es schliesslich fiel, rollten wir durch das siebenbürgische Erzgebirge hindurch in die ungarische Tiefebene hinaus, auf den Fersen die Russen.

Nr. 13

Erlebnisbericht des Ingenieurs R. N. aus Buşteni, Plasa Sinaia, Judeţ Prahova in der Grossen Walachei.

Original. 15. April 1956, 8 Seiten, mschr.

Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Buşteni mit einem Transport des abrückenden «Deutschen Eisenbahntransportkommandos für den Südosten».

Der Vf. versucht zunächst, einen Eindruck von der allgemeinen Lage zu Anfang August 1944 zu geben, und berichtet dabei, dass in Buşteni das «Deutsche Eisenbahntransportkommando für den Südosten» wie auch die Eisenbahn-Abteilung des rumä-

nischen Generalstabes stationiert gewesen seien¹; das Verhältnis der beiden Stäbe sei dienstlich und persönlich ausgezeichnet gewesen.

Am 23. August legten wir uns ausnahmsweise bereits um 21 Uhr zu Bett. Knapp eine halbe Stunde drauf klopft es wie irrsinnig an unsere Wohnungstür. Da meine Werkwohnung auf dem Fabrikshofe liegt, nehme ich an, dass es sich um eine Betriebsstörung handelt, wegen der ich aus den Federn geholt werde. Ich bin deshalb beim öffnen der Tür erstaunt, statt des vermuteten Arbeiters Herrn J. zu treffen, einen ebenfalls aus Bukarest evakuierten Volksdeutschen, der im 1. Stock des Hauses wohnt.

Es fällt mir gleich auf, dass er vollkommen verstört und «durchgedreht» ist. Doch bevor ich noch fragen kann, ruft er: «Alles sofort heraus! Die Rumänen haben Frieden geschlossen; der König hat soeben im Rundfunk gesprochen. Alle Feindseligkeiten seien sofort einzustellen. Wer sich widersetzt wird sofort erschossen! Wir müssen sofort weg!» Es dauert natürlich eine Weile, bis ich begreife, was los ist. Aber dann wird mir klar, dass da eine ganz grosse Schweinerei geschehen war und nun tatsächlich irgendwie gehandelt werden müsse. Ich bitte deshalb Herrn J., bei meiner Frau und Frau Sch. zu bleiben, die aus dem ersten Stock ebenfalls zu uns heruntergekommen war, ziehe mich blitzschnell an und gehe – um nicht aufzufallen – gemächlichen Schrittes über den Fabrikhof und durch die Pforte. Kaum habe ich aber die Pforte hinter mir, geht es bei stockfinsterer Nacht in rasender Eile, auf Nebenwegen und über Stock und Stein zu Freund Sch., dem Ortsgruppenleiter, der durch den Rundfunk bereits im Bilde ist. Wir holen aus der Nachbarwohnung noch Freund R. herbei und halten Kriegsrat. Denn guter, wirklich guter Rat ist ja in diesem Augenblicke teuer.

Da gar nicht zu übersehen ist, wie die rumänische Bevölkerung und vor allem Militär und Polizei des Ortes auf diese Hiobsbotschaft reagieren werden, ist uns klar, dass wir vor allem mit der deutschen Transportkommandantur Fühlung nehmen müssen, die allein in der Lage sein könnte, gegebenenfalls die Angehörigen unserer kleinen Ortsgruppe halbwegs unter ihre Fittiche zu nehmen. Telefonisch ist von den Offizieren niemand erreichbar; es heisst, dass sie eine Lagebesprechung in ihren Diensträumen in der deutschen Schule hätten. Da wir also im Augenblick nichts unternehmen können, machen wir drei aus, dass wir uns nach Möglichkeit gegenseitig verständigen sollten, wenn was los sei, und gehen hierauf auseinander. Auf den Strassen ist alles ruhig.

Gegen Mitternacht werde ich aus dem Bett geholt, um zu einer Besprechung in die deutsche Schule zu kommen. Sch. und R. sind ebenfalls schon da. Oberstlt. Schade erklärt, die Lage sei vollkommen undurchsichtig; die Verbindungen zu seinen Dienststellen seien fast alle unterbrochen; Bukarest derzeit in keiner Weise erreichbar. Wir sollten aber beruhigt sein:

1 Buşteni liegt etwa 30 km südlich Kronstadt, doch bereits jenseits der hier vom Predeal-Pass gebildeten siebenbürgischen Grenze im Prahova-Tal. In Buşteni lag die Papierfabrik der Familie Schiel, die grösste Papierfabrik Rumäniens, in der der grösste Teil der aus Siebenbürgen stammenden deutschen Einwohner Buştenis, auch der Vf. dieses Berichts beschäftigt war.

wenn er mit seiner Einheit wegmüsse, würde er alle Deutschen des Ortes mitnehmen.

Am nächsten Morgen wurde der innerhalb der Ortsgruppe bereits bestehende Bereitschaftsdienst verstärkt. Es wurde bekanntgegeben, dass im Falle eines Falles ein kleines Handgepäck und Lebensmittel bereitgehalten werden sollten. Ausserdem sicherheitshalber noch ein grösseres Gepäck, sofern ein solches noch mitgenommen werden konnte. Wir wussten ja noch nicht, in welcher Weise wir Buşteni verlassen würden. Der Tag verlief sonst ruhig, wenn auch sehr gespannt. Am 25.8. wird uns mitgeteilt, dass Oberstlt. Schade einen Transportzug von der rumänischen Generalstabseinheit angefordert habe. Die Gestellung sei ihm zugesagt worden, und zwar ausser den Waggons für die deutsche Einheit zusätzlich 15 his 20 geschlossene Güterwagen für den Abtransport der Volksdeutschen¹.

1 Über den Verlauf der vorhergehenden Verhandlungen berichtet Direktor Heinrich Schiel, Inhaber der Papierfabrik, in dessen Haus der deutsche kommandierende Oberstlt. Schade wohnte: «Am 23. August, dem Tag der Kapitulation Rumäniens, wurde die Lage für die deutschen Truppen recht ernst, alles war in ständiger Bereitschaft. Herr Oberstleutnant Schade stand wegen der Wichtigkeit seiner Mission in direkter Verbindung mit dem Führerhauptquartier. Er rechnete mit einer vorübergehenden Räumung Rumäniens von den deutschen Truppen, bis die Befreiungsarmee, die angeblich im Anmarsch war, eintreffen würde. Angeblich hätte er auch den Befehl aus dem Hauptquartier erhalten, uns Volksdeutsche beim Abzug wenigstens bis über die alte Landesgrenze (Predeal), bis ins siebenbürgische Siedlungsgebiet mitzunehmen . . . » Am 24. August hatten wir daher mit dem Oberstleutnant und seinen Offizieren edne diesbezügliche Beratung, wobei eine eventuelle vorübergehende Evakuierung der Volksdeutschen aus Buşteni besprochen wurde. Ein Verständigungssystem wurde ausgearbeitet und die Parole ausgegeben, dass sich alle bereit halten müssten. Weiter wurde gesagt, dass jeder nur soviel mitnehmen solle, als er tragen kann, also einen Rucksack und noch einen Koffer oder eine Kiste, Lebensmittel für einige Tage, die nötigsten Kleider und eine Schlafdecke. Hausrat und sonstige Gegenstände, die einen unnötig belasten würden, müssten Zurückbleiben. Wussten wir doch nicht, wie der Abtransport erfolgen würde, zu Fuss oder mit der Bahn, Wir alle sahen diese Anordnungen nicht allzu ernst an, nötigenfalls wollten wir die ersten Tage nach dem Abzug der Wehrmacht in Kronstadt verbringen, um dann so schnell wie nur möglich wieder nach Buşteni zu kommen. Im grossen und ganzen verlief der 24. August recht ruhig und normal. Alle gingen ihrer Beschäftigung in der Papierfabrik nach. Auch wir Direktoren ergriffen keine besondere Massnahme, vor allen Dingen um keine Beunruhigung hervorzurufen. Wir glaubten, dass es nicht zu der besprochenen Evakuierung kommen würde ...» «Am Fluchttag, dem 25. August, begann das Leben wie an jedem andern Tag. Die Arbeit in der Fabrik und im Büro verlief am Vormittag ganz normal. Gegen 15% Uhr rief mich Herr Oberstleutnant Schade im Büro an, sagte mir nur kurz, dass Rumänien an Deutschland den Krieg erklärt habe und er mit uns über die jetzt nötigen Fluchtmassnahmen sprechen müsse. Bei der nun erfolgten kurzen Aussprache in meiner Wohnung mit meinen Brüdern und noch einigen Herren, in der Herr Schade nochmals betonte, erneut den Befehl erhalten zu haben, uns Volksdeutsche mitzunehmen, wurde dann das vereinbarte Stichwort zur Flucht durch das festgelegte Verständigungssystem durchgegeben. Um 16% Uhr, also in einer knappen Stunde, sollten sich alle am Bahnhof treffen. Für uns Direktoren war es ausserdem ordentlich schwer, diesem Entschluss beizustimmen, mussten wir doch unsere schöne Fabrik, das Werk unserer Väter, das unsere Generation schon über 20 Jahre vergrössert, entwickelt und geleitet hatte, so plötzlich verlassen. Ausschlaggebend für unsere Zustimmung war die Nachricht, die Oberstleutnant Schade von einem befreundeten Oberstleutnant aus dem rumänischen General-

Die Lage an diesem Tage wurde immer ernster; die Meldungen und Nachrichten aus Ostrumänien über den Vormarsch der Russen immer widersprechender. In Bukarest schien es heiss herzugehen. Unkontrollierbaren Nachrichten zufolge soll die Stadt von deutschen Stukas angegriffen worden sein. Man hoffte auf eine schnelle Niederschlagung des Putsches. Dieser Optimismus bemächtigte sich auch unser, und wir hofften, dass doch bald alles ins Lot käme und wir nicht zu flüchten brauchten.

Doch es kam anders. Etwa um 14 Uhr wurde durchgegeben, dass wir vermutlich in den Abendstunden abfahren würden. Um 16 Uhr hatten wir in der Fabrik an einer Antriebsmaschine eine schwere Betriebsstörung. Ich war gerade dabei, die Maschine zu untersuchen, als Freund Sch., Ortsgruppenleiter und Leiter der Fabrikkraftanlage, mich unauffällig beseite nahm und mir zuflüsterte: «Sofort fertigmachen! Wir türmen!» Ich gab meinen Leuten Anweisungen für die Durchführung der Reparaturarbeiten und haute nach Hause ab; denn innerhalb einer halben Stunde sollte alles am Bahnhof sein.

Natürlich wusste ganz Buşteni die Nachricht von unserer Abfahrt im Nu! Die Gefühlsskala der rumänischen Bevölkerung wechselte vom zynischen Triumph über gleichgültige Gelassenheit bis hin zur Bestürzung und ehrlicher Trauer. Und es zeugte für die Beliebtheit der Volksdeutschen im Allgemeinen und der volksdeutschen Fabriksinhaber im Besonderen, dass unsere beabsichtigte Abfahrt von dem weitaus grössten Teil der Bevölkerung mit aufrichtigem Bedauern vermerkt wurde.

Natürlich waren im Handumdrehen die wildesten Gerüchte im Umlauf: auf jeden, der das Haus verliess, würde scharf geschossen werden; vor dem Gemeindeamt seien Barrikaden aufgebaut, die mit MG besetzt seien; das Bahnhofsgelände sei vollkommen abgeriegelt usw. Trotz: wir bereiteten unser Gepäck vor, das von einem Fabriks-Streifwagen zum Bahnhof gebracht werden sollte. Als allmählich durchsickerte, dass für uns Zivilpersonen, etwa 380 an der Zahl¹ (inzwischen hatten sich noch einige Volksdeutsche

stab erhalten hatte. Diese lautete, dass er, der rumänische Oberstleutnant, den Befehl erhalten habe, die deutschen Truppen in Buşteni zu entwaffnen und die Familie Schiel in Schutzhaft zu nehmen. Der rumänische Oberstleutnant war in Sinaia bei den Gebirgsjägern.» (Erlebnisbericht; Original, 8. April 1956, 5 Seiten, mschr.)

Frau Minna Schiel, die Witwe eines der Inhaber, erklärt gleichfalls, Oberstleutnant Schade habe «inoffiziell Kenntnis davon erhalten, dass Befehle, das deutsche Militär zu entwaffnen und die Familie Schiel zu verhaften, in Sinaia zwar schon vorlägen, aber zurückgehalten würden, bis der Zug Buşteni verlassen habe». Es heisst in ihrem Bericht u.a.: «Aus persönlichem Entgegenkommen versprach ein rumänischer General, dem Transportkommando einen Zug zur Verfügung zu stellen, und gab die Erlaubnis, die deutsche Zivilbevölkerung in diesem Zug mitzunehmen.» Am Passbahnhof Predeal habe ihr Mann aus dem Gespräch zweier rumänischer Offiziere auf dem Bahnsteig gehört: «Das ist der Zug der Familie Schiel. Der darf noch passieren». In der Tât gehörten von den 300 Flüchtlingen, die schliesslich im Lager Schillern ankamen, wie Frau Schiel später schreibt, «über ein Fünftel unserer Familie an, darunter 47 namens Schiel». (Erlebnisbericht; Original, April 1956, 3 Seiten, mschr.)

1 Heinrich Schiel erklärt, Buşteni habe «bei einer Einwohnerzahl von beiläufig 3'000 nur etwa 300 volksdeutsche Seelen» gehabt. Vgl. dazu Bericht Nr. 14, S. 75.

aus der Umgebung und Reichsdeutsche aus dem Petroleumgebiet zum Abtransport in Buşteni eingefunden), dass also genügend Laderaum vorhanden sei, holte ich aus dem Keller auch noch unser Luftschutzgepäck – vor allem Wintersachen und Wäsche – heraus.

Endlich kam der Streifenwagen und wir zogen los. Bis auf die unendlich vielen Neugierigen war es in den Strassen verhältnismässig ruhig. Auf dem Wege zum Bahnhof überholten uns in LKW verladene Einheiten des Transportkommandos: mit Stahlhelmen und schussbereiten Waffen rasten sie dem Bahnhof entgegen. Dem Burgfrieden, den die beiden Kommandeure geschlossen hatten, war anscheinend doch nicht so ganz zu trauen. Von rumänischer Seite war nämlich zugesagt worden, die deutschen Wehrmachtsangehörigen (trotz anscheinend vorliegender Gegenbefehle) unbehelligt zu lassen, sofern die deutschen Landser sich ruhig verhielten und auch sonst keinen Anlass zu «Provokationen» gäben (was u. U. ein dehnbarer Begriff hätte sein können).

Wir kamen schliesslich mit unseren Habseligkeiten unbehelligt am Bahnhof an. Von Militär, Polizei oder gar Absperrungsmassnahmen war nirgends was zu merken. Unser drei Monate altes Töchterchen hatten wir in eine «Trage mit Splitterschutz» gelegt, die bereits seit Wochen ihr Luftschutzkeller-Quartier war. Für diesen Zweck zwar ein ausgezeichnetes, jedoch für eine u. U. lange Güterwagen-Bahnfahrt ein etwas hartes und unbequemes Liegeplätzchen. Ich fuhr deshalb, als ich sah, dass in den Güterwagen noch verhältnismässig viel Platz war, schnellstens noch einmal mit einem Fuhrwerk in meine Wohnung zurück und lud den Kinderwagen, einige warme Decken und Kissen auf.

Beim Zurückfahren zum Bahnhof kam mir vor, als ob die rumänische Bevölkerung nervöser als vorher sei. Auch sah man plötzlich rumänische Patrouillen und Polizisten auf der Strasse. Ich kam aber unbehelligt bei den Meinen an und hatte somit mehr Glück als ein Bekannter, der ebenfalls noch einmal heimgefahren war, um sich etwas zu holen, und dabei verhaftet wurde; oder als ein Freund, der beim neuerlichen Eintritt in seine Wohnung bereits einige von den rumänischen «Brüdern» vorfand, die nach Herzenslust am Klauen waren.

In den Güterwagen richteten wir uns alle, so gut es ging, häuslich ein. ... Um 20 Uhr war's dann so weit¹: Wir fuhren ab! Einige Getreue der rumänischen Arbeiter hatten es sich nicht nehmen lassen, sich persönlich von uns am Bahnhof zu verabschieden. Wir riefen uns ein hoffnungsfreudiges «Auf Wiedersehen!» zu; denn wir traten ja diese Fahrt in der Überzeugung an, dass es bloss ein Abschied für kurze Zeit sei und wir in spätestens ein bis zwei Wochen wieder in Buşteni sein würden. Damals schien es noch unfassbar, dass das lebenswichtige Petroleumgebiet oder – im äussersten Falle – der natürliche Karpatenwall nicht erfolgreich verteidigt werden würde.

In Azuga gesellten sich noch die dortigen Volksdeutschen zu uns. Sie brachten wilde Gerüchte mit: der Zug würde in Predeal aufgehalten werden; in Kronstadt sei der Bahn-

1 Heinrich Schiel gibt die Abfahrtszeit mit 18 Uhr an, Frau Minna Schiel mit 21 Uhr.

hof voll Militär; es würde scharf geschossen werden; uns allen winke Internierung; im Übrigen sei das Ultimatum für freien Abzug der deutschen Wehrmachtangehörigen bereits um 20 Uhr abgelaufen.

In Kronstadt kamen wir etwa um 23.30 an, ohne in Predeal behelligt worden zu sein, und erfuhren, dass das Ultimatum erst um 24 Uhr abliefe. Bis dahin konnte aber die rumänisch-ungarische Grenze unmöglich passiert sein, zumal am Kronstädter Bahnhof mit rumänischen Militär- und Sicherheitsorganen wegen der Weiterfahrt erst verhandelt werden musste. Doch entwickelten sich die Dinge anders: Vor jeden Güterwagen wurde ein rumänischer Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr postiert und die deutschen Offiziere weggeführt. Nach etwa einer halben Stunde, die uns wie eine halbe Ewigkeit erschien, kamen sie zurück. Die Pistolen hatten sie abgeben müssen und retteten dadurch die Gewehre und Maschinenpistolen ihrer Mannschaften. Wie wir später erfuhren, konnte das Bahn- und Lokpersonal, das von einem Weitertransport nichts wissen wollte, mit einer ziemlich hohen Summe bestochen werden, und so war es erst möglich, dass wir erst sehr spät nach Mitternacht an der rumänisch-ungarischen Grenze ankamen und mit einem «Gib-ihm!»-Anlauf von der Lok auf die ungarische Seite verschoben wurden, wo wir stundenlang stehenblieben, da keine Lok für den Weitertransport zur Verfügung stand¹.

Im Laufe des Vormittags wurden wir mit Weh und Ach bis Madéfalva gebracht, wo wir erst die fermündliche Antwort aus Budapest abwarten mussten, was mit uns zu geschehen habe. Wir standen in Madéfalva bis spät am Abend des 26. August. So hatte ich Gelegenheit und Zeit, meinen Geschwistern nach Sächsisch-Regen zu telegrafieren. Ich bat, uns einige Esswaren und ungarisches Geld an die Bahn zu bringen; denn unsere Erkundigungen gingen dahin, dass wir über Reen geleitet würden. So fuhren wir dann

¹ Über die Vorgänge in Kronstadt berichtet Heinrich Schiel: «In Kronstadt gab es einige aufregende Momente. Der Bahnhof war vom rumänischen Militär besetzt. Unsere kleine Wehrmachtseinheit wurde aufgefordert, sich zu ergeben und die Waffen abzuliefern. Die Verhandlungen gingen hin und her, ja es wurden sogar einige Schüsse abgegeben. Zum Schluss einigten sich die beiden Kommandanten, dass die Deutschen freien Abzug hätten, wenn einige Maschinengewehre, Gewehre, Revolver und Handgranaten abgeliefert werden. Da wohl keiner es auf einen richtigen Kampf ankommen lassen wollte, waren alle mit dieser Lösung einverstanden. Die zweite schwierige Frage war die Beschaffung einer Lokomotive, die uns bis zur ungarischen Grenze bringen sollte. Diese war beim Altfluss etwa 20 km weit von Kronstadt. Nach längeren Verhandlungen erklärte sich ein Rangierlokomotivführer bereit, uns bis dahin gegen Bezahlung von Lei 20'000 zu bringen. Das Geld wurde von uns aufgebracht, wir hatten ja doch jeder für etwa zwei bis drei Monate Geld mitgenommen, dann wollten wir ja wieder zu Hause sein.

In Kronstadt stiegen wieder einige verwandte Familien, die telefonisch von unserer Flucht unterrichtet waren, zu uns in den Zug.

Am 26. August, gegen 3 Uhr, fuhren wir dann endlich, von der kleinen Lokomotive gestossen, der Grenze zu. Auf der Altbrücke, der Grenze, liess uns der Lokomotivführer stehen und fuhr wieder zurück.

Von der nächsten ungarischen Station wurde nun von den Offizieren eine Lokomotive organisiert, was ihnen auch, da Ungarn unter deutschem Kommando stand, ziemlich leicht gelang. Am späten Vormittag fuhren wir dann in die erste ungarische Station ein.»

die Nacht durch, vorbei an den mir vertrauten und geliebten Stellen des mit Schönheiten so reich gesegneten Miereschtales, voll trächtiger Erinnerungen an Sommerferien, Urlaubs- und Wanderfreuden.

Am 27.8. kamen wir um die Mittagszeit in Déda an, wo wir erfuhren, dass unsere Fahrtroute nicht über Reen, sondern über die neue Strecke nach Szeretfalva-Dés gehe. Durch einen zufällig in Déda anwesenden, in Reen stationierten Wehrmachtsleutnant konnte ich meinen Bruder über die Fahrtrichtungsänderung unterrichten. Am 28.8. kamen wir um 5.30 in Szeretfalva an, wo wir von zwei Vertretern der Volksgruppe, Gebiet Nösen, erwartet wurden. Sie hatten den Auftrag, alle aus dem Süden kommenden deutschen Flüchtlinge im Kreise Bistriz aufzufangen. Dagegen wandte sich aber Oberstlt. Schade, unter dessen Fittichen wir ja standen. Aber auch wir hatten gegen diese Massnahme Bedenken, da auch unserer Meinung nach der Bistritzer Zipfel bedroht war; denn die Russen drängten von allen Seiten der Grenze zu; und unsere Hoffnung, jenseits des Karpatenwalles zu dessen Verteidigung deutsches und ungarisches Militär in rauen Mengen anzutreffen, erwies sich als gänzlich trügerisch.

Wir würden dann noch bis Bistriz gebracht, wo wir was Warmes essen und uns nach der langen Bahnfahrt wieder einmal tüchtig waschen sollten. In Bistriz traf ich mich wieder mit dem Reener Leutnant, der mit einem leider schon besetzten Kübelwagen, so dass er meinen Bruder nicht mitbringen konnte, nach Bistriz gekommen war. Ein von den Meinen in aller Eile, aber mit viel Liebe zusammengestelltes Fresspaket und ungarische Pengös waren uns auf unserer «Fahrt ins Blaue» hochwillkommene und dankbar begrüßte Hilfe. Nach 22 Uhr fuhren wir aus Bistriz wieder ab, nachdem wir uns von unseren vielen Bekannten herzlich verabschiedet hatten. Es war ein Abschied, bei dem wir uns gegenseitig seelisch aufzumuntern bemühten; denn wir fühlten im Grunde genommen doch alle, dass wir einer einschneidenden Schicksalswende entgegengingen, wenn sich diese damals auch noch nicht in irgendeiner konkreten Form umreissen liess.

In Des kamen wir am 29.8. um 15 Uhr an, wurden von der Wehrmacht verpflegt und fuhren wieder um 19 Uhr nach Nagykaroly ab, das wir zu Mittag des nächsten Tages erreichten. An diesem Tage begann sich eine brütende Hitze aufs Land zu! legen, die sich an den kommenden Tagen noch steigern sollte. – Von Nagykaroly konnten wir nicht, wie geplant, in Richtung Debrecen-Szolnok weiterfahren, weil die Brücke über die Theiss gesprengt war, sondern mussten über Ermihalyfalva–Grosswardein nach Békécsaba geleitet werden, das wir am 31.8. um 17 Uhr erreichten. Vorgesehen war, über die Theiss zwischen Szentes und Csongrád zu fahren.

Nach einigen Bemerkungen über die von der ungewohnten Hitze verursachten Beschwerden fährt der Vf. fort:

Sonst aber war die Stimmung des Transportes gut. Zwar musste die Hoffnung, dass wir bis zur Klärung der militärisch-politischen Lage «höchstens bis hinter den Karpatengürtel» fahren würden, nun endgültig begraben werden. Und damit wurde uns erstmalig auch der Ernst der ganzen Situation bewusst; denn nun erst zeichnete sich für uns die Gefahr ab, in der sich unsere Heimat befand; die Gefahr, an die wir in unserm Idealismus und Optimismus bisher nicht glauben konnten oder glauben wollten.

Aus Békéscsaba fuhren wir um Mitternacht weiter; und zwar nicht, wie ursprünglich vorgesehen, in Richtung Szentes, denn die Theissbrücke war hier in der Zwischenzeit ebenfalls zerstört worden, sondern in Richtung Szolnok, wo inzwischen die Brücke laut Meldungen wieder befahrbar war. So kamen wir auf Umwegen am 1.9. gegen 10 Uhr auf dem Bahnhofsvorgeländes des Bahnknotenpunktes Szajol an. Die Einfahrt war gesperrt. Und noch ehe wir uns erkundigen konnten, warum wir wieder auf offener Strecke stehen bleiben mussten, sahen wir mehrere Züge aus dem Bahnhofsgelände auf die doppelgleisigen Anlagen der Strecken nach Törökszentmiklós und Mezötúr herausfahren.

Dann überstürzten sich die Ereignisse: Fast gleichzeitig mit dem einsetzenden Fliegeralarm erschienen anglo-amerikanische Kampfverbände in gar nicht allzugrosser Höhe und brausten über uns hinweg. Ein wilder Motorenlärm erfüllte die Luft, der durch immer näherkommende Detonationen übertönt wurde. Erst glaubten wir an schwere Flak; doch dann merkten wir an dem Surren, Zischen, Pfeifen und Heulen, dass es sich um Bombenabwürfe und -einschläge handelte. Fast gleichzeitig mit dieser Erkenntnis war unser Transportzug plötzlich rechts und links im schönsten Bombenhagel. Es splitterte und krachte an allen Edeen und Kanten, die Erde bebte und unser Wagen, auf dessen Boden wir uns über unser Kindchen geworfen hatten, um es vor Splittern zu schützen, tanzte auf den Schienen wild hin und her und auf und ab. Wie durch ein Wunder wurden aus unserm Transport weder Menschen noch Wagen verletzt.

So schnell wie er gekommen, verschwand auch der Spuk. Der Bombenteppich – etwa in der Höhe unseres Transportzuges begonnen – wurde in verstärktem Masse in Richtung Bahnhof Szajol-Theissbrücke fortgesetzt. Rauch, Staub und Qualm in der Gegend des Bahnhofes war, was die Kampfverbände hinterliessen. Als sie abgeflogen waren, merkten wir erst, in welcher Gefahr sich unser Zug befunden hatte: Wir zählten etwa 30 Bombeneinschläge, die etwa in 100 m Entfernung von uns niedergegangen waren. Nach der Entwarnung erhielt ein Leutnant unseres Transportes den Auftrag, sich in Szajol wegen unserer Weiterfahrt zu erkundigen. Da er nicht ungarisch sprach, nahm er mich als Dolmetscher mit.

Der Vf. schildert den Eindruck des von Bomben schwer getroffenen Bahnhofsgeländes und berichtet dann weiter:

Vom Bahnhofspersonal erfuhren wir, dass durch den Angriff die Theissbrücke bei Szolnok abermals getroffen worden sei und an eine Weiterfahrt in dieser Richtung nicht zu denken sei. So hiess es abermals, sich in Geduld zu fassen und auf weitere Anweisungen zu warten. Um 15 Uhr wurden wir in Richtung Kunszentmarton umgekehrt und in der Nacht dann doch über die wiederhergestellte Brücke zwischen Szentes und Csongrád über die Theiss gebracht; über die gleiche Brücke, über die wir bereits von Nagykároly aus geleitet werden sollten. Unser Weg führte uns dann über die Orte Csongrád, Kiskunfélegyháza, Kecskemet und Cegléd, die wir im Laufe des 2.9. durchfuhren. Cegléd sah besonders verwüstet aus. Auf dem Bahnhofsgelände waren intensive Aufräumungsarbeiten im Gange. Nach Budapest wurden wir nicht hineingelassen, da die Gefahr, in einen Luftangriff hineinzufahren, zu gross war. Wir wurden deshalb um Bu-

dapest herumgeleitet und bis Rakos gebracht, wo wir etwa um Mitternacht ankamen und von Vertretern der Deutschen Volksgruppe in Ungarn, darunter auch Siebenbürger Sachsen, empfangen und gepflegt wurden.

Die ungarische Bevölkerung selbst war auf der ganzen Fahrt rührend bemüht, uns vor allem mit Wasser und Obst zu versehen, wo auch immer wir auf offener Strecke stehenblieben. Zeitweilig glich unser Güterwagen einem Melonenverkaufsstand, in dem groteskerweise Windeln, Herrenhemden, Damenschlüpfer, Taschentücher und Strümpfe zum Trocknen hingen. Woher die hierfür benötigten Wäscheleinen stammten, war schon damals nicht festzustellen. Sie waren einfach da – sehr zu Freude aller Mitinteressierten.

Die Fahrt ging dann nach Hegyesháalom weiter. Die Strecke bis dorthin sah verheerend aus: Ungezählte modernste Fabrikanlagen waren fast restlos zerstört; verzagt beurteilte die Bevölkerung die Zukunft und bemitleidete uns um die verlorene Heimat. In Hegyesháalom selbst konnten wir für sündhafte Preise einige Kekse, Zigaretten und sogar Tokajer Wein kaufen. In einem Gasthaus in Bahnhofsnähe assen wir zwar teuer, dafür aber wenig und schlecht zu Mittag; doch waren wir froh, nach langer Zeit wieder etwas Warmes gegessen zu haben. Für unsere restlichen Pengös hätten wir gern noch dies und jenes eingekauft. Da aber der Tag ein Sonntag war, hatten sämtliche Geschäfte zu. Von Hegyesháalom fuhren wir knapp nach 17 Uhr nach Bruck a. d. Leitha weiter. Angeblich sollten wir dort in ein Auffanglager kommen. Da wir nun in «sicheren Händen» seien, verliessen uns unsere Wehrmachtbegleiter. Ihre Mission war erfüllt, und wir waren auf uns selbst gestellt¹.

Es folgt noch die Schilderung der letzten Etappe des Transports von Bruck a. d. Leitha bis zur Einweisung in das Umsiedlungslager Schiltern, Kr. Krems, in Niederösterreich.²

Nr. 14

Erlebnisbericht der Gerda Knopf aus Bușteni» Plasa Sinaia, Județ Prahova in der Grossen Walachei.

Original, April 1956, 7 Seiten, mschr.

Improvisierte Flucht von Bușteni nach Kronstadt, Weiterfahrt auf Wehrmacht-Fahrzeugen bis zum Erreichen des Evakuierungstransports in Bistritz; zweite Flucht von Krappitz in Oberschlesien.

Die Vfn. beginnt mit allgemeinen Bemerkungen zur Kennzeichnung der politischen Lage im Sommer 1944,

Und dann war das, was [man] befürchtet hatte, plötzlich da, völlig unerwartet für

1 Aus den Berichten der Familie Schiel geht hervor, dass das Gros des Transportkommandos bereits in Bistritz zu neuem Einsatz abkommandiert worden ist; die Bewachung des Transportes wurde einer geringen Begleitmannschaft unter Oberstabsarzt Wolf übertragen, die den Transport bis Wien geleitete. Vgl. auch Bericht Nr. 14, S. 78.

2 vgl. hierzu Bericht Nr. 14, S. 78 f.

die in Rumänien stationierten deutschen Truppen. Der König gab am 23.8.44 die Waffeniederlegung Rumäniens bekannt!

Es biess, dass Russland in den Kapitulationsbedingungen u.a. von Rumänien einige Hunderttausend Arbeitskräfte für den Wiederaufbau gefordert habe. Es war uns klar, dass in dem Falle wir Deutschen als erste zur Zwangsarbeit nach Russland kämen!

Was sollten wir tun, bis die deutsche Wehrmacht Nachschub bekäme? Denn dass die rumänische Front, zumindest der Karpatenbogen von den Deutschen gehalten würde, davon waren wir überzeugt. Bis aber dieser Nachschub käme, müssten wir unsern Heimatort Buşteni im Prahovatal verlassen, da hier sicher Kampfgebiet werden würde. In Sinaia und Predeal lag viel rumänisches Militär. Wie würde sich das verhalten, wie die rumänische Bevölkerung?

Die hatte anfangs darüber gejubelt, dass der Krieg nun zu Ende sei; nachher war dem Jubel eine abwartende Stille gefolgt. Buşteni hatte z. Z. seine Bevölkerungszahl mehr als verdoppelt durch Flüchtlinge und Evakuierte aus Bukarest; es zählte etwa 12'000 Einwohner. Unsere deutsche Volksgruppe war nur ein kleiner Teil davon, etwa 400 Leute. Dazu kam das Transportkommando der deutschen Wehrmacht, das in unserm Ort stationiert war, etwa 120 Mann. Würden diese von den Rumänen entwaffnet werden oder die Möglichkeit haben, abzuziehen? – Ein rumänischer General versprach, dem Transportkommando einen Zug zur Verfügung zu stellen. Der Kommandant, Oberstleutnant Schade, erwirkte die Erlaubnis, die deutschen Zivilisten mitzunehmen. Aber ein ganzer Tag verstrich und der versprochene Zug wurde nicht gestellt. Sollte man sich auf das Wort eines rumänischen Offiziers verlassen? Sollte man weiter warten? Das 40 km entfernte Kronstadt als grössere deutsche Siedlung, wo viel deutsches Militär lag, erschien einem sicher. Wir glaubten, das würde gehalten, bis neue deutsche Truppen herangeführt würden. Deshalb wurde beschlossen, Frauen mit kleinen Kindern, Alte und Kranke mit LKW und PKW nach Kronstadt zu schicken. Noch waren die Landstrassen passierbar. Die anderen wollten versuchen – schlimmstenfalls zu Fuss über die Berge – nach Kronstadt zu gelangen. Mein Schwager bestand darauf, dass meine Mutter und ich auch mit einem Wagen sofort nach Kronstadt sollten (meine Mutter, weil sie so schwer zu Fuss war, und ich, weil ich infolge einer Mandeloperation, die kaum eine Woche zurücklag, noch sehr schwach auf den Beinen war). Ich war verzweifelt, dass ich mich von der Familie und den übrigen Buştenern trennen sollte; aber wir fügten uns, wir wollten den andern keine Belastung sein. Im Falle der Eisenbahnzug des Transportkommandos zustande käme, sollten alle Vorausgeschickten in Kronstadt zusteigen.

Am Spätnachmittag des 25. August 1944 kamen wir gut in Kronstadt an. Alles schien dort ruhig zu sein, nur sah man überall Militärpatrouillen. In der Bahnhofgegend, der sogenannten Blumenau, waren es Rumänen, in der oberen Stadt Deutsche. Vom deutschen Militär waren Gymnasium, Mädchenschule, Volksschule und Sportplatz besetzt. Wir stiegen bei Verwandten ab, die in unmittelbarer Nähe des Sportplatzes wohnen.

Am andern Morgen erfuhren wir, dass der Zug mit den Buştenern in der Nacht

durchgefahren sei. Mit der Verständigung hatte es nicht ganz geklappt. Einige wenige, darunter wir, konnten nicht verständig werden» Wir waren zurückgeblieben, alle andern unserer kleinen Gemeinschaft, die so sehr zusammenhielt, waren fort.

In Kronstadt wurde unter den Deutschen durchgegeben, die Bevölkerung solle sich ruhig verhalten. Man solle in die Keller gehn, es käme wahrscheinlich zu Schiessereien, aber Kronstadt würde von der Wehrmacht auf alle Fälle gehalten werden. Viele von unsern deutschen Männern und Jünglingen stellten sich freiwillig und wurden – soweit der Vorrat reichte – in deutsche Uniformen eingekleidet. Schützengräben wurden ausgehoben und Maschinengewehre aufgestellt. So war die Lage mittags. Plötzlich um 2 Uhr nachmittags ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: «Die deutschen Truppen ziehen ab! Rette sich, wer kann!» Ich stürzte zum Sportplatz: Fahrzeug auf Fahrzeug rollte von dort ab. Auf meine verzweifelte Frage, was aus uns würde, sagte ein Landser: «Wir nehmen jeden Deutschen mit, aber wir fahren in wenigen Minuten.» Es war wohl der schwerste Entschluss meines Lebens, den ich fassen sollte. Ich entschied für die Flucht. Ich rannte um meine Mutter und unsere paar Gepäckstücke. Ein LKW stand fahrbereit. Kisten und Geräte wurden verladen. Meine Mutter fand auf einem Kartoffelsack einen Sitzplatz, unsere Koffer wurden zwischen Maschinengewehren verstaut. Noch etwa 20 Zivilisten, mir unbekannte Kronstädter, z.T. ohne jedes Gepäck, wie sie gingen und standen, einige junge Mädchen, Angestellte der Volksgruppe, nur im Kleid, erkletterten in Hast den Wagen. Wir fuhren ab. Lange Kolonnen von Wehrmachtswagen bewegten sich gegen die ungarische Grenze, die damals infolge der Abtrennung Nordsiebenbürgens nur 20 km entfernt war. Würden wir durchkommen oder würden uns die Rumänen im letzten Moment aufhalten? Langsam nur kam man vorwärts. Überall standen Leute und baten, mitgenommen zu werden. Unser Wagen war zum Bersten voll¹.

Das Wetter war klar und sonnig. Im Hintergrund standen unsere heimatlichen Berge; die Gipfel des Bucegi grüssten zu uns herüber. Würde ich diese Höhen, die ich so sehr, liebe, noch einmal sehen?

Wir atmeten auf, als die Grenze hinter uns lag. In einem kleinen ungarischen Dorf kamen wir abends 10 Uhr an und sollten dort die Nacht verbringen. Anfangs sassen wir in einer Wehrmachtsdienststube, dann wurden und Nachtquartiere in Privathäusern zu-

1 Ein deutscher Einwohner von Kronstadt berichtet, er sei am 26. August mittags, nachdem er in der Wohnung des deutschen Generalkonsuls vom bevorstehenden Abrücken der deutschen Truppen erfahren hatte, mit seinem eilig zusammengerafften Gepäck von einem deutschen Munitionswagen mitgenommen worden. Insgesamt seien auf diese Weise ca. 600 Personen geflüchtet. Mit den Militärlastwagen gelangten die Flüchtlinge zunächst über Sächsisch-Regen nach Bistritz, wo sie im Gewerbevereinshaus untergebracht wurden und etwa 10 Tage blieben. Die waffenfähigen Männer wurden von der Volksgruppenführung nach Neumarkt beordert, um dort – «freiwillig» – zur Waffen-SS gemustert zu werden. Die restlichen Flüchtlinge wurden dann in Viehwaggons, die dem Transportzug der Führerreserve der deutschen H.Gr. Südkraine angekoppelt wurden, später in einem eigenen Zug von inzwischen 370 Menschen nach Nordungarn und weiter nach Österreich abgeschoben, wo sie im Lager Steinberg bei Oberpullendorf (Steiermark) Aufnahme fanden. (Erlebnisbericht; Original, 8. April 1956, 8 Seiten, hschr.)

gewiesen. Das Gepäck blieb auf den LKW. Erst am nächsten Vormittag sollte es weitergehen. Wir schliefen sehr unruhig. Draussen war es sehr laut, viele Fahrzeuge rollten vorüber, Kommandostimmen ertönten. Es hielt uns nicht länger im Haus. Wir eilten um 5 Uhr früh zur Dienststelle. Die war verlassen. Die Wagenkolonnen waren auf und davon – mit unserm Gepäck. Es hatte in der Nacht Alarm gegeben, die Russen waren bei Palanca durchgebrochen – Feuerschein – Schiessen ~ sofortiger Aufbruchbefehl. Es war keine Zeit, alle Zivilisten von der Abfahrt zu verständigen. Wir standen da und besaßen nur noch die Kleider, die wir an hatten, nicht einmal eine Zahnbürste mehr hatten wir! Noch zwei Leidensgefährten besaßen wir: ein altes Ehepaar aus Cămpina; die Frau hatte sich in der Nacht den Arm gebrochen; als sie beim Alarm den Wagen besteigen wollten, war sie heruntergefallen. Wehrmächts wagen einer andren Einheit waren noch im Dorf. Es wurden Leitungen abmontiert. Man wollte uns mitnehmen' und versicherte uns, dass wir unsere Einheit bestimmt irgendwann, irgendwo wieder treffen würden. Zum Glück wusste ich den Namen unsere» Fahrers, der den andern bekannt war. Den ganzen Tag fuhren wir hinter unserm Gepäck her.

Ich war sehr deprimiert und machte mir die bittersten Vorwürfe, meine Mutter diesen Strapazen ausgesetzt zu haben – es wäre vielleicht richtig gewesen, in Kronstadt zu bleiben.

Am Abend waren wir in Sächsisch-Regen, und von dort wurden wir auf ein kleines ungarisches Dorf dirigiert, das wir nach vielen Irrfahrten erreichten. Vergeblich hatte ich überall nach dem Wagen gefragt und Ausschau gehalten, auf dem unsere Koffer waren. Ein Offizier erbarmte sich unser. Er stellte uns seinen PKW zur Verfügung, um auf die Suche nach unserm Gepäck zu fahren. Und wirklich fanden wir es und alles war da, Rucksack und Koffer. Wie reich kamen wir uns vor! Und dann hatten wir noch eine Freude. Unser Fahrer hatte von seinem Offizier Auftrag, uns unbedingt Nachtquartier zu beschaffen. Er klopfte – es war ungefähr Mitternacht – am Pfarrhaus an. Eine Tür wurde geöffnet und eine Stimme sagte, erst ungarisch, dann deutsch: «Hier ist alles schon von Flüchtlingen belegt.» Es war dunkel, ich konnte niemanden erkennen, aber die Stimme kam mir so bekannt vor. Und dann wusste ich auf einmal, wem sie gehörte; eine Verwandte war es aus Kronstadt, die mit ihrer Familie und ihrem 35jährigen Vater auch mit Wehrmachtswagen bisher gekommen war. Die Überraschung war auf beiden Seiten gross. Welch grosse Freude und Beruhigung war es – besonders für meine Mutter – nun nicht mehr allein, sondern mit so lieben, vertrauten Menschen zusammen zu sein. Für meine Mutter fand sich ein Sofa, und ich ging ins Heu schlafen, wo noch viele andere Kronstädter waren.

Am andern Tag wurden dann alle Zivilflüchtlinge gesammelt, etwa 120 waren wir, und in einigen LKW nach Bistritz geführt, wo ein Auffanglager sein sollte. Bei der Einfahrt zur Stadt, etwa 9 Uhr abend, blieb unser Wagen stöhn, der Fahrer wollte sich nach dem Weg zum Lager erkundigen. Da hörte ich auf der Strasse plötzlich fragen: «Ist nicht vielleicht ein Herr Schiel aus Buşteni auf dem Wagen?» Und ich erfuhr von einer Dame,

dass der Zug mit den Leuten von Bușteni am Bahnhof stehe und um 10 Uhr abend weiterfahren solle (vermisst war ein Vetter von uns, der in Kronstadt am Bahnhof abhanden gekommen war). Ich war wie elektrisiert. Wenn es uns doch nur gelingen würde, den Zug zu erreichen! Es schien ziemlich aussichtslos. Unser Gepäck befand sich auf einem LKW, der vorausgefahren war. Der Bahnhof war zu weit, als dass meine Mutter ihn hätte zu Fuss erreichen können. Ich bat die Dame inständig, meine im Zug befindlichen Angehörigen von unserm Hiersein zu verständigen.

Wir fuhren weiter bis zum «Gewerbeverein», wo wir untergebracht werden sollten. Endlich hatte ich unser Gepäck beisammen. Ich liess meine Mutter damit zurück und lief zum Bahnhof, der etwa Stunde entfernt war. 5 Minuten vor 10 Uhr war ich dort. Der Zug stand abfahrbereit. Ich lief an den Waggons entlang. Als ersten sah ich Major Dr. P. (der in Bușteni im Hause meiner Schwester im Quartier gelegen hatte). «Schnell, schnell», rief er. «Wir halten den Zug unbedingt auf, bis auch Ihre Frau Mutter da ist.» Ich' erfuhr, dass die Dame, mit der ich bei der Einfahrt zur Stadt gesprochen hatte, meine Bitte erfüllt hatte. Meinem Schwager war es gelungen, einen Wagen aufzutreiben und uns zum Gewerbeverein zu fahren. Und dann waren sie auch schon da! Meine Mutter wurde in den Waggon gehoben, dann die Koffer, wir kletterten nach, und sofort fuhr der Zug ab.

Die Vfn. schildert im Folgenden die Fahrt des Transportzuges von Bușteni bis zum Überschreiten der deutschen Grenze¹ und berichtet dann:

Es hiess, wir sollten in Bruch an der Leitha in ein Lager kommen. Aber man führte uns weiter. Viele Stunden standen wir vor Wien. Dort verliess uns die Begleitmannschaft des Zuges (das Transportkommando war schon in Bistritz zurückgeblieben), der wir für die hervorragende Betreuung so viel Dank schuldeten. Auch ein Teil unserer Reisegefährten trennte sich von uns: die Gruppe der Reichsdeutschen aus Bușteni. Donauaufwärts ging es bis Langenlois bei Krems. Von der NSV wurden wir empfangen – es war Mitternacht – und mit Omnibussen in das Umsiedlungslager Schillern gebracht.

Wir waren mit keinen Fremden zusammen; nur unsere Gruppe (ca. 300 Leute) war im Lager. Von hier aber wurden wir bald in alle Winde verstreut. Etwa 130 von uns – darunter auch wir – gingen im Oktober 1944 geschlossen nach Krappitz/O.S. in eine Papierfabrik. Doch nur 3½ Monate waren wir dort. Am 21. Januar 1945 nachts verbreitete sich plötzlich die Schreckensbotschaft: «Die Russen kommen, die russische Panzerspitze steht jenseits der Oder, etwa 7 km vor Krappitz!» Eine wilde, kopflose Flucht setzte ein. Unsere Flucht aus der Heimat im Sommer 1944 war eine Vergnügungsreise im Vergleich zu der aus Oberschlesien im bitterkalten Winter. Wieder wurden Mutter und ich von meiner Schwester und den Ihren getrennt. Auf langen Irrfahrten über Neustadt/O.S. und Glatz gelangten wir zusammen mit Verwandten nach Heinrichsthal (Altwater) im Sudetengau, wo wir von der Belegschaft der dortigen Papierfabrik so herzlich aufgenommen wurden, dass wir uns wie zu Hause fühlten. Aber die Front rückte näher.

¹ vgl. dazu Bericht Nr. 13.

Schon hörte man Kanonendonner. Wir wollten weiter. Wir hatten mit meiner Schwester den Treffpunkt Dresden vereinbart. Über Prag und Aussig erreichten wir mit der Bahn – nach vielem, vielem Umsteigen – am Spätnachmittag des 13. Februar 1945 Dresden. Die Stadt war gesteckt voll von Flüchtlingen. Wir fanden Unterkommen bei einer Cousine und waren so dankbar und glücklich und fühlten uns wieder geborgen. Doch nur kurz währte unser Glück. Drei Stunden nach unserer Ankunft in Dresden erlebten wir den ersten der furchtbaren Luftangriffe, dem innerhalb von 36 Stunden drei weitere folgten, einer schwerer als der andere. Wir blieben am Leben, und es gelang uns, die brennende Stadt zu verlassen. Wir gelangten nach Zwickau und fanden Aufnahme bei lieben Menschen.

Einige abschliessende Sätze führen die Darstellung bis zum Erleben des amerikanischen Einmarsches in Heidenheim a. d. Brenz.

Nr. 15

Erlebnisbericht des Arztes Dr. R. H. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 24. April 1956, 6 Seiten, mschr.

Die Lage in Hermannstadt nach der rumänischen Kapitulation; Abreise einer volksdeutschen Arztfamilie nach Temeschburg; Flucht durch das serbische Banat nach West-Ungarn; Lageraufenthalt und Weiterfahrt nach Wien.

Nach einigen grundsätzlichen Bemerkungen über die rumänische Kapitulation am 23. August 1944 berichtet der Vf. zur Lage in Hermannstadt:

Nur den Deutschen wurde die Benützung des Telegraphen und des interurbanen Telefones verboten. Die Radioapparate wurden in 2 Lagern gesammelt. Es wurde angeordnet, dass sich nicht nur die Reichsdeutschen, sondern auch die gesamte deutsche Bevölkerung bei der Polizei zu melden habe, um in Listen eingetragen zu werden.

Am 27. Aug. 44 war die Dovada, oder Bescheinigung, dass man sich bei der Polizei gemeldet habe, datiert. Auf dieser Bescheinigung stand drauf: «Domnul..., rumänischer Untertane, Deutscher nach Geburt, wohnhaft in..., hat sich bei der Polizei Hermannstadt zur Kontrolle gemeldet. Wenn er den Befehl erhält, ist er verpflichtet, innerhalb von zwei Stunden sich den Polizeiorganen zu stellen. Hermannstadt, den 27. Aug. 44.»

Die Wenigsten wussten, was das zu bedeuten hatte. Doch gab es viele, die mit der Anmeldung bis gegen Abend warteten, um nicht als die ersten auf der Liste zu erscheinen, da man nicht wissen konnte, was diese Registrierung bezweckte¹.

1) In einem anderen Erlebnisbericht aus Hermannstadt findet sich folgende Schilderung der Registrierungsaktion: «Schon am ersten Tag hatte die Polizei in Hermannstadt Maueranschläge gemacht, es hätten sich sämtliche männlichen und weiblichen Einwohner der Stadt deutscher und ungarischer Volkszugehörigkeit vom 16. bis 65. Lebensjahr sofort zu melden. Die Sachsen und

Jeder suchte Rat und Anlehnung bei den deutschen, ihm zugänglichen offiziellen Stellen, der Kirche und Volksgruppe, und Bekannten. Die Nachrichten, die von der vordringenden russischen Truppe, die gegen Bukarest marschierte, kamen, waren recht unerfreulich, ja manchmal alarmierend. Es trafen auch bald flüchtende rumänische Frauen in Siebenbürgen, ein, die vor den russischen Soldaten die Flucht ergriffen hatten. Die Rumänen selber und auch die rumänischen Truppen waren von dem Umschwung so überrascht, dass sie eine ruhig abwartende Stellung bezogen. Die in Hermannstadt stationierten deutschen Lehrtruppen sammelten sich in der Innenstadt im Viereck Honterusgasse, Wiesengasse, Wintergasse, Kleine-Erde, Schillerplatz. Dieses Viereck wurde mit Maschinengewehren gesichert, jedoch war der Verkehr nicht unterbrochen. Hier sammelte sich alles, was in der Umgebung Hermannstadts auf Urlaub oder abkommandiert gewesen war, und eines Nachts waren die deutschen Truppen nicht mehr vorhanden. Niemand wusste, wohin sie abgezogen waren.

Der rumänische Sender des deutschen Rundfunks brachte rumänische Aufrufe: Haltet aus, bald sind wir bei euch! etc. Dazu die rumänischen Kampflieder; keiner wusste, woran er war.

Anfangs war die Verbindung mit Bukarest nur durch Funkspruch möglich. – Die Erwartung der Rumänen, dass von Mazedonien her ein englischer Vorstoss nach Mitteleuropa, dem Vordringen der russischen Truppen einen Riegel verschieben würde, hatte sich zu ihrem Entsetzen nicht erfüllt.

Für uns war die Situation keineswegs klar. Ich nahm an, dass Siebenbürgen von den deutschen Truppen gehalten werde, wenn es im Augenblick auch nicht danach aussah, so konnte ich mir doch nicht gut vorstellen, dass die deutsche Heeresleitung Siebenbürgen, die natürliche Festung, sich nicht bald holen würde.

Für mich gab es dabei die Überlegung, dass in diesem Falle Siebenbürgen Kampfplatz werden würde, und ich überlegte, wie ich meine Familie, meine Frau und 5 Kinder im Alter von 1½ und 13 Jahren über diese Zeit hinweg sichern könnte. Die Fahrt aus der Stadt mit Gefährt war nicht mehr gestattet. Für die Reisen auf der Eisenbahn wurden

Ungarn hätten ihre Radios abzuliefern. Unsere Telefonapparate waren blockiert. Auf dem grossen Ring vor dem «Blauen Stadthaus» standen nächsten Tag die Menschen in Viererreihen Schlange. Hunderte von Menschen zwecks Meldung bei der Polizei! Es wurden die Sachsen und Ungarn, nach Buchstaben geordnet, in Listen eingetragen und erhielten darüber eine blaue Bestätigung, in der es hiess: «Când va primi ordin, este obligat în două ore a se prezenta organelor polițienești. [übersetzt: «Wenn er den Befehl erhält, ist er verpflichtet, sich binnen zwei Stunden den Organen der Polizei zu stellen.»] (Also eine Konskription für die Deportation nach Russland!) Viele trugen ihre Radioapparate zur staatlichen Ablieferungsstelle. Dort allerdings begannen bald schon dunkle Gestalten mit Geschäften; «Andersgläubige» konnten dort billig gute Apparate kaufen. Am 26. August war ein neuer Maueranschlag zu lesen, diesmal vom Armeekommando herausgegeben: Nur jene Deutschen und Ungarn hätten sich zu melden, die Untertanen der betreffenden fremden Staaten seien. Sämtliches deutsches MiliTärgut, auch Offiziers- und Soldatengepäck, sei abzuliefern, ansonsten Todesstrafe. Daraufhin kam wieder von der Polizei die Antwort, dass es trotz Verlautbarung des Armeekommandos dabeibleibe, dass sich auch die rumänischen Staatsbürger deutscher und ungarischer Volkszugehörigkeit zu melden hätten, denn für die Polizei sei die Verfügung des Innenministeriums massgebend und nicht das Kriegsministerium!» (Original, 3. Mai 1956, 15 Seiten, mschr.)

eigene Erlaubnisscheine bei der Polizeipräfektur ausgegeben, die man sich nur schwer beschaffen konnte.

Ich liess mir für meine Familie eine Autorisation zur Reise nach Temeschburg von dem mir bekannten Polizeipräfekten ausstellen. Temeschburg war nach meinen Vorstellungen weit genug westlich gelegen, um nicht in der direkten Kampfzone zu sein. Mit der Familie eines Kollegen, der vier Kinder hatte, charterten wir für den Abend des 30. Aug. zwei Abteile in dem von Hermannstadt nach Temeschburg durchlaufenden Wagen der C.Fe.Re.¹. Da ich zu dieser Zeit bis zum 4. Sept. für den Dienst im Garnisonsspital (Sicherung des augenärztlichen Dienstes) requiriert war, wollte ich diesen Dienst nicht verlassen und fuhr daher nicht mit.

Ich gab meiner Frau den Auftrag, die Kinder zu einer Verwandten nach Temeschburg zu bringen und dort auf mich zu warten.

Die nächsten fünf Tage waren qualvoll. Ich konnte keine Nachricht nach Temeschburg schicken, noch von dort erhalten. Es gelang mir aber, über eine rumänische Patientin, deren Mann in der Telephonzentrale in Temeschburg arbeitete, wenigstens zu erfahren, dass meine Frau mit den Kindern angekommen sei.

In der Zeit zwischen dem 30. Aug. und 5. Sept. zogen die Russen durch die Moldau auf Bukarest zu und an der Donau entlang, die ganze Walachei durch und dem Eisernen Tor-Pass zu. Siebenbürgen liessen sie rechts liegen. Meine Überlegung, meine Familie nach Temeschburg abzusetzen, erwies sich als falsch. Es sah so aus, als ob die Russen früher in Temeschburg als in Hermannstadt sein würden.

Am 4. Sept. fuhr ich von Hermannstadt ab, um nach Temeschburg zu gelangen. Der Zug war unvorstellbar überfüllt. Die Soldaten hingen wie die Trauben an den Trittbrettern, auf der Lokomotive und auf den Dächern standen und lagen sie. Es gelang mir noch, in ein Abteil 1. Klasse zusteigen. Die Fahrt war sehr langsam. Bei Coşlariu wurde der Zug von 2 deutschen Tieffliegern angegriffen, die Maschine kaputtgeschossen und eine Menge Soldaten verwundet. Die Brücke über den Mieresch, die vor unseren Augen von deutschen Stukas angegriffen wurde, blieb ganz. Um 9 Uhr abends, nachdem es als aussichtslos angesehen werden musste, dass wir eine neue Lokomotive bekommen würden, ging ich mit einer Gruppe Soldaten, zum Teil schon in Zivil, nach Karlsburg. Ich charterte mir einen Zivilisten zum Tragen meines Rucksackes und Koffers. Auf der Strasse nach Karlsburg ging mit uns ein Flüchtlingsstrom von Rumänien aus der Gegend von Klausenburg und Tordá. Diese erzählten, dass die Ungarn einen Vorstoss nach Siebenbürgen machen und vor Torda stünden. Mein Bestreben war es, möglichst rasch nach Temeschburg zu kommen, um meine Familie, je nach der Situation, zurückzuholen oder weiter nach dem Westen nach Wien zu bringen. In Wien waren meine Schwiegereltern, und wir konnten bei ihnen ohne Weiteres unterkommen. Meine Flucht war also von vornherein etappenweise geplant und durchgeführt und war nicht von vornherein nach Deutschland gerichtet.

1 Die rumänische Eisenbahngesellschaft («Cai Ferate Romane»).

Am 7. Sept. 44 kam ich in Temeschburg an. Ich benützte von Karlsburg nach Temeschburg einen ad hoc zusammengestellten Zug, der alles weiterbeförderte, was an den einzelnen Stationen an rumänischem Militär liegengelassen war oder sich dort ansammelte. Ich fuhr in einem Waggon, in dem rumänische Offiziersanwärter fuhren. Diese nahmen mich erst feindselig zur Kenntnis. Aus ihren späteren Entschuldigungen nach ihrer Einladung, in ihrem Abteil Platz zu nehmen, erfuhr ich, dass sie mich für einen Juden gehalten hatten.

Heimkehrerstimmung, Gegröhle und Furcht vor den Russen beherrschte diese Massen.

In Temeschburg angekommen, fand ich meine Familie in vollster Aktivität, um die Möglichkeiten einer Flucht über die rumänische Grenze zu erkunden. Meine Frau war in Hatzfeld – an der Grenze – gewesen und hatte alle Möglichkeiten erkundet zur Flucht mit den Kindern über die rumänisch-serbische Grenze erwogen.

Temeschburg war ein Sammelplatz für eine Menge von Flüchtlingen, die alle über die Grenze wollten. Die Geschäfte der Grenzgänger blühten. Die Taxen wurden von Tag zu Tag höher. Es gab in Temeschburg ein paar selbstlose und hilfsbereite Landsleute, bei denen die neuesten Nachrichten von der Grenze zu erfahren waren. Ein Grenzübertritt war für uns unter den gegebenen Umständen nicht möglich. Erstens musste man bei Nacht und zu Fuss über die Grenze gehen. Wir hätten bei unserer 7köpfigen Familie kaum etwas an Gepäck mitnehmen können. Ausserdem weigerte sich jeder Grenzgänger, das Risiko auf sich zu nehmen mit dem VA jährigen Kind in der Nacht durch das Kukuruzfeld zu gehen. Alle fürchteten, dass die Kleine im gegebenen Augenblick vor Furcht schreien oder weinen könnte.

Am 7. Sept. hörten wir, dass die Russen in Hermannstadt eingezogen seien. Eine Rückkehr kam also für uns nicht mehr in Frage. Eine Flucht aus der Stadt Temeschburg über die Grenze war nicht zu bewerkstelligen. Deswegen fuhren wir am Abend des 8.9. 44 nach Gertianosch, das nahe an der Grenze liegt. Wir kamen hier bei einem Bauern im Ausgeding, 2 Zimmer und Küche, gut unter.

Die Verhandlungen mit dem Grenzgänger, der bei seinem guten Verdienst ständig unter Alkohol stand, waren unerquicklich. Ich konnte mich nicht entschliessen, das Leben meiner Familie einem solchen Menschen anzuvertrauen. Täglich kamen Berichte und Gerüchte von Überfällen an der Grenze. Bald wurden eine Frau und ein Kind angeschossen, bald wurden Flüchtlinge auf der serbischen Seite von Partisanen überfallen und ausgeraubt.

Unter dem Einfluss der immer neu zuströmenden Flüchtlinge wurden die Dorfbewohner, die anfangs nicht an eine Flucht dachten, unruhig.

Wir hofften, dass die Grenze von serbischer Seite her aufgerollt wird. Ich bemühte mich daher, Pferde und Wagen zu kaufen, konnte aber keine bekommen, weil die Bauern mit ihren Gespannen requiriert waren und ausserhalb der Gemeinde Vorspanndienste leisten mussten.

Ich traf einen russischen Grafen, einen Emigranten von 1917, der vor den Bolschewiken, erst nach Bessarabien, dann in der nächsten Etappe nach Rumänien und jetzt vor den herannahenden Russen an die Westgrenze Rumäniens geflohen war. Der hatte 2 Wa-

gen mit 4 Pferden. Mit diesem verhandelte ich und wollte ihm 2 Pferde und 1 Wagen abkaufen. Er lehnte den Verkauf ab, versprach mir aber, meine Familie und mich samt dem Gepäck nach Gross-Kikinda zu bringen, wenn ich ihn durch die deutschen Linien durchschleusen würde. Ich übernahm es, ihn nach Gross-Kikinda durchzuschleusen.

Eines Tages hörten wir, dass die Grenzgendarmen in den Ort gekommen seien, weil sie von jenseits der Grenze einen Angriff fürchteten. Am nächsten Tag waren sie aber wieder auf ihrem Posten. Unser Leben war von grosser Unruhe erfüllt. Wenn wir heute verzweifelten, liessen uns die Nachrichten des Morgens neue Hoffnungen schöpfen. Inzwischen lief aber das Leben weiter. Ich operierte sogar einen Flüchtling am grauen Star und konnte diesen Patienten noch soweit versorgen, dass er mich sehend verliess. Wir kauften bei den Bauern Räucherschinken, Speck und Fett als Nahrungsmittel, die sich gut hielten.

Am Morgen des 15. Sept. 44 wurden wir durch Schüsse in den Strassen von Gertianosch aufgeweckt. Wie berichtet wurde, sprengte eine kleine Gruppe von deutschen Hilfstruppen von einem Grenzposten zum anderen und verscheuchte diese. Die Grenze war offen¹. In Gertianosch zog ein Stosstrupp, zusammengewürfelt aus Soldaten und Zivilisten mit weissen Armbinden, etwa 100 Mann, die hinter einem Panzer nach Temeschburg marschierten. Ein jeder trug ein Gewehr und eine Handgranate bei sich. Junge Leute aus der Umgebung marschierten auch mit. Sie alle hofften, Temeschburg im Handstreich zu erobern. Ob sie mit anderen Gruppen noch Zusammenhang hatten, konnten ich nicht feststellen. Für uns war das Wichtigste, dass die Grenze nun offen war und wir abfahren konnten. Wir fuhren noch am selben Abend mit Sade und Pade nach Hatzfeld. Hier übernachteten wir bei einem Bauern, der selber zur Flucht am nächsten Tag packte. Das ganze Dorf packte. In jedem Hof stand ein Plachenwagen, voll bepackt und behängt, für den Treck am nächsten Morgen bereit. Alle hatten wir die Hoffnung, bald wieder zurückkehren zu können..

Am 16. Sept. brachen wir um ½ 7 Uhr auf und fuhren nach Heudorf und Massdorf. Hier überholten wir die Pferdewagentrecks dieser beiden Ortschaften. Wir schlossen uns den Trecks nicht an, sondern fuhren ihnen voraus, weil wir die Unbeholfenheit und Langsamkeit der Trecks fürchteten, obwohl wir gewarnt wurden, dass auf der Strecke nach Kikinda erst in der vergangenen Nacht Partisanen Trecks überfallen hätten. Wir kamen unbehelligt nach einer sehr staubigen und heissen Fahrt nachmittags in Gross-Kikinda an. In Gross-Kikinda meldeten wir uns bei der Volksgruppe. Die Stelle erklärte uns, dass von hier aus eine Befreiung Temeschburgs geplant sei. Die Männer wurden in eine Kaserne gebracht, die Frauen und Kinder in einem Kindergarten einquartiert. Bis zum Tage darauf dauerte es, bis wir Männer freigegeben wurden und die Sinnlosigkeit eines solchen Unternehmens eingesehen wurde.

Wir stellten einen Flüchtlingszug zusammen, der alles mitnehmen konnte, was schon in Kikinda an Flüchtlingen eingetroffen war. Offene Güterwagen wurden uns vom

¹ vgl. auch Bericht Nr. 38, S. 182.

Stationsvorsteher zur Verfügung gestellt. Am 18. 9. früh fuhren wir ab. In diesem Zug waren viele alte Leute, die von ihren Kindern in den Zug gesetzt wurden, damit sie eine Strecke bis Beckerek¹ bequemer fahren könnten als auf dem Treck. Die armen Alten mussten dann mit dem, was sie auf dem Leibe hatten, weiterfahren, weil der Treck noch nicht da war und sie nicht allein in Beckerek bleiben wollten. Ein alter Bauer starb auf der Fahrt.

Die Fahrt ging zwischen Donau und Theiss um Budapest herum nach Győr-Raab. Dort hörten wir, dass die Deutschen aus dem Südosten nach Westungarn umgesiedelt werden und nicht nach Deutschland hineindürften. Wir empfanden dieses als ein schreiendes Unrecht. Wir waren auf der Fahrt aber zu einer solchen Schicksalsgemeinschaft verbunden, dass wir es nicht über uns brachten, den Haufen alleine zu lassen und abzuhauen. Wir fuhren nach Papa und wurden dort im Stadtsaal untergebracht. Im Stadtsaal war auf dem Boden Stroh gestreut, und jede Familie suchte sich zurechtzulegen. Zu Häupten und zu Füßen hatten sie das Gepäck – dazwischen lagen sie, mit ihren Mänteln zugedeckt – hochkant. Der Raum war für die 330 Flüchtlinge viel zu klein. Diesen Menschen stand ein unbeleuchtetes Klo zur Verfügung, dessen Spülung nicht funktionierte. Der Aufgang zum Saal und die Umgebung des Klo's war am nächsten Morgen nicht zu beschreiben. Abhilfe wurde geschaffen dadurch, dass ein Teil der Familien in dem Saal der Spinnerei untergebracht wurde. Ein Unterscharführer traf ein, um die Verteilung der Familien in die deutschen Gemeinden der Umgebung vorzunehmen. Er machte es sehr geschickt, obwohl er sich unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber sah. Ich konnte in den nächsten Tagen die neuen Quartiere der Familien bei den Bauern sehen. Sie waren unterschiedlich. Die Bauern waren in der Hauptsache willig und hilfsbereit. Da die ganze Aktion nicht die Billigung der ungarischen Behörden hatte, haben sich viele Einheimische davor gefürchtet, bei dem Ortsgendarmen unangenehm aufzufallen. Die Flüchtlinge hatten von zu Hause noch Schinken, Fett und Speck mit. Not hatte bisher keiner gelitten. Durch die Umsiedlung lockerte sich in Papa die Raumnot. Auch aus dem Lager kamen mit der Zeit viele in Privatquartieren unter. Ein Teil blieb aber noch in den ursprünglichen Quartieren. Eine Entbindung einer toten Frühgeburt musste ich auf dem Küchentisch leiten, weil die Gebärende in der Nacht nicht mehr ins Krankenhaus geschafft werden konnte. Es ging für die Mutter gut aus.

Von Ödenburg wurde mir der zuständige Lagerarzt zugesagt und damit meine Ablösung und Abreise nach Wien in die Wege geleitet. Als der Lagerarzt ankam, fuhr ich am 13.10. nach Wien und brachte meine Familie bei meinen Schwiegereltern unter.

Im Schlussteil seines Berichts schildert der Vf. die Übersiedlung seiner Familie nach Danzig, wo er noch im Dezember 1944 eine Privatklinik übernahm, die Flucht aus der bereits von sowjetischen Truppen eingeschlossenen Stadt wenige Monate später und die weiteren Erlebnisse bis zum Ende des Krieges.

1 Gross-Bethskerek (Velekn Beckerek) im jugoslawischen Banat, südlich von Gross-Kikinda.

Erlebnisbericht der L. R. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 9. April 1956, 8 Seiten, mschr., Teilabdruck.

Die Ereignisse in Hermannstadt nach dem rumänischen Frontwechsel; der Einmarsch der Roten Armee, Übergriffe sowjetischer Soldaten in Leschkirch und Hermannstadt, willkürliche Verhaftungen und Vermögensbeschlagnahmen.

Die ersten Sätze des Berichts kennzeichnen die allgemeine Reaktion auf die Entwicklung der militärischen Lage im Sommer 1944.

Am 21.8.1944 rief mein Schwager nachts aus Brăila an – er war als Dolmetscher bei einer deutsch-rumänischen Einheit eingesetzt – und sprach ernsthaft besorgt davon, dass bereits eine grossangelegte Absetzbewegung im Gange sei; wir sollten uns seelisch damit auseinandersetzen. Der Gedanke eines Abfalls Rumäniens erschien uns trotzdem unwahrscheinlich, ja geradezu absurd. Zwei Tage darauf – wir wollten gerade zu Bett gehen – trommelte Frau Pfarrer A. verstört an die Türe und rief: «Rumänien hat kapituliert! Ich habe es selber im Radio gehört!» Als wir den Apparat einschalteten, verlas der rumänische König immer noch seine Proklamation. Ehe wir noch fertig angezogen waren – wir rechneten ja unwillkürlich mit dem Schlimmsten –, war auch der bei uns einquartierte Oberleutnant, der gerade Nachtdienst hatte, wieder daheim. Er wollte nur das allernötigste Marschgepäck mitnehmen, denn in drei Tagen wäre seine Einheit wieder in Hermannstadt. Er war von der Nachricht nicht weniger überrascht worden als wir. Diese Behauptung des Oberleutnants, seine Einheit käme in längstens drei Tagen wieder, war für uns die einzig beruhigende Vorstellung in dem Durcheinander von Fragen, die keiner beantworten konnte.

Dann warteten wir ab, Stunde um Stunde, was nun geschehen würde. Es geschah überhaupt nichts! Man hörte keinen einzigen Schuss. Die Strassen, soweit wir sie von unserer Wohnung aus beobachten konnten, waren beinahe menschenleer, abgesehen von einzelnen Wagenkolonnen deutscher Wehrmachtseinheiten, die unbehelligt die Stadt verliessen. Morgens gegen vier Uhr zogen dann einige rumänische Militär- und Gendarmerieposten mit Maschinengewehren auf. Sie sahen nicht weniger verstört drein als wir, die wir hinter den Vorhängen standen und beobachteten, was geschehen würde.

Weil alles im Grunde genommen unverändert schien, liess unsere übergrosse Anspannung nach, und der Gedanke gewann Boden: «Die deutschen Soldaten kommen übermorgen wieder!» Gegen 9 Uhr ging ich zur Kreisleitung, um möglicherweise Näheres zu erfahren. Das Eingangstor, obwohl es dem deutschen Polizeikommando gegenüberlag, war geöffnet, und jeder konnte ungehindert ein- und ausgehen. Der Kreisleiter und fast alle seiner Amtswalter waren zugegen. Auch sie warteten ab. Oberst Macholz, der die deutschen Einheiten in und um Hermannstadt befehligte, hatte die Nacht vorher schwere Auseinandersetzungen mit Herrn Schuller gehabt, weil dieser sich weigerte, alle deutschen Männer zu sammeln und zu bewaffnen, um «Hermannstadt zu verteidigen!» Wie recht er damit hatte, erwies sich erst nachher, als die deutschen Truppen nach

drei Tagen natürlich nicht wieder einmarschierten. Die Vergeltungsmassnahmen der Rumänen wären unausdenkbar gewesen.

Die Haltung der rumänischen Behörden und des Militärs war nach wie vor abwartend und betont freundlich – jedenfalls in Hermannstadt. Dann kamen die ersten Gerüchte über Verhaftungen in anderen Orten, vor allem im Banat, auf; nach zwei weiteren Tagen war es dann auch in Hermannstadt so weit, und alle ehemaligen politischen Amtswalter, soweit sie vorhanden waren, wurden verhaftet. Sie blieben sechs Wochen lang in Hermannstadt, und sie konnten hinterherum ohne besondere Schwierigkeiten besucht werden. Dann kamen sie in ein Sammellager nach Târgu-Jiu und von da zum Teil nach Russland, soweit sie in das Deportierungsalter fielen. Allmählich griff dann aber die Verhaftungswelle auch auf Deutsche und Rumänen über, die politisch nicht exponiert waren. Oftmals reichte schon allein die missgünstige Einstellung eines Kommunisten dazu aus, diese Menschen für viele Monate und Jahre einzusperren. Wer als «Kapitalist» galt, hatte auch keinen leichten Stand. Er wurde bedroht und die Verhaftung in Aussicht gestellt. Dann wurde die Frist verlängert, entsprechend dem Bestechungsgeld, das der Betroffene zahlte – das wiederholte sich immer wieder, bis dann aber einmal die Schlinge zusammengezogen wurde.

Am 7.9.1944 erfolgte der eigentliche Einmarsch der Russen in Hermannstadt. Die Strassen waren sehr wenig bevölkert, und nur vereinzelt standen Halbwüchsige und Kommunisten mit Blumen und roten Fähnchen herum und winkten der Roten Armee zu. Das Bild dieser ersten Einheiten war verheerend: Motorisierte Einheiten schien es kaum zu geben, denn das Gros der Männer und Frauen marschierte zu Fuss oder war in den Panjewägelchen untergebracht. Diese Wagen schienen gleichzeitig als Möbeltransportwagen zu dienen, denn man sah auf ihnen alles, was man sich vorstellen konnte. Die Bekleidung war – für europäische Begriffe – schauerhaft. Verdreckte und zerrissene Uniformen waren an der Tagesordnung. Das Schuhwerk war mehr als mangelhaft. Die mongolischen Typen überwogen. Es scheint so gewesen zu sein, dass die Vorhut auch gleichzeitig das «Kanonenfutter» war, denn so unwürdige Einheiten sahen wir nie wieder. Sie gaben sich zwar immer – für deutsche Begriffe – salopp, aber die Uniformen waren späterhin immer tadellos, und die russischen Militärstreifen trugen dazu bei, dass auf den Strassen niemals angetrunkene Russen angetroffen wurden. Gleichzeitig wurde ein sehr streng gehandhabtes Alkoholverbot erlassen und alle Weinkeller gesperrt. Auf Grund von Gerüchten über das Verhalten in anderen Orten beschlossen wir, mit meiner Schwägerin und ihren beiden kleinen Kindern ins Leschkircher Pfarrhaus zu fahren, weil wir der Überzeugung waren, dass diese sehr abgelegene Gemeinde im Harbachtal nicht besetzt würde. Im Pfarrhaus meines Schwagers wohnte noch ein aus Bukarest evakuierter rumänischer Eisenbahnbeamter, der sich vor und nach dem Zusammenbruch immer korrekt und freundlich verhielt.

Die ersten beiden Tage in Leschkirch verliefen ruhig, abgesehen von den wildesten Gerüchten, die im Umlauf wären. Wir meinten bereits, dass unser Entschluss, Hermann-

stadt zu verlassen, richtig gewesen sei. Am 10. 9. vormittags aber war der Pfarrhof einmal voller Russen. Sie verstaute ihr Gepäck und ihre Panjewagen im Hof und liessen sich im Garten hässlich nieder. Die Offiziere kamen in die Wohnung und verlangten ein ordentliches Essen. Gleichzeitig inspizierten die Ranghöchsten die Zimmer, allerdings ohne viel Durcheinander zu machen. Der Bücherschrank erschien ihnen bedeutungsvoller, zumal beide deutsch sprachen. Sie zogen die einzelnen Bücher hervor, blätterten darin und rissen zum Schluss die Buchdeckel ab. Anscheinend vermuteten sie dahinter irgendwelche Verstecke. Sie fanden aber nichts Bemerkenswertes, und so kamen nun wir beide mit meiner Schwägerin an die Reihe. Uns. war dabei nicht wohl zumute. Sie wollten wissen, wo unsere Männer seien. Ah, im Krieg, wohl als Offiziere? Nein, Soldaten sicherlich nicht. «Das ist nix warr! Kinder haben Haahre blond und Augen blau, nemetzki – Offizirrrre sind sie, ej!», und sie fuchtelten uns erbost mit der Reitpeitsche unter der Nase herum. Allmählich beruhigten sie sich, und es begannen die Annäherungsversuche. Nach dem Essen – es durfte dabei nur das Dienstmädchen mithalten, und vor allem musste sie Wodka trinken – erklärten sie uns dann, in welcher personellen Besetzung wir beide die Nacht mit ihnen gemeinsam verbringen würden. Natürlich überlegten wir, wie wir das Haus verlassen konnten – aber in unserer fieberhaften Aufregung kamen wir zu gar keinem Entschluss. Abgesehen davon war ja das Haus voller Russen, so dass man ja unbeobachtet keinen Schritt tun konnte. Ausserhalb des Dorfes wiederum waren alle Zufahrtswege und Brücken von russischen Posten belegt. Die einzige Bahnverbindung nach Hermannstadt schien auch unterbrochen, denn der planmässige Zug hätte längst den Ort passiert haben müssen. In diese trostlosen Überlegungen hinein platzte der Eisenbahnbeamte mit der Mitteilung, wir sollten sofort das Haus verlassen, in zwanzig Minuten führe der verspätete Zug ab. Er war im Dorf herumgegangen, um zu sehen, 'was los wäre. Dabei hätte er festgestellt, dass alle Russen zum Appell im Pfarrergarten angetreten waren. So kam es dann in letzter Minute, dass wir das Haus ungesehen verliessen, jede mit einem Rucksack und einem Kind am Arm.

Auf der Fahrt nach Hermannstadt sahen wir dann, dass das ganze Harbachtal voller Russen war. Sie kampierten in unbeschreiblicher Unordnung, teils lagen sie in den Wagen, teils standen sie um einen einfachen Waschkessel herum, in dem das Essen gekocht wurde. Man sah kaum Zivilbevölkerung. Fünf Minuten nach 20 Uhr kamen wir in Hermannstadt an. Der Bahnhof war fast menschenleer. Die Strassenbahn verkehrte nicht mehr, weil ab 20 Uhr Strassensperre angeordnet war. Die Beleuchtung war beinahe überall ausgeschaltet. Vereinzelt sah man russisches oder rumänisches Militär in den Gassen. Wir kamen unbehelligt in unsere Wohnung und waren glücklich, diesen Abschnitt so glimpflich überstanden zu haben.

Was an Greueltaten vorkam, fiel zeitlich gesehen fast ausschliesslich in diese ersten drei Wochen hinein. Dabei kannten die Russen keinen Unterschied zwischen Rumänen, Deutschen oder Ungarn. Was ihnen in den Weg kam, wurde überrannt. Dabei wurden die Randgemeinden um Hermannstadt und die Peripherie der Stadt mehr in Mitleiden-

schaft gezogen als das Zentrum. Die frechsten Überfälle waren an der Tagesordnung. Am hellen Vormittag wurde den Passanten Uhren und Schmude abgenommen. Zweimal wurde die Strassenbahn im Wald angehalten und den Mitfahrern alles abgenommen, was sie anhatten. Sie durften dann in Hemd und Hose weiterfahren. Wenn man nach Einbruch der Dunkelheit Schreie hörte, sah keiner nach, denn helfen konnte man nicht. Oftmals fand man tags darauf die Leiche auf der Strasse liegen. Diese willkürlichen Übergriffe wurden von Offizieren und Mannschaft gleichermaßen durchgeführt.

In diese Zeit fällt auch das nachfolgende Erlebnis: Meine Mutter lebte mit ihren Schwestern im Hause meiner damals 74jährigen Grossmutter. Das Haus steht in der abgelegenen Zibinsgasse. Nachmittags erschienen 5 Russen, darunter zwei ältere Offiziere, um sich einzuquartieren. Weil Essen für sie gekocht werden sollte, ging meine Mutter in den Hinterhof, um Holz zu holen. Die Russen kamen ihr nach, und unter Lachen und Gejohle vergewaltigten sie sie hintereinander. Der älteste Russe half ihr dann in die Wohnung und legte sie aufs Sofa. Hinterher fanden einige von ihnen auch die ältere Schwester im Garten versteckt – es erging ihr genauso. Die jüngste Schwester sprang über den Zaun in den Nachbargarten und entkam. Nun bedrohten die Russen meine alte Grossmutter, es würde ihr genauso gehen, wenn sie nicht sofort sagen würde, wohin meine Tante gelaufen sei. Der eine Offizier, legte sich dann ins Mittel und verhinderte Ärgeres. Nachher musste Essen aufgetragen werden, und dann verliessen sie das Haus.

Als ich am darauffolgenden Tag mit meiner Mutter zum Arzt ging, sagte mir Dr. Z., dass sehr viele Bäuerinnen der Umgebung bei ihm gewesen wären – der grössere Prozentsatz käme gar nicht, aus Scham. Man wisse gar nicht mehr, wo man die jungen Mädchen verstecken solle, alle Verstecke würden die Russen ausfindig machen.

Nach ungefähr drei Wochen zog mit einer neuen Truppeneinheit auch ein neuer russischer Stadtkommandant ein. Gleichzeitig avancierte Rumänien zum Partner, und schlagartig wurden alle Gewalttätigkeiten unterbunden bzw. geahndet. Wenn es sich allerdings um einheimisches Gesindel handelte, mischten sich die Russen niemals ein.

Nun begann – fast unbemerkt – das eigentliche System. Die rumänischen Behörden wurden langsam, aber gründlich «gesäubert»⁴⁴. Das Strassenbild änderte sich von heute auf morgen: Das deutsche Bischofspalais wird zum Kulturzentrum erklärt. Vor der katholischen Kirche werden Bretterwände aufgezogen, die bis zum Dach reichen. Auf diese Wand wird rotes Tuch gespannt und riesige Bilder der russischen Grossen daran hochgezogen. In den Hauptstrassen flattern rote Fähnchen zu beiden Seiten, Radios werden angebracht, und Tag und Nacht werden Reden und Musik über den Köpfen der Passanten ausgegossen. Viel Gesindel ist anzutreffen. Die Arbeiter werden nach Arbeitschluss zu Demonstrationen herbeigezogen, die friedlichsten Bürger tragen rote Fahnen in der Hand und schreien auf Kommando: «Vrem moartea criminalilor de războiu!»¹ Meine Mutter ist auch dabei, denn wer nicht mitmacht, verliert den Arbeitsplatz.

1 rumänisch: «Wir wollen den Tod der Kriegsverbrecher!»

In diese Zeit fällt die Verordnung, dass alle Deutschen Radios und Telefonapparate abgeben müssen. Zu Bergen haben sie sich gehäuft. Es beginnt auch die Beschlagnahme deutscher Wohnungen, um den einströmenden «Mob» standesgemäss unterzubringen. Oft muss man innerhalb einer Stunde das Haus geräumt haben, ohne zu wissen: wohin nun? Auf den Dörfern wirkt sich dies oftmals besonders schlimm aus, weil da oft der Bauernhof gegen die Zigeunerhütte eingetauscht werden musste. Es war noch eine erwünschte Lösung, wenn der Bauer seine eigene Gesindewohnung beziehen durfte. Viele kamen auch ganz ungeschoren davon. Diese Massnahmen waren anfangs noch nicht gesetzlich verankert, sondern oblagen der Willkür der örtlichen Behörden. Um die Notwendigkeit dieser Massnahmen zu rechtfertigen, wurden wir ununterbrochen in Presse und Rundfunk als «Faschisten», «Kriegstreiber» und elende «Kapitalisten» bezeichnet und die allgemeine Empörung fast ausschliesslich auf uns gerichtet. Es fanden sehr viele und systematische Hausdurchsuchungen statt, wobei «Material» gesucht wurde, um den betreffenden Deutschen – später auch Rumänen – all dieser Beschuldigungen zu überführen. Oftmals fand diese Kommission nichts. Dann wurden einfach belastende Briefe oder Bücher untergeschoben, um die Verhaftung zu begründen. Solche Fälle sind mir aus meinem persönlichen Bekanntenkreis zur Kenntnis gekommen.

Trotzdem können alle diese Massnahmen nicht als Spiegelbild der allgemeinen Meinung der Rumänen gelten. Ich kann Fälle anführen, wo es wiederum Rumänen waren, die sich unter persönlicher Gefahr dafür verwandten, Deutschen zu helfen. Hierzu dieses Beispiel: In der ehemaligen Kreisleitung war inzwischen das rumänische Gendarmeriekommando untergebracht. Im Erdgeschoss des Hinterhauses allerdings wohnte noch der ehemalige Pförtner. Er hatte in seiner kleinen Wohnung 11 deutsche Soldaten versteckt. Es war für ihn allein natürlich finanziell unmöglich, diese Menschen allein zu verköstigen. So ging er bei guten Bekannten reihum sammeln. So haben auch wir diese Geschichte erfahren. Auf die Dauer konnten diese Soldaten natürlich nicht bei dem Pförtner bleiben – zumal er täglich damit rechnen musste, die Wohnung zu räumen. Zur Lösung dieses Problem mussten unbedingt Rumänen herangezogen werden, weil sie ja die Herren im Hause waren und genauestens überwachten, wer ein und aus ging. Einige Gendarmen fanden sich bereit, diese Sache zu erledigen. Unter dem Vorwand, Möbel des Pförtners fortzuschaffen, transportierten sie die 11 Soldaten ab und ermöglichten ihnen, gemeinsam mit rumänischen Offizieren, die weitere Flucht. Trotz aller dieser Geschehnisse verlief das erste halbe Jahr doch einigermaßen erträglich, und wir atmeten auf, weil wir uns alles ja noch viel schlimmer vorgestellt hatten.

Der zweite Teil des Berichts schildert die Aushebungen zur Zwangsverschleppung in die Sowjetunion im Januar 1945¹.

¹ vgl. Bericht Nr. 51.

Erlebnisbericht des R.P. ans Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 5. März 1952, 16 Seiten, mschr., Teilabdruck.

**Die Vorgänge in Hermannstadt nach dem 23. August 1944;
die Internierung aller politisch, wirtschaftlich oder kulturell
führenden Volksdeutschen; Unterbringung und Behandlung
der Internierten im Lager Târgu-Jiu.**

Der Vf. berichtet eingangs über die Auswirkungen der rumänischen Kapitulation auf seine berufliche Tätigkeit und fährt dann fort:

Bei der Bevölkerung und ebenso bei den rumänischen Behörden herrschte in den ersten Tagen nach dem 23. August die Überzeugung vor, dass die deutschen Truppen wieder vorstossen und zumindest Siebenbürgen besetzen würden. Die Behörden befolgten infolgedessen zwar die Bukarester Weisungen, aber darüber hinaus enthielten sie sich jeder Unfreundlichkeit gegenüber den Volksdeutschen, weil sie deutsche Repressalien befürchteten und überdies zur Mehrheit den Russen mit Angst und Hass begegneten.

Wie mir rumänische Offiziere erzählten, schwankten die führenden militärischen Stellen in Hermannstadt, an ihrer Spitze Armeegeneral Macici, ob sie den Sowjetkurs mitmachen oder sich auf die Seite der Deutschen schlagen sollten. General Macici musste damit rechnen, dass er insbesondere für das rumänische Judenmassaker in Jassy verantwortlich gemacht werde. Demgegenüber entschied aber seine Überzeugung, dass die Deutschen den Krieg nicht mehr gewinnen könnten. Er spielte daher die Rolle des königstreuen Generals, gewährte aber den anwesenden deutschen Truppen freien Abzug.

Die deutschen Truppen in Hermannstadt sowie die auf Urlaub anwesenden Angehörigen der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS bezogen im Stadtkern um die Standortkommandantur eine Igelstellung. Der Standortälteste, ein Kavallerieoberst, erzählte mir, dass er keine Verbindung mit seinen vorgesetzten Stellen habe. Am 25. August, einige Stunden vor Ablauf der von den Rumänen gewährten Räumungsfrist, erhielt er den Räumungsbefehl und überschritt noch in derselben Nacht mit seiner Marschkolonie mit voller Ausrüstung die ungarische Grenze, wie mir später in Hermannstadt erzählt wurde.

Das Verhalten der rumänischen Offiziere gegenüber ihren bisherigen deutschen Kameraden war uneinheitlich. Während rumänische Truppen im Petroleumgebiet die deutschen Einheiten umzingelt, angegriffen und entwaffnet hatten, kam es in Hermannstadt zu keinerlei Zusammenstößen. Die Offiziere der Kavalleriespeziialschule in Hermannstadt gaben den scheidenden deutschen Offizieren ein Abschiedsfest, bei dem mehrere der Rumänen beteuerten, wie mir ein Teilnehmer erzählte, dass sie entschlossen seien, Selbstmord zu begehen, weil sie die dem rumänischen Offizierskorps durch den Stellungswechsel Rumäniens angetane Schmach nicht überleben könnten. Von der Durchführung solcher Selbstmorde ist mir nichts bekannt geworden.

Der Standortälteste der Wehrmacht hatte sich etwa am 25. August an den Kreisleiter der Deutschen Volksgruppe in Hermannstadt mit der Aufforderung gewandt, den Selbst-

schutz der deutschen Volksgruppe, der übrigens unbewaffnet war, zur Verteidigung der Wehrmachtspostionen zur Verfügung zu stellen. Der Kreisleiter lehnte ab¹. Er begründete in einem Gespräch mit mir diese Massnahme damit, dass er den Abzug der deutschen Truppen erwarte und die zurückbleibenden Angehörigen der Volksdeutschen nicht noch schwereren Repressalien aussetzen wolle, als ohnehin schon zu befürchten sei. Der Kreisleiter vertrat weiterhin den Standpunkt, dass die führenden Amtswalter der Volksgruppe nicht flüchten dürften, weil sie dadurch die Verantwortung auf die kleinen Amtswalter und auf die breite Masse der Volksdeutschen abwälzen würden.

Die Stimmung der volksdeutschen Bevölkerung war besorgt, ohne dass sich ein Wechsel ihrer deutschen Gesinnung oder Spuren einer Zustimmung zum sowjetischen Kurs des neuen Regimes gezeigt hätten.

Ungefähr eine Woche nach dem 23. August wurden in Hermannstadt die Amtswalter der Deutschen Volksgruppe vom Ortsgruppenleiter aufwärts (in Hermannstadt 16 Ortsgruppen) sowie die Amtswalter der reichsdeutschen NSDAP ausnahmslos verhaftet. In den übrigen Städten mit deutscher Bevölkerung war das Verhaftungssystem uneinheitlich. Es scheint ein Befehl, die «führenden» Männer der Volksgruppe zu verhaften, von der Polizei verschieden ausgelegt worden zu sein. In Kronstadt, dem Sitz der Volksgruppenführung, wo die höheren örtlichen Amtswalter mit der deutschen Wehrmacht geflüchtet waren, während die Spitzen der Volksgruppe in Berlin weilten, wurde eine Schicht tiefer gegriffen, und es wurden selbst Zellenleiter und kleine Referenten festgenommen. In Orten des rumänischen Altreiches und im Petroleumgebiet betrafen die Verhaftungen auch einzelne Volksdeutsche, die keinerlei politische Tätigkeit ausgeübt hatten, besonders dort, wo sie vereinzelt unter Rumänen lebten. Auch begann schon in diesen Tagen das später von der rumänischen Sicherheitspolizei zur Virtuosität entwickelte System, begüterte Volksdeutsche vorübergehend zu verhaften und sie dann nach Bezahlung von Bestechungsgeldern vorübergehend auf freien Fuss zu setzen, um sie unter einem neuen Vorwand erst recht wieder zu verhaften.

Ich blieb von der ersten Verhaftungswelle unberührt, hielt mich jedoch bereit. Flüchten wollte ich nicht, um meine Familie nicht Repressalien auszusetzen. Es erwies sich allerdings später, dass an Sippenhaft gemahnende Massnahmen bis zur Übernahme der ganzen Staatsmacht durch die Kommunisten nicht vorkamen.

Etwas am 5. September wurde ich auch verhaftet. *Der Vf. erwähnt seinen mutmasslichen Denunzianten und fährt fort:*

Meine Verhaftung nahm ein junger, höflicher Polizeikommissar vor, der offensichtlich vom Hermannstädter Polizeipräsidenten zu besonderem Entgegenkommen veranlasst worden war. Die mit der Verhaftung verbundene Hausdurchsuchung nach Waffen nahm er bloss symbolisch durch das Öffnen von zwei Schranktüren vor und liess mich einen Revers unterschreiben, wonach die Hausdurchsuchung korrekt und ohne Ungezesetzlichkeiten vor sich gegangen sei. Möglicherweise wollte der Polizeipräsident mir die Möglichkeit zur Flucht geben. Er wie alle übrigen noch im Dienste stehenden Polizeibeamten waren

¹ dazu Bericht Nr. 16, S. 85 f.

durch ihre früheren Massnahmen gegen Kommunisten belastet. Sie rechneten mit einer zumindest vorübergehenden Wiederkehr der deutschen Wehrmacht und wollten sich offensichtlich nicht durch eine schlechte Behandlung Volksdeutscher belasten. Ein Verhör der Verhafteten erfolgte nicht, und auch weiterhin erfolgte in der Zeit bis zu unserem Abtransport nach Russland keinerlei behördliche Befragung oder Untersuchung irgendeines Verhafteten. Die nach dem September vorgenommenen Verhaftungen unterlagen der Genehmigung einer von allen Regierungsparteien beschickten Kommission in Hermannstadt, mit der parallel wahrscheinlich ähnliche Kommissionen in anderen Städten des Landes amtierten.

Die Hermannstädter Verhafteten (etwa 50 Personen), darunter eine Frau (Fräulein K., die Frauenreferentin der Hermannstädter Kreisleitung war), wurden im sogenannten Diasporaheim der evangelischen Kirche von einer rumänischen Infanterieeinheit unter dem Kommando eines deutschfeindlichen, unfreundlichen Reserveleutnants untergebracht. Übergriffe des Leutnants erfolgten nicht. Die unmittelbare Kontrolle über die Gefangenen hatte ein Polizeikommissar, der sichtlich bemüht war, uns allerlei Erleichterungen zu bieten, den Besuch von Angehörigen zu begünstigen und das Hereinbringen von Liebesgaben und alkoholischen Getränken nicht zu unterbinden. Die deutsche Frauenorganisation Hermannstadt richtete im Nebengebäude eine Küche ein und verpflegte die Verhafteten vorzüglich. Einige Male wurden wir unter Eskorte zum Transport von Betten in russische Lazarette beordert. Die deutsche männliche Bevölkerung wurde im Übrigen alltäglich von der Polizei für Arbeiten zugunsten militärischer Zwecke der Russen, so z.B. am Flugplatz eingesetzt. Die volksdeutschen Frauen wurden in der Folge regelmässig zu Aufräumarbeiten, Kochen und dergleichen in russischen Spitälern und ähnlichen Arbeiten verwendet.

Um den 10. September herum marschierten die russischen Truppen in Hermannstadt ein. Ihre Kolonnen rollten auf der in unserer Sicht vorbeiführenden Landstrasse Tag und Nacht vorbei. Auffallend waren die improvisierten, offenbar aus requirierten ländlichen Fuhrwerken und Pferden zusammengesetzten Trainkolonnen. So gab es z.B. im Allgemeinen Leitseile nur aus Verbandstoff oder Stricken.

Ein russischer Besuch erfolgte bei uns im Lager nicht. Hingegen hörten wir von Gewalttaten und Vergewaltigungen in den äusseren Stadtvierteln. Im inneren Stadtviertel wurde die Ordnung einigermaßen aufrechterhalten. Die Exzesse der Russen vollzogen sich besonders im Zustand der Trunkenheit, weshalb der Alkoholausschank in der Stadt verboten war. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden, wie uns unsere Angehörigen bei ihren Besuchen erzählten, im ganzen Stadtgebiet die Passanten von den Russen hauptsächlich ihrer Uhren beraubt. Auch der deutsche Bürgermeister von Hermannstadt, Dr. D., wurde als Gefangener eingeliefert. Seine Verhaftung erfolgte auf Geheiss des russischen Generals, dem er eine ihm nicht genehme Villa im Villenviertel «Unter den Erlen» als Wohnsitz angeboten hatte.

Wir Verhafteten rechneten mit einer Auslieferung an die Russen und mit der Möglichkeit einer Erschiessung. Andererseits erwarteten wir nach den zu uns gedungenen

Nachrichten einen Wiedervorstoss der deutschen Truppen. Die Stimmung in der Stadt war bei der deutschen Bevölkerung unverändert deutschbewusst. Es wurde von allerlei Zeichen berichtet, wonach auch ein Grossteil der Rumänen noch eine Rettung durch die Deutschen herbeiwünschte. Bemerkenswert war z.B., dass kurz nach den ersten Verhaftungen der noch unter Antonescu eingesetzte Komitatspräfekt den Volksdeutschen Kreisleiter in der Gefangenschaft besuchte.

Etwa am 17. September erfolgte überraschend unser Abtransport in das Sammellager Târgu-Jiu. Wir wurden von rumänischen Polizisten zu Fuss an russischen Panzerkolonnen entlang zum Hermannstädter Bahnhof geführt. Hier forderten rumänische und jüdische Kommunisten die russischen Soldaten, deren Fronttransporte im Bahnhof hielten, auf, in unsere Reihen zu schiessen. Die Russen kehrten sich nicht daran. Der rumänische Polizeioffizier, der unsere Eskorte führte, geriet mit einem russischen Unteroffizier, der einem von den Verhafteten einen Ledermantel mit Gewalt abnehmen wollte, in ein Handgemenge und zog die Pistole. Ein russischer Major griff ein und warf den Mantel in den Gefangenentrupp zurück mit den russischen Worten: «Da habt ihr, ihr deutschen Schweine!» Nach diesen Szenen führten uns die Polizisten eilig zum Verladebahnhof und brachten uns in einem bereitstehenden Güterzug unter.

Auf der Fahrt nach Târgu-Jiu war ausreichend Gelegenheit zur Flucht geboten. Mit Rücksicht auf unsere Familien nahmen wir davon Abstand, zumal das Einvernehmen mit den Polizisten so gut war, dass sie beispielsweise in Craiova bei einem mehrstündigen Aufenthalt mit unseren Trinkgeldern versehen in eine nahegelegene Gaststätte gingen und uns die Bewachung ihrer Waffen anvertrauten. Wir verbateten uns eine Wiederholung, weil beutelüsterne Russen umhergestrichen waren. Nach drei Tagen Fahrt trafen wir im Lager Târgu-Jiu ein.

Im Lager, das früher die von Marschall Antonescu zu Konzentrationslager Verurteilten beherbergt hatte, befand sich die alte Bewachungsmannschaft unter dem Kommando eines korrekten Obersten, und es blieb auch die alte Lagerordnung bestehen. Der Oberst empfing uns sehr höflich. Wie schon zu Antonescus Zeiten gab es eine erste, zweite und dritte Klasse. Die nach freier Wahl in die erste Klasse Eintretenden konnten an einem gemeinsamen Essen (mittags drei Gänge) teilnehmen, dessen Kosten sie selbst bestreiten mussten. Die gleiche Kost bezogen auch die Offiziere. Die Bedienung beim Essen erfolgte durch rumänische Soldaten. Die Unterbringung in der ersten Klasse erfolgte in Barackenräumen zu je vier Soldatenbetten. Die zweite und dritte Klasse war in Massenbarackenlagern mit Pritschen in zwei Etagen untergebracht. Die zweite Klasse zahlte einen bescheidenen Beitrag für das Essen, musste aber wie die erste Klasse nicht arbeiten. Die dritte Klasse musste für das Essen nichts zahlen, war jedoch zur Arbeit verpflichtet. Tatsächlich wurde auch von ihr wenig Arbeit und zumeist nur zur Instandhaltung des Lagers selbst (Holz schneiden, Wege in Ordnung halten usw.) verlangt. Das Essen zweiter und dritter Klasse (einheitlich) war im Gegensatz zur ersten Klasse unzureichend und musste durch Pakete der Angehörigen ergänzt werden.

Die Zahl der Lagerinsassen betrug etwa 7'000¹. Die ganze Stadt Târgu-Jiu war seit Jahren an dem Geschäft mit dem Lager interessiert. Das Heranbringen von alkoholischen Getränken war verboten, wurde aber mit Hilfe der Wachmannschaften von den Begüterten geübt. Im Lager befanden sich verhaftete Volksdeutsche und internierte Reichsdeutsche aus dem ganzen Lande, vor allem auch die ganzen Bukarester Reichsdeutschen, mit Ausnahme der ins Gesandtschaftslager eingewiesenen. Erst als Târgu-Jiu überfüllt war, wurden ab Oktober auch weitere Lager wie Slobozia eingerichtet.

Die Offiziere verhielten sich neutral und nicht unfreundlich, mit Ausnahme eines Abteilungskommandanten polnischer Volkszugehörigkeit. Der Verkehr innerhalb der einzelnen Lagerabschnitte war untersagt, praktisch jedoch nicht beschränkt, mit Ausnahme der dem Offizier polnischer Herkunft unterstellten Baracken. Die rumänischen Offiziere schimpften gesprächsweise über die Russen und enthielten sich deutschfeindlicher Äusserungen. Oberleutnant T. erzählte uns wiederholt, dass er unter Antonescu den nunmehrigen Justizminister Patrașcanu als Gefangenen unter sich gehabt habe. Der Oberleutnant wurde, wie ich später hörte, 1945 zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt.

Im Lager erzählten Bukarester Besucher reichsdeutscher Lagerinsassen von zwei kennzeichnenden Fällen. Die Russen hatten in Bukarest mehrere Tausend deutsche Kriegsgefangene im Demonstrationmarsch durch die Hauptstadt geführt, diese Siegedemonstration aber nicht wiederholt, weil man den Deutschen aus den Fenstern Zigaretten und Blumen zugeworfen hatte². In Craiova verteilte ein rumänischer Bäcker an vorbeigeführte deutsche Kriegsgefangene sein ganzes Brot, worauf er von den Russen gleich verhaftet wurde.

Während in den ersten Tagen alte und kranke Reichsdeutsche nicht eingeliefert wurden, wurden bald sämtliche Reichsdeutschen einschliesslich der Greise und Kranken und Kinder beiderlei Geschlechts, kurzum sämtliche Reichsdeutschen interniert. Nach Aussage der rumänischen Offiziere geschah dies auf Befehl der Russen. Wir halfen oftmals gebrechliche, des Gehens unfähige alte Frauen vom Tor hereintragen. Die Deutschen in der zweiten und dritten Klasse (die gute erste Klasse war wegen der begrenzten Zahl der Tischplätze und Einzelräume – ca. 100 Personen – bald voll) lebten unter menschenunwürdigen Umständen. Die Baracken waren schmutzig und überfüllt, die Ernährung, soweit nicht Angehörige Pakete sandten, unzureichend, die hygienischen Verhältnisse zermürbend.

Der Vf. schildert einen besonders drastischen Fall.

Unter den Internierten sprach es sich herum, dass sich im Lager zahlreiche Wehrmachtangehörige befanden, die sich als Zivilisten ausgegeben hatten, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Diese Tatsache wurde geheimgehalten, doch war sie im-

1 Nach Angaben in anderen Berichten der Dokumentensammlung fasste das Lager Târgu-Jiu nur 3'000 Personen, von denen knapp die Hälfte Volksdeutsche waren.

2 Szenen dieser Art sind durch andere Berichte nicht belegt, nach dem deutschen Bombenangriff auf die rumänische Hauptstadt auch nur bedingt wahrscheinlich.

merhin einer unbestimmten Zahl von Lagerinsassen bekannt. Dennoch ist mir kein einziger Fall von Denunziation bekannt geworden.

Die Moral im Lager war angesichts der erschütternden Ereignisse sehr gut. Zur Hebung der Lagermoral verbreiteten einige volksdeutsche Internierte, insbesondere ein Banater Arzt, systematisch optimistische Gerüchte; diese wurden bereitwillig geglaubt. Die Masse der Lagerinsassen schenkte den unbegrenzt ins Lager kommenden rumänischen Blättern keinen Glauben und feierte immer wieder deutsche Siege.

Die Korrespondenz der Lagerinsassen mit den Angehörigen stand unter Zensur, war aber in begrenztem Ausmasse frei. Sie konnte praktisch auch in deutscher Sprache erfolgen, obwohl zeitweilig die Verpflichtung zum Gebrauch der rumänischen Sprache bekenntgegeben worden war. Während die rumänische kommunistische Presse sowie die unter Antonescu verboten gewesenen Boulevard-Blätter die Deutsche Volksgruppe heftig angriffen, war die national-zaranistische Presse sichtlich bestrebt, die Rolle, die die Volksgruppe in den abgelaufenen Jahren gespielt hatte, zu bagatellisieren, indem sie sich über ihre Amtswalter und deren Haltung lustig machte.

Kennzeichnend für die Gesinnung der Lagerinsassen war die Veranstaltung einer grossen Weihnachtsfeier mit vielen Geschenken für die ca. 300 Kinder des Lagers. Mit den primitivsten Mitteln unter Einsatz von Fachleuten aller Wissensgebiete war Spielzeug jeglicher Art in nahezu vollendeter Ausführung entstanden. Ein gemeinsamer Gottesdienst, in dem ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher die Ansprachen hielten, hatte erhebende Formen. Ähnlich gestaltete sich der Silvesterabend. Zu der anschliessenden Weihnachtsfeier der ebenfalls im Lager internierten 200-300 Ungarn wurden von den Deutschen Sängern und Besucher zur Verfügung gestellt, um den Saal zu füllen.

Gegen Ende des Jahres 1944 erschienen manchmal russische Kommissionen im Lager, das eine Mal nur, um den Rumänen deren im Lager versteckte Personenautos in äusserlich höflicher Form zu requirieren, einige Male aber, um das ganze Lager zu inspizieren. Sie wurden von den rumänischen Offizieren zuvorkommend empfangen und interessierten sich hauptsächlich dafür, ob und was im Lager gearbeitet wurde. In den ersten Tagen des Jahres 1945 verdichteten sich die Gerüchte, dass wir in ein anderes rumänisches Lager geschafft würden, um produktive Arbeit zu leisten. Einige von uns befürchteten den Abtransport nach Russland, und die russischen Sprachstudien wurden heimlich intensiviert.

Fluchtversuche kamen selten vor, obwohl sie nicht aussichtslos gewesen wären. Hingegen schmuggelten sich deutsche Soldaten in das Lager ein. Der Aufenthalt im Lager erschien auch den Zivilisten noch immer sicherer als der Aufenthalt in dem von den Russen überschwemmten Land; denn es wurden von der russischen Geheimpolizei immer wieder Volksdeutsche unter dem Verdacht der Spionage verhaftet.

Der Bericht schliesst mit einer Darstellung der Zwangsverschleppung in die Sowjetunion¹.

¹ Abgedruckt unter Nr. 52.

Erlebnisbericht des A. L. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 18. März 1952, 14 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Lage in Hermannstadt in den Tagen nach der Kapitulation Rumäniens, der Einmarsch der Roten Armee; Fortgang der Internierungsaktion; die Zustände im Internierungslager Slobozia.

Der Vf. erörtert eingangs die mangelhaften Vorbereitungen der zuständigen deutschen Stellen für den Fall des schon länger vor auszusehenden rumänischen Frontwechsels.

So traf der 23. August die Volksgruppe gänzlich unvorbereitet. Der Londoner Sender gab an jenem Abend anschliessend an seine Zehn-Uhr-Nachrichten eine Sondermeldung durch, König Michael I. habe das sowjetische Waffenstillstandsangebot angenommen. Gleichzeitig verlautebarte der Bukarester Sender die Proklamation des Königs. Ich fuhr zu meiner Familie auf den «Alten Berg» hinaus, wo sie sich in der Sommerfrische befand, da ich mögliche Ausschreitungen rumänischer Bauern befürchtete. Unterwegs begegnete ich in der Dunkelheit rumänischen Truppen, die aus den Dörfern nach der Stadt jagten. Die Nacht blieb jedoch ruhig.

Am nächsten Morgen war ich wieder in der Stadt. Die deutschen Lehrtruppen und Nachschubeinheiten zogen sich im Stadtkern zusammen. Die Rumänen lagen in ihren Kasernen in Bereitschaft. Die Lage war undurchsichtig. Ein befreundeter deutscher Major erzählte mir, der deutsche Standortkommandant Oberst Macholz verhandle mit dem siebenbürgischen rumänischen Befehlshaber, Armeegeneral Macici. Dieser schien noch keinen Entschluss gefasst zu haben. Wahrscheinlich wollte er die Klärung der Lage in Bukarest abwarten. Auch innerhalb des rumänischen Offizierkorps waren die politischen Auffassungen verschieden. Besonders die Kavallerie zeigte sich stimmungsmässig bereit, mit den Deutschen zu gehen. Die psychologischen Auswirkungen des Staatsstreiches auf die Rumänen waren zum grossen Teil negativ. Die Furcht vor den Sowjets war stärker als die Hoffnung auf eine Intervention der Westmächte. Ausserdem rechnete man mit einem Vorstoss der im ungarischen Nordsiebenbürgen vermuteten deutschen Streitkräfte.

Auch am 25. August war die Lage noch ungeklärt. General Macici gab Oberst Macholz immer neue Fristverlängerungen für den Abzug. Die deutsche Standortkommandantur besass keine Verbindung zu Bukarest. Um sie herum drängten sich zahlreiche Volksdeutsche, die im Falle eines Abzuges mitgenommen werden sollten. Major v. Sch., an den ich mich wandte, erklärte mir, die Wehrmacht werde wahrscheinlich nicht abziehen, da die Verhandlungen mit Macici günstig verliefen. Im gesamten Stadtgebiet blieb alles ruhig, ebenso auf dem Lande draussen.

Am Morgen des 26. August war die Standortkommandantur leer, die Wehrmacht verschwunden. Noch am Vortage hatte ich das [rumänische] 7. Schwere Artillerieregiment beobachtet, wie es sich in Richtung des Rotenturm-Passes bewegte, und daraus folgert, die Rumänen seien im Begriff, mit den Deutschen gemeinsam die Karpaten zu

halten. Nachts war, wie ich dann erfuhr, die rumänische Artillerie wieder zurückgekehrt. Macici hatte, offenbar auf Grund besonderer Nachrichten aus Bukarest, den endgültigen Entschluss gefasst, sich der neuen Regierung zur Verfügung zu stellen. Die Wehrmacht in Hermannstadt erhielt ein kurzfristiges Ultimatum und verliess daher noch in der Nacht die Stadt in Richtung Mediasch. Die Stimmung unter der deutschen Bevölkerung sank dementsprechend bis zur Verzweiflung herab. Immer wieder würden hoffnungsvolle Gerüchte verbreitet, die von einem angeblichen Vormarsch deutscher Truppen aus Nordsiebenbürgen berichteten, aber sie erwiesen sich dann als verzweifelte Wunschträume. In Bukarest scheiterte der Handstreich, den der Luftwaffengeneral Gerstenberg unternommen hatte. Die neue Regierung gewann immer mehr an Boden. Am 28. August war die Lage im rumänischen Altreich militärisch zugunsten der Staatsstreichregierung entschieden. Am 2. September rollten die ersten russischen Panzer durch Bukarest.

In Hermannstadt empfing der Präfekt die Vertreter der Volksgruppe und forderte sie auf, beruhigend auf die deutsche Bevölkerung einzuwirken. Kurz darauf begannen jedoch die Verhaftungen. Als erster wurde Kreisleiter Schuller festgenommen, dann immer mehr Amtswalter. Die deutsche Bevölkerung musste alle Waffen, Rundfunkgeräte, Kraftfahrzeuge abliefern. Ferner musste sie sich individuell bei der Polizei melden, um einen Schein entgegenzunehmen, der den Inhaber als Deutschen feststellte. Alle Organisationen wurden aufgelöst, die Amtsräume beschlagnahmt. Die «Südostdeutsche Tageszeitung» stellte, nachdem sie noch einige Tage ohne politischen Inhalt herausgegeben und dann von Senator Dr. Roth als «Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt» ebenfalls einige Tage mit neuer Redaktionsbesetzung weitergeführt worden war, ihr Erscheinen endgültig ein. Trotz der von Maniu¹ an Dr. Roth gegebenen Versicherung, man werde das Vergangene auf sich beruhen und Toleranz walten lassen, zeigte es sich immer deutlicher, dass die deutsche Volksgruppe im neuen Regime keinen Platz mehr haben würde. Bezeichnend war einer der ersten Aufsätze, die das Hermannstädter Organ der Nationalzaranisten (Maniu) über die deutsche Frage veröffentlichte. Darin wurde für eine eheste «humane» Entfernung der Deutschen aus Rumänien plädiert. Der Augenblick sei gekommen, ein achthundertjähriges Problem zu liquidieren.

Praktisch geschah jedoch nichts in dieser Richtung. Es kam auch zu keinen Ausschreitungen. Von einem chauvinistischen Hass war nichts zu spüren, wohl aber unfreundliche Genugtuung darüber, dass nun die «arroganten Sachsen» bald die Quittung – man meinte die Russen – erhalten würden. Die verschwindend wenigen kommunistischen Elemente traten zunächst nicht in Erscheinung. Ein dürrtiger Demonstrationsversuch war von Macici durch aufgefahrene Panzer verhindert worden. Bald aber würde sich, so befürchtete man, das Bild ändern, wenn die Russen kämen. Diese liessen unerklärlich lang auf sich warten. Viele Deutsche in der Stadt und auf dem Lande dachten an Flucht, und in den ersten Tagen gelang es auch einigen, auf ungarisches Gebiet zu

1) Vorsitzender der nationalzaranistischen Partei (Partidul Nationalfaranesc) seit 1926.

gelangen. Dann aber wurden die Grenzen hermetisch verriegelt. Als die Russen eintrafen, war jeder Fluchtweg endgültig gesperrt.

Die ersten sowjetischen Truppen trafen am 7. oder 8. September in Hermannstadt ein. Während dieser Zeit wurde der Präfekt ausgetauscht. Der neue Präfekt, Oberst Lipovan, ein ehemaliger k. u. k.-Offizier, gehörte gesinnungsgemäss zur nationalzararistischen Partei und verhielt sich nicht deutschfeindlich. Die Russen verhielten sich als «Verbündete», was die Ausschreitungen auf ein gewisses Mass herabsetzte. Dennoch kam es zu sporadischen Gewaltakten, Vergewaltigungen und Plünderungen, an denen sich in den Vorstädten und Dörfern der Pöbel beteiligte. Immer mehr deutsche Häuser wurden beschlagnahmt und die Wohnungsinhaber auf die Strasse geworfen. Die männliche deutsche Bevölkerung wurde zur Zwangsarbeit im Bereich der Stadt zusammengefangen. Mehrere Hundert arbeiteten auf dem russischen Flugplatz Kleinscheuern. Einzelne wurden auch verschleppt. Von einem planmässigen Vorgehen gegen die Deutschen war indessen noch nicht die Rede. Die Russen machten, soweit sie von rumänischen Kommunisten nicht aufgehetzt wurden, bei ihren Brutalakten kaum einen Unterschied zwischen Rumänen und Deutschen. Auch die von der rumänischen Polizei verhafteten Deutschen blieben in rumänischer Internierung und wurden laufend nach Târgu-Jiu ins Lager abgeschoben. Allmählich wurde die rumänische Polizei mit kommunistischen Elementen durchspickt. Die NKWD nahm in wachsender Masse selbständig Verhaftungen, meist auf Grund irgendwelcher hinterhältiger Anzeigen vor.

Der Vf. nennt einige konkrete Fälle und fährt dann fort:

Nachdem zahlreiche führende deutsche Persönlichkeiten nach dem Umsturz interniert und nach Târgu-Jiu geschafft worden waren, hielt ich mich bei meinen Eltern bzw. Schwiegereltern verborgen, wurde dann aber im Oktober dennoch entdeckt und verhaftet. Man brachte mich ohne Verhör in die Volksschule in der Salzgasse, die der rumänischen Siguranța als Durchgangslager diente, und von hier nach Slobozia. Unter uns befand sich der sächsische ev. Bischof Wilhelm Staedel, der Bürgermeister Dörr und der Leiter des Martin-Luther-Krankenhauses Dr. Weindel. Wir blieben mehr als eine Woche in der Schule interniert. Die Behandlung war korrekt. Verpflegung gab es keine, wir mussten uns von daheim das Essen bringen lassen. Schliesslich führte man uns vor die sogenannte «Comisia de triere» (Prüfungskommission) und verhörte uns. Die Kommission bestand aus Vertretern der Parteien und einem Polizeikommissar. Jeder der Häftlinge wurde nur wenige Minuten und zum Schein einvernommen. Mit einer einzigen Ausnahme blieben wir in Haft, obwohl sich Leute unter uns befanden, die niemals politisch irgendwie hervorgetreten oder auch nur aktiv gewesen waren. Da Târgu-Jiu bereits überfüllt war, schaffte man uns nach Slobozia – in der Bărăgansteppe gelegen – und internierte uns in einem sehr grossen, vollkommen verdreckten, verwanzten, verschlammten Lager, das vorher von russischen Gefangenen belegt gewesen war. Als wir eintrafen, befanden sich bereits etwa 450 Männer und Frauen – Reichsdeutsche, Volksdeutsche und einige Ungarn – dort. Die Unterkünfte bestanden aus Steinbaracken mit Zementfussbo-

den. Es gab keine Pritschen, kein Stroh, keine Decken. Die Wände waren mit Schmutz verkrustet und mit Legionen von Wanzen bedeckt. Am dritten Tage nach unserer Ankunft wurde aus dem Trinkbrunnen der halbverweste Leichnam eines Russen hervorgezogen. Jetzt erst bewilligte der Lagerkommandant, ein rumänischer Gendarmerie-Hauptmann, die Heranschaffung von Wasser aus dem Lokomotivschuppen des 1 km entfernten Bahnhofs. Das Wasser war auch hier schlecht, da es aus dem Fluss gepumpt wurde. Die Verpflegung war in Menge und Güte unzureichend. Es gelang uns, solange wir noch Geld besaßen, in der Stadt Lebensmittel einkaufen zu lassen. Aus einem Nebentrakt des Lagers durften wir schliesslich auch Gerüstbretter abmontieren, säubern und zu Pritschen verwenden. Schliesslich kauften wir uns für unsere Stube einen kleinen Herd – es war Dezember und sehr kalt –, für den wir uns das Brennholz zusammenstahlen. So rissen wir nachts aus den Drahtverhauen, die jede Baracke umgaben, Pflöcke heraus, bis man uns ertappte und uns mit schweren Strafen bedrohte. Holz wurde uns nur zweimal zur Verfügung gestellt. Dementsprechend litten wir unter der Kälte sehr. Die Behandlung war nicht feindselig und, soweit man Geld besass, freundlich.

Der Bericht schildert im Folgenden die Übergabe der Häftlinge an die Sowjets, der sich der Vf. durch Flucht entzog¹, und schliesst mit allgemeinen Angaben zur Zwangsdeportation, zur Enteignung und zur Lage der Volksdeutschen in Rumänien in den Jahren 1945/46.

Nr. 19

Befragungsbericht nach Aussagen der I. L. aus Mediasch (Medias), Judeţ Târnava-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 8. Oktober 1952, 5 Seiten, mschr., Teilabdruck.

Die Situation in Mediasch nach der rumänischen Kapitulation: Abzug der deutschen Truppen, Internierungen, Einmarsch der Roten Armee, Plünderung und willkürliche Enteignung deutschen Eigentums; Vorbereitungen zur Zwangsdeportation.

Zur Zeit der rumänischen Kapitulation am 23.8.44 lagen in Mediasch einige kleinere Abteilungen deutscher Nachrichtentruppen. Der rumänische örtliche Befehlshaber war Fliegeroberst Istrate, ein ausgesprochen deutschfreundlicher Offizier. Bürgermeister war ein Sachse, Dr. Z., Polizeichef ein Rumäne aus Galatz.

Als sich die Nachricht von der rumänischen Kapitulation in der Stadt verbreitete, bemächtigte sich der Bevölkerung eine starke Erregung, aber es kam weder zu Zwischenfällen, noch zu Gehässigkeiten seitens der Rumänen. Ich erfuhr am 24. August, dass zwischen Oberst Istrate und deutschen Offizieren Verhandlungen im Gange seien. Die Ru-

¹ vgl. Bericht Nr. 52, S. 245, Anmerkung 1.

mänen hätten, so wurde mir gesagt, den deutschen Truppen eine Abzugsfrist bis 25. August abends 6 Uhr eingeräumt. In unserer Kreisleitung herrschte Bewegung; es hiess, die Wehrmacht werde gemeinsam mit unseren waffenfähigen Männern Mediasch halten und nicht abziehen. Dann verbreiteten sich Gerüchte von angeblich heranmarschierenden starken deutschen Truppenverbänden. Aber am 25. August zog die Wehrmacht ab, nicht ohne uns Zurückbleibenden zuzurufen, dass sie in einigen Tagen wiederkommen werde. Mit ihr zogen 25 oder 30 sächsische Jünglinge und Männer mit.

Es vergingen einige Tage, aber die Wehrmacht kam nicht. Dafür wurden die in Mediasch lebenden Reichsdeutschen verhaftet und nach Târgu-Jiu fortgeschafft. Auch der Bürgermeister Dr. Z., der frühere Kreisleiter R., der Mannschaftsführer G. und mehrere andere Amtswalter der Volksgruppe wurden interniert. Die Häftlinge wurden in der rumänischen Fliegerkaserne untergebracht und nicht schlecht behandelt. In der Stadt blieb alles ruhig. Einige Male erschienen deutsche Flugzeuge, die ausserhalb der Stadt Bomben warfen.

Am 6. oder 7. September tauchten aus der Richtung Martinskirch (Dicsöszentmárton) Kolonnen von jüdischen Flüchtlingen auf, die mit Pferdefuhrwerken und zu Fuss vor den angeblich heranrückenden Deutschen, flohen. Auch zahlreiche Mediascher Juden schlossen sich der Flucht an. Wir waren nun fest überzeugt, dass die Befreiung nahte. Aber zu unserer Bestürzung kamen am 9. September statt der Deutschen die Russen. Zunächst in kleineren Gruppen, dann in endlosen Kolonnen rollten sie durch Mediasch der ungarischen Grenze zu, woher wir schon seit einigen Tagen schwachen Gefechtslärm gehört hatten. Wir verbarrikadierten uns in den Häusern und glaubten unser Ende gekommen. Bis auf einige Vergewaltigungen an der Peripherie der Stadt und bis auf Plünderungen und Ausraubungen ereignete sich jedoch nichts. Die geflüchteten Juden erschienen im Gefolge der Russen. Und nun änderte sich auch die Stimmung in der Stadt: Die Arbeiterschaft der Glasindustrie, der Textilfabrik «Irti» und der übrigen Betriebe begann sich bemerkbar zu machen. Die Entscheidung war jetzt endgültig gefallen, die deutschfeindlichen Elemente liessen ihre Zurückhaltung auf.

Bürgermeister war seit dem 26. August der Rumäne Biris, ein Lehrer, der sich anständig verhielt, aber von den dreister werdenden Kommunisten überspielt wurde. Besonders viel machte ein ungarischer Kommunist namens Kajlig von sich reden, ein Maurer, der nun auf eigene Faust zu regieren begann. Der Polizeichef war nach dem Umsturz nicht ausgewechselt worden. Auch er war offensichtlich nicht in der Lage, den Kommunisten, die sich auf die Russen stützten, entgegenzutreten. Ein übles Element war auch ein sächsisch-russischer Mischling aus Probstdorf. Sein Vater hatte im Ersten Weltkrieg als Gefangener in Russland geheiratet und war dann mit seiner russischen Frau heimgekehrt. Der Sohn, dem man immer schon geheime kommunistische Tätigkeit nachgesagt hatte, zeichnete sich nun als «Revolutionär» aus. Er und die übrigen Kommunisten beschlagnahmten sächsische Wohnungen, eigneten sich Möbel, Klaviere und Kleider an und bezogen die schönsten Häuser.

Es folgen einige Bemerkungen über das Schicksal zweier führender Vertreter der

deutschen Volksgruppe, die auf Betreiben der Kommunisten an die NKWD ausgeliefert und in die Sowjetunion deportiert wurden.

Unsere Lage verschlechterte sich immer mehr. Immer mehr sächsische Häuser wurden beschlagnahmt und die Einwohner entweder hinausgeworfen oder auf kleinstem Raum zusammengedrängt. Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Immer wieder bekamen wir zu hören, dass man uns «noch ganz andere Dinge» bescheren werde. Anfang Oktober sagte mir eine Jüdin: «Wenn der Winter kommt, wird man Euch verschleppen. Ihr werdet schon sehen, was Kälte und Hunger bedeuten!» Ende Oktober oder Anfang November gingen Polizisten von Haus zu Haus und schrieben alle Frauen zwischen 18 und 33 und alle Männer von 17 bis 45 Jahren auf. Dieser Vorgang wiederholte sich bald darauf. Wir brachten die Zusammenschreibung nicht mit einer möglichen Deportierung in Zusammenhang, es war davon auch nicht die Rede. Die Polizisten gebrauchten irgendwelche Ausreden. Erst in der Zeit vor und nach Weihnachten begann das Gerücht von bevorstehenden Aushebungen umzugehen. Ich arbeitete zu jener Zeit als Schwester im rumänischen Militär Lazarett. Wir waren hier insgesamt etwa 30 sächsische Frauen und Mädchen und erfuhren seitens der Spitalsleitung und der Verwundeten ausgezeichnete, höfliche Behandlung. Die Leiterin des Roten Kreuzes, Frau Maniu (nicht mit dem Parteiführer Maniu verwandt) eröffnete uns in den ersten Januartagen, dass mit einer Verschleppung zu rechnen sei, beruhigte uns jedoch, indem sie erklärte, sie werde dafür sorgen, dass uns nichts geschehe.

Am Abend des 13. Januar, einem Sonnabend, marschierten, von Schässburg kommend, NKWD-Verfügungstruppen in Mediasch ein. Es wurde verlautbart, dass sich niemand nach 6 Uhr auf der Strasse zeigen dürfe. Die Stadtausgänge waren, wie ich erfuhr, gesperrt, niemand durfte hinaus oder herein. Nun wussten wir, dass die Aushebung bevorstand.

Der Bericht schliesst mit einer kurzen Schilderung der Aushebungsaktion in Mediasch.

Nr. 20

Erlebnisbericht des T. R. aus Schässburg (Sighiçoara), Județ Tarnavă-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 7. April 1956, 5 Seiten, mschr.

Rumänische Massnahmen und allgemeine Stimmung in Schässburg nach dem 23. August 1944; Fahrt des Vfs. nach Temeschburg und Flucht über die jugoslawische Grenze.

Der Bericht beginnt mit einigen Bemerkungen zu den Auswirkungen der militärischen Entwicklung im Sommer 1944 auf die Stimmung der deutschen Einwohner Schässburgs.

Die Rundfunkmeldung vom Verrat des rumänischen Königs an Deutschland am Abend des 23.8.44 wirkte wie eine Bombe. Wir gaben aber die Hoffnung nicht gleich auf und verliessen uns auf deutsche Gegenmassnahmen.

Innerhalb der Bevölkerung (ohne Unterschied der Nationalität) herrschte zunächst Ratlosigkeit. Fernsprech- und Postverkehr waren für Zivilisten und namentlich Deutsche verboten. Auch die Eisenbahn verkehrte noch unregelmässiger wie früher. Es wurde das Standrecht verkündet und ein Ausgehverbot nach 19 Uhr verhängt und alle Deutschen, Ungarn, Italiener usw. aufgefordert, jegliche Art von Waffen sofort bei der rumänischen Ortskommandantur abzuliefern, bei Androhung von schwersten Strafen einschliesslich der Todesstrafe. In den nächsten Tagen musste derselbe Personenkreis auch die Rundfunkempfänger abliefern. Da im Orte nur eine schwache rumänische Einheit stationiert war, wurde eine Art Miliz aus sehr zweifelhaften Elementen aufgestellt und bewaffnet. Diese Miliz patrouillierte dann ständig durch die Strassen und kontrollierte Fussgänger und Fahrzeuge nach Gutdünken. Wir Deutsche waren ihrer Willkür ausgeliefert und vollkommen vogelfrei.

Eine Reihe angesehener Landsleute, die sich politisch besonders betätigt hatten, wurden plötzlich von der staatlichen Sicherheitspolizei verhaftet und mit unbekanntem Ziel weggeschafft. Von der eigenen Volksgruppenführung merkte und hörte man nichts. So verstrichen die Tage in nervenzerreissender Aufregung. Unsere Hoffnung auf das Eingreifen der im Orte weilenden deutschen Wehrmachtsteile wurde auf einmal zunichte, als wir erfuhren, dass dieselben von der rumänischen Ortskommandantur zur Kapitulation auf gefordert worden waren, der sie aber nicht Folge leisteten, und nach langen Verhandlungen nur erreichten, dass sie unter Zurücklassung der Waffen, des ganzen zum Teile sehr wertvollen Materials und des grössten Teils des Fahrzeugparkes das Land in Richtung der nur etwa 20 km entfernten Grenze nach Ungarn (Nordsiebenbürgen) verlassen durften. Nichttransportfähige Lazarettinsassen blieben unter Obhut von Krankenschwestern zurück, die aber nachher auch als Kriegsgefangene behandelt wurden und denen daher ein bedauernswertes Los widerfuhr. Diese deutschen Truppenteile nahmen auch einige junge Landsleute beiderlei Geschlechts, in Uniform bzw. in Krankenschwester-Tracht verkleidet, mit über die Grenze.

Bei mir wurde etwa am 28. August um 6 Uhr in der Früh eine eingehende Hausdurchsuchung durchgeführt, die aber kein verdächtiges Material zutage förderte. Wie ich erfuhr, war ich als Freund und Günstling der Deutschen Wehrmacht, die bei mir ständig zu Gaste war, denunziert worden.

Der Vf. versucht im Folgenden einen Eindruck von der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit in den Tagen nach der Kapitulation zu geben, in denen die Deutschen auf einen Rückeroberungsversuch der Ungarn, die Rumänen' auf ein Eingreifen der Engländer und Amerikaner hofften, völlige Resignation und abenteuerliche Fluchtpläne einander abwechselten.

Inzwischen wurden alle Deutschen aufgefordert, bei der Sicherheitspolizei persönlich zu erscheinen, um in Listen, die stark nach Verschleppung rochen, aufgenommen zu werden. Der Andrang bei dieser Eintragung war tragikomischerweise so gross, dass sich Menschenschlangen bis auf die Strasse bildeten» Ich hüdete mich, mich anzustellen und war unter den Letzten, die erfasst wurden. Man erhielt dann eine Bestätigung ausge-

händig, die gleichzeitig bei Kontrollen als Ausweis galt. Auf diesem Schein war ein Vermerk, laut welchem der Inhaber zur Kenntnis genommen hatte, dass er sich bei Aufruf innerhalb von zwei Stunden zu einem Abtransport bereithalten müsse. Marschverpflegung für einige Tage sei mitzunehmen. Dies war für mich der endgültige Anstoss, mit meiner Familie die Flucht nach Deutschland zu ergreifen.

Da Deutsche die Eisenbahn eigentlich nicht benützen durften, beschaffte ich mir eine Sonder-Genehmigung zur Reise meiner kranken Frau mit Kindern zur Kur nach Bad Buziasch im Banat. Die Genehmigung kostete an Bestechungsgeldern 23'000 Lei.

In der Nacht vom 31.8. auf den 1.9. schlichen wir uns kurz vor Mitternacht auf den Bahnhof, von wo der letzte Zug Richtung Westen abgehen sollte, da die Bolschewiken sich schon Kronstadt und Hermannstadt näherten bzw. diese Städte bereits besetzt hatten. Kurz vor Besteigen des Zuges gab es noch einen aufregenden Zwischenfall, da der Schalterbeamte mir als Deutschem den Verkauf von Fahrkarten verweigerte. Er berief sich auf eine eben eingelaufene Verbotsdepesche. Nach Bestechung des Bahnpolizeibeamten mit «nur» 1'000 Lei erhielt ich dann doch die Fahrkarten. Die Fahrt ging in unbeleuchteten Wagen bis Klein-Kopisch. Dort hiess es: alles aussteigen, weil der Zug nicht weiterfahren dürfe. Der Bahnhof und die Bahngleise glichen einem Heerlager. Man sah Familien von flüchtenden Landsleuten aus dem Burzenland mit Kindern vom Säugling bis zu 18 Jahren auf ihren Koffern und Bündeln. Die Frauen jammerten, die Männer fluchten über den Deutschen Gesandten v. Killinger in Bukarest und über das Versagen der Volksgruppenführung. Dazwischen schlenderten entlassene ehemalige bolschewistische Kriegsgefangene mit Maschinenpistolen bewaffnet und ganz finstere Gestalten umher. Wir Sachsen hielten uns möglichst geschlossen beieinander und suchten nach einer weiteren Reisemöglichkeit nach Westen. Gepäckträger erklärten offen, für Deutsche, also für uns, würden sie keine Handreichung tun. Nur ein Zigeuner fand sich gegen hohe Belohnung bereit, uns bei Erklimung des aus Hermannstadt zu erwartenden Anschlusszuges behilflich zu sein. Nach unendlich scheinenden Stunden erschien der rettende Zug am 1. 9. so gegen 13 Uhr aus Hermannstadt. Obwohl er überfüllt war, gelang es mir mit Hilfe des obenerwähnten Zigeuners, einzeln durch Türen und Fenster den Zug zu erklimmen. Durch einen deutschfreundlichen «eisernen Gardisten» gewarnt, hüteten wir uns, im Zuge deutsch zu sprechen, was meiner Familie sehr schwerfiel, weil sie nur Deutsch konnten. Unterwegs wurden wir oft kontrolliert und nach dem Reisezweck gefragt. Mit knapper Not gelang es uns, einer Herausholung aus dem Zug zu entgehen.

Der Vf. berichtet anschliessend kurz über im Abteil mitgehörte deutschfeindliche Gespräche und über Ansammlungen zum Teil zerstörten deutschen Kriegs- und Eisenbahnmaterails entlang der Strasse,

So gelangten wir am Abend nach Arad und trachteten, möglichst bald nach Temeschburg weiterzufahren, das wir dann im Laufe der Nacht erreichten. Am Bahnhof gab es weder Droschken noch Gepäckträger.

Endlich fanden wir wieder Zigeuner, die gegen hohen Entgelt unser Gepäck in den nächsten Gasthof schleppen halfen. Am nächsten Vormittag wechselten wir sicherheitshalber die Unterkunft und nahmen in einem schwäbischen Hotel Bleibe. In Temeschburg war die Lage zunächst noch viel ruhiger als in Siebenbürgen. Handel und Verkehr verliefen ungehindert. Waffen und Rundfunkgeräte waren noch nicht eingezogen. Man hoffte auf Einsatz von deutschen Truppen. Ich nahm Führung mit Verwandten und Landsleuten. Es wurde beratschlagt, was zu tun sei. Die Grenze nach dem Westen war für jeglichen Reiseverkehr gesperrt. So erfuhren wir über eine Fluchtmöglichkeit über Marienfeld, das abseits vom gewohnten Grenzverkehr lag und den Zugang nach einem dreieckigen Gebietsstreifen zwischen Theiss, Donau und der rumänischen Westgrenze ermöglichte.

In Temeschburg wurde uns am 5. 9. der Boden plötzlich auch zu heiss, als auf Deutschen in Hotels Razzien veranstaltet wurden und auch auf der Strasse plötzlich Milizpatrouillen auftauchten, die Ausweise kontrollierten. Vom ungarischen Pfortner gewarnt, verliessen wir am Vormittag das Hotel, mieteten eine Droschke und fuhren bis zum Abgang des Zuges nach Marienfeld bis 15 Uhr ständig in den Strassen herum, um nicht wie die Fussgänger angehalten zu werden. Ein Aufenthalt am Bahnhof schien uns auch nicht ratsam. Fahrkarten erhielten wir ohne Weiteres, da Marienfeld Endstation einer Nebenstrecke ist. Dort angekommen, verkrümelten wir uns schleunigst in einem unbekanntem schwäbischen Bauernhof, wo wir mit viel Verständnis aufgenommen wurden. Marienfeld ist eine rein deutsche Gemeinde. So wurden wir nicht verraten und konnte mit dem Chef der Grenz-Jäger Führung nehmen. Gegen Hinterlegung von 20'000 Lei je Kopf (also insgesamt 140'000 Lei) erhielten wir in der Nacht 2 Grenz-Jäger zum Geleit und wanderten mit Koffern und Säcken schwer bepackt zu Fuss über Äcker, Weinberge und Maisfelder über die grüne Grenze an das dreieckige unter deutscher Militärverwaltung, stehende «Niemandland», das angeblich von SS-Kosaken-Patrouillen durchstreift wurde. Begegnet sind wir allerdings keinen Kosaken. Nach Mitternacht erreichten wir einen Gutshof, in dessen Scheune wir unsere müden Glieder ausstreckten.

Am 6. 9. ging es dann gegen Mittag mit einem Bauernfuhrwerk nach Gross-Kikinda. Hier meldeten wir uns bei der Ortskommandantur und einer Stelle des Sicherheitsdienstes. Ich wurde verhört und an eine eben im Aufbau befindliche Dienststelle der deutschen Volksgruppe verwiesen. Da ich hier keine Unterstützung fand, sondern nur die Zumutung, in eine volksdeutsche Kampfgruppe einzutreten, während meine Familie in diesem von serbischen Partisanen verseuchten Gebiet neuen Gefahren ausgesetzt worden wäre, deren Sprache ich nebenbei nicht beherrschte, trachteten wir selbst, auch ohne Reisepapiere so schnell als möglich nach Deutschland zu gelangen. So fanden wir am Bahnhof eine Wehrmachtseinheit, die aus Serbien kam und sich auf dem Wege nach Wien befand. Dieser Einheit vertrauten wir unser Schicksal an und fuhren kostenlos in einem Güterwagen auf Feldbetten liegend etwa 8 Tage lang bis Wien. Die Reise dauerte deshalb so lang, weil unsere Lokomotive unter fadenscheinigen Gründen von ungarischen Eisenbahnern immer wieder abgekuppelt wurde. Um dies zu vereiteln, leistete ich

dem Transportführer, dank meiner Sprach- und Menschenkenntnisse der Ungarn, wertvolle Dienste. Da bei Szegecin eine Theissbrücke schadhaf war, lagen wir über 24 Stunden fest und hörten von der rumänischen Grenze ziemlich heftigen Kanonendonner. Am Bahnhof trafen wir überraschenderweise mit der Familie Dr. P. aus Hermannstadt zusammen, die uns mit einem D-Zug, der direkt nach Budapest weiterrollte, überholten. Von den Ungarn wurden wir, sobald das Wort Siebenbürgen (Erdély) fiel, stets herzlich aufgenommen und bewirtet. Viele waren sehr pessimistisch und wären am liebsten gleich nach Westen abgehauen. Unterwegs – es ging am Plattensee entlang – gab es oft Fliegeralarm und Angriffe von feindlichen Fliegern. In Wien war der Empfang ziemlich unfreundlich, und es begann das Gerenne zu Behörden um Lebensmittelkarten und Bezugscheine.

Neben dem weiteren Ergehen des Vfs. schildern die Schlussätze seine Eindrücke von der Lage in Österreich gegen Ende des Krieges.

Nr. 21

Erlebnisbericht des S. B. aus Katzendorf (Cața), Plasa Rupea (Reps), Județ Tarnavă-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 5. April 1956, 4 Seiten, hschr., Teilabdruck.

Evakuierung der Gemeinden Katzendorf und Draas durch vorstossende deutsche Truppen.

In meiner Heimatgemeinde Katzendorf wurde schon vor dem 23. August 1944 öffentlich darüber gesprochen und der Befürchtung Ausdruck gegeben, der König Michael wolle zu den Russen übergehen. Als dann Ende August der Zusammenbruch erfolgte, gab es schwere Tage für uns Sachsen. Unter anderem wurde öffentlich publiziert, wir dürften nicht mehr deutsch sprechen mit den versprengten und sich zurückziehenden deutschen Soldaten. Es sind gewiss nicht wenige, welchen der Weg zur ungarischen Grenze gezeigt wurde und denen Brot und Speck verabreicht wurde.

Den 7. September 1944 hörten wir plötzlich Schüsse von Nordosten her. Deutsche Truppenteile jagten die Grenzpolizei zwischen Draas¹ und Katzendorf in die Flucht. Sachsen, die seit einigen Tagen ihre Fuhrwerke bereit halten mussten, beförderten die Sachen der Grenzpolizei und des Gemeindeamtes nach Südosten über Hamruden. Kurze Zeit darauf rückten deutsche Soldaten in Katzendorf ein, es waren nicht viele. Die Männer des Ortes wurden zusammengerufen; von einem deutschen Offizier wurde angeordnet, dass sämtliche deutschen (sächsische) Bewohner des Ortes evakuiert werden müssten. Nachdem wir vorher nichts gehört hatten von der Aussiedlung der Siebenbürger Sachsen, gab es ein überstürztes Packen der Habseligkeiten. Da wir von dem Herannahen der rumänischen Truppen gehört hatten, war von vielen Sachsen Vorsorge getroffen

1 Die Gemeinde Draas (Drauțeni) gehörte ursprünglich ebenfalls zum Bezirk Reps, lag jedoch bereits jenseits der durch den Wiener Schiedsspruch gezogenen rumänisch-ungarischen Grenze.

worden; bessere Kleider u.a. m. wurde eingemauert oder vergraben, um dieselben vor dem Raub oder vor dem Verbrennen zu bewahren, denn wir glaubten, es käme zu einer Schlacht zwischen deutschen und rumänischen bzw. russischen Truppen. Die deutschen Soldaten gingen von Hof zu Hof und forderten die Menschen auf zur Eile, denn der Feind komme schon näher. Vielerorts war nur die Frau mit den Kindern zu Hause. In der Hast wusste man nicht recht, was mitzunehmen war. Von dem nahen Berg neben der Gemeinde gingen die Geschosse schon auf unsern Bahnhof – schon wieder wurde zur Eile gemahnt. Die zwei besten Pferde hatte mir das rumänische Militär weggenommen, mit den zwei schwächeren machten wir uns auf den langen Weg. Als wir zum Hoftor herauskamen, forderte uns ein Offizier auf: «Nehmen Sie doch auch das andere Vieh mit!» Drei Milchkühe, vier Jungkühe wurden aus dem Stall befreit und mit nach Draas getrieben. Vier Mastschweine, Hühner und Gänse blieben auf dem Hof zurück.

Es reihte sich Wagen an Wagen bis nach Draas. Es wunderte mich, dass die rumänische Artillerie uns nicht beschoss, die südöstl. von Katzendorf auf Hamrudener Hattert¹, auf dem «Hohen Rennen» aufgefahren war. In Draas angelangt, erfuhren wir, dass die Draaser schon früher von der geplanten Evakuierung gewusst hatten. Den nächsten Morgen, den 8. Sept. 1944, ging es gemeinsam mit den Draasern mit vielen Fuhrwerken, die meisten mit Pferden bespannt, wenige Ochsenwagen, nach Nordosten durch die uns wohlbekannten Szeklergemeinden: Janosfalva, Dalga. In Bikafalva überliess ich meine Kühe einem Bauern mit dem schriftlichen Vertrag, wenn ich bis Weihnachten zurückkehren sollte, bekäme ich die Hälfte zurück, sonst blieben alle ihm zum Eigentum. Eine junge Milchkuh nahmen wir am Pferdewagen angebunden mit, diese hat uns noch manchen guten Tropfen Milch gespendet in den nächsten 2-3 Wochen, bis ich dieselbe abgeben musste, weil sie nicht mehr mitkommen konnte mit dem Pferdewagen.

In der Nähe von Marosvásárhely [Neumarkt] hörten wir, dass der Treck von Zendersch oder Zuckmantel bombardiert worden sei². In Deutsch-Zepling neben Sächsisch-Reen wurde angeordnet, dass sämtliches Hornvieh abgeliefert werden müsste. Die Ochsenfuhrwerke wurden entladen und alle Personen davon mit der Bahn weiterbefördert, nur Pferdefuhrwerke aus Draas und Katzendorf bildeten nun weiter einen Treck. 3-4 Soldaten waren unsere Begleiter auf dem weiteren Weg bis in die Ostmark. Dieser Begleitmannschaft muss ein sehr gutes Zeugnis ihrer Pflichterfüllung ausgestellt werden, denn sie hat uns auf dem beschwerlichen Weg von 6-7 Wochen langer Dauer bestens geführt. Es ging durch ganz Ungarn: über die Theiss, Budapest blieb links, Győr an der Donau hinauf bis an die tschechoslowakische Grenze, dann 20 km südlich von Wien, St. Pölten bis nach Amstetten in Niederösterreich. Dort wurden wir auf die umliegenden Gemeinden gruppenweise aufgeteilt und einquartiert. – Die Einquartierung ging auch nicht reibungslos vonstatten. Es gab nicht wenige Einheimische, die uns mit scheelen Augen ansahen. Sieben Wochen lang hatte die Fahrt von Siebenbürgen bis

1 Gemarkung, von ungarisch: hotar.

2 vgl. Bericht Nr. 22, S. 112 mit Anm. 1.

nach Amstetten gedauert. Dank der guten Führung hatten wir keine Menschenleben zu beklagen, ausser kleineren Unfällen war die lange Fahrt mit den Fuhrwerken besser abgelaufen, wie die Bahnfahrt der anderen, die zeitweise tagelang auf offener Strecke halten mussten. Einmal wurden wir von Fliegern beschossen, die es jedoch mehr auf einen vorbeifahrenden Eisenbahnzug abgesehen hatten, so dass wir glimpflich davonkamen.

Der Vf. berichtet abschliessend, dass nur etwa 20 Familien aus Katzendorf und Draas im April 1945 mit den vor der Roten Armee zurückweichenden deutschen Truppen in den Raum Salzburg überführt worden seien. Der grösste Teil der Flüchtlinge wurde in der Umgebung von Amstetten von den Russen überrollt und nach Rumänien zurückgeführt¹. Der Bericht endet mit kurzen Angaben zur gegenwärtigen Lage.

Nr. 22

Erlebnisbericht des Johann Mann aus Maniersch (Magheruş), Plasa Dumbrăveni (Elisabethstadt), Judeţ Tarnavă-Mică (Klein-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 16. April 1956, 8 Seiten, mschr.

Die Lage in Manier sch nach der rumänischen Kapitulation; Evakuierung der Gemeinde durch vorübergehend vorgestossene deutsche Truppen; Treck bis Sächsisch-Reen, Einwaggonierung und Bahntransport nach Niederschlesien; zweite Evakuierung im Frühjahr 1945.

Schon am 23. August 1944 fing sich die Umgebung jedes deutsch denkenden und fühlenden Menschen und Staatsbürgers, ob deutscher oder anderer Abstammung, zu verfinstern [an]. Niemand wusste, was da kommen sollte und kommen würde. Aber jeder, und am allerärgersten der Siebenbürger Volksdeutsche, ahnte in dieser Verdunkelung ein Etwas sich nähern, was alles andere sein könnte, aber nichts Gutes.

Von Tag zu Tag verschlimmerte sich diese böse Ahnung immer mehr bei den Siebenbürger Volksdeutschen, weil sie es mit offenen Augen und Ohren wahrnehmen mussten, dass ein gewisser Druck von den politischen Behörden immer mehr auf sie gerichtet war und auch ausgeübt wurde. Die Verbindung mit der Aussenwelt wurde schön langsam, ohne Krach und ohne Sang und Klang, abgebrochen, indem von allen Deutschen alle Rundfunkgeräte, Autos, Motor- und Fahrräder eingezogen wurden. Jeder musste selber alles abführen und übergeben. So führte auch ich persönlich mein Fahrrad an die Gendarmerie in unser Nachbardorf Nadesch ab. Wobei ich, das muss ich unbedingt hier erwähnen, sehr höflich und entgegenkommend, ja sogar tröstend behandelt wurde, vom Wachmeister als auch von jedem einzelnen Soldaten, bei der Übergabe als auch beim Verhör, dessen ich mich auch unterziehen musste. Es klingt mir auch heute noch im Ohr, als ob es nur gestern gewesen wäre, wie der Gendarmerie-Chef tröstend

¹ Über das Schicksal der Zurückgeführten vgl. Bericht Nr. 76.

zu mir sagte, ich solle ruhig heimgehen, es würde mir gar nichts passieren (weil ich ihn vertraulich auf Verschiedenes fragte, nachdem ich ihn gut kannte und mit allen bis zu der Zeit immer gut ausgekommen war), nachdem ich mir weder ihnen noch sonst jemanden gegenüber etwas jemals zuschulden hätte kommen lassen. Mein Jagdgewehr, so wie alle, waren zuerst eingezogen worden. Bei allen Abgaben konnte von mehreren im Staatsdienst stehenden Personen eine Art Mitleid, muss ich sagen, fast festgestellt werden, wobei immer wieder mitgeteilt wurde, dass es eine Verordnung von Oben sei.

Wenn ich ehrlich sein will, so darf es nicht unerwähnt bleiben, dass nicht nur die staatlichen Dienststellen, ob militärischer oder ziviler Art es waren, die ein gewisses Mitleidsgefühl zeigten den Deutschen gegenüber in düsteren Tagen, in welchen die Entwicklung der schlimmen Formen für sie immer mehr zutage trat; sondern alle Mitmenschen, mit denen man zeitlebens zusammen gelebt und öfters im Alltagsleben sich begegnet und brüderlich beim Begegnen sich gegrüsst und, wenn es notwendig war, was oft vorgekommen, sich gegenseitig ausgeholfen hatte. Folgedessen konnten die Hinweise «von Oben» ohne Weiteres als wahrheitsgemäss auch geglaubt werden. Also von Oben wurde der Druck ausgeübt und vom Pöbel und Gesindel (aber nicht von anständigen und überlegenen Rumänen oder Ungarn) durchgeführt. Teils in Unkenntnis der Vergangenheit, in übermütigem Siegesrausch junger unerfahrener Menschen, die auf alles, was Deutsch war, gehetzt wurden, teils aus Rachegefühl, aus eventuellen einstigen Gegensätzlichkeiten, die auch hie und da vorgekommen [waren]. Nach meiner persönlichen Erinnerung und laut Nachrichten anderer volksdeutscher Kameraden sind von den mitlebenden und bekannten Rumänen keine sichtbaren Schikanen gegen die Deutschen in den Tagen vor unserer Flucht angewendet worden, sondern haben sie oft bei denselben Schutz gefunden.

Die zu Ende gehenden Augusttage als auch die angefangenen Septembertage wurden immer düsterer. Eine unbestätigte Nachricht jagte die andere. Niemand wusste aber, was in der Luft lag. Es wurden aus Richtung Schässburg tagsüber oft, der «Wiener Schiedsspruch»-ungarischen Grenze zu, die etwa 4 km von meinem Heimatort entfernt war, entwaffnete deutsche, in kleinen und grösseren Gruppen, uniformierte Soldaten gesehen, die auf der Landstrasse weitermarschierten. Die Nachricht über das immer näher Herankommen der russischen Armeen wurde immer öfter und deutlicher als wahre Tatsache von verschiedenen Seiten gehört und bestätigt. Die Menschen wussten nicht in ihrer Verzweiflung, was sie tun oder lassen sollten. Sie trauten sich nicht mehr recht, in die Feld- und Weingärten arbeiten zu gehen, aus Angst, und,¹ standen oft in den ersten Septembertagen in kleineren und grösseren Gruppen auf der Dorfstrasse, ratschlagten, erzählten und trösteten einander. Dabei dachte aber niemand an eine Flucht und Verlassen ihrer Wohnungen oder [ihres] Heimatortes. Wenn von ungefähr solche Gedanken jemand erwähnte, so wurde der sofort mit aller Entschiedenheit als «unmöglich und sinnlos» hingestellt und als undiskutabel bei Seite gelassen. Ich persönlich gehörte auch zu denjenigen, die eine eventuelle Flucht ganz entschieden ablehnten und jeden vor diesem Gedanken und Vorhaben mit allem Ernst warnten.

Am 7. Sept. wurden Berichte bekannt, dass die rumänische Grenzbewachung an der rumänisch-ungarischen Grenze, zwischen Zuckmantel und Nagykend sich zurückgezogen hätte. Die deutsch-ungarischen Truppen seien nachgerückt. Am Nachmittag desselben Tages waren deutsche Soldaten, auf den Feldern von Maniersch [auf] Zuckmantel zu beobachtet worden¹. Am 8. Sept. im Laufe des Vormittags fuhren einige vollbesetzte Militär-Autos in scharfer Fahrt durch unsere Gemeinde in Richtung Grossalisch. Diese kamen in etwa 2 Stunden in ebenso scharfer Fahrt wieder zurück in Richtung Zuckmantel. Am Vormittag des 8. Sept. fielen einige Artillerieschüsse, die unsere Gemeinde überquerten, von Osten gegen Westen (d. i. von Nadesch nach Richtung Gemeinde Zendersch; Grossalisch lag südlich und Zuckmantel nördlich von Maniersch). Am Nachmittag kurz vor 3 (15 Uhr) fuhren etwa 8 voll besetzte Militärautos mit deutschen Soldaten in unsere Gemeinde² (die Anzahl der Fahrzeuge kann ich nicht genau bestimmen). Diese verteilten sich in der ganzen Dorfstrasse entlang in einer Länge von etwa einem Kilometer. Vor meinem Wohnhaus, fest an der Frontwand auf dem Gehpflaster, stand auch ein getarntes Fahrzeug ohne Besatzung aufgeparkt. Die Leute waren erschrocken, obwohl niemand wusste, was da werden sollte. Etliche waren versteckt in ihren Wohnhäusern, etliche auf der Dorfstrasse. Ich stand auch vor meinem Wohnhaus und hielt Umschau nach meinen Familienangehörigen, da ich nur allein mit noch 2 kleinen Enkelkindern zuhause war. Nun kam das Schreckliche, was niemand jemals gehatet und erwartet [hatte] und darauf vorbereitet war.

Punkt 3 Uhr nachmittags wurde in der ganzen Gemeinde bekannt gegeben, dass auf Grund militärischer Anordnung binnen einer Stunde das Dorf geräumt werden müsste. Mir schien diese Nachricht ungläublich und auch als unmöglich, da meine Frau und Tochter, Mutter und Schwiegermutter vom Hanfwaschen von Grossalisch aus der grossen Kokel noch nicht nach Hause gekommen [waren]. Erkundigte mich daher bei einem

1 Johann Hedrich aus dem nicht weit nordwestlich Zendersch und Maniersch gelegenen Rode (Zagar) berichtet, seine Gemeinde sei am 7. September, 9 Uhr früh, von einer deutschen Patrouille besetzt worden. Da es zu Schiessereien zwischen deutschen und rumänischen Soldaten kam, brachten sich die Einwohner zum Teil in den Kellern, zum Teil aber auch ausserhalb der Gemeinde, in den umliegenden Wäldern in Sicherheit. Am nächsten Morgen ordneten die zurückgehenden Deutschen die sofortige Räumung des Ortes an. Die schon vorher Geflüchteten gelangten – zu Fuss und ohne jedes Gepäck, nur «mit den Arbeitsgleidern» – in die Nachbargemeinde Felldorf (Filitelnic) und von dort drei Tage später über die damalige ungarische Grenze nach Neumarkt, wo sie einwaggoniert wurden. Sie kamen nach längerem Aufenthalt in Ungarn, wo sie in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, erst Anfang November in Niederösterreich an (Erlebnisbericht; Original, 15. Februar 1956, 4 Seiten, hschr.)

2 Nach dem Bericht eines volksdeutschen SS-Rottenführers aus Kronstadt, der an der Aktion teilnahm, stiessen am 8. September einige Kübelwagen mit Angehörigen der 8. SS-Kavallerie-Division «Florian Geyer» von dem ungarischen Grenzort Nagykend aus vor, um die nachträgliche Evakuierung der deutschen Grenzgemeinden zu ermöglichen; der Stosstrupp sah sich noch am selben Tag nach rascher Evakuierung der Gemeinden Zuckmantel und Maniersch zur Umkehr gezwungen, da der nächste Ort, Nadesch, bereits von russischen Truppen besetzt war. (Erlebnisbericht; Original, ohne Datum [März/April 1956], 3 Seiten, mschr.)

in der Nähe stehenden in bunter Felduniform getarnten und mir unbekanntem Soldaten, was denn solch ein Befehl zu bedeuten habe, indem ich ihm gleich mitteilte, dass ich nicht fort gehen würde von zuhause, da ich nur allein mit zwei kleinen Kindern und einem Dienstmädchen daheim sei und auf meine noch zur Familie Gehörenden auch warten müsste. Erhielt die Antwort, ich müsste, weil ich eben kleine Kinder bei mir hätte, unbedingt Haus und Hof und die Gemeinde verlassen, weil man es nicht wisse, ob nicht über kurz oder lang ein Zusammenstoss in diesem Raum mit den gegenüber stehenden Militäreinheiten erfolgen könnte. Ich müsste und sollte für mich und die Kinder schnell warme Kleider und auf einige Tage etwas zum Essen zusammenpacken und bald verschwinden. Sollte und dürfte aber kein Haus noch Keller noch sonst eine Tür mit dem Schlüssel zusperrern, weil diese, falls es notwendig sein sollte, doch mit Gewalt aufgebrochen werden müssten. Zum Schluss erhielt ich noch von diesem Soldaten die versichernde Mitteilung, dass ich ruhig alles im Hof und Haus, so wie es eben sei, liegenlassen könnte, denn in «zwei, höchstens drei» Tagen würden wir wieder in unseren Häusern sein.

Diese letzte Mitteilung, in 2 bis 3 Tagen wieder daheim sein zu können, hatte dazu beigetragen, dass ich mich entschliessen konnte anzufangen, den Wagen aus dem Schoppen in [den] Hof vor die Haustür zu schieben und so mit bangem Herzen in voller Eile, was mir am ersten in die Hände kam, auf denselben aufzuladen. In der Aufregung und den grossen Sorgen um meine noch fehlenden Familienangehörigen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, wie ich allein mit den 2 kleinen Kindern fertig werden würde als Grossvater (und dazu noch auch das aus der Gemeinde stammende 12 Jahre alte Dienstmädchen), wurden auch Gegenstände aufgeladen, die nicht unbedingt notwendig gewesen wären und wertvolle liegengelassen. Das Verpacken der Wagen vollzog sich panikartig. Ein Nachbar rief den anderen nur auf ein bis zwei Minuten Zeitdauer, wenn grad etwas Schweres zum Aufladen war; sonst versuchte jeder für sich, wie er wusste und konnte, den Wagen zu bepacken. In der Aufregung sind die wichtigsten Papiere oft vergessen worden auch zusammennehmen und mit zu bringen, wie z.B. grundbücherliche Auszüge, Kaufverträge, Taufscheine und dgl. mehr. Mir persönlich ist es ebenfalls so ergangen, dass meine Akten, welche oft hier zu Lande von Vorteil gewesen wären, zuhause liegengelassen sind, Zusätzlich machte sich jeder Sorgen, was mit dem zurückbleibenden Vieh, Schweinen und allen anderen Haustieren geschehen würde. In vielen Höfen wurden die Schweine aus ihren Ställen freigelassen, im Hof kübelweise Mais ausgeschüttet, dann das Viehfüttern und -tränken einem älteren oder noch nicht entschlossenen zur Flucht, zurückgebliebenen Dorfbewohner übergeben auf die 2 bis 3 Tage bis zur Rückkehr. Man hatte das Gefühl, als ob auch die Haustiere die Nervosität ihrer Hausherrn wahrgenommen hätten. Katze und Hund streiften in nächster Nähe oft fest an den Füssen vorbei, als ob sie auch ahnten, dass etwas nicht in Ordnung sei und ein Aufbruch von zuhause bevorstünde, und schmeichelten, als ob sie sagen wollten: wollt ihr uns denn hierlassen? Es war dies eine furchtbare Stunde, an die bestimmt niemand gern zurückdenken und nie vergessen wird.

Um 4 Uhr nachmittags am 8. September 'war es, als ich schweren Herzens unter unserem (nach sächsischer Bauweise) «gewölbten» Torbogen herausfuhr und meinen Hof und alles, was noch drinnen geblieben, zurückliess. Auf dem Wagen waren die Kinder, einige Kopfpolster, etwas Kleidung, das noch vorhandene Brot, was ich im Haus und Keller vorgefunden und ein grosses Stück Speck aufgeladen. Vor dem Wagen hatte ich meine 2 zuverlässigen Pferde angespannt und fuhr die Dorfstrasse westwärts gegen Zuckmantel zu, wo schon ein Wagen nach dem anderen, ungeordnet in ungleichmässigem Abstand, diese Richtung weiterfuhren. Verabschiedete mich von meinem Onkel, welcher erst am nächsten Tag nachkommen wollte, und bat diesen, er möge meinen Familienangehörigen mitteilen, dass sie unbedingt sofort nach ihrer Ankunft nachkommen sollten, da ich auf sie auf der Strasse bis zur Grenze irgendwo warte, und zwar mit demselben Gespann und Wagen, mit dem sie in Grossalisch gewesen wären.

Als auf der freien Strasse dem Dorfende zu die Fahrt schön langsam fortgesetzt wurde und die Weitersicht besser war, erbot sich mir und jedes Menschen Auge ein herzerreissendes Bild. Es liess sich sofort erkennen, dass diese Flucht ungeahnt und unvorbereitet für jedermann gekommen war. Unvorschriftsmässige und unrichtig bepakte Wägen fuhren aus verschiedenen Hofställen, auf welchen obenauf weinende Kinder sass. Das Vorgespann wurde meist von einer mit Tränen in den Augen schluchzenden Mutter geführt und kutschiert, deren Ernährer irgendwo im Frontdienst stand. Bald reihte sich Wagen an Wagen, so dass das Bild einer Völkerwanderung ähnlich war. Der kleine Trost, den man uns gegeben hatte, dass wir in 2 bis 3 Tagen wieder in unseren Häusern sein würden, wollte uns nicht recht erquicken. Es wurde wenig gesprochen und nichts vorausgesagt. Aber jeder las in den ernsten und geängsteten Gesichtszügen des anderen seine eigenen Gedanken, die ihm sagten: Wir haben einen leidensvollen Weg ohne Ende angetreten, weil in jedem eine böse Ahnung vorhanden war. Bald verschlimmerte sich dies böse Gefühl, nachdem die ganze Kolonne, noch bevor die rumänisch-ungarische Grenze erreicht war, weitermarschieren musste. Es wurde Nacht und wurde kühl. Die Kinder hungerten und fingen an zu frieren. Die Erwachsenen waren erschöpft und müde, und ebenso die Gespanne mit Ochsen und Kühen. Trotzdem musste weitergefahren werden, da es Militärbefehl war und die Flüchtenden nicht viel zu sagen hatten, denn die Landstrasse von der Grenze bis Neumarkt (Marosvasarhely) zu wurde immer mehr mit marschierenden, berittenen und fahrenden Militäreinheiten überfüllt und verstopft. Zusätzlich zu der Gemeinde Maniersch kamen in Balavasar auch die Flüchtlinge aus Zendersch und Felldorf auch auf die Landstrasse zusammen mit ihren bepackten Wägen, so dass sich der Treck immer mehr vergrösserte. Erst um Nachmittags, von 1 bis 2 Uhr, durfte auf bittliches Verlangen, neben der Landstrasse eine Stunde lang eine Erholungspause gemacht werden.

Um 2 Uhr wurde weitergefahren. Am frühen Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen wieder über die Erde ausbreitete, war der ganze Treck kurz vor Neumarkt angelangt, und lagerte sich das Ganze auf die neben der Landstrasse ausgebreiteten grossen Wiesenflächen, in der Absicht, eine längere Rast hier einzuschalten und in dieser Zeit

von irgendeiner Seite her auch weitere Informationen und nähere Berichte erhalten zu können, ja sogar mit dem Gedanken, von hier die Rückreise nach Hause eventuell über kurz oder lang wieder anzutreten. Es wurde das Vieh gefüttert und getränkt, und die Menschen konnten sich nach einer schlaflosen Nacht wieder mit Speis und Tank etwas erquicken. Hier an diesem Ort wollte es das Geschick, dass meine lieben zurückgebliebenen Familien-Angehörigen mich mit meinen Kindern schon am zeitigen Vormittag eingeholt hatten, für was ich unserem lieben Herrgott auch heute noch von ganzem Herzen dankbar bin. In dieser kurzen Zeit unserer Trennung kannte ich keinen grösseren Wunsch auf der Welt, als wie ein «Wieder-Zusammenfinden» mit meinen Familienangehörigen.

Es gingen einige Männer in die Stadt hinein, um Informationen einzuholen über die ganze Situation. Am Nachmittag des 9. Sept, erfuhren wir, dass sich ein grosser Teil der Landsleute von Zendersch und Felldorf, unter der Leitung ihrer Treckführer, auf Grund der erhaltenen Informationen entschlossen hätten, weiter zu fahren in Richtung Sächsisch-Reen, da an eine Rückkehr in die Heimatgemeinden z. Zt. gar nicht zu denken sei, nachdem sich eine regelrechte Front in unserer Heimatnähe gebildet hätte. Bei der Durchfahrt durch die Stadt wurde diese weitermarschierende Kolonne von deutschen Flugzeugen, und wie uns berichtet wurde, mit rumänischen Piloten besetzt, welche über uns, [die] vor der Stadt parkenden Trecks, überflogen, eingeholt und mit Bomben und im Tiefflug mit Maschinengewehrfeuer stark beschossen. Bei diesem Fliegerangriff fanden schon am zweiten Tag unserer Flucht viele Landsleute in der Stadtmitte von Neumarkt den Tod¹. Nach den nachträglich bekannt gewordenen Berichten sollen an diesem

1 Nach Berichten aus Zendersch und Zuckmantel wurde der grosse Treck der Einwohner von Zendersch, Zuckmantel und Felldorf am 9. September, kurz nach dem Verlassen von Neumarkt, von rumänischen Flugzeugen, die deutsche Kennzeichen trugen, mit Bomben und Bordwaffen angegriffen und völlig zersprengt. Der vielfach erwähnte Angriff war das wohl schwerste Unglück dieser Art. Frau Maria Müller aus Zuckmantel schildert zunächst den Aufbruch des Trecks am 8. September und berichtet dann:

«Am ersten Tage fuhren wir über die damalige Rumänisch-Ungarische Grenze bis nach Götsch (Göcs) und übernachteten bei einem Strohschober.

Am nächsten Tag fuhren wir weiter, da erlebten wir was Schreckliches. Zwischen Neumarkt (Marosvásárhely) und Zigantsentgeorg [wohl: Sängeorgiulde-Mureç] kamen 13 Flugzeuge, umkreisten uns und fingen an, auf uns Wehrlose mit Bordwaffen an zu schiessen, denn die Insassen waren wahrscheinlich Rumänen und Russen.

Ich riss meine Kinder vom Wagen und lief mit ihnen in ein Maisfeld und legten uns flach. Als die Flugzeuge fort waren und wir wieder auf die Strasse kamen, o Gott, war das ein schreckliches Bild, ein Jammern und ein Stöhnen! Viele Menschen und Vieh lagen auf der Strasse oder im Strassengraben tot oder verwundet, furchtbar anzusehen und anzuhören. Nachher kam die Deutsche Wehrmacht mit LKW und schafften uns Frauen mit Kindern und sehr wenig Handgepäck bis nach Sächsisch-Regen in eine Kirche. Das übrige Gepäck und Vieh, was noch lebte, musste Zurückbleiben. Was mit den Toten und Verwundeten geschehen ist, ist mir bis heute unbekannt. In Sächsisch-Regen erlebten wir den zweiten Fliegerangriff. Am 11. Sept, wurden wir bis ausserhalb der Stadt geschafft in einen grossen Garten, und wieder Fliegerangriff. Links und rechts schlugen die Bomben ein. Gott sei Dank kam keiner zu Schaden von uns.

Tag 42 Personen, Tote und Verwundete, in dieser Stadt zurückgeblieben sein. Dies war eine bittere Nachricht und für jeden schmerzlich, so dass wir ratlos waren, was anfangen. Die Nachricht, die des öfteren uns auch immer mitgeteilt wurde, dass die feindliche Front in allernächste Nähe gerückt sei und immer noch in Eile näherkomme und wir daher irgendwohin weiter machen müssten, war jedem furchtbar peinlich.

Kurz bevor die Nacht anbrach, waren wir noch entschlossen, auf dem in der nächsten Nähe liegenden Gutshof zu übernachten. Alle Manierscher fuhren hin. Wir hatten die Kinder kaum in ein in Eile hergerichtetes Bett hingelegt, da wurde uns von da untergebrachten Soldaten mitgeteilt, dass es besser sei, wenn wir sofort weiterfahren würden. Es wäre nicht sicher, ob es morgen bei Tag nicht schon zu spät sein könnte. Nun kamen Alle, Männer und Weiber, deren Männer nicht zu Haus waren, zusammen, wollten darüber beraten, was eigentlich gemacht und wie gefahren werden sollte. Als erste und dringendste Aufgabe hierbei erachtete jeder die Wahl eines Treckleiters, der sich von nun an über alle weiteren Verhältnisse im Namen der Gesamtheit informieren sollte und nach seiner Information wegweisend sein müsste, wobei jeder Einzelne die Anordnungen des ernannten Leiters unbedingt zu befolgen hätte. Die Ernennung zu dieser unliebsamen Aufgabe als Treckleiter betraf mich persönlich, wobei alle einstimmig, wie bei mir, noch einen Stellvertreter ernannten. Diese Ernennung bedeutete für mich eine grosse Verantwortung, da die Sorgen sich für mich zusätzlich für denen, die ich meiner Familie schuldig war, sehr stark vergrössert hatten und [ich] körperlich als auch geistig von nun an viel mehr belastet war. Trotzdem nahm ich die Ernennung an.

In der Nacht vom 9. zum 10. Sept., um die Mitternachtsstunde, setzte sich die ganze Kolonne in Bewegung, und wir fuhren Wagen an Wagen schön langsam des Weges weiter durch die Stadt, wo wir noch die am Vortag durch die Tiefflieger getöteten Ochsen und Kühe auf der Asphaltstrasse sehen konnten, in Richtung Sächsisch-Reen zu. Am Abend des selbigen Tages mussten wir in einer Gemeinde kurz vor Sächsisch-Reen nochmals übernachten, da alles mitgenommene Rindvieh zu sehr übermüdet war. In der Früh am 11. Sept, erreichten wir Sächsisch-Reen, wo wir zu unserer grossen Überraschung eine Weisung nach der anderen erhielten, alles müsste so bald wie möglich zum Bahnhof oder wenigstens in die Nähe desselben hinfahren. In der Nähe des Bahnhofes auf einem mir bis zu der Zeit unbekanntem Parkplatz, neben dem Elektrizitätswerk, fanden sich aus 5 Gemeinden, Maniersch, Zendersch, Felldorf, Rode und ein grosser Teil aus Zuckmantel, die Landsleute mit ihren Wägen und Vorgespannen und noch zusätzlich mitgebrachtem Vieh, die Landsleute alle zusammen. Es wurde bald nach Ankunft bekanntgegeben, dass die Weiterreise bzw. Flucht unbedingt weiter gehen müsste, und zwar mit dem Zug, da ja sowieso eine Weiterfahrt mit dem Hornvieh unmöglich sei. An

Am selben Tag wurden wir zur Bahn geschafft und wurden 88 Personen in einen Viehwagen verladen. Gepäck hatten wir fast keins. Ich besass mit meinen 3 Kindern einen Rucksack, einen Handkoffer, das war alles.» (Erlebnisbericht; Original, 12. April 1956, 10 Seiten, hschr.)

diesem Tag musste sodann auch ich, wie alle Landsleute, die bis hierher mitgebrachten Gespanne und alles Vieh an die deutsche Wehrmacht abgeben. Bei der Übergabe meiner 2 Pferde und 2 Kühe, die eine hochträchtig, die andere eine der besten Milchkühe mit täglich 20 l Milchleistung, wars mir furchtbar schwer zumute, weil ich mir nicht vorstellen konnte, wann ich als Bauer wieder Vieh haben werde, da ich kein Geld für diese 4 Stück, sondern nur eine Bestätigung, welche ich auch heute noch bei mir habe, erhalten hatte. Meine beiden Wagen als auch alle, sowie viele von zuhause mitgenommenen Sachen, mussten auch übergeben werden oder liegenbleiben, weil vorausgesagt worden war, dass auf den Zug nur das dringend notwendigste aufgeladen werden könnte. Die Verladung verzog sich von Stunde zu Stunde, weil keine Waggons aufzutreiben waren.

Es wurde Nacht. Kurz vor Mitternacht erhob sich ein furchtbar schweres Gewitter mit ununterbrochenem Blitzen und Donnern, wobei sich dann ein Wolkenbruch, schwerer Regen entlud. Ich war ständig unterwegs vom Parkplatz bis Bahnhof und zurück und erkundigte mich, wann die Einwaggonierung ungefähr möglich sei. Gegen morgens war ein Zug von etwa 50 Waggons, darunter 3 oder 4 Viehwaggons, die übrigen alles nur Schotter- oder Bahnschienen-Waggons, ohne ein cm hohe Seitenwand. Ich schleppte meine noch wenig zurückbehaltenen Sachen auch auf so einen Waggon, auf welchen wir 82 Personen uns unterbringen mussten. In kurzer Zeit war alles verladen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Es ging immer nur kurze Strecken weit, und dann wurde gehalten, da die Lokomotive viel zu schwach war der grossen Last gegenüber. Es waren 2'600 Personen, zusätzlich noch für jeden das Gepäck aufgeladen. Einmal gings vor und dann rückwärts. Jeder hätte nun davongeeilt, weil die Nachricht verbreitet wurde, dass die russische Front schon sehr nah sei und immer näherrücke. Zweimal riss der Zug in zwei und drei Teile. Bis dass das Eisenbahnpersonal wieder alles zurecht gemacht hatte, dauerte das gewöhnlich halbe Tage. Bei längeren Aufenthalten suchte jeder, wo etwas zu finden war, nach Brettern und Stangen. So wurde von Tag zu Tag und von Woche zu Woche, während der Fahrt, jeder für sich, an die Waggons mit der Zeit etwa 1 m hohe Seitenwände angebracht. Obenauf wurden Holzstangen quergelegt, und hierauf wurde der Waggon mit Maisstengeln und Stroh zugedeckt. Ein Dach, durch welches der Regen leicht durchkonnte, der Sonnenschein dagegen nicht, und war daher nur für trockene und kalte Nächte geeignet. Weil es aber auch Regentage und -nächte gab, so wurden wir nass, und unser Gepäck fing an zu faulen. In der dritten und vierten Woche waren wir schon geplagt mit Ungeziefer, da ein Reinhalten und Wäschewaschen absolut nicht möglich war. Im Laufe der Zeit wurde uns auch eine Transportleitung zugeteilt und ein Arzt und etwas wenig Bahnpersonal. Sobald der Zug irgendwo hielt, versuchte jeder auf oder zwischen 2 Mauerziegeln oder Steinen ein Essen zuzubereiten. Oft musste der Topf mit den halb gekochten Kartoffeln oder Bohnen auf den Zug geworfen werden, wenn der Befehl «einsteigen» von einem Zugende zum andern weiter geschrien wurde. In diesen Waggons mit dem niedrigen Strohdach, welche während unserer 6 Wochen langen Fahrt von vielen neugierigen Menschen und Fotografen fotografiert worden sind, weil der ganze lange Zug gleichmässig so war, konnte niemand einmal grad stehen oder

sitzen, sondern nur gebückt. Mussten oft bei Fliegeralarm mit Kind und Kegel aus dem Zug Hals über Kopf herausstürzen und das Weite suchen. Wenn keine Gräben oder Wald in der Nähe [waren], so nahmen wir Schutz unter der stillstehenden Lokomotive und unter den Waggonen. Zeit und Platz halber muss ich eine nähere Beschreibung dieser unserer nie vergesslichen Reise vom 11. Sept, bis 16. Okt. 1944 beenden, obwohl ich von dieser noch ein ganzes Buch vollschreiben könnte.

Am 16. 10. landeten wir in Bischwitz bei Breslau, wo ein Teil Landsleute hier ausgeladen und in ein Flüchtlingslager untergebracht wurden. Der andere Teil musste weiterfahren, zu dem auch ich angehörte. So wurden wir in Bad Langenau bei Glatz in ein Flüchtlingslager untergebracht. Es ist interessant, es selbst zu erfahren, dass der Mensch auch ein Gewohnheitstier ist. Denn Alt und Jung hatten sich auf dies schmutzige, unregelmässige Leben eingewöhnt, so dass gegen eine Weiterfahrt nicht arg gestreikt worden wäre. So hatte es wenigstens den Anschein bei manchen Menschen. Musste staunen, als unser 2½-Jähriger arg zu weinen anfang, als wir ausgeladen worden waren und er bemerkte, dass der Zug weitergefahren war, und er das nicht begreifen konnte, warum wir nicht weiterfahren durften. Denn vor dem Zurückbleiben auf irgendeiner Station auf der Fahrt hatte jeder eine furchtbare Angst, das war auch, den Kleinsten beigebracht worden, weil das eine Trennung für immer bedeuten konnte. Und so fühlte sich dieser Kleine als Zurückgebliebener. In diesem Flüchtlingslager waren wir untergebracht vom 16.10.44 bis zum 6.5.1945, und erfolgte keine leichtere, sondern eine noch schwerere, das war unsere zweite Flucht, von der ich in ganz kurzen Zügen noch folgendes berichten möchte.

Am 6. Mai erhielten wir vom Lagerführer die Anordnung, alles müsste sich zur Flucht vorbereiten. Die Kinder und alten Leute wurden zum Bahnhof befördert und einwaggoniert. Diese sollten in Richtung Komotau–Bayreuth fahren, und alle anderen Lagerinsassen sollten, nach Angaben des Lagerführers, zu Fuss, so lang es ging, nachmarschieren. Daher durfte und konnte nur das dringend notwendigste mitgenommen werden, was jeder tragen konnte. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit wurde aus dem Lagerhof heraus marschiert. Auf einem Wagen mit einem Pferdegespann war der noch vorhandene Küchenproviant, Brot, Fett, Marmelade und dgl. aufgeladen. Es war eine stockfinstere Nacht. Kaum waren wir 4 km bis Habelschwerdt gefahren, da fing es an zu stürmen und zu regnen. Die Marschkolonne war schlecht zusammen zu halten, da sie nicht übersehen werden konnte. Bei Tagesanbruch waren wir in Altheide, wo wir eine kurze Zeit ausrasten konnten, bis der Lagerführer sich bei der Bahn erkundigte, damit wir nicht mehr zu Fuss weitergehen müssten. Es war auch nicht möglich, da vielen und auch mir die Füße bluteten und am ganzen Leibe ganz nass waren. Schon um 8 Uhr konnten wir einsteigen und fuhren mit der Bahn bis nach Rückers, wo wir über die CSR-Grenze weiterfahren oder marschieren sollten. Dies war jedoch nicht mehr möglich, weil die Grenze schon abgesperrt war. Unser Proviantwagen war noch nicht angekommen, und so hatten wir kein Essen. Der Lagerführer war von uns fort und wusste niemand wohin. Folgedessen standen wir ratlos da und wussten nicht, was anfangen und

wohin. Nach stundenlangem Nachfragen und Suchen fand ich ihn am Stadtende bei einem Freund von ihm, wo er sich zur Ruhe und Erholung von seiner nächtlichen Anstrengung hingelegt hatte. Ich bat ihn, bei die Leute zum Bahnhof kommen zu wollen, da diese im ganzen Wartesaal im Fussboden liegen, Hunger hätten und weiter fahren möchten. Erhielt aber eine ablehnende Antwort. Er sagte zu mir, ich kenne mich in der Geografie gut aus und Deutschland kenne ich auch gut, ich sollte mit den Leuten nach bestem Gutdenken weitermarschieren oder fahren. Es gäbe sowieso keine Vorschrift mehr, jeder könne reisen, wohin es ihm beliebe. Ich erwiderte ihm hierauf, dass ich keine Berechtigung hätte, mich als Transportführer einer grösseren Gruppe zu ermächtigen, und könnte nur mit meiner eigenen Familie höchstens Weiterreisen. Aber die Leute dürften doch nicht auf der begonnenen Wegstrecke liegen gelassen bleiben, sondern [müssten] weiter betreut werden, oder hätte er sie im Lager lassen sollen. Daraufhin gab er mir, Macht seiner Stellung als Lagerleiter, eine schriftliche Vollmacht, versehen mit dem Lagerstempel, mit welcher ich mich überall als Transportleiter dieser Leute ausweisen konnte. Er wollte nicht mehr zu uns kommen und hatte uns schon am nächsten Tag unserer Flucht praktisch verlassen.

Ich verabschiedete mich von ihm und kam zu den Leuten und teilte ihnen den ganzen Sachverhalt mit und erklärte mich bereit, dass ich nach Kräften die Weiterführung des ganzen Transportes übernehmen würde und jeden, der sich nur anschliessen würde, die weitere Betreuung, soweit es mir möglich sei, zukommen lassen [würde]. Daraufhin erkundigte ich mich beim Bahnhofsvorstand, wann eine Weiterfahrt möglich sei. Und zwar in Richtung Glatz und Waldenburg. Konnten sodann um 12 Uhr weiter fahren und kamen am späten Abend in Waldenburg an, wo wir liegen bleiben mussten, weil eine Weiterfahrt über Hirschberg (wie ich mir geplant) nach Angabe des Bahnhofsvorstehers erst am nächsten Morgen um 5 Uhr möglich sein konnte. Diese Zeit benutzte ich, indem dass ich für die ausgehungerten Leute beim Roten Kreuz ein Essen bestellte und mich telefonisch nach allen verschiedenen Richtungen erkundigte, wo ungefähr der von Langenau abgegangene Zug jnit unseren Lagerinsassen und Familienangehörigen sein könnte. Zuerst fragte ich in Langenau an, wo ich aus guter Bekanntschaft genau die Abfahrtszeit und die Weiterleitung von Bahnhof zu Bahnhof erfahren konnte. Denn das wichtigste war mir das, dass wir sobald wie möglich mit unseren im Flüchtlingslager getrennten Angehörigen wieder zusammenfinden könnten. Dies war zu der Zeit nicht so einfach.

In der Nacht, als die Leute im Wartesaal auf dem Fussboden dicht aneinander gedrängt schliefen, wachte ich im Büro des wachthabenden Bahnbeamten und erfuhr somit oft im Telefon die Vorgänge an der Front und zeichnete mir von einer auf dem Tisch liegenden Karte eine Skizze ab, weil ich überhaupt keinerlei Land- oder Bezirkskarte besass, und somit eine Orientierung fast nicht möglich war. Um 4 Uhr fiel ein Artilleriegeschoss, den Bahnhof überquerend, unweit vom Bahnhof. Kurz nachher die zweite Granate, welche viel näher einschlug. Ich vermutete das Verfahren eines Gabelschliessens und hatte arg Bedenken, dass sich der Feind nun auf den Bahnhof einschiesse würde

und dann diesen unter Trommelfeuer nehmen würde. Erkundigte mich sofort, wo der nach Hirschberg stehende Zug stand, weckte meine Leutè und liess sie alle einsteigen, damit keiner zurück bleibe. Punkt 5 Uhr, als der Zug eigentlich abfahren sollte und meine Leute alle in den Waggons untergebracht waren, wurde laut verkündet, dass ab sofort kein Zug mehr abfahre und die Benützung der Züge für Zivil-Personen streng verboten sei. Dies war für mich und alle ein sehr schwerer Schlag. Alles kam panikartig um mich ringsumher und jammerte und fragte, was nun zu machen sei. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als zu Fuss weiter marschieren, weil jeder weder Zurückbleiben noch zu, sondern von der immer näherrückenden Front so schnell wie möglich immer weiterkommen wollte. Nun war meine Skizze sehr wertvoll.

Ersuchte daher alle, nur das allernotwendigste Gepäck noch zu behalten, das ander alles liegen lassen; und der, der mitkommen möchte mit mir, sollte sich mir anschliessen und mir nachkommen. Wusste nämlich selber nicht, wozu es am besten zu marschieren sein würde, weil ja alle Strassen und Wege nach kurzer Zeit unseres Abmarsches mit Militär und Zivilpersonen voll überfüllt waren. Unsere Direktion war (über Berg und Tal) Friedland. Von hier konnten wir mit dem Zug weiterfahren, so dass wir in der Nacht zum 8. auf dem Bahnhof Halbstadt ankamen, wo ich in der Mitternachtsstunde im Rundfunk die Kapitulation der deutschen Armee und eine Rundfunkansprache von Stalin hörte. Von hier konnten wir am Nachmittag des 8. weiterfahren bis Trautenau, wo wir wiederum übernachten mussten. Von diesen Bahnhöfen telefonierte ich jedesmal nach allen Richtungen und fragte auch nach beim Bahnhofspersonal nach dem von Langenau durchgeführten Zug, mit so und so bekleideten und sprechenden Menschen. Sodann wollte es das Schicksal, dass wir uns in Trautenau wieder alle zusammen fanden, am 9. Mai, weil die mit dem Zug gekommenen hier einquartiert waren und wir sie so eingeholt hatten. Nun war das ganze Lager, über 200 Personen, darunter 74 Kinder unter 14 Jahren, wieder beisammen. Dies war für jeden neben dem Kummer auch eine Freude.

Am 11. 5. war es erst möglich, alle miteinander wieder weiterzufahren. Konnten jedoch nicht, wie es meine und unsere Absicht war, bis Reichenberg kommen, sondern wurden mit allen Waggons, ohne dass wir aussteigen brauchten, nach Hohelbe abgeschoben. Hier waren wir eine ganze Woche in unseren Waggons und warteten [auf] unsere Weitertransportierung. Hier erhielt ich einen richtigen Reisepass, mit dem ich mich überall ausweisen konnte als Transportleiter, weil er von den Behörden in Hohelbe in tschechischer Sprache ausgestellt und mit Siegel versehen war. Hier kamen wir auch mit russischen Soldaten zum erstenmal zusammen, wo uns ein russischer Feldwebel ausfragte, von wo wir sind, und etwa 8 Männern in entgegenkommender Weise jedem 2 Glas Bier in einer Gastwirtschaft spendierte. Nach einer Woche konnten wir in Richtung Reichenberg weiterfahren. Von hier mit einem anderen Zug bis Tetschen-Bodenbach. Auf dieser Strecke wurde unser Zug in einen Wald bei einem Bahnhüschen von russischen Truppen angehalten, wobei 3 Männer von unserem Transport mit anderen vielen reisenden deutschen Soldaten auch zurückgehalten wurden.

In Tetschen-Bodenbach konnten wir wieder einen andern Zug besteigen, mit welchem wir über Aussig bis Karlsbad direkt weiterfahren konnten. Bis Karlsbad waren noch mehrere Gepäck-Untersuchungen, wobei oft eine gute Uhr oder sonst aufbewahrte wertvolle Gegenstände oder Schmalzbüchsen abgenommen wurden. Kurz vor Tagesanbruch am 18. waren wir in Karlsbad, wo wir von amerikanischen Soldaten übernommen wurden und in Scharen auf dem Egerufer zusammengetrieben wurden. Nach mehrmaligem Bitten beim Ami wurden wir, weil mein Transport aus Rumänien stammte, noch an demselben Tag nach Eger mit Militärautos überführt. Hier wurden wir einquartiert und konnten erst nach 3 Wochen nach meiner tagtäglichen bittlichen Vorsprache beim amerikanischen Militär-Kommando von hier aus nach Bayreuth wiederum überführt werden, weil wir mit unseren in Bayern befindlichen Landsleuten zusammenkommen wollten und zusammen über Nürnberg, Passau und Linz, so wie mein Pass ausgestellt war, dann über Wien und Budapest bis nach Schässburg in unsere Heimat fahren.

Ohne mein tägliches Bitten hätten wir von Eger nicht weiterfahren können, weil sich kein Mensch um uns kümmerte, und mit unseren vielen Kindern eine Zu-Fuss-Reise nicht möglich war. Diese vielen körperlichen und geistigen Strapazen und Sorgen waren für mich sehr schwer, da immer wieder verschiedene Vorkommnisse geregelt werden mussten. So war z.B. von meinem Transport tags zuvor, wie von Eger der Abmarsch erfolgte, eine Schwägerin von mir wegen Entbindung im Krankenhaus zurückgeblieben. So konnten nur die Kinder mitkommen. Der Vater und ältere Bruder von diesen waren irgendwo in der Armee. In Bayreuth musste ein 10jähriger Junge ins Krankenhaus überführt werden, da er von einer Handgranate arg verwundet worden war, die die Kinder im Hof der Gräferschule gefunden hatten. Nach einer Woche kamen wir von Bayreuth nach Weiden. Hier erkrankte eine Manierscherin an Typhus. Von hier konnte ich, nach vielem Bitten um eine Bescheinigung, wieder nach Eger zurückfahren und die Wöchnerin zu Fuss über die bayerische Grenze nachholen, was mit grosser Strapaze und Gefahr verbunden war. Von Weiden konnten wir bis Regensburg noch kommen, von wo eine Weiterreise uns strengstens untersagt wurde. Hier mussten wir Winterquartier beziehen in den umliegenden Gemeinden.

2. Nord-Siebenbürgen.

Nr. 23.

Bericht des B. S. aus Bistritz (Bistrifa), Județ, Năsăud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.
Original, 24. Februar 1956, 16 Seiten, hschr.

Die Evakuierung der Volksdeutschen aus Nord-Siebenbürgen im September 1944; die Unterbringung der Flüchtlinge in Österreich und ihre erneute Evakuierung im Frühjahr 1945.

Ende März 1944 fluteten die ersten in Auflösung begriffenen deutschen Truppenverbände durch die Karpatenpässe in unsere siebenbürgische Heimat (Dorna-Rodna-Pass). Das war für uns Nordsiebenbürger ein böses Vorzeichen. Es bemächtigte sich eine Unruhe der Bevölkerung. Seit der Woche nach dem Wiener Schiedsspruch (30.8.40), die uns in volle Verantwortung rief, war unsere Lage nie so ernst.

Mitte April 1944 erreichte der Treck der Transnistriendeutschen unser Heimatgebiet¹. Rund 63'000 Menschen kamen, nach Wochen härtester Anstrengungen, mit ihren Pferdegespannen (Panjewagen), Milchkühe daran festgebunden, bei uns an. Ihr Zustand war bedauernswert. Viele Kranke unter ihnen. Auf einer grossen Wiese am Schognerfluss am Rande der Gemeinde Szeretfalva lagerten sie und erfuhren unsere Betreuung. Das sowohl hinsichtlich der Verpflegung und Bekleidung als auch sanitär durch unsere Ärzte.

Das erste Zusammentreffen mit diesen Brüdern liess unser nahes Schicksal erkennen. Vom 23. April 44 an konnte ich den Plan einer sorgfältigen Vorbereitung unserer Flucht nicht mehr loswerden. Im engsten Mitarbeiterkreis begannen die Beratungen, um im Ernstfalle eine überstürzte Flucht zu meiden². Wir machten uns Gedanken über die

¹ Schon im Herbst 1943 waren mit dem Zurückweichen der Ostfront die Schwarzmeer- und Krimdeutschen evakuiert worden, deren Trecks durch Rumänien und Ungarn in den damaligen «Reichsgau Wartheland» geführt wurden. Im Frühjahr 1944 mussten ihnen die Volksdeutschen Transnistriens, des 1941 von Rumänien besetzten Gebietstreifens der ehemaligen Moldauischen Sowjetrepublik zwischen Dnjestr und Bug, folgen. Im Juni 1944 passierten dann auch die Trecks der Volksdeutschen aus der Ukraine Nord-Siebenbürgen.

² Der Vf. selbst war in leitender Stellung in der Bistritzer Gebietsführung der Deutschen Volksgruppe tätig, die seit dem Wiener Schiedsspruch der Volksgruppenführung in Budapest unterstand. An der ersten Besprechung über den Evakuierungsplan nahmen laut Bericht eines anderen Amtswalters ausser den Leitern der Volksgruppenorganisation auch der Generaldechant von Bistritz und andere Persönlichkeiten des kulturellen Lebens teil.

Art der Transportmittel und waren dabei sehr schnell der Überzeugung, dass ein Gepanntreck immer noch das sicherste Mittel sei. Als den Transnistriendeutschen im Raume Burgios (Dej) die Pferde abgenommen wurden, weil sie in Eisenbahntransporten ins Reich kamen, haben wir manche Landsleute geradezu gezwungen, Pferde zu übernehmen. Sie erkannten unsere Massnahme nicht, und es war auch gut, ansonsten wäre eine vorzeitige Unruhe ausgebrochen.

Treckgruppen wurden eingeteilt, deren verantwortliche Leiter bestimmt; Zusammenstellungen bezüglich Verpflegung, Bekleidung und dgl. fehlten auch nicht. Unsere Pläne wurden schliesslich in einem erweiterten Amtswalterkreis und mit den zuständigen Stellen in Budapest (Volksgruppenführung und Reichsstellen) abgesprochen¹.

Die Ereignisse des 23. August 44, Kapitulation Rumäniens verbunden mit dem Durcheinander der aufgelösten Wehrmachtsteile, verfinsterten unsere Lage schlagartig. Nunmehr riefen wir die verantwortlichen Männer unserer Gemeinden auf Kreisebene (Bistritz und Sächsisch-Regen) zusammen und berieten die Lage. Dabei handelte es sich um die beiden Möglichkeiten, entweder an Ort und Stelle zu bleiben, auch dann, wenn unser Gebiet Kampfplatz wurde und unter russische Herrschaft kam, oder, sobald die zuständigen Wehrmachtkommandostellen den Augenblick für gekommen hielten, die Heimat zu verlassen. Nicht zuletzt im Hinblick darauf, dass viele unserer Männer und Söhne in den Reihen der Waffen-SS, also deutscher Einheiten dienten, wurde einmütig beschlossen, die letzten Fluchtvorbereitungen zu treffen, um abrücken zu können. Dieser schwerwiegende Beschluss wurde keineswegs leichtfertig gefasst, waren wir doch die vorgeschobenen deutschen Menschen im Osten.

Die militärische Lage verschlechterte sich Tag für Tag. Ratlosigkeit beflügelte sich vieler Menschen. In den Strom zurückflutender Einheiten mündeten flüchtende Menschen aus Südsiebenbürgen und dem rumänischen Altreich. Nordsiebenbürgen glich einem Heerlager. Unsere treuesten Verbündeten waren die Karpaten, ansonsten hätte die russische Armee diesen Raum überrannt.

Der mit der «Befreiung» Südsiebenbürgens beauftragte Obergruppenführer Phleps, ein Siebenbürger Sachse, erhielt zugleich den Befehl, den Zeitpunkt unserer Evakuierung mitzubestimmen. Das war beruhigend, weil wir wussten, dass er aus seiner Verbundenheit mit Land und Menschen keine übereilte Entscheidung treffen würde. Am Montag, dem 11. September 44, war es dann so weit. Mütter mit ihren Kindern, sofern sie nicht im Treck mitziehen wollten, verliessen mit dem Zug oder LKW unsere liebe Heimat. Meine Frau und fünf Kinder gehörten auch zu dieser Gruppe. Niemand von uns ahnte, dass es ein Abschied für immer sein könnte. Obergruppenführer Phleps und General Zellner hielten den Augenblick der Evakuierung aus militärischen Gründen für gekom-

¹ V. L., ehem. Amtsleiter, berichtet dazu, die Budapester Volksgruppenführung habe die Vorsorge der Siebenbürger Sachsen als verfrüht und «überspitzt» bezeichnet. Erst bei einer zweiten Besprechung Mitte Mai habe der Gebietsführer dort, wie auch, bei der Volksdeutschen Mittelstelle, Verständnis gefunden. Der Führer der deutschen Volksgruppe in Rumänien, Andreas Schmidt, sei zu gemeinsamen Vorbereitungen nicht bereit gewesen. (Befragungsbericht; Original, 26. September 1952, 9 Seiten, mschr.)

men. Budapest riet noch abzuwarten, während die ungarischen Behörden entschieden gegen eine Evakuierung-Flucht waren. Ich fuhr nach Budapest, um die Situation zu klären. Bevor ich noch zurückkehrte, hatte Herr Phleps für den Kreis Sächsisch-Regen am Donnerstag, dem 14. September, den Befehl zum Aufbruch gegeben¹. Sonnabend schloss sich der Kreis Nösen an.

Trotz aller Vorbereitungen gab es zunächst ein kleines Durcheinander. Die Hauptstrassen waren von der Wehrmacht belegt, so dass unsere Trecks schwierige Nebenwege befahren mussten. Schon am ersten Tag ergaben sich z.T. Schwierigkeiten. Die Wagen waren überladen und brachen teilweise zusammen. Ich fuhr durch die Gemeinden Deutsch-Budak, Gross-Schogen, Botsch, Deutsch-Zepling, Sächsisch-Regen, Tekendorf, Dürrbach, Mönchsdorf und Heidendorf. Wo am Vorabend eine versammelte Gemeinde zum letzten Gottesdienst kam und Abschied nahm, da standen verwaiste Höfe. Brüllende Rinder liefen über Strassen und Felder, herrenlose Schweine wurden von Landsern niedergeschossen und verspeist. Zigeuner plünderten und suchten vor allen Dingen die Weinkeller auf. Die verlassenen Dörfer schrien vor Sehnsucht, der traurigste Eindruck meines bisherigen Lebens.

Tag und Nacht war ich unterwegs. Die Wagenkolonnen fanden sich besser zurecht. Es zeigte sich sehr bald, dass die Pferdegespanne sich von Kuh-, Ochsen- und Büffelgespannen absetzen mussten. Die Anfangsschwierigkeiten waren überwunden. Zu bewundern war die Haltung unserer Leute. Sie trugen ihr schweres Los im Vertrauen auf Gottes Hilfe. Gesangbuch und Bibel waren ihre treuen Begleiter, die sonntags auf offenem Felde zum Gottesdienst riefen, [so dass] die Menschen ihre Sonntagskleidung aus Truhen und Kisten holten, um Gott die «gebührende» Ehre zu geben, wie mir ein altes Mütterchen zuflüsterte.

Grosse Sorge bereitete die Verpflegung für Mensch und Tier. Es ist oft vorgekommen, dass für die Tiere Futter vom Felde gestohlen wurde. Alle gegebenen Versprechen verschiedenster Dienststellen blieben aus. Dadurch bemächtigte sich eine berechtigte Unzufriedenheit unserer Landsleute. Ich könnte über die vergeblichen Bemühungen und Verhandlungen ein wahres Klagegedicht anstimmen. Wirkliche Hilfe gewährten uns Wehrmachtsstellen der 6. und 8. Armee. Mit deren Unterstützung konnten einige Verpflegungs-Stationen eingerichtet werden.

Im Sathmarer Raum angelangt, sollten wir untergebracht werden. In den Tagen erfolgten die ersten grösseren Luftangriffe auf Sathmar, wo wir die ersten Todesopfer zu beklagen hatten. Die tapfere Haltung unserer Frauen kann nicht genug hervorgehoben werden. Auf den meisten Wagen waren doch nur Frauen und Kinder, hie und da ein alter Mann oder beurlaubter Soldat. Die Entwicklung der militärischen Lage gebot, weiterzuziehen. Ein Beschluss der ungarischen Regierung verbot den Übergang der Theiss. Es durfte kein Flüchtling weiterziehen. Damit entstand für uns, besonders für mich in meiner Verantwortung, eine sehr ernste Situation. Wir kamen nach Tiszafüred, wo gerade eine Pontonbrücke fertiggestellt wurde. Leider kann ich den genauen Tag nicht angeben, da

¹ Der Aufbruchsbefehl für den Reener Kreis muss einige Tage früher, spätestens am 10. September, ergangen sein; vgl. Bericht Nr. 24, S. 125 f.

meine ganzen Tagebuchaufzeichnungen verloren sind. Es war Anfang Oktober. Rückzugskolonnen und unsere Flüchtlingstrecks stauten sich an dem Ostufer der Theiss. Der Übergang musste ermöglicht werden. Wir zogen unsere Trecks eng zusammen. 4 Uhr morgens wurde die Brücke fertig. Zuerst wurden Hengste des staatlichen Gestütes in Sicherheit gebracht, anschliessend überschritten einzelne Wehrmachtseinheiten den Fluss. Am Spätnachmittag sollten wir einen Versuch unternehmen. Ein Wehrmachtzug bildete die Spitze, und daran schloss sich unser Treck an, der nicht mehr abriss und bis in die Morgenstunden die Theissbrücke belegte. Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie kurz vor Mitternacht meine ehemaligen Gemeindeglieder von Deutsch-Budak die Theiss überquerten und wir uns mit Tränen in den Augen mitten auf der Brücke grüssten.

Die Lebensmittelvorräte nahmen ab, und so musste ausreichende Versorgung sichergestellt werden. In Waitzen (Vac) sollte das geschehen. Auch diesmal traten Schwierigkeiten auf. Es blieb uns nichts anderes übrig, als einen Treck zu stoppen und die Verpflegung mit Pferd und Wagen 14 Tage lang von Budapest nach Waitzen – das waren täglich 70 km (35 + 35) heranzufahren. Die Niedereidischer leisteten diesen Dienst¹.

1 Kurator Johann Klein aus Obereidisch berichtet dazu in seiner im Januar 1945 niedergeschriebenen Darstellung des Trecks:

«Inzwischen war ein Befehl gekommen, das aus dem Niedereidischer und Obereidischer Treck 60 Wagen, nämlich die besten, zurück fahren sollen nach Vac, um dort jeden Tag von Budapest für sämtliche Trecks, die können sollten, die Verpflegung heraus zu hohlen; nämlich wir waren die ersten von sämtlichen Siebenbürger Sachsen, und nun sollten wir die letzten bleiben, das wolten wir uns nicht gefahren lassen. Wir hielten eine Versammlung und beschlossen, das zwei Man zurück fahren sollen nach Vac, um durt zu berichten, das wir Uns nicht trenen von einander, sie sollten doch von den Trecks einen zurück halten, die grade dort sein. Das wolten sich die Herrn nicht gefallen lassen und kamen heraus, der Gebietsführer G., Dr. B. und ein Ofisier der Weermacht. Sie versammelten uns, und Dr. B. legte uns klar, warum das so sein müste, und rief uns auf, sich freiwillig zu melden. Keiner! Keiner wolte die 35 km. zurück fahren. Ich meldete mich zum Wort und schilderte den Herrn, mit was für unangenehmlichkeiten das verbunden wäre, uns zu trenen; wir seien doch schon genuch getrent von unsern Kindern, wolten sie uns noch mehr aus einander reisen? Und die Menge fing an zu murmeln: «Hättet ihr uns lieber zu hause gelassen, wir werden uns so wie so nicht mehr zusammen finden». Es half uns aber nichts, wir waren unter dem Befehl; man lies uns auf fahren, und der Ofisier sagte, wen keine freiwillige sind, werde Ich mir die aus suchen, die mir am geeignetzten erscheinen, und fieng beim Niedereidischer an, doch bald war die Schwirigkeit, die ich im Voraus sagte, da: Der erste Wagen war der Organist der zweite seine Frau, auch mit einem Wagen; der erste Wagen war tauglich, der zweite nicht, also sollte der Mann von der Frau getrent werden. Als das die Frau erfuhr, sprang Sie vom Wagen herunter und sagte den Herrn: «Lieber sterbe ich auf der stele, als das ich mich von meinem Mann trenen lasse!» Sie hatte auch vollkommen recht, meine Frau hätte gewies auch so gehandelt, und so hörte man: «Ich treu mich von meinem Bruder nicht, Ich tren mich von meinem Schwager nicht, Ich tren mich von meinem Nachbar nicht», und aus wars mit dem Befehle. Es musste zu einem andern plan gegriffen werden. Um grössere unangenehmlichkeiten zu vermeiden, entschlossen sich die Niedereidischer, sie fahren zurück, aber der ganze Treck. So gescha es auch, Sie fuhren nach Vac zurück, und wir fuhren mit den Bistritzer, S.-Regner, Tekendorfer zusamen in richtung Estergom weiter.

Langsam aber sicher näherten sich unsere Trecks, wobei selbst die Kuh- und Büffelwagen gut durchhielten, der österreichisch-ungarischen Grenze. Hier hiess es: Halten! Die Rast war für Mensch und Tier dringend geboten.

Einzelfamilien, die mit LKW und Eisenbahn abgefahren waren, fanden wir bereits in diesem Raum. Da gab es ein zweites Wiedersehen mit meiner Familie. Während wir annahmen, dass die Eisenbahntransporte viel schneller am Ziel sein würden, bewahrheitete sich das Gegenteil. Es war schwierig, diese Transporte zu finden. Oft lag ein Zug, infolge Verstopfung der Strecke, tagelang fest. Manchmal wurde die Lokomotive nicht zur Verfügung gestellt. So kam es dann auch, dass die Zahl der Todesopfer bei den Eisenbahntransporten, infolge der Luftangriffe, grösser war als bei den Trecks. Ein weiterer Nachteil stellte sich ein. Die Familien wurden z.T. völlig auseinandergerissen, da einige Angehörige in die Tschechei, andere nach Deutschland und weitere nach Österreich kamen. So wurde unsere Planung teilweise zunichte. Die Ereignisse überstürzten sich zu sehr.

Noch befand sich der grösste Teil unserer Landsleute auf ungarischem Boden, das hatte seine staatspolitische Bedeutung. Rechtsansprüche an den ungarischen Staat waren daher noch möglich. Pensionen, Renten und dgl. sollten geregelt werden. Doch bevor unsere Gedanken ausreifen konnten, sprach die Zeit eine sehr deutliche Sprache. Der westungarische Raum wurde von Militär und Zivilisten derart überlaufen, dass ein weiteres Verbleiben daselbst nicht mehr möglich war. So baten wir um Einlass in das Deutsche Reich. Tage vergingen, bis uns endlich der Raum Niederdonau zugewiesen wurde. In Zusammenarbeit mit den Wiener Stellen teilten wir unseren Treck auf und den einzelnen Kreisen zu. Im November 44 überschritten wir die Grenze. Dabei geschah etwas sehr Unliebsames. Unsere Landsleute mussten beim Grenzübergang das Geld, die Pengö-Beträge, abgeben und sollten von Wien aus die Wechselbeträge ausgezahlt bekommen. Leider wurde dieses Versprechen nicht eingelöst. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen, um eine Teilzahlung zu ermöglichen.

Viel schlimmer war zunächst ein anderer Umstand. Als unsere Trecks in dem zugewiesenen Aufnahmegebiet ankamen, fanden sie die besten Plätze bereits belegt. Kleine Trecks aus Jugoslawien, Ungarn und Südsiebenbürgen waren in der Zwischenzeit an Ort und Stelle untergebracht. So kam es, dass unsere Gemeinden noch mehr auseinandergerissen wurden.

Der Vf. erwähnt im Folgenden das Schicksal seiner eigenen Familie und geht kurz auf seinen Einsatz in der Betreuung der Nord-Siebenbürger Flüchtlinge im Winter 1944/45 ein.

In Nieder- und Oberdonau, Steiermark, Tirol, Tschechoslowakei, Schlesien, Sachsen und Bayern waren rund 30'000 Nordsiebenbürger untergekommen. Einige sogar in Berlin und Hamburg. Trotz aller Entfernungen und der damaligen Schwierigkeiten suchten alle in Verbindung zu bleiben, jeder wollte im Kreise seiner Freunde diese Notzeit

Seither haben wir uns auch nicht mehr getroffen mit unserm Niedereidischer.»

(Eine redaktionell überarbeitete Fassung des Berichts findet sich abgedruckt in: «Siebenbürgisch-sächsischer Hauskalender 1956», hrsg. i. A. des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen von H. Philippi, S. 85–94).

durchstehen. Überall wohin ich kam, ob Mistelbach, Linz, Reichenberg oder Dresden, wurde mir versichert, dass unsere Siebenbürger sehr anspruchslos seien und ihr schweres Los in wahrer Glaubensstärke trügen.

Die Monate Februar und März 1945 rückten heran. Ebenso die Front. Die Gefahr, nach so weitem Fluchtweg nun doch von den Russen überrannt zu werden, lastete schwer auf uns allen. So entschlossen wir uns, aus Niederdonau noch einmal abzurücken¹. Aus dem Raum Nikolsburg, wo die Burghaller und Heidendorfer untergebracht waren, setzte sich der neue Flüchtlingstreck in Bewegung. Allerdings unter viel schlechteren Verhältnissen als seinerzeit aus der Heimat. Die meisten Menschen hatten keine Pferde und mussten per Anhalter weiterkommen. Einige kamen mit Eisenbahnzügen bis nach Bayern. Im Raum Zwettl-Gmünd, der damaligen Grenze von Nieder-¹ und Odenonau machten wir Quartiere. Ähnlich wie seinerzeit um Ödenburg war nunmehr dieser Landstrich übervölkert. Es fiel nicht leicht, Quartiere zu bekommen. Erfreulicherweise rückten die bereits dort ansässigen Landsleute zusammen und öffneten ihre zum Teil sehr bescheidenen Notunterkünfte ihren Brüdern und Schwestern. Laut Befehl des Gauleiters von Linz durfte niemand in den Gau Oberdonau.

Als die Kämpfe bei St. Pölten und Krems wochenlang anhielten, versuchten wir wiederholt, weiter vorzurücken. Es gelang nur kleinen Gruppen (Lechnitzer u.a.). Am 25. April erfuhr ich, dass etwa 260 Siebenbürger Kinder, die in der Gegend von Reichenberg im KLV-Lager untergebracht waren, nicht wegkönnnten. Lehrer K., den ich

1 Amtsleiter L. berichtet, im Stab des Nord-Siebenbürger Gebietsleiters sei schon nach dem Fall von Budapest (Ende Dezember 1944) «eine zweite Evakuierung ins Auge gefasst und in ihrer Planung in grossen Zügen fixiert» worden. «Die Flüchtlinge wurden zeitgerecht über die mit Sicherheit zu erwartende Notwendigkeit einer neuerlichen Flucht aufgeklärt und angewiesen, dann auf einer gemeinsamen Abzugslinie zu bleiben. Es musste vermieden werden, dass örtliche Widerstände und Hindernisse zu einer Zersplitterung der Gruppen führten. Für den Fluchtfall gab es folgende Alternative:

- a) einen russischen Vorstoss aus der Slowakei. In diesem Falle war der Fluchtweg über Sankt Pölten nach Linz und Wels vorgesehen.
- b) einen russischen Vorstoss aus dem Raum Ödenburg» In diesem Falle sollte der Abzugsweg über Horn, Zwettl nach Freistadt führen.

Für beide Fälle waren Sammelpunkte und Strassen bestimmt. Diejenigen Flüchtlingsgruppen, deren Aufenthalt dicht vor der Gemarkung Oberösterreich lag, erhielten Anweisung, im Fluchtfalle Anschluss an die in Oberösterreich befindlichen Flüchtlingsgruppen zu suchen. Zu diesem Zweck wurde mit der Aktionsgruppe in Vöcklabruck Verbindung aufgenommen und das Notwendige besprochen.» L. berichtet weiter, die Evakuierung sei dann nach den ersten Geländegewinnen der russischen Offensive im Raum Ödenburg nach Plan «b» eingeleitet worden. Die von der Aktionsgruppe alarmierten Gemeinden «setzten sich programmgemäss und oft gegen den Willen der örtlichen Behörden in Bewegung», wobei die «durch die Behörden den Flüchtlingen abgenommenen Pferde und Wagen» oft «ohne viel Worte «rückenteignet»« worden seien. Aufbruch und Fluchtdurchführung hätten sich als «weit schwieriger als seinerzeit in Nordsiebenbürgen» erwiesen, doch sei «die Fahrt durch Niederösterreich bis nach Freistadt und von dort weiter nach Deutschland hinein» unter Leitung der nordsiebenbürgischen Amtswalter «ohne grössere Vorfälle» verlaufen, so dass sich «am Tage des deutschen Zusammenbruches... die meisten aus Nordsiebenbürgen, Sathmar und dem Karpatenland Evakuierten im amerikanisch besetzten Gebiet in Sicherheit» befanden.

sofort hinschickte, gelang es, mit dem letzten Zug diese Kinder samt den Professoren und deren Familien in Marsch zu setzen¹.

Der Vf. schliesst seinen Bericht mit kurzen Bemerkungen über das Schicksal seiner Familie während des Zusammenbruchs und über seine Erlebnisse während der ersten Nachkriegsjahre. Er erwähnt dabei, dass nach seinen Informationen etwa 5'000 Nord-Siebenbürger von den Russen überrannt und zumeist nach Siebenbürgen rückgeführt wurden.

Nr. 24

Bericht des S. L. aus Sächsisch-Reen (Reghin), Județ Mureș (Mieresch) in Nord-Siebenbürgen.

Original, 21. Juni 1952, 13 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorbereitung und Gesamtablauf der Evakuierung im Kreis Sächsisch-Reen; Weiterleitung und Betreuung der Trecks in Ungarn.

Der Vf. berichtet zunächst über die Vorbereitung der Evakuierungspläne seit April 1944 sowie über die Durchschleusung und Betreuung der volksdeutschen Flüchtlinge aus der Ukraine, deren Trecks im Juni 1944 in Dej einwaggoniert wurden. Er geht dann kurz auf die Entwicklung nach der rumänischen Kapitulation und die Pläne des Obergruppenführers Phleps zur Befreiung der Deutschen Süd-Siebenbürgens ein.

Am 6.9.1944 beschlossen wir in einer Besprechung der Amtswalter der Volksgruppe², die Anordnungen des Gebietsführers G. ohne Rücksicht auf die Haltung der ungarischen Regierung zur Durchführung zu bringen. Es wurde vorgesehen, alle Frauen mit kleinen Kindern, deren Männer eingerückt waren, als erste mit der Eisenbahn, sei es in Lazarettzügen oder in Verwundetentransporten, in Marsch zu setzen. Als nächstes sollten die alten und gebrechlichen Leute, die mit dem Treck nicht mitfahren konnten, folgen. Ein Teil der Jugend sollte die Stadt mit Wehrmachts-LKW verlassen. Am 7.9.1944 wurden die ersten Landsleute planmässig in Marsch gesetzt. Am nächstfolgenden Tag, dem 8.9., trat eine Stockung ein, weil Obergruppenführer Phleps die Grenze überschritt und bis Maros-Ludas³ vordrang. Die Randgemeinden Rode, Felldorf, Maniersch, Draas, ein Teil von Katzendorf waren mit Hornviehtrecks bereits unterwegs und erlitten

1 Der ehemalige Direktor der Lehrerbildungsanstalt Sächsisch-Reen berichtet, dass auf Anweisung reichsdeutscher Stellen um den 5. November 1944 alle Lehrer und Schulkinder aus den nord-siebenbürgischen Flüchtlingstransporten und Trecks in Odenburg zusammengezogen und von dort mit Sonderzug ca. 500 Kinder) nach Reichenberg überführt wurden. Man habe sie, nach Schularten aufgeteilt, in Reichenberg und Umgebung untergebracht, um eine planmässige Fortführung des Unterrichts zu ermöglichen. Angesichts der bedrohlich näherrückenden Front habe man Schüler und Lehrer schon Ende Februar, abermals in einem Sonderzug, in den damaligen Gau Salzburg in Sicherheit gebracht. (Erlebnisbericht; Original, 3. April 1956, 5 Seiten mschr.)

2 Der Vf. war Leiter des Kreises Sächsisch-Reen in der deutschen Volksgruppenorganisation.

3 Luduș, Județ Turda.

bei Szentgyörgy und Neumarkt schwere Bombenangriffe, wobei es einige Tote gab¹. Als die Trecks in Sächsisch-Regen eintrafen, wurde das Hornvieh von der Wehrmacht gegen Bestätigung übernommen. Dafür erhielten sie Pferdegespanne von deutschen Pferdelazaretten.

Am 9.9. bedrohten mich Polizei und Stadtmagistrat, weil ich entgegen den Anordnungen der ungarischen Regierung die Flucht vorbereitet hatte. Ich wurde zum Bürgermeister gerufen, wo der Obergespan² mich fragte, auf wessen Anordnung ich die deutsche Bevölkerung evakuierte. Ich antwortete, dass wir wohl beide die Lage gleich beurteilten, er aber von seinen Militärdienststellen offenbar falsch informiert worden sei. Das gehe daraus hervor, dass die ungarische Regierung den Einsatz des für diesen Zweck ausgebildeten Honvédvolkssturms verboten habe. Ich schlug vor, zu der zuständigen deutschen militärischen Dienststelle zu gehen. Dort sagte uns ein General, es habe die zwölfte Stunde für eine Evakuierung der Bevölkerung ohne militärische Hemmungen geschlagen. Wie ich später vom Bürgermeister erfuhr, versuchte der Obergespan von Neumarkt aus, die Regierung telephonisch zu erreichen und unterrichtete, als es ihm nach langen Bemühungen gelang, das Innenministerium über die Lage in Nordsiebenbürgen. Daraufhin erhielt der Obergespan am 10.9. um 13 Uhr den Auftrag, allen, die das Komitat freiwillig verlassen wollen, den Weg freizugeben. Ich gab die Meldung, die mir sogleich übermittelt wurde, an den Gebietsführer G. nach Bistritz durch Kurier weiter. Durch den gleichen Kurier erhielt ich den Startbefehl sowie die Weisung, noch am gleichen Abend um 19 Uhr die Gemeinden Ober- und Nedereidisch, Birk und Sächsisch-Regen in Marsch zu setzen und zwar in Richtung Deutsch Zepling, Botsch, Monorfalva und Schogen. Am 11.9. um 4 Uhr früh wurden Deutsch-Zepling, Botsch und Weilau in Marsch gesetzt. Am 12.9. früh 4 Uhr Tekendorf, Eidau, Ludwigsdorf und Draas sowie teilweise Katzendorf. Damit war der ganze Reener Kreis unterwegs³.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl unserer Landsleute veranlasste die grosse Masse zum gemeinsamen Aufbruch. In einigen Gemeinden gab es einen kleinen Prozentsatz derer, die zurückblieben. Es handelte sich zumeist um Mischehen oder solche, die in Verwandtschaft mit rumänischen Mitbewohnern einen Rückhalt im Falle des Zurückbleibens finden zu können glaubten, sowie um alte Menschen. Die rein sächsische Gemeinde Deutsch-Zepling brach bis zum letzten Mann auf.

Die in der Diaspora wohnenden Landsleute kamen mit den zurückflutenden Wehrmachts-LKW im Allgemeinen bis Gross-Karol. Hier wurden sie gesammelt und zum

1 vgl. Bericht Nr. 22, S. 112 mit Anmerkung 1.

2 Erster Verwaltungsbeamter eines ungarischen Komitats.

3 Nach Einzelberichten der Dokumentation brachen die Gemeinden Ober- und Nedereidisch befehlsgemäss am 11. September abends auf (vgl. den S. 122 in der Anmerkung zitierten Bericht); der Auszug der Trecks aus Sächsisch-Reen, Deutsch-Zepling und Botsch erfolgte im Laufe des 12. September (vgl. u.a. Bericht Nr. 25), während der Tekendorfer Treck in der Nacht vom 12. zum 13. September aufbrach. Die Gemeinden Katzendorf und Draas am Südrand des Szeklerlandes waren am 7./8. September durch einen deutschen Stosstrup evakuiert worden; ihr Treck befand sich in Deutsch»Zepling, als die dortigen Volksdeutschen den Aufbruchsbefehl erhielten (vgl. Bericht Nr. 21, S. 106).

Teil in der Eisenbahn, zum Teil mit den Wehrmachtseinheiten weitergeleitet. Ich erhielt vom Stabe Phleps einen Wehrmachts-Volkswagen mit Fahrer und verliess am 14.9. als letzter Sächsisch-Regen»

Jede Gemeinde hatte ihren Treckleiter, drei bis vier Gemeinden zusammen den sogenannten Gruppenleiter; und ich leitete den gesamten Treck des Kreises Regen. Genauso war die Organisation der Trecks aus dem Bistritzer Kreis. Beide Kreise unterstanden dem Gebietsstab. Der Kreis Bistritz wurde erst eine Woche später in Marsch gesetzt.

Ursprünglich war die Einwaggonierung in Dej geplant, dort aber erfuhren wir, dass wegen militärischer Überlastung eine Einwaggonierung nicht in Frage käme. Die Fliegerangriffe häuften sich überdies. Deshalb erhielten wir vom Stabe Phleps ein kleines Kommando, das uns ein weiteres Fortkommen sichern helfen sollte. Ich erhielt von Gebietsführer G. den Auftrag, bis Gross-Karol weiterzutrecken. Dies geschah bei Nacht (wegen der Fliegerangriffe). Die Weiterfahrt war wegen des Hornviehs mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Doch ging der Treck weiter. Einzig die Gemeinde Birk wollte mit den Hornviehgespannen nicht weiterfahren und bestand auf Einwaggonierung. Ein Teil wurde auf dem Bahnhof Dej unter grossen Schwierigkeiten und laufenden Fliegerangriffen einwaggoniert. Der Rest fuhr mit Wehrmachts-LKW weiter. Die Einwaggonierung wurde von einem Amtswalter des Gebietes geleitet¹.

Um nach den zurückgebliebenen Landsleuten zu sehen, fuhr ich am 17. 9» mit dem Auto nochmals nach Sächsisch-Regen zurück. Die sächsischen Geschäftslokale waren zum grössten Teil erbrochen. Auch die abgesperrten. Wohnungen waren aufgebrochen, und ein Teil der Möbel war bereits verschleppt. Der Feind war bereits auf 70 km an die Stadt herangekommen. Die deutsche Kommandantur war mit Packen beschäftigt. Einige der zurückgebliebenen alten Leute entschlossen sich noch, die Stadt zu verlassen, und wurden mit Hilfe der Feldgendarmarie mittels Anhalte-LKW weitergebracht. Am nächstfolgenden Tag traf ich mit meinem Begleiter wieder bei meinem Treck ein.

Der Plan, die Trecks in Gross-Karol und Umgebung unterzubringen, musste aufgegeben werden, weil Nachrichten kamen, dass der Feind rascher als erwartet vorgedrungen sei. Die Marschgeschwindigkeit der Trecks musste auf das Höchstmass gesteigert werden. Die Deutsch-Zeplinger machten Opposition und wünschten unbedingt einwag-

¹ Der fragliche Amtsleiter, der seinerzeit als Kreisleiter der Volksgruppe in Munkatsch (Karpatenland) fungierte, sagt in einem Befragungsbericht aus, er sei im Auftrag der Gebietsführung vom 10. bis zum 27. September 1944 in Dej tätig gewesen, um die Durchschleusung und teilweise Einwaggonierung der Trecks zu beaufsichtigen und auftretende Stockungen mit Hilfe der deutschen Feldpolizei zu regeln. Er erklärt abschliessend: «Aus Nordsiebenbürgen wurden insgesamt 44'000 Volksdeutsche evakuiert, ferner 3'000 aus den nördlichen Siedlungen Südsiebenbürgens (Katzendorf, Maniersch und Zendersch). Dej passierten ohne Aufenthalt innerhalb knapper zwei Wochen 7'000 Menschen mit eigenen Fahrzeugen, 3'000 bis 4'000 mit Fahrzeugen der Wehrmacht, ferner drei Eisenbahntransporte aus Regen und Bistritz mit etwa 2'000 bis 3'000 Personen. In Dej abgesetzt und durch meine Dienststelle weiterbefördert wurden etwa 9'000 bis 10'000 Menschen.» (Original, 10. Oktober 1953, 10 Seiten, mschr.)

goniert zu werden, weil ihr Hornvieh nicht weiterkönnne. Ein Transport mit Frauen und Kleinkindern lag, wie mir mitgeteilt wurde, auf dem Sathmarer Bahnhof und konnte wegen Böswilligkeit des Stationsvorstehers nicht weiter. Gleichzeitig hörte ich, dass Obergruppenführer Phleps vor Arad in der Gemeinde Elek gefallen sei. Es gelang mir, die Deutsch-Zeplinger zum Weitertrecken zu veranlassen. Eine Stunde vor unserem Eintreffen in Sathmar erfolgte dort ein schwerer Bombenangriff. Von unseren Landsleuten waren eine Frau und zwei Kinder von Bombensplittern verletzt worden. Der Transportzug mit Frauen und Kindern, der seit einigen Tagen am Bahnhof zurückgehalten worden war, konnte endlich in Gang gesetzt werden. In Sathmar wurden Pferde und Hornviehtrecks voneinander getrennt. Jene hatten nun 30 km, diese 20 km pro Tag zurückzulegen.

Gebietsführer G. musste den Munkatscher und Karoler Kreis¹ in Marsch setzen. Die wohlhabenden und ein grosser Teil der übrigen schwäbischen Bauern nahmen daran nicht teil, zumal die katholischen Pfarrer ihnen zum Bleiben rieten. Der Weg ging in der Richtung Waitzen, Budapest weiter. Ein grosser Teil des Hornviehs fiel aus. Es begann ein Tausch mit den ansässigen Bauern von Ochsen und Kühen gegen Pferde. In Waitzen erwartete uns das Einsatzkommando der Volksdeutschen Mittelstelle, die uns verpflegte. Zwei Gemeinden blieben zurück und wurden bei Debrecen fast durch einen feindlichen Panzervorstoss abgeschnitten. Die ungarischen Behörden versuchten, ihre Überfahrt über die Theissbrücke in Richtung Miskolc zu verhindern, jedoch gelang sie schliesslich.

Ab Waitzen fanden wir gut aufgebaute Verpflegungsstationen vor. Der Treck ging an Budapest vorbei, über Raab, Ödenburg, über die damalige Reichsgrenze nach Österreich. Ungefähr Mitte Oktober 1944 überschritten die ersten Trecks die Grenze. Vorerst erfolgte die Unterbringung der Kreise Regen und Bistritz in Ragendorf an der Grenze. Die organisatorischen Aufgaben des Trecks gingen an die Volksdeutsche Mittelstelle über. Am 4.11.1944 erhielt ich den Auftrag, mit meinem Begleiter nochmals nach Budapest zurückzufahren, um Weihnachtsgeschenke für unsere Wehrmachtsangehörigen einzukaufen, was aber wegen der fortlaufenden Bombardierung und Beschiessung der ungarischen Hauptstadt nicht mehr möglich war. Am 5.11. erstattete ich meiner vorgesetzten Dienststelle in Ödenburg Bericht. Am 6.11. überschritten unsere letzten Trecks bei Hegyeshalom die Grenze und fuhren über Bruck a. d. Leitha, Wiener-Neustadt, St. Pölten, Amstetten, St. Valentin nach Oberösterreich in den Bezirk Vöcklabruck. Hier erfolgte die Aufteilung der Leute in die umliegenden Gemeinden. Ich wurde als Beauftragter für das Flüchtlingswesen in Vöcklabruck eingesetzt, wo ich die Betreuung aller Flüchtlinge bis zum Einmarsch der Amerikaner innehatte.

1 Nach dem Bericht des Bistritzer Amtsleiters L. (vgl. S. 120, Anm. 1) war für die «schwäbischen Siedlungsinseln Sathmar [Kreis Karol] und Karpatenland» [Kreis Munkatsch], die ebenfalls der Gebietsleitung in Bistritz unterstanden, ein eigener Evakuierungsplan aufgestellt worden. – Die vormals zum tschechoslowakischen Staatsgebiet gehörige Karpatoukraine war im März 1939 von Ungarn besetzt worden, während das Sathmar-Gebiet zusammen mit Nord-Siebenbürgen durch den Wiener Schiedsspruch von 1940 an Ungarn gefallen war; über die Evakuierung der Sathmarer Volksdeutschen siehe die unter Nr. 32–34 abgedruckten Berichte.

Der grösste Teil der Siebenbürgener wohnt auch heute noch im Bezirk Vöcklabruck.

Der Bericht schliesst mit kurzen Bemerkungen zum persönlichen Schicksal des Vfs. nach dem Krieg.

Nr. 25

Erlebnisbericht des Bauern und Gemeinderatsmitgliedes Johann Gram aus Deutsch-Zepling (Dedrad), Plasa Reghin (Sächsisch-Reen), Județ Mureș (Mieresch) in Nord-Siebenbürgen.
Original, 1. April 1956, 8 Seiten, mschr., Teilabdruck.

Auf Bruch der Gemeinde Deutsch-Zepling; Treck über Karol-Waitzen-Ödenburg nach Niederösterreich.

Nachdem die Kapitulation am 23.8.1944 von der romanischen Regierung stattgefunden hatte, sollten wir Volksdeutsche dieses besonders am eigenen Leibe spüren. Durch die Nachrichten vom Bukarester Sender waren wir auch in Deutsch-Zepling genau unterrichtet, was los war. Ich selber war im Gemeinderat sowie im Presbyterium als Vertreter der Gemeinde tätig; es wurde über die Ereignisse, die sich zugetragen hatten, beschlossen und verhandelt, im Notfall die notwendigsten Massnahmen für die Gemeinde zu treffen; aber an ein Verlassen der Gemeinde hatten wir damals nie gedacht, bis es dann doch so weit war.

Eine Meldung traf nach der anderen ein, der Feind rückte immer näher; die Karpaten waren auch kein Widerstand gewesen, Kolonnen von deutschem Militär fuhren durch unsere Gemeinde und verliessen uns fluchtartig. Da ging es jedem kalt über den Rücken, und überall tauchte die Frage auf, was wird aus uns werden, was wird mit uns geschehen?

Und nun bald sollte es geschehen, denn die Zeit änderte sich von Stunde zu Stunde. Das deutsche Armeekommando im Verteidigungsabschnitt für Siebenbürgen und Banat gab am 5. Sept. 1944 einen klaren und strikten Befehl, dass der nördliche Teil von Siebenbürgen, der noch nicht besetzt war von der romanischen Armee, das Kampfgebiet so rasch als möglich zu räumen, und über diesen Befehl wurde wieder verhandelt, ob ja oder nein, und wir warteten noch weiter. Schon bekamen die deutschen und ungarischen Gemeinden vom ungarischen Obergespan den Befehl, zu packen und das Feld zu räumen¹. Noch glaubten wir an kein Räumen und standen fest, in der Heimat zu bleiben. Da kam ein zweiter und auch ein dritter Befehl; deutsche Soldaten wie ungarische Gendarmerie setzten sich in Verbindung und trieben die Leute mit Gewalt einmal in die Kolonne, die sich inzwischen doch organisiert hatte. So verliessen auch die Deutsch-Zeplinger ihre geliebten Höfe, ihre geliebte Heimatgemeinde, die sie nimmermehr sehen sollten. Es war aber doch noch ein Funke Hoffnung in jedem Mitglied, dass wir nur eine

¹ Ein «Räumungsbefehl des Oberstuhlrichters» wird auch im Bericht des Predigerlehrers Johann Hartig aus Botsch erwähnt. (Original, 15. September 1952, 7 Seiten, mschr.)

Strecke bis hinter die Front gehen würden und dann wieder zurückkämen, weil immer von einer sogenannten Wunderwaffe gesprochen wurde, die ja nie kam und nicht da war.

Am Vorabend des 12. Sept. 1944 fuhren schon die Gemeinden Birk, Ober- und Niedereidisch durch unsere Gemeinde. Die ganze Nacht hindurch bei einem stürmischen regnerischen Blitzwetter, dass man graute, auch nur ins Dunkel hinaus zu schauen, die ganze Nacht schlief ja kein Auge. Auch in unserer Gemeinde wurde alles gepackt, was man für notwendig hielt; Schweine wurden fast in jedem Hof geschlachtet und mit auf den Weg genommen. Am andern Morgen wurden die Wägen bepackt, das Vieh aus den Ställen herausgeholt, angespannt, und weiter auf die Strasse in die Trecks eingereiht, und unter Glockengeläut bewegte sich der Treck langsam weiter nach Norden über Botsch bis nach Grossschogen. Die erste Nacht wurde hier durchgefroren, denn man konnte auch hier nicht schlafen auf einer Wiese in Reihen neben der Strasse, wo ständig Rückmarschmilitär durchfuhr und ein Gebraus, ein Getöse war, dass man ja nur an ein Grauen glaubte, wie es die Welt noch nie gesehen hatte. Dann ging es am andern Morgen weiter über Billak nach der Gemeinde Ungersdorf; da übernachteten wir zum zweitenmal. Am andern Morgen wurde die Gemeinde in Gruppentrecks eingeteilt. So musste ich auch einen dieser Trecks übernehmen, die sich aus über 200 Wägen zusammenstellten, und vier solcher Trecks nur aus der Gemeinde Deutsch-Zepling sich bildeten.

Die Trecks bewegten sich langsam dem Städtchen Dej zu, aber wie wir an eine Wegkreuzung kamen, wurden wir aufgehalten; der Weg war mit Militär verstopft, niemand durfte weiterfahren. Da kam Befehl, dass wir ins Gebirge über Emberfö, einen Bergrücken, steigen mussten bis nach Magyarlapos; was wir nur hier mitmachten, durch Gebirgsgräben und schlechten steinigen Weg, das kann man nicht beschreiben, sondern nur erinnern an so einen Marsch. Einer blieb hier, der andere blieb dort stecken, dann Männer mussten heran anpacken, und mit ach und krach kamen wir doch weiter. Am 15. Sept. 1944 ging es weiter von Magyarlapos über Nagy- und Kisfentös bis nach Valaszut. Hier wurde übernachtet. Was das für eine Zeit war, wo wir wie Wanderzigeuner am Wegrand unser Feuer machten; aus Natursteinen wurde in fünf Minuten ein Herd gemacht, wo man in die Erde ein langes Loch schaufelte, zwei Platten nebeneinander auf die Steine legte und Feuer schürte, wo man kochen, braten und backen konnte wie in der modernsten Küche. Man gewöhnte sich langsam an das Schicksal, man vergass auf Minuten auch die Heimat, aber sie kehrte in Gedanken immer wieder zurück. Am 16. 9. 44 ging es weiter über Szinfalu bis nach Alsohomoröd, nach Szatmarhegy, wo wir übernachteten; am andern Tag weiter bis nach Gross-Karol, wo dann am 18.9.44 alles zusammenkam, weil hier Station gemacht werden sollte, um wieder nach Hause zu fahren.

In der Gemeinde Kallersdorf bekamen wir jede Treckgruppe 5 Mann Soldaten als Schutz von der deutschen Armee. Diese Soldaten begleiteten uns bis nach Österreich.

Diese deutschen Soldaten legten uns nun hier in Gross-Karol klar, dass der Feind immer näher rückte und wir von hier weiter nach Westen fahren müssten. Nun erst jetzt

gab es eine Auseinandersetzung, aber nichts half, weiterfahren, immer weiter bis nach Ödenburg auf die österreichische Grenze. In einer Nebengemeinde neben Gross-Karol, in Kaplony übernachteten wir eine ganze Woche. Aber nun erst fing der Gewaltmarsch für die Trecks an, täglich von 25-30 km durchgefahren; hier wurden die Trecks neu eingeteilt und gut organisiert. Am 28.9.44 ging nun die schwere Reise weiter über Csanalós, über Vallaj nach Nyirvasvari; hier wurde übernachtet. Am nächsten Tag, 29.9., ging weiter über Nyirbogát, Szalmadpuszta bis Nyirmihalydi.

Die Nachricht kam, dass die Russen die Theiss in die Zange nehmen wollten und uns den Weg abschneiden, da brauchte man die Wägen nicht mehr vorwärtstreiben, sie gingen von selber, dass sie einmal über die Theiss kämen.

Für mich war diese Trecksübernahme von 204 Wägen meine grösste Verantwortung, die ich je in meinem Leben hatte, denn ich musste immer Quartier verschaffen sowie bei den Verpflegungsstationen die Verpflegung für Menschen und Tiere, Futter, Hafer, und dieses alles aufteilen nach bestem Wissen und Gewissen, ' dass es jedem passen sollte. So hatte ich mich selber so entkräftet, dass ich ganz abgemagert wurde und ohne Kraft dastand. Bei dem ungarischen Bürgermeister musste ich um Unterkunft bitten, wo mir auch sehr höflich Entgegenkommen gezeigt wurde. Im grossen ganzen muss ich sagen: «Hut ab vor den ungarischen Leuten!» So gut wurden wir aufgenommen. Ich führte mit mir immer auch einen Feldweibel als Schutz mit, so galt ich als offizielle Person, die überall Gehör hatte, wenn man – und manchmal auch ungem – wollte.

Ich hatte mich mit meiner Treckskolonnie so eingelebt, dass die Leute für mich alles machten, was sie nur konnten. Ein paar Männer begleiteten mich immer als Obwache, [die] wenn's sein musste, auch die Verteidigung aufnahmen; so konnte ich mich in Ruhe meiner Aufgabe hingeben.

Die Reise ging weiter jeden Tag, über Nyirbogát, Szalmadpuszta, über Nyirmihalydi; am nächsten Tag, am 30.9.44 über Szakoly, Balkány, Gesztered bis Teglas; hier wurde wieder übernachtet. Tiere und Menschen waren überangestrengt und hungrig; alles musste zuerst gebettelt und gekauft werden, bis dann später die Verpflegungsstationen errichtet wurden, wo wir dann verpflegt wurden.

Am nächsten Tag ging die Reise weiter über Hajdú-Hadház, Hajdu-Böszörmény bis Tanga¹; hier wurde wieder übernachtet, bis wir am 2. Okt. 44 über die Theiss hinüber fuhren bei der Gemeinde Polgár; hier wurde übernachtet, und am nächsten Tag, am 3. 10. 44, ging's weiter über Sajoszöged, Muhi bis Heökerezvár. Hier wurde eine lange Pause gemacht, weil anhaltender Regen die Fahrt verhinderte; es wurden hier die Pferde beschlagen und Kühe sowie Ochsen, der noch welche hatte, denn die Rinder hielten es nicht mehr aus und mussten für Pferde umgetauscht werden, manchmal für elende Pferde, aber es ging doch weiter, wenn auch langsam.

¹ Tanya ist die ungarische Bezeichnung für Vorwerk, Wirtschaftshof; das vom Vf. gemeinte Vorwerk ist nicht eindeutig feststellbar.

Nach drei Tagen ging die Flucht weiter über Emöd, Vatta, Abrany bis Mezönyäräd; hier wurde übernachtet. Auf dem Weg bis her hatten die Leute das meiste Vieh umgetauscht für ungarische Pferde, um nur weiter zu kommen. Es waren noch einige Milchkühe behalten worden, damit wenigstens die kleinen Kinder noch etwas Milch bekamen. Am 6. Okt. ging es weiter über Mezökövesd, Szihalom, Füzesabony, Kerecsend bis Kápolna; hier wurde übernachtet. Am nächsten Tage weiter über Detk, Karácsond; hier wurde übernachtet. Dann ging es weiter über Gyöngyös, Hort bis nach Hatvan; hier wurde übernachtet. Dann ging es am 10.10. weiter über Lörinczi, Heréd, Nagykökényes, Verseg, Kálló bis Erdökürt; hier wurde wieder übernachtet. Am 11.10. fuhren wir weiter über Acsa, Csövar, Pencz bis Rad; hier wurde übernachtet. Das war kurz vor Vac am Donauknie. Hier durchfuhren wir das Gebiet zwischen Theiss und Donau. In Vac war eine grosse Verpflegungsstation, wo wir verpflegt wurden.

Von Vac ging die Reise am linken Donauufer weiter unter schweren Strapazen und grosser Anstrengung bis Veröcze über Kismaros bis nach Grossmaros [Nagymaros]; hier wurde übernachtet. Hier machten wir eine Zwischeneinteilung im Treck. Es wurden 4 Gruppen aus den 204 Wägen gemacht, wo jede Gruppe einen Gruppenführer bekam; so wurde mir die Arbeit erleichtert, wo dann jede Gruppe ihr tägliches Ach und Weh selber erledigte. So wurde ich wesentlich entlastet; nur noch bei wichtigen Fragen kamen sie zu mir, was die Gruppe nicht selber erledigen konnte. Ich konnte es nicht mehr aushalten, war ganz verkältet, war heiser, hatte bisweilen keine Ordnung, weder im Essen noch im Ruhen. Konnte dann in Zukunft auch meiner Familie besser beistehn wie bisher. Meine Kinder und mein Schwiegervater mussten meine Tiere pflegen, die auch noch zu wünschen übrig liessen.

Bis diese Gruppen wieder in Gang gebracht wurden, musste ich doch ständig einspringen und helfen. Es war auch schwer bei Zivilmenschen, die erforderliche Ordnung einzuführen und sogar zu veranlassen, dass einer dem anderen aushalf, wie es in der Heimat in den Nachbarschaften der Fall war. Ich kann mich erinnern, wenn wir Hafer und Verpflegung übernahmen, so wurden die auf die vorbeifahrenden Wägen aufgeteilt, bis wir wieder Station machten, bis man es dann aufteilte; da war einer, der sich wehrte, 2 Säcke mit Hafer aufzunehmen, ich war nicht dabei, nur wie wir am Abend Rast machten, zeigten ihn seine Kameraden an. Dann wurde der Rat zusammengerufen, und er wurde zur Verantwortung gezogen; sie gaben ihm eine Strafe von 2 Nachtposten neben dem Treck zu halten. Der Mann nahm die Strafe auch willig an und versprach, in Zukunft der Gemeinschaft zu dienen und sich nicht mehr zu widersetzen. Das war nur ein Beispiel, wie wir auch noch auf dem Weg im Treck unsere Nachbarschaftshilfe mit Strafe schützten.

So fuhren wir weiter über Zebegény, Szob, Ipoly bis Damasd, hier wurde übernachtet. Am nächsten Morgen ging es weiter über die Donaubrücke auf Esztergom zu; auf einer Wiese wurde gelagert und übernachtet, neben der Donau. Hier sahen wir die ersten Schiffe, wie sie auf der Donau auf und abfuhren. Am 15. Okt. 1944 waren wir über die

Donau gefahren, dann ging es weiter über Tat, Nyergesujfalu, Labatlan, Piszke, Süttő, Neszmély bis Dunaalmas; hier übernachteten wir. Am andern Morgen erfuhren wir, dass der Reichsverweser v. Horthy kapituliert hätte und Ungarn auch vor dem Zusammenbruch stände, bis, aber schon nach kurzer Zeit, die Nachricht wieder kam, dass Szálasi die Regierung übernommen hätte und wieder alles weiter ginge. Von dem Tage an begleiteten uns ungarische Gendarmen auf dem Weg zum Schutz, dass wir nicht mit Kommunisten einen Überfall erlebten. Wir waren aber auch mit Waffen versehen worden, wenn eine Gefahr bestand, um uns auch wehren zu können¹.

So konnten wir wieder ruhig weiterfahren, über Tovaros, Tata, wo besonders viel Kommunisten sein sollten. Wir fuhren aber ruhig weiter, es war kein Zwischenfall, auf was wir schon gefasst waren. Bis sich dann wieder alles legte, übernachteten wir nicht mehr in den Gemeinden, sondern neben den Gemeinden auf Wiesen oder Weiden. Wir fuhren dann weiter über Kocs, Nagyigmánd, Csep bis Ete. Hier übernachteten wir; es war dann auch keine dringende Gefahr mehr, die Front war weit zurückgeblieben.

Am 18.10. fuhren wir weiter über Kisber, Bakonyszombathely, Bakonybánk, Lăzi, Gicz bis Nagydém; hier übernachteten wir. Hier wurde auch eine Pause gemacht, Brot wurde gebacken und an den Fuhrwerken ausgebessert, was hin war.

Dann nach drei Tagen fuhren wir wieder weiter über Lovaszpatona, Gyömöre, Tét, Moriczhida, Egyed; hier wurde übernachtet, und am nächsten Tag fuhren wir weiter: Rábacsanak, Páli, Beled, Väsárosfalu bis Edve. Hier blieben wir bis die Entscheidung fiel, dass wir über die Reichsgrenze nach Österreich hinübergeschoben wurden. Bis hierher hatten wir ein grosses Glück; die feindlichen Flieger überflogen uns fast täglich, wurden aber nicht angegriffen. Bis dahin hatten wir auch Angst, aber dann später keine mehr. Hier in Edve blieben wir eine ganze Woche unter regnerischem Wetter. Am 29. 10. brachen wir wieder auf, auf Befehl von der Armee, und fuhren weiter bis nach Nagyczenk. Hier wurde auf der Strasse übernachtet, dann ging es weiter über Kópháza, wo man uns die Waffen wieder abnahm, nach Ödenburg. Hier hielten wir uns noch ein paar Stunden auf, bis die Grenzüberfahrt geregelt wurde, und am 30. Okt. 1944, eine Viertelstunde nach 12 Uhr, überfuhren wir die damalige deutsche Grenze und kamen zuerst nach Klingenbach; das war der entscheidende Augenblick, wo wir die ungarische Grenze hinter uns liessen, vielleicht auf ewig.

So begleiteten uns die deutschen Soldaten weiter auf deutschem Boden. Wir fuhren bis nach Wulkaprodersdorf, wo wir noch auf der Strasse übernachteten mussten, bis dann

1 Der Tapezierermeister Otto Langenhan aus Bistritz, dessen Treck – der letzte aus Nord-Siebenbürgen – erst am 20. September aufgebrochen war, um dann im Wesentlichen der allgemeinen Treckstrecke über Karol–Wäitzen zu folgen, berichtet hierzu:
«Über Wieselburg–Altenburg kamen wir nach Ragendorf, wo wir einstweilen bleiben sollten. Hier erlebten wir auch den 15. Oktober, den Umsturz in Ungarn. Das deutsche Ortskommando bewaffnete sofort die männlichen Flüchtlinge und besetzte die wichtigsten Posten, Gemeindekanzlei, Gendarmerieposten, Flugplatz etc.; doch dauerte unsere Dienstzeit nicht sehr lange, da schon am nächsten Morgen wir wieder abgelöst wurden, da sich die Sache in Budapest geregelt hatte.» (Erlebnisbericht; Original, 13. April 1956, 7 Seiten, mschr.)

später gut geregelte Quartiere für Menschen und Tiere geboten wurden.

Über lauter deutsche Gemeinden mit deutschen Namen fuhren wir bis nach St. Pölten. Dort wurden wir wieder in ein gutes Quartier aufgenommen; es wurde mit guter warmer Verpflegung auf uns überall gewartet, so dass wir doch einen Unterschied wahrnahmen, wie wir auf deutschem Boden einmal waren. Von St. Pölten wurden wir weitergeleitet, wieder über lauter deutschnamige Gemeinden und sogar über schöne Gemeinden, bis in den Kreis Mistelbach, bis in den Verteilungsort Ernstbrunn.

Ganz zerschlagen und übermüdet kamen wir da an mit unseren armen Tieren, die auch so müde waren, dass wir sie nur erbarmen konnten. So einen Gewaltmarsch mit den Wägen bis nach Österreich zu machen, das war eine Leistung, bis am 8. November 1944 in 58 Tagen eine Strecke von 1'179 km zurückgelegt.

Der Vf. befasst sich im Folgenden kurz mit der Aufnahme der Flüchtlinge im Kreis Mistelbach. Er erwähnt die Einziehung der wehrfähigen Männer zur Waffen-SS und schildert die Ausbildung der Übrigen für den Volksturmeinsatz. Anschliessend gibt er eine ausführliche Darstellung der erneuten Flucht vor den anrückenden sowjetischen Truppen – zum Teil wiederum im Treck, die Alten und Kranken mit der Bahn und Lastwagentransporten –, die erst im Juli 1945 mit der Wiedervereinigung beider Abteilungen in Traunstein ihr Ende fand. Den Schluss bilden Bemerkungen über das Schicksal des Vfs. in den Jahren nach Kriegsende.

Nr. 26.

Erlebnisbericht des Michael Lutsch aus Bistritz (Bistřifa), Judet Näsäud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.

Original, 12. April 1956, 13 Seiten, hschr.

Flucht aus Bistritz mit einer zurückgehenden deutschen Wehrmachts-einheit; Durchquerung Südungarns im Tross der kämpfenden Truppe; Abtransport über Budapest nach Wien.

Der Vf. schildert zunächst die Entwicklung der militärischen Lage und das Aufkommen der ersten Evakuierungsgerüchte im Herbst 1944. Er berichtet weiter, dass er selbst entschlossen war, nicht zu fliehen, dass auch die in seinem Hause wohnende Frau R., deren Mann als Regimentssattler zur Waffen-SS eingezogen war, eine Teilnahme an den ersten Evakuierungstransporten ablehnte, da der erste Zug bereits in der nächsten Station stechengeblieben war.

Am 11. Sept, sagten mir meine Gäste¹, sie hätten Befehl, auf ihren Fahrzeugen Flüchtlinge mitzunehmen, soviel sie Platz hätten, und sie wären gerne bereit, die Frau R. mit den Kindern und auch mich mitzunehmen. Für mich dankte ich, da ich doch zu

¹ Der Vf. hatte vorher erwähnt, dass am 5. oder 6. September ein Teil des Trosses der 3. mot. Feldgendarmarie-Abt. 683 in seinem Haus einquartiert worden sei und dass er sich mit dieser Einquartierung sehr gut verstanden habe.

bleiben entschlossen war, – der Frau R. aber gab ich «den Rat, das Angebot anzunehmen und mit den Kindern mitzufahren. Am 12. Sept, kam R. unverhofft auf Urlaub, um seine Familie fortzuschaffen. Am 13. Sept, sagte uns der Spiess und Feldwibel, dass sie am 14. Sept, von Bistritz abrückten und, wenn wir mitkommen wollten, nähmen sie uns mit. Nun war Familie R. bereit mitzufahren und fing an, ihre Sachen zu packen.

An diesem 13. Sept, war auch mein Bruder aus Windau zu mir gekommen, um mich zu fragen, was' ich tun wolle. Dem sagte ich auch, ich sei entschlossen zu bleiben. Damit fuhr mein Bruder wieder heim. Am 14. Sept, früh half ich der Familie R. beim Packen und hatte daher auch das Radio nicht eingeschaltet, um wie üblich die Nachrichten zu hören. Kurz nach 8 Uhr kam unsere Nachbarin, eine Ungarin, zu uns und fragte, ob wir die Nachrichten aus Bukarest gehört hätten. Von dort sei gemeldet worden, dass alle Deutschen und Ungarn nach Russland deportiert würden, und jetzt wisse sie nicht, was sie tun solle, denn sie hatte auch 2 Töchter und 2 Schwiegeröhne.

Jetzt wurde auch ich hellhörig und sagte mir: Wenn ich nach Russland muss, dann ist doch niemand im Haus und alles geht dann doch verloren – dann gehe ich doch lieber nach dem Westen. Ich schaltete das Radio ein, und von Budapest wurde die Nachricht des Bukarester Senders auch bestätigt. Nun bestand kein Zweifel mehr, und spontan war mein Entschluss, mit der Einheit meiner Gäste mitzufahren; dies umso mehr, da sie mir dies sehr eindrucksvoll anempfahlen. Inzwischen war es 9 Uhr geworden, und um 2 Uhr nachmittags sollte die Einheit abfahren. In diesen 5 Stunden musste ich alle Vorbereitungen und Dispositionen zum Verlassen der Heimat treffen. So kam es, dass ich auch meinen Bruder in Windau von der Änderung meines vorherigen Entschlusses nicht mehr verständigen konnte. In Eile tat ich noch, was ich tun konnte. Meine 2 Zuchtstuten samt Geschirr, Wagen, Sitz, Futter und Hafer gab ich einem Nachbarn für die Flucht, weil dieser nur Kühe hatte. Von meinen 3 Mastschweinen wurde das schwerste vom Metzger der Küche noch am Vormittag schnell geschlachtet und ein Teil des Fleisches im geheizten Backofen eingebraten, in Fettdosen und Emailletöpfen mit Schmalz übergossen und mitgenommen. Das restliche Fleisch, die 2 Mastschweine und eine Milchkuh wurden auf LKW verladen und mitgenommen. Am 14. Sept. 1944 um 3 Uhr nachmittags haben wir Bistritz verlassen. Die Gefühle, die wir dabei hatten, lassen sich gar nicht beschreiben. Wie im Rausche bewegte man sich, ohne recht zu wissen, was man tat. So bin ich mit alten Mänteln und Anzügen wegkommen, die neuen liess ich im Schrank hängen, um selbe auf der Fahrt nicht zu beschmutzen. Nur in einem bereits früher gepackten Luftschutzkoffer, den ich unverändert mitnahm, hatte ich 2 gute Anzüge und bessere Wäsche etc. – Vom 14.9.44 weiter waren ich und die Familie R. ständig bei unserer Feldgendarmarie-Einheit, bis 8.11.1944.

Am 14.9.44 ging die Fahrt bis Nagyilonda, dort angekommen – es war schon am Abend – wurde zuerst für die Familie R. Quartier gesucht, dies war bei Witwe B. Hier waren wir bis 18.9.44.

Am 19.9.44 früh 7.30 Uhr Abfahrt. Es ging Richtung Szatmar, auf der schönen serpentinreichen Strasse über den letzten Höhenzug, der im Norden Siebenbürgen vom Alföld abgrenzt. Gleich dahinter in dem kleinen rumänischen Dorfe Törökfalva vor Somkut bezog die Einheit wieder Quartier und verblieb dort bis 14.10.44. In diesem rumänischen Bauerndorf waren wir in den 4 Wochen wohl nur primitiv untergebracht – in einer grossen Stube mit Lehm Fussboden wohnten wir und schliefen auf Stroh am Fussboden, aber wir hatten es dennoch gut, denn die Menschen waren freundlich und hilfsbereit. Das Essen hatten wir ständig von der Küche der Einheit, gut und reichlich, mit viel Fleisch. Von meiner Milchkuh hatten wir täglich unsere Milch. Diese wurde mit dem Schlachtvieh der Einheit auf der Weide gefüttert, nur das Melken machten wir. Am 24. 9. war der Urlaub von R. zu Ende, da musste er wieder zu seiner Einheit zurück. Von hier weiter musste ich allein für die Familie sorgen – und dies sollte lange dauern.

Während unseres Aufenthaltes in Törökfalva zogen viele Herden mit tausenden Stück Vieh aller Gattungen hier durch, welches in den von Menschen verlassenen Gemeinden gesammelt wurde. Auch Landsleute zogen vereinzelt dort durch. ... *Es folgen einige Namen.*

In der Woche vom 8.-14.10. hörten wir oft heftige Detonationen in westlicher Richtung, dies war die grosse Panzerschlacht südlich von Debrecen gewesen. Später sagte man uns, dass wir damals 2 Tage eingekesselt gewesen wären.

Am 15.10.44 früh 6 Uhr Abfahrt von Törökfalva, über Nagysomkút, Szatmar bis Szamoskrasso. Hier blieben wir 2 Tage, trafen da unseren Bistritzer Bekannten Ernst S. als Honvéd-Leutnant und hörten im Radio von der Absetzung des ungarischen Reichsverwesers v. Horthy, worüber unser Quartiergeber, ein ungarischer Gutsbesitzer, sehr entrüstet war.

Am Nachmittag des 15.10. brachte ein Kradmelder die Nachricht, dass in dem etwa 6 km weit liegenden deutschen Dorfe Scheinfeld-Sinfa¹ Plünderungen gemacht würden. Sofort fuhren mit einem LKW unter Kommando des Feldwebels einige Mann bewaffnet hinaus. Ich wurde auch diesmal – wie auch sonst immer, wenn etwas Besonderes war – als Dolmetscher mitgenommen. Scheinfeld war ein deutsches Dorf, aus welchem die Bevölkerung mit Treck vor mehreren Tagen ausgezogen war. Bloss zwei arme Familien, die am Dorfe wohnten, waren zurückgeblieben, weil sie keine Zugtiere hatten. Diese waren von plündernden Zigeunern bedrängt worden und hatten dies dem Posten auf der Landstrasse gemeldet. Wir gingen nun durch das leere Dorf, in viele Höfe und Häuser hinein; überall waren die Türen offen, fast in allen Häusern lag in den Stuben der geerntete Mais in Haufen, teils schon geputzt, teils noch nicht. In anderen Räumen war der schöne Weizen aufgeschüttet, aber in jeder Wohnung war grosses Durcheinander in Schränken, Kästen und Truhen. Es war nicht feststellbar, ob die Unordnung von Plünderern herrührte oder vom Besitzer so zurückgelassen wurde. In einigen Höfen sahen wir Schweine liegen, teils verendet, teils unmittelbar davor – wohl vor Durst und

1 gemeint ist Scheindorf (Sai, Ungar. Szinfa¹), vgl. Bericht Nr. 33.

Hunger, obwohl der Mais in den Stuben haufenweise herumlag. Ähnlich war es auch mit dem Geflügel. Gänse, Enten, Hühner hockten hier und dort herum, dem Untergang geweiht. Das Dorf hatte nur Brunnen, kein fliessendes Wasser. Überall ein Bild des Jammers! Beim Durchstreifen des Dorfes hatten wir bloss einen Zigeuner in einem Garten gefunden, konnten aber keine Plünderung feststellen und liessen ihn laufen. Den 2 Familien wurden Zugtiere versprochen, welche sie von der Einheit nur abzuholen brauchten.

Am 17.10.44 früh 6 Uhr Abfahrt von Szamoskrasso, die nächste Station war Csenger. Hier blieben wir 5 Tage. Wenn wir in dem kleinen Dorfe Törökfalva 4 Wochen lang von Kriegshandlungen verschont geblieben waren, so hatte sich nun diesbezüglich die Lage vollkommen verändert. In Csenger war täglich ein Ari-Duell, glücklicherweise nur über den Ort hinweg, aber das Pfeifen der Geschosse genügte auch; angeblich wurde ein Bahnhof beschossen. Auch Flieger- und Tieffliegerangriffe kamen jetzt häufig vor.

Am 22.10.44 früh 7.30 Uhr Abfahrt von Csenger bis nach Mátészalka. Auf allen Fahrten wurden wir samt Gepäck in den Autobus der Einheit verladen. Hier fuhr auch die dienstfreie Mannschaft und der Spiess mit. Dieser sass stets vorne neben dem Chauffeur und hatte jetzt immer eine Panzerfaust bei sich, denn hier waren wir wieder – das zweitemal – eingekesselt gewesen. In Mátészalka sah es wüst aus; viele Geschäfte waren ausgeplündert, kurze Zeit waren die Russen drin gewesen. Auch die Spiritusfabrik war geplündert worden. Nach unserer Ankunft in Mátészalka verteilte diese ihren Spiritusvorrat, die Einheit und auch wir erhielten auch ein gutes Quantum von dem 100%igen.

Am 24.10.44 nachmittag 2 Uhr Abfahrt von Mátészalka; wir überschritten die Theiss, und nördlich davon in dem Ort Tisza-Salamon machten wir Station. Jetzt waren alle froh, dass wir die Theiss hinter uns hatten; nun war die Gefahr der Abschneidung und Gefangenschaft nicht mehr so gross, so glaubten alle. Am 26.10.44 Abfahrt von Tisza-Salamon. Nach langer Fahrt erreichten wir am Nachmittag Sárospatak, ein kleines Städtchen im Weingebiet von Tokaj. Hier war ein grosses Kastell des Fürsten Eszterházi, in welchem eine hohe deutsche Kommandostelle einquartiert war. Unsere Einheit quartierte sich und auch uns in einer Nebenstrasse ein und blieb 8 Tage hier. Die ersten Tage waren verhältnismässig ruhig, doch dann kam immer mehr Militär; da wurde es auch wieder lebhafter.

Der Vf. schildert im Folgenden einen Zwischenfall mit betrunkenen Honvédsoldaten und die Explosion eines Munitionszuges im Nachbardorf.

Am 3.11.44 früh 7 Uhr ging die Fahrt von Sárospatak wieder weiter. Wir fuhren durch Miskolc, bis Füzesabony, ein grösserer Ort mit mächtigen Getreidesilos. Hier erhielt unsere Einheit und auch andere den Befehl, die Flüchtlinge in Richtung Reich abzuschieben. Als wir uns hierauf am Bahnhof nach dem Urlaubertzug erkundigten, mit welchem wir mitfahren sollten, wurde uns gesagt, der letzte sei in der Früh von dort abgegangen; Lazarettzug sei auch keiner gemeldet. Daher musste jetzt eine andere Fahrtgelegenheit abgewartet werden.

Am 7.11.44 früh 7 Uhr ging es wieder weiter westwärts bis nach Mezökövesd¹. Jetzt ging schon alles drunter und drüber, und der Verkehrsposten auf der Landstrasse erhielt Befehl, den ersten leer zurückfahrenden LKW aufzuhalten und zur Einheit zu bringen, damit der uns mitnehmen solle.

Am 8.11.44 um 11 Uhr kam dann auch ganz plötzlich ein LKW mit Anhänger von der Feldpost, leer, um uns mitzunehmen. Da wieder Fliegeralarm war, wurden wir mit unseren Sachen in wenigen Minuten in den LKW und Anhänger verladen und konnten nicht mal richtig Abschied nehmen von unseren Helfern und Beschützern von der Einheit, mit welcher wir 8 Wochen zusammen gewesen waren. Während des Tieffliegerangriffs, als es in allen Richtungen krachte, brauste der Fahrer – ein Wiener – mit uns auf die Landstrasse hinaus und dort mit gesteigertem Tempo nach Westen, während andere Fahrzeuge alle am Strassenrand in Deckung gingen. Endlich, nach toller Fahrt, die uns eine Ewigkeit vorkam, hielt der Fahrer an und schaute nach, ob er uns nicht verloren hätte. Auf meine Frage, warum er nicht auch wie die anderen in Deckung gegangen sei, sagte er mir: «Wenn ich in Deckung stehe, kann ich und auch das Fahrzeug viel eher getroffen werden als im 50-70 km Tempo. Hätten sie mir dort etwas kaputt geschossen, so wären wir alle aus dem Hexenkessel nie mehr herausgekommen. Jetzt sind wir draussen und können nun in Ruhe weiterfahren!» – An diesem Tag brachte uns unser Wiener Fahrer bis Gödöllő; hier wurde übernachtet.

Am 9.11.44 fuhr er mit uns über Budapest bis Vac, da ihm gesagt wurde, dort sei ein Urlauberzug; doch als wir ankamen, war dieser bereits fort. Dann fuhr er mit uns wieder zurück nach Budapest, wo wir nach vielem Hin- und Herfragen erst am Abend am Ostbahnhof einen Lazarettzug erwischten, welcher auch schon abfahrbereit war. Doch war dessen Kommandant, ein Hauptmann, auf unser Bitten so gütig und hielt den Zug noch solange auf, bis unser Gepäck wieder in grösster Eile vom LKW auf den Zug überladen wurde. Nur langsam ging die Fahrt, erst am 11.11.44 früh 7.30 Uhr kamen wir in Wien-Ostbahnhof an. Nun waren wir im Reich!

Von hier wurden wir noch an diesem Tage 4.30 Uhr nachmittags in ein Sammellager in Unterwaltersdorf bei Ebreichsdorf an der Südbahn weitergeleitet. Bei der Ankunft in Ebreichsdorf war es schon dunkel, das Lager war 2 km vom Bahnhof; da keine Fahrmöglichkeit vorhanden war, musste die Mutter mit dem Kleinsten im Bahnhof übernachten; die übrigen gingen ins Lager. Im Lager selbst waren alle Nationen aus dem Südosten vertreten; Russen aus Odessa, Serben, Kroaten, Slowenen, Ungarn – aus Siebenbürgen waren jedoch nur wir. Hier in diesem Lager machten wir auch die erste Bekanntschaft mit Läusen. Nach 14 Tagen Lageraufenthalt wurden wir – auf eigenen Wunsch – nach Gablonz im Sudetengau weitergeleitet.

1 Mezökövesd liegt an der Bahnstrecke von Miskolc, östlich von Fiizesabony.

Erlebnisbericht des Gärtnermeisters Johann Rauh aus Kyrieleis (Chiraleș), Plasa Șieu (Grossschogen), Județ Năsăud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.

Original, 8. April 1956, 4 Seiten, mschr.

Evakuierung der Gemeinde Kyrieleis; Treck nach Niederösterreich; Flucht nach Oberbayern im Frühjahr 1945.

Am 14.9.44 war unsere Gemeinde Kyrieleis voll mit Zivilflüchtlingen und deutschem Militär. Auf dem Bahnhof stand schon mehrere Tage ein Zug mit ungarischen Flüchtlingen aus der Hăromszék. Die bereits geflüchteten Sachsen von Niedereidisch und Birk wunderten sich, dass wir noch Feldarbeiten verrichteten und keine Anstalten machten, uns zu packen. Am selben Tage nachmittag kam von der Kreisleitung Befehl: «In 3 Tagen fertig machen, Treck organisieren und am 17.9. Abfahrt über Dés, Nagykaroly, Polgár, Gyöngyös, Hatvan, Vac, bei Esztergom über die Donau, Tata, Nagygimand, Sopron.»

Am 17.9.44 in der Früh gingen deutsche Soldaten mit ungarischen Gendarmen von Haus zu Haus und hiessen alle fertig machen zur Abfahrt. Es zögerten viele und erkundigten sich bei dem deutschen Stationskommando, ob es sein muss, dass man seine Heimat verlassen müsse. Die Antwort war: «Es muss sein.» Von 95 Familien fuhren am 17.9.44 79 im geschlossenen Treck ab. 16 blieben trotz allen Ermahnungen zurück. Nach zwei Wochen wurden sie gewaltsam auf deutsche LKW geladen und nach Österreich gefahren. Die 79 Familien mit über 100 Wagen blieben im geschlossenen Treck. Bevor wir Siebenbürgen verliessen, wollten einige wieder zurück, das Wanderzigeunerleben gefiel ihnen nicht. Ich ging mit einer Abordnung in einer rumänischen Gemeinde zum deutschen Divisionskommando. Dort sagte man uns, dass alle Deutschen Nordsiebenbürgens zwangsweise evakuiert werden. Es wird das Gelände durch SS durchgekämmt, und wer nicht freiwillig geht, wird mitgenommen. (So war es auch geschehen mit den 16 Familien.)

Der Treck wurde immer abgeleitet auf schlechte Seitenwege. Die Hauptstrassen wurden für die zurückflutende deutsche Wehrmacht freigehalten. Die Strassengräben waren stellenweise gefüllt mit toten Pferden und zerbrochenen Wägen. Deutsche Soldaten fuhren oft betrunken jodelnd in unsere Wägen. Als unser Treckführer den Ausdruck «besoffene Schweine» gebrauchte, sprangen gleich 3 auf ihn zu und wollten ihn erschliessen, was durch Dazwischenspringen unserer Leute verhindert werden konnte.

Die Übernachtungen wurden meistens auf freiem Feld gehalten. Bloss an Regentagen übernachteten wir in Dörfern. Die Übernachtungen im Freien wurden oft durch Kanonendonner gestört, denn die Russen folgten uns auf nicht weite Entfernung nach. Übernachtungen in Gemeinden waren mit Schwierigkeiten verbunden; die Ungarn wollten uns nicht in ihre Höfe hineinlassen, da wurden die Tore von deutschen Militäristen gewaltsam geöffnet, und [sie] führten uns herein. Wir übernachteten auch in 2 deutschschwäbischen Gemeinden; auch die waren uns feindlich gesinnt. Wir sagten: «Ihr seid

doch auch Deutsche, warum nehmt ihr euch eurer deutschen Brüdern nicht an?» Sie antworteten: «Wir sind keine Deutschen, wir sind ungarische Schwaben.» Ich sagte ihnen: «Ungarische Schwaben gibt es nicht; wenn ihr Schwaben seid, so seid ihr Deutsche, und ihr werdet uns auch folgen müssen und alles hierlassen.» Was auch geschehen ist. – Heute treffen wir uns mit ihnen in Kitzingen. – Die deutsche Wehrmacht hat uns beschützt und unterstützt, von der Heimat bis Österreich. Auch die ungarischen Behörden haben uns unterstützt. Ich habe selbst in Komorn vom Obergespan eine Zuteilung für Pferde-Kraftfutter erhalten für den ganzen Treck.

Am 5.11.44 kamen wir in Sopron an und überfuhren die ungarischösterreichische Grenze. In Ebenfurth wurden vielen Landsleuten die Kühe abgenommen. Am 7.11.44 wurden wir in Schwarzau bei Neunkirchen in alle Richtungen verteilt. Ich kam mit 4 Familien nach Schottwien am Semmering, andere nach Puchberg am Schneeberg. Nirgends eine freundliche Aufnahme. Die Beschaffung von Futtermitteln für die Pferde war sehr schwer, viele mussten sie verkaufen. «Warum seid ihr nicht zuhause geblieben?», musste man öfters hören. Der Winter verging unter seelischer Not und Verzweiflung. Die Ernährung war sehr dürftig.

In der Osterwoche 1945 näherten sich die Russen auch dieser Gegend. Am 31.3.44 kam Evakuierungsbefehl. Aber zu spät, 42 Familien wurden von den Russen geschnappt und nach Siebenbürgen gelenkt. Dort wurde ihnen alles abgenommen, und [sie] wurden in Lager gesteckt und misshandelt. 40 Familien treckten weiter bis Braunau am Inn, wo sie sich mit den Amerikanern trafen, und wurden im Kreis Braunau untergebracht. Am schlechtesten ging es mir und noch 3 Familien, die am Semmering einquartiert waren. Wir gerieten zwischen die Fronten ins Kreuzfeuer und konnten uns kaum das Leben retten. Es waren die Familien Anders Martin Kraus, Anders Martin Gettfert, Zinz Michael und ich, Rauh Johann, Gärtner. Wir konnten uns mit Mühe durch die deutsche Linie herausschleichen und 16 km zu Fuss bis Mürzzuschlag in die Steiermark kommen. Vor dort mit der Eisenbahn bis Altötting in Oberbayern. Am 8.4.44 wurden wir bei die Bauern verteilt. Brennessein und je 2 Kartoffeln war unsere Speise in 8 Tagen. 9 Familien verloren sich in östereich von den übrigen und gelangten über die Grenze nach Nieder- und Oberbayern. Auf der Flucht von Niederösterreich nach Oberösterreich und Bayern wurde oft unter Artilleriefeuer gefahren, und die Gefahr bestand jeden Tag, in Gefangenschaft unter die Russen zu geraten. Die Hilfe der Wehrmacht blieb diesmal aus, weil sie sich selber in Sicherheit bringen wollte.

Der Bericht schliesst mit einigen Bemerkungen über die Umsiedlung nach Unterfranken im Jahre 1946.

Erlebnisbericht des Bauern Johann Roth-Todt aus Lechnitz (Lechinfa), Plasa Șieu (Grosschogen), Județ Năsăud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.

Original, 1. April 1956, 6 Seiten, hschr.

Treck der Gemeinde Lechnitz über Karol-Tiszafüred-Waitzen-Ödenburg nach Niederösterreich.

Es war im September des Jahres 1944. Als der Feind sich näherte und auch in Siebenbürgen eindrang, da erhielten wir den Befehl, dass wir Deutschen die Heimat verlassen müssen¹. Nie werde ich die Zeit vergessen, es war die schwerste Zeit meines Lebens. Die ganze Gemeinde war in Aufregung, Männer und Frauen standen gruppenweise auf den Strassen und fragten sich gegenseitig: «Was soll mit uns nun werden, was sollen wir anfangen?» Niemand wollte es glauben, und niemand wollte Haus und Hof verlassen, aber die Lage wurde immer ernster. Alle diejenigen Leute, die keine Pferde hatten, bekamen von der deutschen Wehrmacht Pferde und Wägen. Die Front kam immer näher zu uns, immer mehr Truppenverschiebungen zogen auf den Strassen, deutsche, ungarische, slowakische; sogar die ersten Flüchtlingstrecks zogen durch unsere Gemeinde. Auf dem Felde wurden schon Schützengräben gemacht, ja wir mussten zuschauen, wie unsere Weinberge und unsere Felder geplündert wurden. Alles war kopflos. Die jüngeren Frauen jammerten um ihre Männer, denn die waren ja im Krieg eingezogen. Plötzlich kam der Befehl, dass jeder sein Vieh, Schweine und Schafe der deutschen Wehrmacht abgeben soll und auch Getreide und Heu, was er nicht mitnehmen kann, und ein jeder soll sich seine Wägen packen und soll fahrbereit fertig sein. Und all das, was man ererbt und geschaffen hat, soll nun durch den Krieg verloren gehn auf immer.

Am 17. September im Jahre 1944 an einem Sonntagmorgen um 9 Uhr unter Glockengeläute mussten wir Haus und Hof und Heimat verlassen, all das, was uns heilig und teuer war. In kurzer Zeit war Lechnitz in einen langen Treck verwandelt und zog unter Glockengeläute, die uns zum letzten Mal segneten, fort in das Ungewisse; mit Tränen in den Augen nahmen wir Abschied von all dem, was unsere Vorfahren und wir in 800 Jahren geschafft haben.

1 Über den Evakuierungsbefehl berichtet Landwirt Johann Broser aus Lechnitz: «Am 10. September versammelte der Ortsleiter Kandert alle Einwohner der Gemeinde und bereitete sie darauf vor, dass es unter Umständen zu einer Evakuierung kommen könne; unser Gebiet sei als Kampfgebiet ausgerufen worden, es wäre sehr geeignet für einen entscheidenden Schlag, die Karpaten bildeten einen natürlichen Wall, das Kesseltal Siebenbürgen wäre der gegebene Platz für einen Sieg. Jeder Bauer solle im Geheimen Vorbereitungen treffen, vor allem für warme Kleidung und Essen auf zwei bis drei Wochen sorgen ... Am 15. September 1944 kam der endgültige Fluchtbefehl.» (Protokollierte Aussage; Original, 9. April 1956, 22 Seiten, hschr.)

Rektor Georg Felker aus Lechnitz berichtet, am 15. September sei «ein kleines SS-Kommando unter einem Untersturmführer eingetroffen», das den Treck organisiert und bis zur Ankunft in Hollabrunn am 4. November begleitet habe. (Erlebnisbericht; Original, 13. April 1956, 11 Seiten, mschr.)

Der Vf. schaltet hier eine Folge 1944 verfasster Gedichte über den Aufbruch ein und fährt dann fort:

Um 9 Uhr setzte sich die lange Kolonne, fast 300 Wägen, in Bewegung, die meisten mit Pferden, andere mit Kühen und Ochsen. Es waren 190 Familien aus Lechnitz¹. Bei schönem Herbstwetter fuhren wir über die Lechnitzer Hattertgrenze² in der Hoffnung, dass wir in nächster Zeit wieder zurückkommen; am ersten Tag fuhren wir ca. 20 Kilometer bis Bethlen (Bečlean) und parkten auf einer Wiese, hier wurden die Kühe gemolken und noch hie und da an den Wägen gerichtet, was noch nicht in Ordnung war. An demselben Abend erhielten wir die traurige Nachricht, dass einer unserer Landsleute im Alter von 88 Jahren starb und gleich am Wegesrand ohne Sarg, nur in seinen Kleidern beerdigt wurde. Dies war auch ein Opfer des Krieges. «Er ruhe in Frieden.»

Am anderen Morgen, ganz früh noch im Morgengrauen, ging's weiter über Des, Sathmar (Satu-Mare) Richtung Gross-Karol (Nagykaroly). Wir parkten meistens auf abgelegenen Lagerplätzen, meistens auf Dörfern, nicht in Städten. Wir suchten nur bei ganz schlechtem Wetter Quartiere. Nun wurde aber das Heu knapp für Pferde und Vieh. Andere brauchten Milch für die Kinder, andere Brot, denn es konnte auf der Reise nicht gebacken werden. Wir gingen von Haus zu Haus und bekamen auch und kauften auch. Und nun war jeder neugierig, was jetzt in Gross-Karol sein wird. Als wir in Gross-Karol ankamen, sagte man uns, nur weiter fort über die Theiss. Wir fuhren weiter über Balma-zuvaros bis Tiszafüred, wir mussten über eine Notbrücke fahren, denn die Brücke war gesprengt. Die ganze Angst half nichts, mit Gottes Hilfe sind wir hinübergelangt. Nun waren wir zwischen Donau und Theiss. Es ging immer weiter und weiter über Gyöngyös, in der schönen Weingegend, über Hatvan bis Lörinczi. Hier machten wir 2 Tage lang Pause; hier konnte man die Kleider trocknen, denn es hatte geregnet, und Brot backen. Es waren liebenswürdige Leute, ein jeder konnte sich hier das Nötigste besorgen;

1 Johann Broser berichtet dazu: «Es war ein langer Zug von Wagen, der so am 17. September 1944 Lechnitz verliess, fast alle mit zwei Pferden bespannt, etliche auch mit einem Paar Ochsen. Lechnitz hatte unter seinen etwa 600 Hausnummern 412 deutsche Haushaltungen, die bis auf sieben mitzogen: so waren es gut 400 Wagen. – Unter den Ausziehenden waren auch der Pfarrer von Lechnitz, Gottfried Rottmann, ferner die beiden Lehrer, Rektor Felker sowie Lehrer und Prediger Hartig, und die dritte Lehrkraft der Schule, die Lehrerin Knopf, sodann die Kindergärtnerin «Tante Asta», die beiden Ärzte Dr. Hanek und Dr. Eisenburger und Apotheker Alois Grund.»

Nach einem Bericht des Lechnitzers Michael Gillig war der Treck bereits um 6 Uhr morgens aufgebrochen. Unmittelbar nach der Abfahrt des Trecks begannen deutsche Soldaten, das zurückgebliebene Vieh zu requirieren, während Soldaten der nach dem slowakischen Aufstand (Anfang August 1944) entwaffneten slowakischen Einheiten, Rumänen und Zigeuner die verlassenen Höfe plünderten. Gillig, der zunächst Zurückbleiben wollte, entschloss sich daher noch am selben Tag, mit einem am nächsten Morgen abgehenden Güterzug ebenfalls zu fliehen. Der Flüchtlingszug wurde – durch Fliegerangriffe, zerstörte Bahnhöfe usw. wiederholt an der Weiterfahrt gehindert – zunächst nach Agendorf bei Ödenburg geleitet, wo die Flüchtlinge zwei Monate, bis zum 8. Dez. 1944, blieben. (Erlebnisbericht; Original, ohne Datum [März/April 1956], 5 S., mschr.)

2 Hattert – Gemarkung, von ungarisch: hotar.

am dritten Tag ging's weiter Richtung Waitzen (Vác) dem Donauknie zu, und bei Gran (Esztergom) fuhren wir über die Donaubrücke Richtung Ödenburg (Sopron) über Győr bis Czirak, eine ungarische Gemeinde vor Ödenburg.

Hier blieben wir 12 Tage lang stehn; hier hatten wir uns gut eingelebt, wir hatten Schweine gekauft und geschlachtet, Kleider gewaschen, Brot gebacken; die Pferde hatten sich gut erholt. Die einheimische Bevölkerung war ziemlich gut zu uns Deutschen, aber es dauerte nicht lange, die Reise ging weiter. Jetzt hatte auch fast jeder die Hoffnung verloren, wieder nach Siebenbürgen in nächster Zeit zurück zu kommen. Von Czirak fuhren wir über Ödenburg und dort am 30. Oktober 1944 mittags um 12 Uhr über die damals deutsche Grenze nach Niederösterreich¹. Nur mit grosser Schwierigkeit ist es uns gelungen, über die Grenze zu kommen. Auch die ganze Reise war schwer, ich kann es schriftlich gar nicht schildern. Nur der weiss es, der es selber mitgemacht hat.

Als wir nun auf deutschem Boden waren, wurden wir in den Kreis Sankt Pölten avisiert und fuhren bei Tulln über die Donaubrücke Richtung Sankt Pölten². Auf dieser Reise wurden wir meistens von der deutschen Wehrmacht gepflegt mit samt Pferden. In Tulln blieben wir einen Tag stehen, und dann ging's weiter bis Sankt Pölten, hier war aber kein Platz für uns. Es waren auch dauernd Fliegerangriffe, und so mussten wir auch von hier weiter fort und fuhren weiter und weiter, bis wir dann in den Kreis Hollabrunn aufgenommen wurden. Wir blieben etliche Tage in der Stadt einquartiert und [wurden] am 5. November 1944 in den Kreis auf die Dörfer einquartiert. Hier hatten wir uns in kurzer Zeit gut eingelebt; es war viel Weinbau und die Leute konnten fleissig mithelfen bei den Weingartenarbeiten, die noch zu verrichten waren. Eines Tages kam der Befehl an uns von der Kreisleitung, dass wir Pferde und Wagen sofort der Wehrmacht abgeben müssen. Ich hatte 2 Gespanne und lieferte nur eines ab; die anderen 2 Pferde gab ich dem Oberlehrer von Alberndorf zur Arbeit. Er hatte ein kleines Anwesen in Untermarkersdorf. Leider hatte ich kein Glück, auch von diesen Pferden. Am 10. März 1945 wurden beide Pferde durch eine Fliegerbombe getötet.

Den Winter hatten wir gut überstanden, das Frühjahr kam. Niemand gedachte mehr an eine weitere Evakuierung. Vor Ostern 1945 erhielten wir Befehl, packen und weiter. Aber wie? Nur wenige hatten noch Pferde. Ein Pferdelazarett fuhr eben vorbei. Wir baten den Kommandanten, er möge uns Pferde verkaufen und kauften uns mit 200 Reichsmark das Stück, ein jeder nach seinem Geldbeutel. Und am 9. April nach Ostern 1945

1 Rektor Felker berichtet, der Treck habe am 1. Oktober Hajdúböszörmény erreicht, sei in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober bei Tiszafüred über die Theiss, am 17. Oktober bei Gran über die Donau geführt worden und habe nach zehntägigem Aufenthalt in Győr am 30. Oktober die österreichische Grenze überquert. Auch Gillig erwähnt, «der grosse Treck der Lechnitzer, Jakobsdorfer und vieler anderer Gemeinden» habe die Grenze am 30. Oktober überschritten, während Broser den 2. November angibt. Der Treck war jedoch offensichtlich in mehrere Teile zerfallen; das letzte Lechnitzer Gespann passierte Ödenburg nach Gilligs Angaben am 28. November.

2 Die Donaubrücke bei Tulln kann erst auf der Weiterfahrt von St. Pölten nach Hollabrunn passiert worden sein.

war Lechnitz in einem langen Treck angetreten, und weiter ging's. Auch von hier war der Abschied nicht leicht. Wir fuhren über Sigmundsherberg–Zwettl–Horn Richtung Passau über Wegscheid. Hälfte April fuhren wir über die niederbayrische Grenze bis Passau. Wir hatten sehr schlechtes Wetter, es regnete und schneite, und konnten nicht unter Dach. Auf den Strassen waren grosse Truppenverschiebungen. Diese Reise war viel schwerer als die erste, es war ein wahrer Jammer. Man merkte es, dass der Krieg bald zu Ende sein wird. Bei Passau fuhren wir wieder über die Donau bis in den Kreis Griesbach und Pfarrkirchen. Hier hat uns auch der Zusammenbruch des Krieges erwischt.

Der Vf. schliesst seinen Bericht mit einigen Bemerkungen über die Unterbringung in Pfarrkirchen und die spätere Umsiedlung in den Kreis Rothenburg ob der Tauber.

Nr. 29

Erlebnisbericht des Simon Ohler, ehemaliger Bürgermeister der Gemeinde Tschippendorf (Cepari), Plasa Näsäud (Nassod), Județ Näsäud in Nord-Siebenbürgen.

Original, 12. Februar 1956, 29 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Treck der Gemeinde Tschippendorf über Karol-Tiszapolgar-WaitzenÖdenburg nach Vorchdorf in Oberösterreich.

Der Vf. beginnt seinen Bericht mit einigen Bemerkungen über die Ernte-Aussichten und den Stand der Arbeiten im Spätsommer 1944.

Am 15. September zogen wir wie üblich vom Felde nachhause ins Dorf und ahnten nicht daran, was uns die kommenden Tage bringen würden. In den Gassen des Dorfes herrschte grosse Aufregung. Als ich mein Haus betrat, sagte mir meine Frau, die zu dieser Zeit krank im Bett lag: «Du wirst amtlich dringend gesucht.» Ich begab mich sofort ins Zentrum der Gemeinde. Vor dem Gemeindesaal traf ich eine Menschenmenge. Ein Oberscharführer, der mit dem Ortsleiter aus der Stadt eingetroffen war, teilte mir mit, dass alle Volksdeutschen auf höheren Befehl, wegen Herannahen der Kampffront, ungefähr 100 Kilometer in westlicher Richtung evakuiert werden. Ich erhielt den Auftrag, alle Leute zu sammeln. In wenigen Minuten war der Saal gefüllt. Der Oberscharführer gab Weisungen, wie und in welcher Art die Evakuierung zu geschehen hat.

Die schwangeren Frauen und Wöchnerinnen sowie die Frauen der zur Waffen-SS eingerückten Männer wurden am nächsten Morgen, es war der 16.9.44, 3 Uhr früh mit Wägen in die Stadt Bistriz geführt, wo sie auf Auto verladen wurden und weiter geleitet wurden.

Als der Tag anbrach, herrschte in der Gemeinde eine ganze Aufregung. Die Vieh- und Schafherden wollte niemand wie üblich auf die Weide austreiben. Ins Feld in die Arbeit ging auch niemand mehr. Ich wollte dieses noch alles nicht glauben, was da kam. Da meine Frau krank und bettlägerig war und keine Aussicht war, auf dem Wagen zu fahren, beschlossen wir zwei, die Gemeinde nicht zu verlassen. Ich fuhr mit meinem Knecht und brachte an diesem Tag vormittags noch zwei Fuhren Grummet von der Wiese ein.

Auf Mittag erhielt ich eine Telefon-Nachricht, dass alle kranken und alten gebrechlichen Leute am nächsten Morgen, 4 Uhr früh, vom Bahnhof Bistritz mit einem Krankenzug abfahren können. Schnell entschlossen packten wir das Nötige, um am nächsten Morgen führte ich meine Frau sowie die 14jährige Tochter und den zweijährigen Sohn mit noch vielen anderen Leuten in die Stadt. Am Bahnhof angekommen, teilte man uns mit, dass der Lazarettzug während der Nacht durchgefahren sei. Was nun?

Da sich an diesem Tage, es war Sonntag, der 17. Sept. 44, viele kranke und alte Leute sowie auch Kinder hier am Bahnhof zum Abtransport angesammelt hatten und auf diesem Schienennetz keine Personenwaggons zu erlangen waren, wurden auf Anweisung der Kreisleitung 30 offene Loren mit Staffeln und Brettern zu fahrbaren Baracken umgebaut.

Am 18.9. gegen 10 Uhr vormittags nahm ich hier Abschied von meiner Frau und den zwei Kindern und ahnte nicht, dass ich meine Frau nicht mehr sehen würde. – Nachmittags gegen 13 Uhr war ich wieder in meiner Gemeinde zurück. Auf dem Dorfplatz fütterte eben ein grosser Treck, der schon 25 km hinter sich hatte. Bei meinen Leuten war es auch ernst geworden, in jedem Hof sah man Wagen packen. Im Gemeindegemach befanden sich die führenden Männer der Gemeinde und besprachen noch das Notwendige. Eine Gruppe von 15 Mann unter der Führung des Ortsleiters Michael Weber (Nr. 14) wurde beauftragt, in der Gemeinde zurückzubleiben, um das Hab und Gut, das viele zurückbleibende Vieh zu versorgen und zu beschützen, bis die Leute zurückkehren.

Am 19.9.44, es war gegen Mittag, ging ich noch einmal zum Gemeindehaus und erteilte den noch dort befindlichen Männern die Treck-Nr. 281 und die Marschrichtung, sowie das Verhalten auf den Strassen. Während ich mit dem Pfarrer Michael Hösch das Läuten der Glocken um 12 Uhr als Abfahrtszeichen besprach, fielen in südlicher Richtung 3 Bomben; wir nahmen an, das sie der Stadt Bistritz gegolten hatten. Der Pfarrer blickte auf seine Uhr und sagte: «Es ist bald 12 Uhr.» Schweren Herzens ging ein jeder von dem Platz, wo wir allzeit miteinander so Vieles besprochen hatten, in Richtung seines Hofes.

Am 19.9.1944 12 Uhr mittags erklangen die drei Glocken mit ihren harmonischen Tönen und läuteten zum Abschied. Aus allen Höfen strömten die Wagen auf die Strasse. Tränen rollten über die Wangen, Frauen und Kinder jammerten, Hunde heulten, Schafe irrten erschreckt in den Gassen umher. Ich blickte noch einmal auf mein Haus zurück, zog vom Wagen die Axt und riss damit die Tafel des Gemeinderichters von meiner Haustür ab.

Der Treck Nr. 281 mit 133 Wagen, 89 Männern, 151 Frauen und 69 Kindern, zusammen 309 Personen, setzte sich in Bewegung. Zwei km unterhalb der Gemeinde, wo die Strasse über einen Hügel, er heisst Stenich-Häfel, führt, hielt ich an und sah zurück. Wagen an Wagen hatten sich gereiht, zum grössten Teil mit Pferden, aber auch mit Rindvieh bespannt. Die Felder waren menschenleer, die Glocken vom Turme klangen noch; mir war es so unheimlich zu Mute. Ich stieg ab und weinte, wie ich in meinem Leben noch nie geweint hatte. Ich betete ein Vaterunser, und mit einem Gott-begleitens ging es weiter.

Wir fuhren über Blasendorf¹, gegen Abend erreichten wir Somkerek. An der Brücke, die über den Bistritzfluss führt, erwartete uns eine Polizeistreife, die uns auf einen am Fluss gelegenen Platz zur Übernachtung anwies. Ich sprach mit den Leuten, die eben den Zugtieren das Futter vorgelegt hatten und ermahnte sie, das Abendessen einzunehmen, doch die Gesichter waren ganz verweint, und das Essen schmeckte nicht. Während dieser Nacht starb der Familie Ohler M. (90 a) ein Kind auf dem Wagen.

Am nächsten Morgen fuhren wir bis Csicsókeresztur, wo wir auf einer grossen Wiese lagerten. Junge Leute hatten ein Särgelein gezimmert, auf dem dortigen Friedhof ein Grab ausgehoben, und unser Pfarrer, der ja auch mit im Treck war, zog seinen Talar an, und unter Teilnahme vieler Leute wurde das verstorbene Kindchen hier beerdigt. Nachher fuhren wir weiter und erreichten gegen Abend Rettég. Auf einer grossen Wiese, ausserhalb der Gemeinde, wo schon die Trecks von Treppen und Mettersdorf lagerten, fuhren wir auch auf. Hier musste auf Befehl von einem höheren Offizier, der mit unserem Kreisleiter uns hier besuchte, der Treck umgruppiert werden. Ungefähr 10 Wagen mussten hier wegen Schwäche aus dem Treck ausscheiden. Sie wurden in Alör bei Dés auf die Bahn verladen. Ihre Pferde und Wagen übergaben sie der Wehrmacht. Am nächsten Tag gegen 16 Uhr passierten wir die Szamosbrücke sowie die Stadt Des und fuhren bis Kisomkut; hier Übernachtung. Eine ältere Frau wollte während der Nacht für die Kinder mit einer Flasche aus einem tiefen Bach Wasser holen, stürzte ein und ertrank; nach Feststellung gehörte sie zum Treck der Gemeinde Treppen. Nachdem unseren Leuten das Futter zu Ende ging, hatten sie während dieser Nacht aus einem Garten einen Kleeschober geklaut. In der Früh hatte ich die ungarische Gendarmerie am Buckel. Ich schickte ein paar Männer zum Bauern, die sich mit ihm ausglich. Ich beauftragte einen Mann namens Michael, er solle von jedem Gespann 2 Pengö einheben und dem Bauern den Schaden bezahlen. Der gute Michael kassierte das Geld auch tatsächlich von den Leuten, nämlich in seine Kappe. Ich gab den Auftrag zum Abfahren. Einige Kilometer ausserhalb der Gemeinde erreichte mich vorn die Nachricht: Treck halten, ungarische Gendarmerie hat uns den Pfarrer wegen dem Futter zurückgehalten. Ich ging sofort an der Wagenreihe zurück; der gute Michael hatte das Geld mit seiner Kappe in seinen Wagen abgelegt und nicht an den Geschädigten übergeben. Ich schickte ihn zurück, um dieses alles nachzuholen.

Damit dieser Fall sich nicht wiederholen sollte, schickten wir gleich eine Vorausdelegation, um Futter zu kaufen. Gegen Mittag erreichten wir die Delegation; sie hatten 4 Fuhren Klee gekauft und an die Strasse fahrenlassen. Ich bezahlte das Futter und gab dem Verkäufer eine Bescheinigung, damit ihm dieses in sein Soll anerkannt werde. Das Futter wurde aufgeteilt, und wir fuhren weiter bis Alparét, übernachteten hier auf freiem Felde. Samstag, 23.9.44, 2 Uhr früh fuhren wir von hier weiter, über die Kraszna, 22 km durch den Szurdokpass bis Gsernek. Es war eine Bergfahrt, laut hörte man die Leute ihre Zugtiere antreiben, gar oft musste an den Rädern angegriffen werden, alles half mit, nur damit niemand zurückbleibe.

¹ Bläjénii-de-Jos (ungarisch Alsobalázsfalva).

Am 24.9.44, es war ein Sonntag, der erste auf der Flucht, erreichten wir Totszallas, lagerten hier auf einer grossen Wiese. Unser Pfarrer sprach mich an, wir sollten Gottesdienst halten. Schnell hatten junge Männer die auf einem Wagen mitfahrende Schullocke (die ohne ihr Gestell 23 kg wog) mit einem Ende auf den Wagen mit dem anderen auf eine dazu hergerichtete Holzgabel aufgestellt, und um 10 Uhr wurde zum Gottesdienst geläutet. Das ganze Volk, sogar von der Strasse von den vorbeifahrenden Trecks, hatte sich angesammelt. Pfarrer Michael Hösch hielt eine ergreifende Predigt, so dass wir nachher alle gestärkt zu unseren Wagen gingen. Hier blieben wir drei Tage. Wir kauften mehrere Fuhren Heu, reparierten Räder und schmierten die Wagen. Die Frauen wuschen die Wäsche und kochten. Am 27.9. ging das schöne Wetter zu Ende, schon in der Früh regnete es, ein kalter Wind setzte ein; wir mussten abfahren, es regnete den ganzen Tag. Wir übernachteten in Nyírsid. Hier musste die Frau Wagner Barbara (Nr. 89), die einen Jungen geboren hatte, Zurückbleiben. Am nächsten Tag regnete es weiter, wir erreichten die Gemeinde Gzigányi bei Zilah. Leute und Tiere waren ganz durchnässt. Da hier sehr viel Militär im Quartier lag, konnten wir die Leute nur schwer unter Dach bringen. Hier fassten wir Verpflegung vom deutschen Militär, eine grosse Fleischkonserve und ein Laib Brot pro Person. Am nächsten Morgen ging es weiter über Ökörítő und Szakacsi.

Samstag, den 30.9. fuhren wir über Tasnad. Hier fassten wir von der deutschen Wehrmacht eine kleine Fleischkonserve, ein halbes Brot und Marmelade. Wir fuhren an diesem Tag 22 km und erreichten Gencs, wo wir übernachteten. Es war auf einer grossen Wiese, wo sich ein Dreschplatz mit vielen Strohschobern befand. Die Pferde hatten wir auf der Wiese zum Grasens freigelassen. Das Wetter war schön.

Am Sonntag, den 1.10.44 erreichten wir Gross-Karol. Hier fassten wir für mehrere Tage Verpflegung, Konserven, Wurst, Marmelade, Zucker und Brot. Rektor Knabel blieb hier zurück und fuhr von hier mit einem Transport der hier am Bahnhof angesammelten Siebenbürger, wobei sich auch von unseren Leuten viele befanden, mit der Bahn weiter. Wir fuhren mit dem Treck weiter und erreichten Vallaj; hier wohnten deutschsprechende Menschen, sie waren aber sehr unfreundlich zu uns.

Den 2. Okt. fuhren wir über Nyírbátor bis Nyírbogat. Ankunft abends 8 Uhr. Es hatte den ganzen Tag in Strömen geregnet. Hier blieben wir wegen dem Regen drei Tage. Wir mussten uns auf die Wagen Rohrdecken kaufen. Donnerstag, am 5. Okt. ging es bis Balkány. Freitag, 6. Okt. fuhren wir über Hajduhathaz und Hajdüböszörmény. Wegen Verfolgung der Russen hatten wir keine Nachtrast. Am 8. Okt. 9.30 Uhr fuhren wir bei Tisza-Polgár über die Theissbrücke. Die Sprengkabel waren schon angelegt. Als wir die Brücke passiert hatten, fielen zwei Bomben in unsere rechte Flanke, es passierte Gottseidank nichts. Von hier weiter fuhren wir ohne besondere Vorkommnisse, ausser den Übernachtungen, über Sajoszágy, Emöd (hier Fassung), Mezőkövesd, Kápolna, Gyöngyös, Hatvan, Heréd, Erdőkürt (hier kauften wir Heu), und weiter ging es über Pécsh.

Sonntag, den 15. Oktober gegen 9 Uhr erreichten wir Vác (Weizen) neben Budapest. Hier erhielten wir ein warmes Essen. Die Kinder wurden gebadet. Wir fassten Ver-

pflegung auf mehrere Tage. Gegen 2 Uhr nachmittags fuhren wir weiter. Ein Herr im Zylinderhut hielt uns an und teilte uns mit: Reichsverweser Horthy hat den Russen Waffenstillstand angeboten, der Krieg ist aus, umkehren und nach Hause fahren. Auch aus den Fenstern riefen die Leute uns ungarisch zu: «Es ist Friede, fahrt nach Hause!» Ich hielt den ersten deutschen Wagen an und sagte ihm, was die Ungarn meinten. Der Offizier sagte: «Schaut, dass ihr schnell weiterfährt, denn ihr fahrt hier grade über Nacht an der Donau in einem Engpass. Es könnte passieren, das euch die Honvéd angreift und drängt euch in die Donau.» Wir fuhren weiter; gegen Abend fütterten wir eine Stunde auf der rechten Strassenseite. Auf dem Bahngleise kam ein Zug hinter dem anderen, voll mit deutschen Soldaten, aus Richtung Wien nach Budapest. Während dieser Nacht fuhren wir über 50 km bis nach Ipolyszalka. Montag, den 16. Okt. 6 Uhr früh fuhren wir bei Parkany über die Donaubrücke und erreichten gleich Esztergom. Hier rasteten wir zwei Tage. Drei unserer Männer, Johann Prall (Nr. 94), Johann Ohler (Nr. 81) und Johann Ohler (Nr. 129), die von der Front kamen, und in Urlaub fahren sollten, erreichten hier ihre Familien. Wir kauften uns Heu und fuhren am 17. Okt. über Süttö, wo uns der Fürsorgeoffizier traf und eine einmalige Unterstützung auszahlte, bis Tata. Am 18. Okt. fuhren wir weiter über Kocs, Nagyigmand, Lovaszpatona und erreichten am 23. Okt. die Stadt Tét. Wegen Stauung der Trecks auf den Strassen mussten wir hier 3 Tage warten.

Am 26. Okt. fuhren wir von Tét ab über Arpás, Vadosfa¹ und erreichten am Sonntag, den 29. Okt. das ung. Städtchen Beled. Wegen Stauung der Trecks auf den Strassen blieben wir hier mehrere Tage. Kein Mensch sprach mehr vom Zurückfahren. Wir quartierten uns ein. Viele Leute kauften sich gruppenweise Schweine und machten sich Fleisch. Bei einer Mühle kauften wir Weizen (100 Kilo gleich 100 Pengö), machten uns Mehl und backten Brot (Fassung keine). Der Pfarrer war mit Landsmann Johann Prall (Nr. 21), dem seine Frau ein Kind geboren hatte und sich zur Zeit in Ödenburg befand, hingefahren, dieses Kind zu taufen. Bei ihrer Rückkehr überbrachten sie uns einen ganzen Sack mit Briefen. Es war die Post, die in die Heimat gehen sollte, in Wien aber aufgefangen wurde und uns über Ödenburg hier erreichte. Es waren viele Briefe, die von der Feldpost kamen und traurige Nachricht von Gefallenen und Verwundeten unserer jungen Männer von der Front brachten. Der Kummer und das Leid wurde unter den Leuten noch grösser.

Am 4. Nov. verliessen wir Beled und fuhren bis Rőjtök Muzsaj, am 5. Nov. über Kópháza (hier konnten die Leute ihre Pengö eintauschen, leider hatten sie das Geld für Futter und Verpflegung ausgegeben). In Nagyczenk übernachteten wir, wo wir wieder einmal Futter und Verpflegung fassten.

Am 6. Nov. erreichten wir Ödenburg. Als wir in die Stadt einfahren sollten, heulten die Sirenen. Es war Fliegeralarm; wir fuhren mit unseren Fahrzeugen unter die Strassenbäume; die Leute verkrochen sich in die Strassengräben. Das Wetter war schön. Ge-

1 gemeint ist wahrscheinlich: Vasárosfáln.

gen 14 Uhr erreichten wir, bergaufwärts, den ungarischen Schlagbaum. Hier musste ich dem Offizier eine Liste über Wagen, Menschen und Tiere übergeben. Die Zollschranken gingen hoch und mit einem «Viszontlatásra!»¹ ging es weiter. Oben auf der Bergspitze, wo die Grenztafel stand, machten wir eine kleine Pause. Um 16 Uhr meldeten wir uns beim deutschen Zollamt in Klingenbach. Der Offizier musterte mit seinen scharfen Augen Menschen und Tiere und sagte: «In der dritten Gemeinde, in Wulkaprodersdorf, habt ihr Nachtquartier.» Als wir hier ankamen, wurden wir von der Polizei zu den Häusern (1-2 Wagen) einquartiert, erhielten spät in der Nacht ein warmes Essen und Zigaretten. Am 7. Nov. fuhren wir über Ebenfurth. Hier fassten wir Heu und Hafer für die Pferde. Es gab wieder Fliegeralarm, wir mussten in die Keller. Am Abend erreichten wir Schönau, erhielten warmes Essen.

Am 8. Nov.: Es regnete, ein kalter Wind blies. Wir fuhren bis Rehhof; hier lagerten so viele Trecks auf freiem Felde, dass wir kaum mehr Platz hatten. Wir holten uns die warme Suppe, machten uns Feuer an und kauerten die ganze Nacht; es war so kalt, dazu waren Menschen und Tiere nass, dass niemand schlafen konnte.

Am 9. Nov. 4 Uhr früh traten wir eine schwere Gebirgsfahrt an. Gegen 10 Uhr hatten wir Hainfeld erreicht. Die Kinder und älteren Leute waren grün vor Kälte im Gesicht. Hier musste was geschehen. Ich erkundigte mich, bald hatte ich einen Arzt vom Roten Kreuz angetroffen. Wir sammelten die Kinder und älteren Leute von den Wagen, führten sie in ein Gasthaus, gaben ihnen einen warmen Tee mit Brötchen und Wurst, und noch vormittags konnte ich einen Transport mit 88 Kindern und alten Leuten am Bahnhof Hainfeld mit dem Ziel auf Enns verladen. Den Treck überliess ich unserem Pfarrer M. Hösch, um denselben weiter zu leiten.

Ich fuhr mit den Kindern über Sankt Pölten, Amstetten und kam um Mitternacht neben Enns auf einem kleinen Bahnhof Asten an. Hier hatte uns ein Unteroffizier vom Roten Kreuz erwartet und führte uns mit einer Lampe in das Lager Asten. O wie freuten sich die Kinder, als sie hier in einer warmen hellen Baracke ein warmes Abendessen einnahmen und sich dann auf Strohsäcke hinlegten und dann ihre Ruhe hatten. Ich begab mich am nächsten Morgen in die Schreibstube und erledigte mit dem Lagerleiter das Schriftliche. Drei Tage blieb ich hier und fuhr dann zurück auf Enns, wo ich unsern Treck [antraf], der inzwischen über Sankt Pölten, Melk und Amstetten hier eingetroffen war. Nach der Übernahme von Futter und Verpflegung fuhren wir über Ebelsberg bei Linz bis Wels. Hier übernachteten wir. Die Pferde hatten wir in grosse Baracken auf der Rennbahn und die Leute in eine Schule einquartiert. Das Wetter war kalt. Am 14. Nov. fassten wir in Wels Heu und Verpflegung und fuhren bis Lambach, wo wir auf einem Stiftshof übernachteten. Der Stiftsleiter gab in der Küche für alle Leute ein warmes Abendessen. Mittwoch, den 15. Nov. fuhren wir weiter. Schon bei Tagesanbruch hatte es zu schneien angefangen. Die Felder und Strassen wurden weiss. Unsere Wagen rutschten bald nach links, bald nach rechts. Die Pferde fielen auf die Knie. Wir fuhren über Steyermühl an der Traun, beim Traunfall vorbei und erreichten Laakirchen, wur-

1 ungarisch: «Auf Wiedersehen!»

den einquartiert, fassten Futter und Verpflegung. Die Leute wurden registriert. Auch wurde uns hier mitgeteilt, dass unser Endziel die Gemeinde Vorchdorf bei Gmunden am Traunsee ist.

Donnerstag, den 16. Nov. mussten wir allen Pferden Eisnägel in die Hufen einziehen oder die Hufeisen wegriessen. Es hatte während der Nacht einen dicken Schnee geworfen. Wir fuhren ab und konnten nur mit schwerer Mühe diese 12 km zurücklegen. Gegen 14 Uhr erreichten wir unser Endziel, die Gemeinde Vorchdorf. Die Pferde wurden in den Stallungen bei den Gasthäusern und bei der Bierbrauerei und die Leute in der alten Schule einquartiert. Die Leute wurden zum Essen bei 6 Gasthäusern zugeteilt.

Am 18. Nov. wurden die Pferde laut Auftrag der Kreisleitung auf dem Dorfplatz zum Verkauf feilgeboten. Eine Kommission vom RAD kaufte 13 Stück im Preise von 500 bis 900 RM. Etliche kauften auch die Bauern. Der Restbestand unserer Pferde wurde vom Gemeindeamt Vorchdorf abgeschätzt, jedem Eigentümer wurde eine Bescheinigung mit der Beschreibung des Tieres und dem Schätzwert eingehändigt; sodann wurden diese Pferde, ein Teil auf die Pferdeschlachtbank nach Wels, der andere Teil nach Sachsen-Anhalt abgeliefert und sind bis heute – es handelt sich um über 60 Stück Pferde – den armen Flüchtlingen, die ihr letztes Hab und Gut waren, nicht ausgezahlt worden.

Nun war ja hier in Vorchdorf gleich nach unserer Ankunft unser Bestreben, alle unsere Angehörigen ausfindig zu machen und nach Vorchdorf zu bringen. Durch Telegramme an die Vermittlungsstellen an das Rote Kreuz erfuhren wir folgendes Bild:

Der Transport mit den schwangeren Frauen, Wöchnerinnen und die Frauen und Kinder der Eingerückten, welche von Bistritz mit Auto abgingen, war in Niederösterreich gelandet und dort auf verschiedene Gemeinden aufgeteilt worden.

Der Transport, welcher in Alör bei Des verladen hatte und mit der Bahn abfuhr, hatte in einem Lager in Wadowitz [Wadowice] in Schlessien gelandet.

Der Transport, welcher in Gross-Karol (mit verschiedenen Leuten aus Nordsiebenbürgen) verladen hatte, landete in Kulm an der Weichsel¹.

Wir schichten überallhin Verbindungsleute. Und noch hatten wir von einem Transport keine Kunde. Es war der Transport mit den kranken und schwachen Leuten, welcher vom Heimatbahnhof Bistritz abfuhr, bei dem sich meine Frau und meine zwei Kinder befanden. Ich telegrafierte und telefonierte und schrieb, ohne Ergebnis. Ich war schon ganz verzweifelt.

Im zweiten Teil seines Berichts vermerkt der Vf. zunächst, er habe schliesslich aus dem Kreis Znaim in Südmähren Nachricht über den Verbleib des von Bistritz abgegangenen Bahntransports erhalten und sei daraufhin mit einigen Nachbarn nach

1 Nach einem Bericht des Gemeindepfarrers von Wermesch (Vermiç), Plasa Şieu (Grossschogen), Judeţ Nasaud befanden sich von den vollzählig geflüchteten sächsischen Bewohnern des Dorfes zu Beginn des Jahres 1945 38 Familien in Thening b. Linz, 46 Familien in vier anderen Orten des Landkreises Linz, 11 Familien in Deutsch Gabel im Sudetenland und 3 Familien in Kulm, Westpreussen. (Bericht; Original, 10. Januar 1945, 8 Seiten, mschr.)

Mausdorf, Kr. Znaim zu seinen Kindern – seine Frau war inzwischen gestorben – übergesiedelt. Er gibt anschliessend eine ausführliche Schilderung der zweiten Flucht (25. April bis 23. Mai 1945) von Mausdorf nach Vorchdorf.

Nr. 30

Erlebnisbericht des Pfarrers i.R. Prof. Friedrich Kranss aus Bistritz (Bistrita), Județ Năsăud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.

Original, 6. September 1956, 9 Seiten, mschr.1

Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Bistritz; Bahntransport über Borzsova-Kaschau-Neusandez nach Bad Ullersdorf in Mähren.

Bis gegen Ende September 1944 hatte der grösste Teil der etwa 4125 Seelen zählenden deutschen Bevölkerung Bistritz verlassen. Auf der Strasse begegnete man nur noch vereinzelt deutschen Volksgenossen. Buchdruckereibesitzer Gustav Zikeli, den ich in der Spitalgasse antraf, riet mir, in Bistritz zu bleiben; er verlasse grundsätzlich seine Heimat nicht. Der rumänische Hilfsschulinspektor Janul sagte zu mir rumänisch: «Die grösste Dummheit, die die Sachsen machen, ist, dass sie flüchten.» Stadtpfarrer und Generaldechant Dr. Molitoris aber hatte in der Kirche gepredigt: «Wollt Ihr deutsches Leben erhalten, müsst Ihr Eure Heimat verlassen.»

Als Begleiter von Museumsgut des Bistritzer Gymnasiums konnte ich, der ich ursprünglich in Bistritz Zurückbleiben wollte, mit dem angeblich letzten Flüchtlingszug im «Museumswagen» mitfahren; dort bot sich mir auch Gelegenheit, meine in 30jähriger Arbeit entstandenen mundartlichen Wortsammlungen mitzunehmen. Zu betreuen waren: 13 Zunft- und Nachbarschaftsladen, zum Teil mit Museumsgut, zum Teil leer; von Stadtpfarrer Dr. Molitoris 3 Kisten mit Büchern; von Buchhändler Schell 4 Kisten Transilvaniaca und 1 Kiste mit einem wunderschönen Bärenfell, bestimmt fürs deutsche Jagdmuseum. Der Flüchtlingszug sollte abmachungsgemäss nach Wien gehen, und das Museumsgut sollte in den bombensicheren Kellern der Wiener Universität mitsamt den Büchern und dem Bärenfell gelagert werden. Der Zug ist aber nicht ans gesteckte Ziel gelangt; die Fahrt endigte in Bad Ullersdorf bei Mährisch-Schönberg².

Der Abfahrtstag, ein Mittwoch, war der 27. September. 32 Eisenbahnwagen, gedeckte Viehwagen und offene, doch mit rasch zusammengeschlagenen Bretterdächern versehene Güterwagen sollten etwa 320 Flüchtlinge, zumeist aus Bistritz, aber auch aus der Umgebung, zu denen auch einige Nichtsachsen gehörten, vor den südlich der Mie-

- 1 Der Bericht beruht auf den während der Flucht niedergeschriebenen Tagebuch-Aufzeichnungen des Vfs.
- 2 Der Bistritzer Eisenwarenhändler Fritz Orendi berichtet über einen früheren Evakuierungszug, der Bistritz am 21. September verliess und über Kaachau– Neusandez nach Gleiwitz geleitet wurde (Original, 7. April 1956, 4 Seiten, mschr.).

resch-Linie stehenden Russen in Sicherheit bringen. Einige grössere gewerbliche Betriebe, so die Bistritzer Tischlerei und die Selcherei der Gebrüder Braedt, hatten ihre wertvollsten Maschinen aufgeladen, die Gerbereien Haitchi und Borger ihre ausgearbeiteten Leder; Kürschner Berger hatte wertvolle Brustlätze in einer Truhe, Siebmacher Grameth seine Siebe. Den ganzen Tag wurde am Bahnhof gehämmert und gezimmert, mit Mühe wurden die schweren Maschinen auf die Wagen gehoben, Kisten und Koffer aller Grösse und Formen wurden verstaut; und die Menschen, das Wertvollste, was gerettet werden sollte, bauten sich ihr Lager oder eine Sitzgelegenheit, um aus der geliebten, bis dahin für so sicher geglaubten Heimat in die ungewisse Fremde zu ziehen. Nur sechs Wochen, hiess es, solle die Flucht und das Fernsein von der Heimat dauern; dann werde man wieder an den bis dahin dem Feinde wieder entrissenen heimatlichen Herd zurückkehren.

Als ich am Fluchttag gegen 16 Uhr nochmals und nun endgültig zum letztenmal auf den Aufboden meiner Wohnung in der Unteren Vorstadt gestiegen war, um noch verschiedene Wörterbücher zu holen, und zum Bahnhof zurückkehrte, da erschrak ich gehörig: ich sah keinen der vielen vorher verstreut stehenden Wagen; in ganz kurzer Zeit müssen sie zum Zug vereinigt worden sein. Hinter dem Bahnhofsgebäude fand ich den Zug abfahrbereit. Immerhin hatten die Flüchtenden dann noch Zeit, sich in die mehr oder minder unbequeme Lage in den Wagen hineinzufinden, die nun 27 Tage ihr Aufenthalt sein sollten; Tage voll Sorge, Furcht und Zagen, voll Zank und Streit, voll Unwillens und voll Angst über lange Aufenthalte und voll der Glücksgefühle über flotte Weiterfahrt und voll Verlangens nach einer glücklichen Beendigung der Flucht. Gefasst und zumeist mit zurückgehaltenen Tränen, doch voll Wehmut ob des Verlustes der geliebten Heimat hatten die Insassen des Flüchtlingzuges, dessen Nummer mit 6 900 485 angegeben wurde, die Reise ins Ungewisse angetreten.

Um 19.35 Uhr ruckte der Zug an, langsam glitt er an den Häusern und Gärten von Nieder-Wallendorf, dem unteren Drittel von Bistritz, vorbei; nochmals grüsste der 75 m hohe Turm, der höchste von Siebenbürgen, herüber; dann ging's an den ihres Deutschtums ebenfalls entblösten stolzen Dörfern Heidendorf und Baierdorf vorüber; sie lagen für die Flüchtenden unsichtbar auf der Gegenseite des langen Zuges; nur die Insassen des Krankenwagens, der den Ausgang nach der andern Seite hatte, konnten von diesen lieben Dörfern Abschied nehmen. Am 1. Bahnhof westlich von Bistritz, in Reussen (Szeretfalva, Sărălel) übernachteten wir, und am 28.9. um 6 Uhr fuhren wir weiter.

Die 27-tägige Fluchtfahrt lässt sich leicht in drei Zeitabschnitte gliedern:

1. 27. September (19.35 Uhr) bis 3. Oktober (5.30 Uhr): Fahrt von Bistritz bis Borzsova-Nagyuzsaly, unweit von Beregszász (6 Tage);
2. 3. Oktober (5.30 Uhr) bis 16. Oktober (19.05 Uhr): Aufenthalt am Bahnhof Borzsova (rund 14 Tage);
3. 16. Oktober (19.05 Uhr) bis 23. Oktober (um die Mittagsstunde): Fahrt von Borzsova nach Bad Ullersdorf bei Mährisch-Schönberg und Zöptau, unfern von Bad Ullersdorf (rund 7 Tage).

Die Fahrt vollzog sich in kleinen Schüben mit längeren Aufenthalten an verschiedenen Bahnhöfen:

28.9. (Donnerstag): Reussen ab: 6.00 Uhr.

29.9. (Freitag): Zsibo an: 1.00 Uhr.

Aranyosmedgyes an: etwa 17.00 Uhr.

30.9. (Sonntag): Am Morgen fuhren sächsische Landsleute in ihrem Flüchtlings-treck am Bahnhof Aranyosmedgyes vorbei. – Aranyosmedgyes ab: 9.30 Uhr (Fahrt an Sathmar vorbei), Királyháza an: 18.45 Uhr; hier gab's den ersten Kaffee durch das deutsche Militär.

1. 10. (Sonntag): 10.15 Uhr hielt ich einen Feldgottesdienst über den 18. Psalm, Vers 3: «Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter..¹ Viele Zuhörer, auch deutsche Soldaten, standen dort; gesungen wurde: «Ein feste Burg ...» und (111) «Lass mich ...» Mittagessen aus der Wehrmachtsküche; Verpflegung an mitfahrende SS-Leute auf 3 Tage.

2. 10. (Montag): Bahnhof Királyháza: Landsmann Kluschnik unterhält die Leute mit Kartenkunststücken und Hypnose. Wir müssen unsere Uhren auf mitteleuropäische Zeit einstellen. Királyháza ab: 17.00 Uhr. Angehängt wurde unser Zug an Wagen, in denen Ukrainer und Polen fuhren. – Borzsova-Nagymuzsaly an: 20.00 Uhr. Dass wir auf diesem dreigleisigen Bahnhof 14 lange, zum Teil angsterfüllte Tage zubringen würden, konnten wir beim Einlaufen unseres Zuges nicht wissen.

3. 10. (Dienstag): Wetter vormittag freundlich, nachmittag kühler; gegen Abend Regen. Unser Blick ging den ganzen Tag zu den Weinbergen hinüber, die nicht weit vor uns lagen. Auf der Landstrasse fuhren 2 Koberwagen vorüber; es waren, wie ich erfuhr, Landsleute aus Baierdorf.

4. 10. (Mittwoch): Regen und kühles Wetter. Wir erfuhren, dass auf einen Bistritzer Flüchtlingszug, der einige Tage früher in Beregszász am Bahnhof gestanden hatte, ein Bombenangriff erfolgt ist, dem sechs Bistritzer zum Opfer gefallen sind. – Aus Borzsova fuhren Prof. Scholtes und Fr. Trafikantin Lörinz mit der Bahn wieder nach Bistritz zurück. 5 Kilometer von Borzsova entfernt entgleiste die Lokomotive dieses ostwärts fahrenden Zuges infolge Sprengung einer Brücke durch Partisanen, so dass beide wieder zurückkehrten.

5. 10. (Donnerstag): Prof. Scholtes unternahm nochmals die Fahrt nach Bistritz; die Brücke wurde am Abend wieder gesprengt. Deshalb erhielten wir den Auftrag von der Gendarmerie, nach 19 Uhr den Zug nicht zu verlassen. Die Leute betrachten den unliebsamen Aufenthalt in Borzsova schon als Dauerzustand. Sie machen sich auf den «Bahnsteigen», also zwischen zwei Gleispaaren, Feuerchen und bereiten Speisen. Vom deutschen Kommando erhielt jeder 1 Brot und 1 Konserve; dann erhält die Zugleitung für uns Erbsen, Dörrgemüse, Kaffee.

6.10. (Freitag): Am Morgen gab's aus der Küche, die sich im Zug befand – auch eine Art Weinausschank war da – zum ersten Male kostenlos Kaffee; abends Bohnensuppe. Wetter heiterer und wärmer. Mit dem regelmässigen Abendzug fahren an die 60 Männer aus unserer Gemeinschaft gegen Ofenpest; ein Stellungsbefehl ruft sie nach Bia. Dr. Oskar Kretschmayer, bisher Zugarzt, fährt auch ab.

7. 10. (Sonnabend): Schöner Tag. Am Nachmittag stieg ich mit Kaufmann Knall auf den Berg bei Nagymuzsaly, wir sahen Beregszasz und viele Dörfer in der Umgebung. Wildgänse flogen über uns (einmal 120 und einmal 75). Knall hörte Kanonendonner und Flugabwehrgeschütze. Heimgekehrt erfuhren wir, dass der Bahnhof Csap – nicht allzufern von Beregszasz – von feindlichen Flugzeugen schwer angegriffen worden sei; Csap sei nicht durchfahrbar.

8. 10. (Sonntag): Feldandacht durch mich über Jesaja 66, 13: «Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet..Besuch durch etwa 60 Leute. Am Nachmittag flogen 9 Bomber über uns hinweg.

9. 10. (Montag): Auf einem deutschen Arbeitszug fuhren 2 sächsische Bauern und die Bistritzer sächsische Beamtin Saal durch. 18 feindliche Bomber und 4 Jäger veranlassten uns zur Flucht aufs Feld.

10. 10. (Dienstag): Regnerisch, doch nicht kalt. Gebietsführer G., der am Bahnhof erschienen war, machte die Mitteilung, alle sächsischen Flüchtlingstrecks hätten die Theiss überschritten; 3'000 Volksgenossen seien bei Ödenburg; bald würden die neuen Waffen eingesetzt. – Lehrer Ungar (Heidendorf), der aus Neumarkt am Mieresch zu kommen angab, berichtete: Sächsisch-Regen sei noch frei von den Russen; wo die SS eingesetzt sei, stünde die Front gut. – Zugleiter Hauptmann Binder hat aus Beregszasz die Mitteilung erhalten, dass sich die Weiterfahrt noch hinauszöge.

11. 10. (Mittwoch): Hauptmann Binder wurde durch Drahtung zum deutschen Heer abberufen. – Eine Mitflüchtlerin, die vorausgefahren und wieder zurückgekehrt war, berichtete, der ukrainische Flüchtlingzug, der uns verlassen hatte, sei durch Bomben angegriffen worden. 52 Tote habe es gegeben. Eigentlich hätten damals, als er abfuhr, wir abfahren sollen; so sind wir von Bomben verschont geblieben. Wenn die Russen bei Debrecen Fortschritte machen, sind wir in Gefahr, abgeschnitten zu werden. An Stelle von Hauptmann Binder übernimmt Ingenieur Jekeli die Zugleitung.

12. 10. (Donnerstag): Wetter bewölkt. Aus Beregszasz erhielten wir Lebensmittel. Mit diesem Kraftwagen fuhr ich nach Beregszasz; dort traf ich Gasthofbesitzer Fritsch; er ist am 10. 10. aus Bistritz mit Heereswagen weggekommen: die Russen seien bei Dürrbach und Grossschogen; die ungarischen Behörden und die deutsche Ortskommandantur hätten Bistritz verlassen, ungarische und deutsche Soldaten hätten viel geplündert und Möbel zerschlagen; am 9. 10. sei der letzte Zug mit Bistritzer Flüchtlingen aus Bistritz abgefahren.

13. 10. (Freitag): Sonniger Tag; gegen 10 Uhr suchten die Flüchtlinge Schutz vor Fliegern am Felde. Mit einem deutschen Zug, der durchfuhr, fuhr Lehrer Lani mit; ich hatte die Erlaubnis erhalten, das Museumsgut auf diesen Zug umzuladen, doch hatte ich, da er weit stand, keine Möglichkeit, es zu tun;

14. 10. (Sonnabend): Schönes Wetter. Ing. Jekeli hat in Beregszasz erfahren, dass wir in 23 Tagen an einen deutschen Heereszug angeschlossen würden, der deutschen Heeresbesitz weiter schaffen soll.

15. 10. (Sonntag): Schöner Herbsttag. Züge fahren durch nach Ost und West. Ich hielt Gottesdienst über Psalm 130, 5-6. Vers: «Ich harre des Herrn...» Wir sangen: «Harre

meine Seele .. Etwa 45 Zuhörer. Um 2 Uhr erfuhren wir durch Rundfunk, die ungarische Regierung wolle Waffenstillstand mit den Russen. Die Nachricht wirkte lähmend auf uns, und allerlei Befürchtungen wurden ausgesprochen. Ein deutscher Zug, der durchfuhr, hatte etwa 10 vergitterte Wagen; angeblich lauter junge Soldaten, die an der Front straffällig geworden waren; der Zugkommandant konnte uns nicht mitnehmen.

16. 10. (Montag): Regnerisch. Wir erfuhren die Kunde, Szalasi habe die Regierung in Ungarn übernommen; als Hitleranhänger werde er den Krieg auf deutscher Seite fortsetzen.

Um 11 Uhr lief ein deutscher Militärzug aus dem Osten ein. Der Zugleiter, ein Oberleutnant (Saarländer), fuhr mit unserem Zugleiter, Ing. Jekeli, nach Beregszász; der Oberleutnant wäre bereit, unsern Zug mitzunehmen, müsste dafür aber Munitions- und andere Wagen zurücklassen. Unbeschreiblicher Jubel unter den Flüchtlingen, als Jekeli uns die Abfahrt mit diesem Zug in Aussicht stellt. – Der Bahnhofsvorstand, ein fast 2 Meter grosser, fetter Tscheche, stand bei uns schon lange in Verdacht, unsere Abfahrt vereiteln zu wollen.

Um 19.05 Uhr fuhren wir hochofren ab; ein Fräulein aus dem Zug rief dem Bahnhofsvorstand zu: «Servus, dickes Schwein, auf Wiedersehen!» In Beregszász (Ankunft 19.57 Uhr) stieg ein ungarischer Leutnant (aus Sárospatak) ein. Er erzählte, am 15. 10. hätten die Kommunisten in Ofenpest 25 Minuten lang den Rundfunksender und die Hauptpost besetzt; die Pfeilkreuzler hätten sie beseitigt; die 30'000 deutschen Soldaten hätten nichts vermocht ohne die Pfeilkreuzler. Die Verwirrung unter den deutschen Truppen sei gross gewesen. Zum Beispiel aus Mezötarpa sei die 64köpfige deutsche Besatzung nach Beregszász geflüchtet. Um 24 Uhr waren wir in Csap.

17. 10. (Dienstag): 6^h Uhr frühstückten wir in Perbenyik (westlich von Csap). In Bodrogszerdahely (östl. von Sátorajújhely) entnahmen einzelne unserer Flüchtlinge von einem dort stehenden Eisenbahnwagen Scheitholz zum Heizen; in Borzsova hatten wir während des langen Aufenthaltes alte Schlipper (Bahnschwellen) verheizen können. – Sátorajújhely an 13.30 Uhr. Wir trafen am Bahnhof Bistritzer Flüchtlinge, die 2 Wochen vor uns geflüchtet waren. Dort stand ein Militärtransport mit Mörsern mit dem Bestimmungsziel Olmütz, der noch am 10. September Bistritz verlassen hatte. Gegen 13 Uhr hielten wir vor Csörgö. Deutsche Soldaten holten sich aus den nahen Weinbergen Trauben; 18.30 Uhr Abfahrt; die Fahrt scheint nach Kaschau zu gehen und durch die Slowakei weiter.

18. 10. (Mittwoch): Um 5 Uhr erwachten wie in Slanec (Nagyszalánc); sauberer Bahnhof, Beamten in tadellosen Anzügen. Der Morgen war neblig. Regeteruszka an 10 Uhr; wir erfuhren, dass Horthy abgedankt habe und Szalasi Reichsverweser geworden sei. Wir kamen nach Kaschau; hier ganz kurzer Aufenthalt. Schönes Wetter. Die Fahrt ging wieder südlich auf Miskolc zu. In Hidas-Németi war Aufenthalt. Hier erfuhren wir die betrübliche Mitteilung, dass wir vom deutschen Militärzug abgekoppelt würden; der deutsche Zug fahre nur bis Miskolc, dort sollen die Leute frisch eingesetzt werden; wir

würden in Hidas-Nemety bleiben oder nach Kaschau zurückgebracht werden, wo der Bistritzer Dr. Hans Wühr bei der Ortskommandantur sei; wir würden über Kaschau durch die Slowakei weiterfahren. Am Abend vor ihrer Abfahrt sangen die deutschen Soldaten vor unseren Wagen Volkslieder, begleitet von einem Schifferklavier; wir Siebenbürger sangen unser «Siebenbürgen, Land des Segens» und «Ich bin ein Sachs...» Einem Leutnant aus Recklinghausen schrieb ich den Wortlaut beider Lieder auf. 19.30 Uhr stehen wir noch in Hidas-Németi.

19. 10. (Donnerstag): Um 6 Uhr wachte ich am Bahnhof von Kysak (Sarosköszeg), Slowakei, auf; er liegt an der Kundert (Hernad). In der Nacht waren wir durch Vermittlung von Dr. Wühr nach Kaschau geholt worden, der Zug hatte aber die Verpflegung nicht übernehmen können, da sich unser Geleis weitab von der Verpflegungsstelle befand; er veranlasste, dass wir durch die Slowakei weiterführen; die Fahrt soll über Krakau gehen. – Eine Benzinexplosion im Zug am Bahnhof von Kysak wurde rasch unschädlich gemacht; wäre der Zug in voller Bewegung gewesen, hätte zum mindesten im betroffenen Wagen schweres Unheil entstehen können. Abfahrt aus Kysak 9.45 Uhr. – Schönes Wetter. In flotter Fahrt gelangten wir nach Eperjes. Die Bahnstrecke ist bewacht; es ist Partisanengebiet, um die Brücken sind Drahtverhaue und Schützengräben. Auf den Feldern sieht man vielen prächtigen Kohl. Einzelne wollen beobachtet haben, dass die slowakischen Arbeiter auf dem Bahnhof den Flüchtlingszug mit höhnischen Gebärden begleitet hätten. Tagsüber Aufenthalt in Eperjes, das durch feindliche Bomber gelitten hat. Ein starker Regen am Nachmittag hat durch die Behelfsdächer auf den Eisenbahnwagen hindurch Schaden angerichtet. In unserem Wagen entzündete sich am (tragbaren) Ofen die Wand.

20. 10. (Freitag): Wir stehen auch weiter in Eperjes. Am Vortag ist unser Zug an einen deutschen Militärzug von 11–12 Wagen angehängt worden; der geht laut Anklebezettel über Neusandez nach Breslau. Die Stadt Eperjes heisst deutsch Preschau; es finden sich deutsche Aufschriften in den Strassen; die (kath.) Kirche am Marktplatz gleicht der Bistritzer Kirche. Merkwürdig sind die Aufbauten auf den Dächern der Stadt. – Abfahrt von Preschau 16.15 Uhr.

21. 10. (Sonnabend): Am Morgen waren wir in Orlo (am Popper); 7.45 Uhr fuhren wir bei Öirc (ung. Cseres) über die slowakisch-polnische Grenze; um 9 Uhr waren wir in Muszyna, dem ersten Bahnhof im «Generalgouvernement». Deutsche Eisenbahner aus Elsass-Lothringen legten ein neues Gleis; zwischen Orlo und Muszyna lagen 2 entgleiste Lokomotiven und 2 Eisenbahnwagen, angeblich durch Anschläge der Partisanen verunglückt. Wir fuhren am Popper abwärts. Am Luftkurort Zegiestów mit seinen vielen Villen ging's vorüber, über den Popper nach Piwniczna, und über Altsandez erreichten wir um 16.50 Uhr Neusandez.

22. 10. (Sonntag): Am Morgen standen wir in Tuchów nordöstlich von Neusandez, 30–35 Kilometer von der Ostfront entfernt. Tuchów ab 7.15, Tarnów an 8.30. Hier kaufte ein Mitflüchtling die erste Zeitung auf der Flucht: die «Krakauer Zeitung», das «Signal» und eine Illustrierte. Tarnów ab 8.55 Uhr; gegen Mittag standen wir vor Krakau; hier erhielten wir Kaffee und Griesssuppe und weitere Verpflegung für die Reise (Brot, But-

ter, Krakauer Wurst), die Mütter erhielten Kindermehl und Arzneien, eine von ihnen Windeln für ihren Säugling. Krakau ab 17.50.

23. 10. (Montag): Wir erwachten um 7 Uhr in Nieder Lindewiese in Mährisch-Schlesien; in der Nacht hatte ich während eines Aufenthaltes auf einem Bahnhof den Namen Heydebrech gelesen. Ich wusste, dass wir nun in Oberschlesien und damit in Sicherheit waren. In Nieder Lindewiese erfuhren wir das Reiseziel: es war Mährisch-Schönberg, da sollten wir ausgeladen werden. Endlich standen wir in Mährisch-Schönberg; es gab guten Tee und Eintopfgericht. Wir blieben aber nicht hier, sondern fuhren weiter nach Bad Ullersdorf; ein Drittel der Flüchtlinge ging nach dem gleichweit entfernten Zöptau, von Bad Ullersdorf durch einen Bergriegel getrennte. In Bad Ullersdorf wurden wir in Massenquartieren untergebracht: im Hotel Weiser, Gasthof Heinisch und Gasthof Winter und im Volksdeutschen-Lager im Brünner Heim; das Gepäck wurde in Speichern untergebracht; das Museumsgut lag in einem offenen, von der Strasse leicht zugänglichen Schuppen. Ich stellte mich für die Betreuung meiner Landsleute zur Verfügung und wurde von Amtsleiter Schwarz damit betraut. Nun soll man uns erst «erfassen». Eine Zählung der Flüchtlinge bald nach der Ankunft ergab die Zahl 164 in Bad Ullersdorf, in Mährisch-Schönberg waren 6; die Zahl der «Zöptauer» dürfte um 80 herum gewesen sein. Dann gibt's Einzelquartiere und danach Arbeit.

So haben wir, nach Verlust unserer siebenbürgischen Heimat, wieder festen Boden unter den Füßen; fern von der Front sind wir in Sicherheit, wie wir meinen; «der Endsieg wird unser sein», so hören wir es bei einer amtlichen Begrüßungsfeier. Die 27tägige Fluchtzeit ist gottlob zu Ende. Weder durch Unfall noch durch Bomben noch durch Tod haben wir jemand während dieser langen Fahrt verloren. Wir waren zwar in Gefahr durch feindliche Flieger, dann durch den politischen Umsturz in Ungarn, auf der Fahrt durchs slowakische Partisanengebiet und durch die Nähe an der russischen Front in Polen, aber der Himmel hat uns behütet. – Erst nach Wochen starben in Bad Ullersdorf der alte Andreas Rehbogen (*1867) aus Sächsisch-Sankt Georgen, Schuster Materna aus Bistritz und die Frau eines Schusters aus Mettersdorf, aus Zigeunerstamm, die sich mit den Ihren den Sachsen angeschlossen hatte, und deren Mann, Sohn, und Schwager nachher noch kurz vor Kriegsende in der SS gedient haben und als SS-Leute in Gefangenschaft gerieten.

Ganz kurz sei noch die weitere Geschichte dieses «sächsischen» Volkssplitters aus Bad Ullersdorf und Zöptau angeführt. Viele Flüchtlinge wanderten ab, da sie sonstwo ihre Angehörigen hatten; andere zogen nach Mährisch-Schönberg; einige zogen sonsther zu. Diejenigen, die beim Zusammenbruch noch in und bei Mährisch-Schönberg waren, blieben bis zum 2. Juli 1945 dort; dann fuhren sie, nun nicht mehr mit 32 Wagen, wie sie gekommen, sondern bloss in 5 Güterwagen wieder nach der alten Heimat zurück, nachdem man ihnen den wertvollsten Besitz (Schmuck, Geld, die besten Kleider) am Bahnhof in Mährisch-Schönberg abgenommen hatte. Nach vielwöchiger Fahrt sind sie, entblösst aller Habe, in der Heimat angelangt. Nur ein Landsmann war in Mährisch-Schönberg zurückgeblieben.

Das Museumsgut, die Transilvaniaca samt dem Bärenfell von Schell und die Bücher von Generaldechant Dr. Molitoris habe ich bis zum letzten Augenblick meines Aufenthaltes in Bad Ullersdorf, nach dem Einrücken der Russen unter Lebensgefahr, betreut und konnte sie durch die Plünderungszeit unversehrt erhalten. Leider hat letzterer seine Bücher nicht in Sicherheit gebracht, als es möglich war, sie sonstwohin zu schaffen, wiewohl er zeitgerecht die Absicht geäußert hatte, sie abzuholen. So sind sie gleich anderem nach Mähren gerettetem Heimatgut, soweit es von den Eigentümern nicht abgeholt worden ist, bei unserem Abzug in die Hände der Tschechen gefallen. Ich selbst geriet an demselben Tag, wo meine Volksgenossen heimwärts zogen, in Prag in tschechische Gefangenschaft: ich wollte meine unersetzbaren Sprachsammlungen, die ich unter Zurücklassung meiner ersetzbaren Habe (Kleidung, Wörterbücher, Schreibmaschine usw.) Anfang März 1945 gelegentlich einer Dienstreise im Auftrag der Lagerleitung nach Thüringen mitgenommen hatte, abholen. Diesen meinen Versuch habe ich mit 8% monatiger Sklaverei bei Caslau und im Kloster Emaus in Prag, mit Herzfehler, Hunger und Arbeitsunfähigkeit Klasse VII bezahlt.

Nr. 31

Erlebnisbericht des Kreisnotärs Thomas Henning aus Heidendorf, Plasa Şieu (Grossschogen), Judeş Nasăud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.

Original, 7. Februar 1956, 5 Seiten, mschr.

Evakuierung der Gemeinde Heidendorf; Flucht der zur Bewachung des Ortes zurückgelassenen «Sicherheitsgruppe»⁴⁶ bei Heranrücken der Front; Betreuung der Flüchtlinge im Kreis Nikolsburg und zweite Flucht nach Oberbayern.

Als am 24. August 1944 die rumänische Armee kapitulierte und Rumänien sich mit Russland verbündete, konnten die Grenzen Siebenbürgens nicht mehr verteidigt werden. Um nicht unter kommunistische Herrschaft zu gelangen, wurde die Evakuierung Nordsiebenbürgens, welcher Teil damals zu Ungarn gehört, verfügt. Gleich nach der Kapitulation wurde mit der Vorbereitung begonnen. Von nun an erfolgten alle diesbezüglichen Anordnungen nach einem gut durchdachten Evakuierungsplan. Die Evakuierung sollte mit Eisenbahn, Trecks und mit Hilfe militärischer Einheiten erfolgen. Die Trecks wurden zusammengestellt, ihre Führer bestimmt, es wurden Weisungen betreffend das mitzunehmende Gepäck, das Verhalten während der Fahrt usw. erteilt. Gleichzeitig wurde auch für die Sicherstellung der öffentlichen Ordnung bis zum Abschluss der Evakuierung Sorge getragen. Eine an die Ortsleitungen erfolgte Weisung verfügte im Wesentlichen Folgendes: Die Ortsleiter sollten 30-40 junge Männer zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung bis zum Abschluss der Evakuierung zurückhalten. Diese Gruppe sollte bewaffnet werden und vor allem die zurückgebliebenen Sachsen vor Übergriffen schützen und in jeder Beziehung die Ordnung sicherstellen, so, als er-

folge die Evakuierung nur auf kurze Zeit. Zu gleicher Zeit wurde auch von den Staatsbehörden die Evakuierung der Ortsbehörden und die Verlegung in einen Ort in Transdanubien verfügt mit dem ausdrücklichen Vermerk, dass der Notar die Gemeinde nur auf ausdrücklichen Befehl verlassen dürfe. Dieser Befehl hat mich nicht erreicht.

Inzwischen nahmen die im Rückzug begriffenen Kolonnen der deutschen Wehrmacht sowie die Flüchtlingsmassen aus Südsiebenbürgen und aus den Grenzgebieten Nordsiebenbürgens ständig zu. Die Stadt Bistritz und die umliegenden Gemeinden wurden zu einem unübersehbaren Heeres- und Flüchtlingslager. Auch die Front rückte immer näher, und am 11. September 1944 begannen auch die schon längere Zeit in Heidendorf stationierten Etappeneinheiten den Rückzug anzutreten. Mit einer dieser Einheiten verliessen auch die ersten Frauen Heidendorf in westlicher Richtung ohne genaue Zielsetzung, mit ihnen auch meine Frau. Zu gleicher Zeit wurden auch die Frauen mit kleinen Kindern, die Kranken und Alten mit Eisenbahn nach Westen abgeschoben. Kurze Zeit darauf verliess auch die Masse der sächsischen Einwohner die Gemeinde in einem Treck mit vollbeladenen Wägen und in vielen Fällen mit einer Milchkuh hinten am Wagen angebunden¹. Vorher hatten wir den ganzen Viehbestand von Haus zu Haus zusammengeschrieben und der Deutschen Wehrmacht gegen Bestätigung übergeben. Die zurückbleibende Bevölkerung ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit durfte ihr Vieh behalten. Einige Bauern hatten in ihre Wohnungen Rumänen als Treuhänder einziehen lassen. Mit diesem Treck verliess auch der Grossteil der Sicherheitsgruppe die Gemeinde, und nach einigen Tagen, aus Sehnsucht und Sorge um ihre Familien, verliessen mich bis auf 4 junge Männer alle übrigen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten die Männer der Sicherheitsgruppe in ihren Häusern gewohnt, und nur der diensttuende Teil hielt sich in der Notärskanzlei auf, wo wir unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Nun konzentrierten wir uns im Gemeindehaus und hielten ständigen Bereitschaftsdienst. In ein nahegelegenes Haus hatte sich der Kanzleidiener einquartiert, wo wir uns eine Gemeinschaftsküche einrichteten. Die Frau des Kanzleidieners war Rumänin. Sie versah den Dienst der Köchin. Die notwendigen Lebensmittel und Zutaten lieferten wir aus unseren eigenen Beständen.

Die restlose Durchführung unseres Auftrages stiess von Tag zu Tag auf grössere Schwierigkeiten. Die im Rückzuge befindlichen Truppen hatten zwar den Befehl, eigenmächtig keine Quartiere zu beziehen, sondern nur auf Anweisung der Stadtkommandantur von Bistritz und im Einvernehmen mit der Ortsleitung. Es wiederholten sich auch immer mehr Fälle von Plünderungen und Belästigungen der zurückgebliebenen Bevölkerung. Es schien, als ständen wir auf verlorenem Posten und wären nunmehr überflüs-

3 Martin Broser aus Heidendorf berichtet, der von Generaloberst Phleps erlassene Evakuierungsbefehl sei am 10. September in Heidendorf bekannt geworden. Frauen und Kinder konnten den Ort zum Teil in der Nacht zum 12. September mit einer vorübergehend in Heidendorf stationierten deutschen Panzerbergungskompanie verlassen. Der aus etwa 70 Wagen bestehende Treck, mit dessen Führung ein auf Genesungsurlaub befindlicher SS-Unterscharführer betraut wurde, verliess die Gemeinde am 19. September, 8 Uhr morgens. (Erlebnisbericht; Original, 13 April 1956, 10 Seiten, mschr.)

sig. Bevor wir uns endgültig zum Verlassen der Gemeinde entschlossen, wandte ich mich noch einmal an die Stadtkommandantur in Bistritz um Abhilfe. Ein uns zur Verfügung gestellter Unteroffizier der Feldgendarmarie genügte, die Ordnung wieder herzustellen, eigenmächtige Einquartierungen, Plünderungen usw. einzustellen. Mit Hilfe dieses Unteroffiziers konnten wir die Ruhe und Ordnung bis zum letzten Tage aufrechterhalten. Die Autorität und die Machtbefugnisse eines Feldgendarmen lassen sich am besten ermassen, wenn ich einige Begebenheiten anführe. Eines Tages hatte sich eine Gruppe Soldaten in ein Haus eigenmächtig einquartiert und die noch dort wohnenden Hauseigentümer in einen Nebenraum verdrängt. Auf die Beschwerde des Eigentümers wurde die Gruppe sofort in Marsch gesetzt, und sie musste die Gemeinde verlassen. Ein andermal hatte eine Einheit slowakischer Soldaten zu plündern begonnen. Der Unteroffizier liess die ganze Einheit mit ihren Offizieren antreten, nahm die Meldung entgegen und liess einen strengen Befehl verdolmetschen. Diese Einheit blieb noch einige Zeit im Ort, aber Ausschreitungen blieben aus. Eine andere Begebenheit: Ein Offizier derselben Einheit hatte die ungarische Staatsschullehrerin auf der Strasse belästigt. Er wurde in die Notärskanzlei zitiert und musste die Lehrerin öffentlich um Verzeihung bitten.

Bis zur Evakuierung hatten einige Bauern an die Gruppen Gemüse, Obst und Trauben geliefert. Nach der Evakuierung wurde die Nachfrage noch grösser. Die Ernte dieser Produkte hatte noch nicht stattgefunden, alles befand sich noch draussen am Felde. Die Lieferung dieser Erzeugnisse übernahm nun unsere kleine Gruppe. Ein aus Rumänen und Zigeunern zusammengestelltes Arbeitskommando musste das Gemüse vom Felde sammeln, Obst klauben und Trauben lesen, wovon wir dann die Anforderungen der Truppen befriedigten. Alles wurde nach dem geltenden Tarif in Pengö bezahlt. Das Geschäft hatte über 20'000 Pengö eingetragen, welcher Betrag später unter den Heidenorfern familienweise aufgeteilt wurde.

In der Nacht vom 9. zum 10. Oktober 1944 hatte eine schon längere Zeit in Heidendorf kantonierende Feldküche einer Fronteinheit den Ort verlassen, was uns veranlasste, am 11. Oktober in der Früh unser Hauptquartier abzubrechen und uns mit unseren bereitgestellten Fahrrädern nach Westen auf den Spuren des vorangegangenen Trecks abzusetzen¹. Die Notärskanzlei übergab ich dem sächsischen Kanzleidiener, der die Gemeinde nicht verlassen wollte, weil seine Frau eine Rumänin war. Die zurückbleibende Bevölkerung, einschliesslich Rumänen und Zigeuner hatte sich vor der Notärskanzlei zum Abschiede eingefunden. Man wünschte sich gegenseitig Glück für die weitere Zukunft und verabschiedete sich von der Heimat, schon damals ahnend, dass es ein Abschied für immer sein wird. Die Front war sehr nahe gerückt, die feindliche Artillerie

1 Dr. Gotthold Rhode, der ab September 1944 mit einer deutschen Wehrmachtseinheit in Sangeorz-Bai bei Bistritz stationiert war, teilte auf Grund seiner Tagebuchaufzeichnungen mit, das Korpskommando in Nassod habe am 8. Oktober Befehl erteilt, am 10. mit der Absetzung nach Maramaros-Sziget zu beginnen, die sich dann bis zum 12. Oktober verzögert habe. Die sowjetischen Truppen seien dann zwischen dem 12. und 15. Oktober in Nord-Siebenbürgen eingetrückt.

beschoss über die Gemeinde die dahinter ausgebauten Infanteriestellungen, obwohl die nicht besetzt waren. In grosser Eile fuhren wir in Richtung Dés (Dej). Dies war unser Tagesziel, jedoch stand die Stadt schon unter Artilleriefeuer, weshalb wir Richtung Szatmar weiterfuhren.

Die Fahrt wurde mit kleinen Unterbrechungen schleunigst fortgesetzt, weil man befürchten konnte, von Süden her vom Feinde abgeschnitten zu werden. Unsere Marschrichtung war ursprünglich Debrecen–Szolnok–Budapest, mussten sie aber abändern und Richtung Tokaj einschlagen, weil inzwischen Debrecen, vielleicht auch schon Szolnok vom Feinde besetzt war. Am 15. Oktober übersetzten wir bei Tokaj die Theiss und fuhren dann weiter Richtung Budapest. Hier sollte ich mich mit meiner Frau treffen, doch erfuhr ich, dass sie schon vor Tagen Budapest in westlicher Richtung verlassen hatte. Wir fuhren, ohne Aufenthalt in Budapest, über die Donau und kamen spät in der Nacht in Budadörs an. Hier hielten wir den ersten Rasttag und setzten dann die Fahrt Richtung Ödenburg fort. Am 25. oder 26. Oktober erreichten wir den Heidendorfer Treck unweit von Ödenburg in einer Gemeinde. Hier erfuhr ich, dass meine Frau in Steinamanger sei. Ich fuhr nach Steinamanger. Meine Frau war aber am Vortage nach einem schweren Bombenangriff auf die Stadt nach Vasvar gefahren, wo sich die Bistritzer Riemereinigung¹ befand und welchem sich meine Frau angeschlossen hatte. Von hier ging es dann nach Ödenburg und anschliessend in die Gemeinde Wandorf neben Ödenburg. Hier blieben wir bis zum 8. Januar 1945, um dann in der oberbayerischen Marktgemeinde Wartenberg angesiedelt zu werden.

Kaum hatten wir uns in Wartenberg niedergelassen, bekam ich den Auftrag, die Betreuung der im Kreise Nikolsburg (damals Niederösterreich) angesiedelten Flüchtlinge zu übernehmen. Ende Januar 1945 fuhr ich über München–Wien nach Nikolsburg und übernahm den mir zugewiesenen Dienst. Inzwischen waren hier mehrere Gemeinden aus dem Nösnergau – unter anderen auch Heidendorf und Baierdorf aus meinem früheren Kreisnotariat – angesiedelt worden. Hier erfuhr ich nun Näheres über den Ablauf der bisherigen Wanderung. Die ganze Fahrt war ohne besondere Zwischenfälle in bester Ordnung abgelaufen. Der Kreis Nikolsburg wurde als Endziel und als letzte Station im Zuge der Evakuierung angesehen, woher nach Kriegsende wieder alles in die Heimat zurückkehren sollte. Es galt nun, die Unterkünfte für Menschen und Tiere befriedigend sicherzustellen, den Berechtigten in den Genuss ihrer Unterstützungen zu verhelfen, ihnen die Lebensmittelkarten und Bezugscheine für Kleidungsstücke zu verschaffen. Alle Schwierigkeiten konnten mit Hilfe der Kreis- und Ortsbehörden überwunden und die Probleme zufriedenstellend gelöst werden. Die arbeitsfähigen Männer und Frauen wurden in den Arbeitsprozess eingebaut. In der Landwirtschaft und im Weinbau fanden unsere Bauern eine zufriedenstellende Arbeit, und hierdurch begann sich das anfangs oft gespannte Verhältnis zwischen Gastgeber und Flüchtling zu normalisieren.

¹ Ein zunftartiger Zusammenschluss des Bistritzer Ledergewerbes; das siebenbürgische Hautwerksleben wurde bis in die jüngste Vergangenheit sehr stark von derartigen «Einigungen» (Innungen) bestimmt.

Es kam auch diesmal anders als man dachte und plante. Die Front rückte immer näher, der Krieg ging seinem tragischen Ende entgegen. Zum zweitenmal mussten wir das Feld räumen. Einige Gebiete des Kreises mussten schon Anfang April geräumt werden. Oft verliessen die Leute ihren Wohnort nur, als der Feind in greifbarer Nähe war. Am 23. April verliessen die Kreisbehörden Nikolsburg und mit ihnen auch ich. Am nächsten Tage rückten die Russen in die Stadt ein. Knapp hinter der Front, im Artillerie-Bereich des Feindes, nahmen wir Aufenthalt, wo wir bis zur Kapitulation ausharrten und fortwährend die Evakuierung der hinter der Front liegenden Dörfer betrieben. Am 8. Mai erfolgte die Kapitulation, und was nachher geschah, war eine Flucht im wahren Sinne des Wortes, viel tragischer und nicht zu vergleichen mit der geordneten Evakuierung aus der Heimat. Wehrmacht und Flüchtlinge zogen in endlosen Kolonnen gegen Westen, alle bestrebt, die amerikanische Linie zu erreichen, um nicht in russische Gefangenschaft zu geraten. Es gab Stockungen, gegenseitige Beschimpfungen; die Ordnung hatte sich aufgelöst. Nach einigen Tagen hatten uns die Russen überholt. Die Wehrmacht musste kehrtmachen und in russische Gefangenschaft gegen. Auch ein Teil der Flüchtlinge machte kehrt, um nun nach Kriegsende in die Heimat zurückzukehren. Ich marschierte weiter nach Westen, nun zu Fuss, nachdem die Russen mir das Fahrrad abgenommen hatten. Auf der Linie Kaplitz-Freistadt erreichte ich die amerikanische Linie und marschierte von dort weiter über Passau bis nach Wartenberg, wo ich am 26. Mai ausgehungert und krank ankam. Vom 8. Mai bis zu meiner Ankunft in Wartenberg gab es ausser Kartoffel und wenig trockenem Brot nichts zu essen.

Der Bericht schliesst mit kurzen Bemerkungen zum Schicksal der Gemeindemitglieder und der eigenen Familie in den Nachkriegsjahren.

3. Sathmar.

Nr. 32

Bericht des Martin Koch aus Karol (Carei), Județ Sălaj im Sathmar-Gebiet.
Original, 20. August 1954, 5 Seiten, mschr.

Vorbereitung und Durchführung der Evakuierungsaktion im Sathmar-Gebiet.

Mit der Kapitulation Rumäniens kam unser Siedlungsgebiet in unmittelbare Gefahr. Der Weg nach dem Westen konnte durch einen Vorstoss des Feindes von südlich Grosswardein in Richtung Debrecen leicht abgeschnitten werden. Wir standen vor ungemein schwierigen Aufgaben. Unsere Schwaben sind ein schwerfälliges Bauernvolk, das fest an seinem Boden hängt. Zudem waren sie in zwei Gruppen geteilt, auf der einen Seite die Deutschbewussten mit einer verhältnismässig geringen Zahl Intellektueller als Führerschicht, auf der anderen Seite die ihrem Volkstum Entfremdeten, mit dem ganzen staatlichen Beamtenapparat und dem grössten Teil der katholischen Geistlichen auf ihrer Seite.

Der Vf. berichtet, dass ein Teil der Madjaren die Ereignisse jener Tage als Demütigung des der Madjarisierungspolitik widerstrebenden Deutschtums zunächst begrüsst habe.

Die Umsiedlertransporte der Deutschen aus Bessarabien und aus der Dobrudscha zogen im Herbst 1940 bei Grosswardein, wo wir eine Betreuungsstation errichtet hatten, durch unser Siedlungsgebiet. Diese waren noch frohen Mutes, und mancher von uns wäre gerne mit ihnen in unser deutsches Mutterland gezogen, um so vom ungarischen Terror frei zu werden. Wir ahnten zu jener Zeit noch nicht, dass dies den Anfang der Tragödie des Deutschtums im südosteuropäischen Raum bedeuten sollte. Die nächste Gruppe, die durch unser Gebiet zog, waren die Schwarzmeer- und Krimdeutschen. Mehrere Pferdegespanne blieben von ihnen in unseren Gemeinden, um ein Jahr später den Marsch nach dem Westen fortzusetzen. Die dritte Gruppe, die uns schon schwer in Anspruch nahm und uns mahnte, dass auch für uns die Zeit bald kommen sollte, waren die Siebenbürger Sachsen.

Es war Mitte September 1944 als der erste Zug mit Flüchtlingen aus Siebenbürgen in Karol ankam. Laut Befehl sollten die Siebenbürger Sachsen in unseren Gemeinden untergebracht werden, weil man einen weiteren Rückzug nicht zugeben wollte. Schwierige Verhandlungen mit den ungarischen Notären und den Bürgermeistern unserer um Karol gelegenen Gemeinden ermöglichten, die ersten Trecks unterzubringen. Mit den deutschen Kommandostellen in Karol und deren übergeordneter Stelle in Debrecen konnte die Vereinbarung getroffen werden, dass die Wehrmacht die zur Verpflegung der

Flüchtlinge erforderlichen Lebensmittel zur Verfügung stellte. Der Feind drang aber schon in Richtung Debrecen vor, und so musste der ursprüngliche Plan, die Siebenbürger Sachsen in Sathmar unterzubringen, bald aufgegeben und die Trecks weiter nach dem Westen dirigiert werden. Der Ansturm der Flüchtlinge war jetzt schon so gross, dass wir in Karol mehrere Lager errichten mussten, um sie zu sammeln. Von dort wurden sie dann per Bahn und per Anhalter weiter nach dem Westen befördert.

Die deutschen Ortskommandanturen in und um Karol gaben uns ihre Unterstützung, worunter die Feldgendarmerie die wertvollste, indem sie alle Wehrmachtsfahrzeuge, die nach dem Westen unterwegs waren, anhielt und mit Flüchtlingen belud. Inzwischen hatten wir auch schon durch die Amtswalter der Gebietsleitung aus Bistritz Verstärkung bekommen; auch kam eine Gruppe von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften der Volksdeutschen Mittelstelle, mit der Aufgabe, die Evakuierung zu unterstützen. Leider waren die «Vomi»-Leute oft schon abgestumpfte Figuren, die mehr das Leben geniessen zu müssen glaubten als sich ganz ihrer Aufgabe zu widmen.

Unter den Flüchtlingen sah man schon viel Elend und Not. Auf der Linie Sathmar–Karol und Zilah–Karol lagen ganze Eisenbahnzüge, die nicht weiterkamen, weil die Ungarn die Flucht mit allen Mitteln unterbinden wollten.

Der Vf. referiert im Folgenden die Aussagen eines Kronstädter Flüchtlings über die angeblich beobachtete Behandlung der dortigen Deutschen nach dem Abzug der deutschen Wehrmacht.

Endlich waren wir so weit, dass man die Evakuierung der Siebenbürger Sachsen, zumindest der zu Ungarn gehörigen Nordsiebenbürger, für abgeschlossen ansehen konnte. Sie hatten unser Gebiet alle verlassen. Die Gefahr für uns, vom Westen abgeschnitten zu werden, wurde immer grösser. Die Eisenbahn von Karol über Debrecen in Richtung Budapest verkehrte nicht mehr, und selbst die in Karol stationierten deutschen Einheiten begannen sich nach dem Westen abzusetzen. Die Lage spitzte sich so sehr zu, dass die Landstrasse in Richtung Budapest schon von russischen Panzern bedroht war. Der für unser Siedlungsgebiet verantwortliche Amtswalter weilte zu dieser Zeit in Budapest und kämpfte um die Evakuierungsgenehmigung. Er hielt sich schon einige Tage in Budapest auf, jede Verbindung mit ihm fehlte, so dass wir schon den Verdacht schöpften, er wäre auf der Rückreise in die Hände der Russen gefallen. Angesichts der allgemeinen Bedrohung gaben wir es auf, weiter auf die Startgenehmigung zu warten und bereiteten schon die Durchgabe des Startbefehls für den nächsten Morgen vor. Da traf der verantwortliche Mann ein. Schwer hatte er bei den deutschen Kommandodienststellen in Budapest um die Evakuierungsgenehmigung für unser Siedlungsgebiet kämpfen müssen. Wegen der moralischen Rückwirkung, die die Evakuierung auf die Ungarn auslösen musste, sah es doch nun so aus, dass auch dieses Gebiet abgeschieden war, hatte man diese so sehr ungerne bewilligt.

Die Evakuierung war insgeheim lange schon vorbereitet; jetzt gingen unsere Kuriere nach allen Richtungen mit dem Startbefehl für den sofortigen Aufbruch. Ich selbst bekam zunächst den Auftrag, unsere Familien in Sicherheit zu bringen, damit wir uns während dieser Zeit der höchsten Gefahr ganz unserer Aufgabe widmen konnten, frei von der Sorge um unsere eigene Familie. Mittels eines Lastkraftwagens, den uns der Evakuierungsstab der Volksdeutschen Mittelstelle zur Verfügung stellte, brachte ich unsere Familien bis Nagymaros, nordwestlich von Budapest, und fuhr sofort wieder nach Karol zurück. Inzwischen hatte sich die Front bei Debrecen etwas stabilisiert, und wir durften hoffen, unsere Leute, sofern sie zum Aufbruch zu bewegen waren, noch durchzubringen. Einzelne Gemeinden, wie z.B. Burlescht, Scheindorf und Kriegsdorf brachen fast vollzählig auf, mit ihrem Pfarrer und Lehrer an der Spitze; andere wieder liessen sich von der ungarischen Propaganda beeinflussen und konnten nicht zum Aufbruch bewegt werden. «Wo wollt ihr noch hin? Ein Durchkommen ist nicht mehr möglich! Wollt ihr Euch auf dem Weg über den Haufen schiessen lassen?» So und ähnlich lautete die Schlagworte, mit denen unsere Leute zurückgehalten werden sollten. Immer und überall mussten wir dabei sein, um die Sache nicht ins Stocken geraten zu lassen. Trotzdem blieben in manchen Gemeinden viele zurück. Notäre, Gendarmerie, die ungarische Geistlichkeit, ja alles, was vom ungarischen Staat mobilisiert werden konnte, bekämpfte unsere Arbeit.

Schliesslich mussten wir am 15. Oktober 1944, am Tage der ungarischen Kapitulation, den Versuch aufgeben, weitere Leute zur Flucht zu bewegen. Es sah jetzt ganz aussichtslos aus, überhaupt noch durchzukommen. So stellten wir unsere Arbeit in Karol ein und zogen unseren Leuten nach. Es hatte sich nun erwiesen, wie notwendig es war, den Aufbruch nicht weiter verzögern zu lassen. Unser grösster Treck, die Scheindorfer, die zwar sofort nach Erhalt des Startbefehls aufgebrochen waren, waren zeitweilig bloss 6 km von der Front entfernt. Westlich der Theiss wurden die Trecks auf Nebenstrassen dirigiert, um den Rückzug der militärischen Einheiten auf der Hauptstrasse nicht zu behindern. Hier stiessen wir auch wieder auf unsere Leute, wobei der Evakuierungsstab sich selbst auch auf die Treckstrasse begab. Ein diesbezüglicher Befehl hatte den LKW, auf dem ich mich befand, nicht erreicht, und als wir plötzlich die Verbindung mit den anderen verloren hatten, übernahm ich die Verantwortung für die Weiterfahrt direkt nach Budapest. In Budapest angekommen, waren die anderen Herren noch nicht da. Die Spitze der Trecks aus unserem Siedlungsgebiet hatte Budapest bereits hinter sich und befand sich auf einer inzwischen geänderten Treckstrasse. Die Verpflegungsstationen auf der neuen Treckstrasse liessen noch vieles zu wünschen übrig. Manche dieser Missstände konnten durch Vorsprache bei der zuständigen Stelle und Einsatz der Leute, die bei mir waren, beseitigt werden, ehe noch die anderen Herren in Budapest angekommen waren.

Während ich noch in Budapest weilte, kamen Flüchtlinge aus Hamroth aus unserem Siedlungsgebiet an. In ihrer Gemeinde hatten bereits die Russen gehaust, wurden dann

von den Deutschen nochmals zurückgeschlagen, worauf selbst die grössten Madjaronen¹ sofort die Flucht nach dem Westen antraten².

Als Aufnahmegebiet für unsere Leute war Westungarn bestimmt, und ich sollte ins Aufnahmegebiet reisen, um bei der Unterbringung dabei zu sein. Als ich in Ödenburg angekommen war, stellte ich aber gleich fest, dass die Treckspitze eben die deutsche (österreichische) Grenze überschritten hatte und somit der Plan aufgegeben worden war, für den ich eingesetzt werden sollte.

Mit einem anderen Herrn bekamen wir dann den Auftrag, die Treckstrasse in Richtung Budapest nochmals abzufahren. Auf der Treckstrasse fanden wir alles in Ordnung, die Vororte Budapests waren aber schon hart umkämpft, während unsere Familien immer noch in der Nähe von Budapest sich befanden. Nach Erledigung des Auftrags begaben wir uns zu unseren Familien, um auch diese in Sicherheit zu bringen. Über die Wehrmachtsdienststellen von Waitzen erhielten wir einen der letzten Eisenbahnwagen, verladen darin alles und wurden über Wien in das Lager Krummussbaum bei Melk geleitet.

Über die Volksdeutsche Mittelstelle in Wien brachten wir bald in Erfahrung, dass als Aufnahmeland für unser Siedlungsgebiet Thüringen vorgesehen war. Diejenigen, die nicht mehr weiter trecken konnten, wie auch jene, die per Anhalter geflüchtet waren, wurden schon in Budaörs bei Budapest auf die Bahn verladen, die mit den Rindviehtrecks an der Reichsgrenze, und wurden nach Thüringen geführt. Die Pferdetrecks treckten weiter. Die Spitze kam bis Passau, während der Grossteil der Trecks noch in Oberösterreich aufgelöst wurde. Der Plan, die Leute nach Thüringen zu bringen, wurde inzwischen aufgegeben, und die Leute wurden, wo sie gerade waren, in Gemeinden untergebracht, wobei nur noch Familienzusammenführungen von und nach Thüringen durchgeführt wurden.

Schliesslich kam der Zusammenbruch. Im kopflosen Durcheinander brachen die in Thüringen unterbrachten Landsleute wie auch die Gruppe in Oberösterreich links der Donau, nachdem diese Gebiete den Sowjets übergeben worden waren, auf und gingen zurück in die Heimat. Selbst Landsleute aus der amerikanischen Zone liessen sich verschiedentlich aufhetzen, ins Durcheinander bringen und mit ungarischen Transporten in

1 Als «Madjaronen» wurden zunächst die sprachlich und gesinnungsmässig madjarisierten Schwaben, später alle Gegner des «Volksbundes der Deutschen in Ungarn» bezeichnet; vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, S. 28 Ef.

2 Der Bauer F. R. aus Hamroth (Homorodul-de-Jos). Plasa Arded (Erdöd), Judeř Satu-Mare, berichtet dazu: «Am 17. Oktober 1944 zogen sich die deutschen Truppen aus Hamroth zurück. Die Russen folgten ihnen erst am 19. Oktober und besetzten die Gemeinde. Pferde, Lebensmittel und Kleider wurden beschlagnahmt. Verschiedene Personen, die bereits auf einer Liste aufgeschrieben waren, wurden gesucht, aber nicht gefunden, weil ein Teil von ihnen bereits evakuiert worden war und andere sich verstecken konnten. Der Lieblingsaufenthalt der Russen waren die Weinkeller. Besonders in der Scheindorfer Strasse wurden die Wohnungen nach Frauen und Mädchen durchsucht. Unter anderen wurde auch eine 82jährige Frau vergewaltigt. Am 20. Oktober um 10 Uhr vormittags wurde Hamroth im Gegenstoss von der deutschen Wehrmacht befreit und die deutsche Bevölkerung evakuiert. So verliess auch ich die Heimat.» (Protokollarische Aussage; Original, 7. April 1951, 1 Seite, hschr.)

die alte Heimat abschieben. Die Heimat gehörte ihnen aber nicht mehr. Das meiste, was sie noch an Wäsche usw. besaßen, hatten sie auf dem Heimweg für Lebensmittel und was sie sonst alles noch benötigten, vertauscht. In der Heimat angekommen, stellten sie gleich fest, dass hier alles enteignet war. Auf den meisten Höfen sassen schon andere Herren, und sie konnten nicht einmal ihre Häuser betreten. Die sie in der Heimat anzutreffen hofften, waren, zumindest die Arbeitsfähigen, alle nach Russland verschleppt. Die «Heim»-gekehrten befinden sich heute noch im grössten Elend. Gerne würden sie nach Deutschland zurückkommen, wenn sie hierzu die Möglichkeit hätten.

Der Bericht schliesst mit kurzen Bemerkungen zum Schicksal der Sathmarer Schwaben in Deutschland nach Kriegsende.

Nr. 33

Erlebnisbericht des Pfarrers Stefan Brendli aus Scheindorf (Sai), Plasa Arded (Erdöd), Județ, Satu-Marc im Sathmar-Gebiet.

Original, 13. April 1956, 8 Seiten, hschr., Teilabdruck.

Evakuierung der Gemeinde Scheindorf; Treck nach Altmünster in Oberösterreich.

In den einleitenden Abschnitten schildert der Vf. die zunehmende Beunruhigung der allgemeinen Lage im Sommer 1944, die sich im verstärkten Durchzug deutscher Truppen und in den Bombenangriffen auf die Stadt Sathmar bemerkbar machte.

Gegen Ende des Monats September kamen kilometerlange Wagenkolonnen durch das Dorf mit Ochsen- und Pferdegespannen. Es waren die evakuierten Sachsen aus der Gegend von Bistritz und Sächsisch-Regen. Als unsere Leute mit dem Heu, das diese für ihre Zugtiere verlangten, recht geizen konnten, prophezeiten uns die Sachsen ihr eigenes Los. Es dauerte dann auch nur mehr zwei Wochen, bis es so weit war.

Am 9. Oktober kam die Anordnung, dass Scheindorf am anderen Tag, zusammen mit der Nachbargemeinde Hamroth und anderen schwäbischen Gemeinden, evakuiert werden soll. Die Leute waren auf den Feldern, in den Weingärten und im nahen Wald, als kurz vor Mittag weinende Frauen und Mädchen aus dem Dorf in alle Richtungen liefen, um die Nachricht allen mitzuteilen. Ich kam gerade mit dem Kirchenvater auf dessen Fuhrwerk aus dem Wald, als sich uns vor dem Dorf dieses Bild bot. Im Dorf sah es aus wie bei einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Wir konnten ja schon lange mit diesem Schlag rechnen, aber jetzt, da es Wirklichkeit werden sollte, war alles fassungslos und aufs Äusserste bestürzt. Überall auf der langen Dorfstrasse waren heftige Debatten, ein Hin und Her von Überlegen und Raten. Man konnte sich dem Schicksal nicht gleich ohne Widerrede beugen.

In der Nacht auf den 10. Oktober schloss niemand in der Gemeinde seine Augen zum Schlaf. Nach Mitternacht kamen noch Leute in die Kirche zum Beichten. In der

Morgenmesse um 7 Uhr war Weinen und Schluchzen das Gebet der Gläubigen. Im Schlussgebet verabschiedete ich die Leute von Haus und Hof, von Kirche und Schule, von Acker und Weingarten, von Wiese und Wald. Danach spielte Lehrer Martin Gyetho noch lange die Orgel, es sollte ja das letzte Mal sein. Unter Tränen drückte er mir nachher die Hand. Der gute alte Messner liess einen schmerzlichen Seufzer mit den Worten: «Des ischt doch a schwere Sach.» Auch ihm rollten die Tränen über die Wangen.

Um 11 Uhr herum drängten beauftragte Soldaten zum Aufbruch. Aber niemand wollte aus dem Hof fahren, wenn auch die Ochsen-, Kuh- und Pferdegespanne zur Abfahrt bereit vor dem Hause standen. Zuletzt mussten die Soldaten drohen. Endlich fuhr der erste Wagen heraus, und die anderen kamen zögernd und noch immer überlegend nach. Man redete ihnen zu, in zwei Wochen wären sie wieder daheim, und dann würde alles schöner werden. Solche Dinge glaubte aber niemand mehr. Bei der Kirche machten sie noch ein Kreuzzeichen und hoben ihren Hut. Manche eilten noch' schnell in die Kirche, einige holten sich dabei auch Weihwasser. Allmählich leerte sich das Dorf, zuletzt fuhr ein Pferdewagen mit Kirchensachen, dem Wallfahrtskreuz und der hl. Mutter-Anna-Statue aus dem Hof.

Nun ertönten auch die Glocken vom Turm. Sie verkündeten der Welt das Unglück dieses schwäbischen Dorfes inmitten anderer Nationen. Sie klagten und weinten zusammen mit dem Volk. Dann fing es auch an, sanft zu regnen. Auch der Himmel weinte. Eine Stunde lang läutete man die Glocken. Inzwischen sah ich mit zwei Soldaten dem Zuge vom Turm aus nach. Die zwei Soldaten konnten die Tränen auch nicht zurückhalten. Die Wagenkolonne entfernte sich immer mehr vom Dorf. Aber es schien, als wenn sie immer wieder stehenblieben und sich umdrehten. Als wenn sie wieder und wieder zum letztenmal ihr Dorf, ihr Haus, ihre Äcker anschauen wollten. Wer weiss, ob sie sie nochmals sehen werden!

Nach einigen Reflexionen über die Zukunftsaussichten fährt der Vf. fort:

Ich blieb noch im Dorf zurück. Am anderen Tag verliessen auch die letzten Soldaten das Dorf. Die lange Gasse war wie ausgestorben. Paar Stunden vorher noch das grösste Gewimmel in jedem Haus und Hof, und nun plötzlich diese Totenstille. Es verwirrte einem die Sinne, es wirkte unheimlich, wie wenn ein kerngesunder Mensch plötzlich stirbt. Nach zwei Tagen fuhr ich ihnen nach und fand sie westlich von Karol. Allmählich fanden sie sich in ihrem Flüchtlingslos zurecht. Sicher trug auch das dazu bei, dass es ein herrlich-sonniger Herbsttag war.

Ich wandte mich dann noch einmal der Heimat zu. Es war gewagt, aber ich erreichte Scheindorf. Nun war auch kein Tier mehr im Dorf. Die Soldaten holten sich den Rest, indem sie alles Lebende niederschossen. Am Rande des Dorfes und im neuen rumänischen Teil blieben einige national gemischte Ehen zurück. Das Plündern der schwäbischen Bauernhäuser ging im Stillen vor sich. Auch im Pfarrhaus war die Türe schon eingebrochen¹.

¹ Über die Zustände in Scheindorf nach der Evakuierung der deutschen Bevölkerung vgl. auch Bericht Nr. 26, S. 136 f.

Am anderen Tag konnte ich nur mehr mit Mühe auf Militärfahrzeugen nach Sathmar gelangen.

Inzwischen bewegte sich der Wagentreck der Gemeinde Scheindorf langsam nach Westen voran. Sie hatten ja hauptsächlich Ochsen- und Kuhgespanne, und die Pferde mussten sich auch diesem Tempo anpassen. Über Szatmárnémeti (Sathmar), Nagykaroly (Karol), Nyirbátor, Nagykálló, Nyiregyhaza, Polgár, Poroszló, Heves, Jászberény, Rákoskeresztúr, Budapest kamen sie am 28. Oktober in Budaörs an. Den etwa 400 km langen Weg legten sie in 18 Tagen zurück. Hier konnten sie endlich erleichtert aufatmen. Bisher mussten sie immer Angst haben, dass die Front sie erreicht. Bei Poroszló tobte in 4 km Entfernung eine Schlacht, als sie da gerade durchfuhren.

In Budaörs, wo sie auch mit Landsleuten aus anderen Dörfern zusammentrafen, verbreitete sich die Nachricht, dass es über die Grenze nach Deutschland geht. Die Russen kamen nämlich unaufhaltsam näher. Zuerst dachte man noch, in Westungarn bleiben zu können. Wer wollte, konnte sich auf den Zug verladen lassen. Das taten viele, die Kühe und Ochsen eingespannt hatten. Das Gespann übernahm das Militär. Zum Trost übergab man ihnen eine Bestätigung davon. Die hier auf dem Zug sassen, kamen nach Thüringen.

Das Volk nahm von daheim so viel mit, wie es eben auf einen oder zwei Leiterwagen aufladen konnte. Manche schlachteten über Nacht noch ein Mastschwein. Besonders brachte man die Kleider und das Bettzeug auch mit. Sodann Küchengeräte, Werkzeuge, einige sogar die Nähmaschine u. a. m. Vor allem aber die nötigen Nahrungsmittel. Darin hatten sie auch keine Not, besonders auch, weil von Budaörs an vom Militär für die Flüchtlinge gut gesorgt wurde. Immer wieder kamen sie zu einer Feldküche, die sie mit warmer Speise versah und Haltbares auf die Weiterreise mitgab. Bis zur Grenze führte der Weg der Wagenkolonne über Bia, Bicske, Kisdér, Veszprémvarsány, Tót, Rábacsának, Csapód, Nagyczenk, Kôpháza und Sopron (Ödenburg). In Kôpháza mussten alle Wagen mit Rind abgegeben werden. Nur die Pferdewagen durften über die Grenze. Auch wechselten hier die Leute ihre ungarischen Pengö in deutsche Mark. Es ging nun nach Österreich.

287 Stück Rindvieh rückten mit den Leuten aus dem Dorf. Vor der Grenze gaben sie auch das letzte Stück davon aus der Hand. Die 136 Pferde behielten sie alle bis zum Endziel, das nach einer Zwischenstation in Enns bei Linz, Altmünster am Traunsee im Salzkammergut war. Von Budaörs bis Sopron mit etwa 250 km brauchten sie 13 Tage. Die 300 km bis Altmünster legten sie in weiteren 13 Tagen zurück. Die Pferdewagen kamen am 26. November in Altmünster an. Man war froh, nach anderthalb Monaten endlich richtig ausspannen zu können.

Bei der Evakuierung hatte die Gemeinde Scheindorf 945 Seelen. Davon waren 171 Personen auswärts in Arbeit. Sodann waren 115 beim Militär. Am 10. Oktober waren also 774 Seelen in der Kirchengemeinde anwesend. 692 verliessen davon gemeinsam das Dorf. 69 blieben im Ort (20 Zigeuner), 13 begaben sich in andere Ortschaften des Landes. Von den 692 Personen gingen unterwegs durch Zurückbleiben zwei verloren, 5 starben (2 Kinder).

214 kamen nach Thüringen und nach dem Zusammenbruch wieder nach Scheindörf. 471 waren also in Altmünster, wozu die unterwegs geborenen 7 Kinder noch kamen.

Der Bericht schliesst mit kurzen Angaben zum Schicksal der Scheindorfer nach Kriegsende.

Nr. 34

Erlebnisbericht des Landwirts H. E. ans Petrifeld (Petreți), Plasa Carei (Karol), Județ Sălaj im Sathmar-Gebiet.

Original, 1. März 1956, 2 Seiten, hschr.

Evakuierungs-Treck der Gemeinde Petrifeld über Nyiregyhaza-Budapest-Sankt Pölten nach Passau.

Bereits zwei Wochen vor der Evakuierung wurde unserem Volk mitgeteilt, dass wir mit einer eventuellen Evakuierung unserer Gemeinde Petri rechnen müssten. Zahlreiche Landsleute trafen Vorbereitungen, gingen aber gleichzeitig ihrer bäuerlichen Herbstarbeit nach. Am 9. Oktober 1944 kam dann der Evakuierungsbefehl, dem innerhalb von drei Stunden Folge geleistet werden sollte. Wir erwirkten aber eine Verlängerung der Abfahrtszeit, um alle Einwohner zu verständigen und uns zur Abfahrt bereit zu machen. Doch ein Teil von der Bevölkerung konnte sich nicht entschliessen, die Heimat zu verlassen; sie blieben grössten Teils in der Heimat zurück. Die anderen entschlossen sich, wenn auch schweren Herzens, die Heimat zu verlassen. Viele Volksdeutsche aus Rumänien waren durch Petri geflüchtet. Die Aussagen und Erlebnisse dieser vielen Menschen gaben uns Grund genug, die Heimat zu verlassen. Zum Abschied rief ich meine weinende Familie noch einmal in das Haus, dankten im Gebet Gott für seine Hilfe und flehten ihn an, uns auch weiter beizustehen.

Um 5 Uhr in der Früh am 10. 10. 1944 standen 130 Personen mit ihrem Pferdegespann auf der Strasse und fuhren in Richtung Karol¹. Hier wurden uns 2 deutsche Soldaten als Begleiter zugeteilt. Um 10 Uhr verliessen wir Karol und fuhren in Richtung Nyiregyhaza. Die erste Nacht auf der Flucht verbrachten wir auf einem Gutshof. Wir hatten nicht viel Ruhe, dafür aber mehr Angst, denn wir konnten das Donnern der Kanonen vernehmen. So ging es immer in Eile und Angst weiter. Erst als wir die Theiss hinter uns liessen und wir vor Budapest standen, fühlten wir uns sicherer. Hier gab es einen Rasttag. Die Frauen wuschen, nähten und pflegten die Kinder, die Männer ergänzten die Lebensmittelvorräte. Dann fuhren wir weiter nach Westungarn und Österreich. Während der Fahrt mussten wir viel Angst vor den Fliegerangriffen ausstehen. Wir hatten, Gott sei Dank, keine Menschenopfer zu beklagen. Frauen mit kleinen Kindern und ältere Leute wurden in St. Pölten vom Treck getrennt. Sie kamen nach Garsten in Österreich, der Treck fuhr weiter in Richtung Passau. Am 11. 11. 1944 trafen wir in Passau ein. Da bereits der Winter hereinbrach, blieben wir hier. Die Pferde verkauften wir über die Kreisbauernschaft. Statt des Preises erhielten wir einen Gutschein. Nach zwei Wochen trafen auch die in St. Pölten abgetrennten Familienangehörigen wohlbehalten in Passau ein.

¹ In Petrifeld wurden 1930 insgesamt 1'447 deutsche Einwohner gezählt.

4. Banat.

Nr. 35

Befragungsbericht nach Aussagen des L. F. aus Temeschburg (Timișoara), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 25. Juli 1952, 17 Seiten, mschr., Teilabdruck.

Die militärische Lage im rumänischen Banat nach dem 23. August 1944; der Versuch einer deutschen Gegenoffensive zur Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung im September 1944.

Ich erhielt von dem am 23. August 1944 erfolgten Staatsstreich in Bukarest erst am Morgen des 24. August Kenntnis, als ich mit meiner Frau von unserer vor Temeschburg gelegenen Bauernwirtschaft in die Stadt ging. Die Einfahrt in die Stadt war durch Militär gesperrt. Niemand durfte hinaus, niemand hinein. Erst der nachdrückliche Hinweis auf die Schwangerschaft meiner Frau bewirkte, dass wir durchgelassen wurden. Ich begab mich dann zur Kreisleitung Temeschburg, um hier das Nähere zu erfahren¹.

Die durch den Staatsstreich geschaffene Lage war zunächst völlig unübersichtlich. Obwohl vorausgesehen und befürchtet, hatte der Putsch unsere völkischen Dienststellen völlig überrascht. Wir versuchten mehrere Male, mit Kronstadt Verbindung zu bekommen. Der Telefonverkehr war jedoch unterbrochen bzw. kontrolliert. Eine befriedigende Funkverbindung kam ebenfalls nicht zustande. Die Standortkommandantur der deutschen Wehrmacht – diese bestand aus etwa 30 Offizieren und Soldaten – besass ebenfalls keine Weisungen und war ausserstande, in irgendeiner Weise aktiv aufzutreten. Auch hier herrschte Ratlosigkeit. Im Übrigen war der Standortälteste – sein Name ist mir entfallen – offensichtlich nur von dem Wunsche beseelt, so rasch als möglich über die Grenze abziehen zu dürfen. Er verhandelte in diesem Sinne mit dem Befehlshaber des 6. rumänischen Armeekorps (Temeschburg), General Schmidt, und erhielt auch freien Abzug. Der Abmarsch ging so überstürzt vor sich, dass zwei deutsche Soldaten, die sich von der Standortkommandantur entfernt hatten, zurückblieben und gefangengesetzt wurden. Am 25. August gab es in Temeschburg keine deutsche Standortkommandantur mehr.

General Schmidt, trotz seines deutschen Namens ein Rumäne, schien in seinen Entschlüssen zu schwanken. Noch war die Lage in Bukarest nicht entschieden. Es sah zeitweilig so aus, als würde es den deutschen Truppen in und um Bukarest unter General Gerstenberg gelingen, den Putsch niederzuschlagen. Ausserdem musste mit einer Reaktion der im jugoslawischen Banat und in Ungarn befindlichen deutschen bzw. ungarischen Streitkräfte gerechnet werden. In Werschetz lag ein Teil der «Prinz Eugen», in

¹ Der Berichterstatter war Amtsleiter der deutschen Volksgruppe im Banat.

Detta ein Bataillon des Regiments «Brandenburg». Später erschien auch die SS-Polizeidivision Schmedes an der jugoslawischen Grenze, ferner Teile der vom Balkan zurückgehenden Armee Weichs. Wir erwarteten von diesen Streitkräften rasches und erfolgreiches Handeln, ehe die erstaunlich langsam heranrückenden Sowjets zur Stelle sein würden. Aber wir sahen uns getäuscht. Die Tage vergingen, grössere Einsatzoperationen blieben aus. Lediglich von Detta aus stiessen Vorhuten des Bataillons «Brandenburg» mit drei Panzern in Richtung Temeschburg vor. Sie gelangten auch bis zur Gemeinde Schag und über diese hinaus bis auf 7 km vor Temeschburg, wurden hier aber von rumänischer Pak gestellt. Ein deutscher Panzer blieb abgeschossen liegen, die beiden anderen zogen sich zurück. Ähnlich verliefen kleine Aktionen verstreuter deutscher Einheiten im Grenzraum. Sie erwiesen zumindest, dass einerseits die Rumänen zahlenmässig schwach vertreten waren, andererseits aber, dass man mit Widerstand zu rechnen hatte. Wir waren indessen überzeugt, dass ein einigermaßen massives deutsches Eingreifen durchaus Aussicht auf Erfolg haben musste, und wir waren ferner überzeugt, dass in einem soldien Falle die rumänischen Truppen, wenn man sie mit einer kraftvollen Aktion beeindruckte, die Waffen strecken bzw. sich auf die deutsche Seite schlagen würden.

Ich verliess Temeschburg am 26. August und begab mich nach Lovrin, wo ich mich mehrere Tage lang versteckt hielt, um das Weitere abzuwarten. Meine Frau liess ich nachkommen. Die Stimmung in Lovrin und in den Gemeinden meines Kreises war züversichtlich. Selbständige Fluchtversuche über die Grenze fanden nur vereinzelt statt. Die deutsche Bevölkerung rechnete nach wie vor mit einem deutschen Einsatz und war überzeugt, dass das Banat befreit werden würde. Am 26. August hatte die Polizei begonnen, die leitenden Amtswalter der Volksgruppe zu verhaften. Ich bekam in den ersten Septembertagen Verbindung nach Kikinda¹, wo der Stabsleiter der Volksgruppe, Andreas Rührig, im Begriffe war, eine Kampfgruppe aufzubauen. Seiner Weisung entsprechend schlug ich mich nach Kikinda durch und stellte mich zur Verfügung.

Rührig, der die letzten Monate als Stabsleiter der deutschen Volksgruppe in Kroatien fungiert hatte – Volksgruppenführer Schmidt hatte ihn nach seinem abgeleisteten Fronteinsatz dorthin abkommandiert – trug sich mit dem Plan, einen Vorstoss nach Rumänien hinein durchzuführen und alle erreichbaren Teile der Volksgruppe herauszuholen. Zu diesem Zwecke hatte er sofort nach dem rumänischen Staatsstreich im Einvernehmen mit dem ehemaligen Geschäftsführer der Volksdeutschen Mittelstelle Berlin und damaligen Polizeichef von Belgrad, SS-Gruppenführer Behrens, in Kikinda die Arbeit aufgenommen. Die von ihm überstürzt aufgebaute «Kampfgruppe Behrens» setzte sich aus etwa 100 Jugoslawiendeutschen, 160 geflüchteten Rumäniendeutschen, 130 rumänischen Legionären und etwa 300 Mann der Polizeitruppe Belgrad zusammen. Sie stand unter dem Befehl des Gruppenführers Behrens, der sie allerdings von weit her aus der Etappe dirigierte und dadurch mit den Realitäten einige Male in Kollision geriet. ... Die Truppe selbst bestand zum grössten Teil aus jungen, unerfahrenen Elementen. Le-

1 im serbischen Banat.

diglich die Polizeieinheit aus Belgrad und der als militärischer Fachmann fungierende SS-Obersturmführer Hans Schmidt, ein ausgezeichneter Soldat, besaßen die notwendige Ausbildung und Erfahrung. Die rumänischen Legionäre (Eiserne Garde) kamen aus Belgrad und Wien. Sie standen unter dem Befehl des Professors V.¹ Trotz der Mängel an Ausbildung, Erfahrung und Bewaffnung besaß die Kampfgruppe einen grossen Vorzug. Sie brannte darauf, ins rumänische Banat hineinzustossen und die eingeschlossene deutsche Bevölkerung herauszuschlagen.

Schon bevor der Vorstoss einsetzte, war unsererseits alles unternommen worden, die schwäbische Bevölkerung der grenznahen Gemeinden herauszuschleusen. So hatten wir u.a. mit Hilfe einer uns zur Verfügung gestellten grösseren Geldsumme die rumänischen Grenzer bestochen und sie bewegen, flüchtende Deutsche herauszulassen. Auf diese Weise wurden rund 400 Bauern mit ihren Familien aus Marienfeld und Gertianosch über die Grenze gebracht. Der Übergang erfolgte nachts zu Fuss in der Zeit zwischen dem 26. August und dem 8. September und unter Führung gekaufter rumänischer Grenzsoldaten und Offiziere. Die 400 also herausgeschmuggelten Schwaben haben dann auch glücklich Wien erreicht.

Der Operationsplan unserer «Kampfgruppe Behrens» sah den Vorstoss in Richtung Temeschburg über Kleinbetschkerek vor. Gleichzeitig ging die SS-Polizeidivision Schmedes südlich von uns vor. Das Bataillon «Brandenburg» und Teile der Armee von Weiche (letztere donauabwärts in Richtung Orschowa-Herkulesbad) operierten ebenfalls mit dem Ziel, so weit als möglich auf rumänisches Gebiet vorzustossen. Nördlich der «Kampfgruppe Behrens», und zwar von Szegedin aus, wurde ein ungarisches Regiment angesetzt. Ich persönlich hegte zwar Zweifel hinsichtlich eines Erfolges, und ich war mit diesen Zweifeln nicht allein, aber ich hoffte zusammen mit meinen Kameraden, dass es uns trotz aller Unzulänglichkeiten und Mängel wenigstens gelingen möge, so viele Volksgenossen als möglich herauszuhauen. Nach unseren Berechnungen musste es möglich sein, zumindest 80'000 Schwaben zu evakuieren. Dass dies dann nicht gelang – es wurden nur rund 36'000 gerettet –, ist auf unsere militärische Schwäche, auf das Eingreifen der Russen, zum grossen Teil aber auch auf die Unfähigkeit der Vertreter der Volksdeutschen Mittelstelle, denen die Organisation der Evakuierungsmassnahmen oblag, zurückzuführen. Es herrschte diesbezüglich ein entsetzliches Durcheinander, so wie überhaupt die gesamte Aktion den Charakter einer schlecht vorbereiteten und schlecht durchgeführten Improvisation trug. ..

Der Vorstoss begann am 8. September². Wir kamen anfänglich gut voran und erreichten in wenigen Tagen den Raum von Temeschburg. Die nördlich von uns operierenden Ungarn rückten ebenfalls vor. Wegen der Evakuierung der von uns überrollten

1 Prof. V. hat selbst eine Schilderung der Ereignisse im Zusammenhang mit dem Versuch zur Rückeroberung des Banats gegeben, die die Angaben dieses Berichtes in allen wesentlichen Punkten bestätigt. (Dokumentensammlung: Befragungsbericht; 4. April 1953, 7 Seiten, mschr.)

2 Der angegebene Zeitpunkt erscheint auf Grund eines Vergleichs mit anderen Unterlagen und Berichten zu früh. Der Angriff der 4. SS-Polizei-Division, dem sich die «Kampfgruppe Behrens» anschloss, begann erst am 14./15. September.

schwäbischen Gemeinden kam es jedoch zu Missstimmigkeiten. Entgegen dem ursprünglichen Plan, die deutsche Bevölkerung sofort abzutransportieren, kam ein von Himmler erteilter, angeblich von Hitler stammender Befehl, die Räumung zu stoppen. Offenbar unter dem Eindruck unserer Anfangserfolge schien man in Berlin zu glauben, dass die Lage im Banat oder gar in Rumänien soweit stabilisiert sei, dass sich eine Evakuierung erübrige. Es könnte indessen auch sein, dass andere Gründe den Stoppbefehl auslösten. Als unser Vormarsch ins Stochen geriet, weil die Russen auf dem Plan erschienen, wurde die Evakuierung wieder freigegeben, allerdings mit der Einschränkung, dass nur Frauen und Kinder fortzuschaffen seien; die wehrfähigen Männer sollten, so wurde angeordnet, an Ort und Stelle verbleiben und einen «Heimatschutz» bilden. Diese Anordnung zeigte uns, welche irrealen Vorstellungen man sich höheren Orte» machte. Die Aufstellung des «Heimatschutzes» unterblieb denn auch; Männer, Frauen und Kinder setzten sich, soweit sie dazu in der Lage waren, westwärts in Bewegung. Als ein Sturmabteilungsführer der Division Schmedes, namens Lang, bei mir erschien und mir erklärte, dass der gewonnene Raum gegen die uns gegenüberstehenden acht russischen Divisionen unmöglich zu halten sei, kamen wir überein, die Evakuierung in vollem Umfange abrollen zu lassen.

Unser Vorstoss hatte, wie erwähnt, gute Anfangserfolge erzielt. Wir nahmen unterwegs nach Temeschburg ca. 600 rumänische Offiziere und Soldaten gefangen. Eine ernstliche rumänische Abwehr war kaum festzustellen. Schon glaubten wir, Temeschburg einnehmen zu können, als die ersten russischen Truppen in überlegener Stärke auftauchten und uns den Weg verlegten. Gruppenführer Behrens hatte sich auf Grund unserer Meldungen, dass wir dicht vor Temeschburg stünden, beeilt, die Einnahme der Stadt nach oben zu melden. Er erhielt dafür das Ritterkreuz. Der Obersturmführer Hans Schmidt wurde mit dem EK I ausgezeichnet. Leider war die Funkmeldung Behrens' an Himmler von der Einnahme Temeschburg» verfrüht. Wir mussten in Sichtweite der Stadt in die Verteidigung gehen und uns schliesslich zurückziehen.

Unsere Lage drohte zur Katastrophe auszuarten, als die Ungarn sich nördlich von uns ohne vorherige Mitteilung zurückzogen, um ihren bei Világos von den Russen geschlagenen Streitkräften Hilfe zu bringen. Der Abmarsch der Ungarn erfolgte nachts. Am nächsten Morgen – ich glaube, es war um den 20. September herum – gähnte nördlich von uns ein weites Loch, in das die Russen hineinstiessen und uns umfassend bedrohten. Wir mussten uns beschleunigt absetzen... Wir kämpften uns so Schritt um Schritt zurück. Unsere Erbitterung über die Ungarn war beträchtlich. Andererseits war auch die Erbitterung der Ungarn gross, da sie glaubten, von uns lediglich zu dem Zweck in ein Abenteuer gehetzt worden zu sein, unsere schwäbischen Volksgenossen zu retten. Die ungarischen Truppen evakuierten daher nicht nur keine Ortschaft, sondern sie forderten unsere Bauern auf, an Ort und Stelle zu bleiben. Das Durcheinander der Befehle, die unübersichtliche Lage und das verworrene Hin und Her der Kampfhandlungen veranlassten viele deut-

sche Bauern, lieber in ihren Dörfern zu bleiben als die Ungewissheit der Flucht auf sich zu nehmen. Hinzu kam die unzulängliche und nur in einigen Abschnitten funktionierende Organisation der Räumungsmassnahmen.

Die Division Schmedes südlich von uns hatte bei ihrem Vorstoss ebenfalls mehrere rein deutsche und gemischtsprachige Ortschaften besetzt. Hier gelang es, eine grosse Anzahl von deutschen Bauern z.T. mit ihrer beweglichen Habe in Sicherheit zu bringen. Der Vorstoss blieb dann, als die Russen erschienen, stecken und verwandelte sich in einen schrittweisen Rückzug in Richtung Szegedin.

Es folgen ergänzende Einzelangaben.

Der Gesamtversuch, nach Rumänien hineinzustossen und die Entscheidung hier zu beeinflussen, endete jedenfalls mit einem Misserfolg. Viel zu spät unternommen, scheiterte er an der massiven und turmhoch überlegenen Zahl der Russen... Ende September bestand keinerlei Hoffnung mehr, die Niederlage in Rumänien wettzumachen.

Es folgt eine Übersicht über die militärischen Operationen.

Ich habe schon darauf verwiesen, dass der ursprüngliche umfassende Evakuierungsplan, während unser Vorstoss lief, von Berlin aus gestoppt und dann mit Einschränkungen wieder in Gang gesetzt wurde. Unsere Kampfgruppe und die Division Schmedes besetzten bzw. durchzogen im Verlaufe der Kampfhandlungen ein Gebiet, aus dem tatsächlich etwa 80'000 Deutsche hätten herausgeholt werden können; das Durcheinander der Befehle und die Fehlorganisationen bewirkten dann, dass nur 36'000 evakuiert wurden. Unsere Kampfgruppe evakuierte folgende mir in Erinnerung gebliebene Gemeinden ganz oder teilweise: Hatzfeld, Lovrin, Lenuheim, Grossjetscha, Gertianosch, Triebswetter, Ostern, Grabatz und Tschanad. Der Abtransport der Evakuierten erfolgte teils mit Eisenbahnzügen über Hatzfeld, teils in Trecks. Die Flüchtlinge wurden zunächst nach Szegedin geschleust, später von dort nach Westen in Marsch gesetzt.

Die von der Division Schmedes evakuierten Ortschaften waren: Ulmbach (hier hatte Schmedes sein Hauptquartier), Johannsfeld, Giulváz, Neuburg, Aurelhausen, Sackelhausen, Tschene, Beregsäul, Deutsch-St. Michael u. a» Der Abtransport dieser Gemeinden erfolgte grösstenteils mit Trecks und durch den jugoslawischen Raum hindurch. Unterwegs wurden verschiedene Transporte von serbischen Partisanen überfallen, so z.B. die Bevölkerung von Ulmbach, deren Evakuierung vorbildlich durchgeführt worden war. Soweit ich unterrichtet bin, wurden die Ulmbacher von den Partisanen ausgeplündert und in ihr Dorf zurückgejagt. Welche Verluste sie dabei hatten, weiss ich nicht¹. Die Division Schmedes war jedenfalls nach Kräften bemüht, so viele Deutsche als nur möglich mitzunehmen.

Auch die von der Division Schmedes Evakuierten wurden, nachdem sie den jugoslawischen Raum durchzogen hatten, zur Szegediner Sammelstelle geleitet und von hier aus westwärts geschafft. Bis auf einen Eisenbahntransportzug kamen alle nach Österreich durch. Die in Trecks beförderten Flüchtlinge gingen bei Kiskunfelegyháza über die Donau, wobei es zu einer Verstopfung der Übergangsstelle kam, da auch zurückgehende

¹ vgl. Bericht Nr. 44, S. 217 ff.

Truppen sie benutzten. Hier und auch an anderen Orten blieb viel Hab und Gut liegen. Im Allgemeinen verlief die Evakuierung ohne grössere personelle Verluste. In Ödenburg wurden die Flüchtlinge gesammelt. Hier hatte die NSV der Volksgruppe eine Betreuungsstelle eingerichtet. Der Aufenthalt dauerte länger als vorgesehen, weil der Einreise nach Deutschland Schwierigkeiten gegenüberstanden. So lehnte der Gauleiter Eigruher die Aufnahme der Flüchtlinge so lange ab, bis es gelang, ihn mit Hilfe massiver Lebensmittellieferungen umzustimmen. Die Verteilung der Flüchtlinge erfolgte von Wien aus. Der grösste Teil blieb in Österreich, kleinere Teile wurden nach Deutschland und vor allem nach Schlesien eingewiesen. Die letzteren Gruppen mussten dann, als die sowjetische Front näherrückte, noch einmal zur Wanderung aufbrechen.

Weitere Abschnitte des Berichts behandeln die Situation der nach Budapest verlagerten Volksgruppenführung und die von ihr inszenierten Sabotageaktionen im rumänischen Hinterland,

Nr. 36

Befragungsbericht nach Aussagen des B. R. aus Perjamusch (Periam), Plasa Periam, Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 22. August 1952, 5 Seiten, mschr., Teilabdruck.

Die Verhaftungsaktion der rumänischen Behörden gegen führende Persönlichkeiten der deutschen Volksgruppe im Banat nach dem 23. August 1944; Überführung der Internierten in das Lager Târgu-Jiu.

Der Berichtersteller schildert zunächst die bedrohliche Lage der Volksdeutschen und insbesondere der in Perjamusch im Lazarett befindlichen deutschen Soldaten nach dem rumänischen Frontwechsel vom 23. August 1944 und fährt dann fort:

Einige Tage nach der rumänischen Kapitulation liess mich der Gendarmeriepostenführer D. herausrufen¹. Er sagte mir, ich möchte doch auf einen Augenblick auf seine Dienststelle kommen, wo er mir eine wichtige Mitteilung zu übergeben habe. Ich habe gleich Verdacht geschöpft und meinem Mitarbeiter L. mitgeteilt, dass ich jetzt zur Gendarmerie gehe. Sollte ich in 10 Minuten nicht zurück sein, so darf niemand mehr einer Gendarmerie-Vorladung folgen.

Vor der Gendarmerie-Kaserne stand ein Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, was sonst nicht üblich war. Auf der Dienststelle empfing mich Gendarmeriewachtmeister P., der mich mit Händedruck begrüsst. «Wir sind in einer gefährlichen Situation. Wir befinden uns in den Händen der Kommunisten.» Ich antwortete: «Das wird wohl nicht das Traurigste sein. Die Lage wird sich wohl noch zu unseren Gunsten ändern.» P.: «Das Traurigste ist, dass ich Sie verhaften muss.» Ich: «Warum?» Er: «Heute Nacht

1 Der Berichtersteller war Genossenschaftsvorsteher und Ortsgruppenleiter der Deutschen Volksgruppe in Perjamusch.

habe ich telephonisch Befehl erhalten, in meinem Bezirk in jeder deutschen Gemeinde drei führende deutsche Persönlichkeiten festzunehmen.» Inzwischen verliessen die Soldaten truppweise Perjamosch¹. Er: «Ich werde Sie bei der Gendarmerie-Legion unterstützen. Wenn die Deutschen wiederkommen, sollen Sie uns auch helfen.» Er hat mir ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Er verständigte meine Frau, die mir Essen brachte. Kurz darauf wurde auch Lehrer H. in meine Stube geführt. H. beteuerte D., er möge ihn freilassen, da er keine Funktion ausübte.

Gegen 16 Uhr sagte uns D., wir würden nach Temeschburg eingeliefert. Schmitz² rief laut: «Leut', seht ihr, den R. und H. führen sie schon ab!» Ich: «Nach uns kommt ihr ran.» Wir wurden von 2 Posten abgeführt. Auf Intervention des Rumänen S. bat mich der Bahnhofsvorsteher, ich möge mich doch in sein Büro begeben, um mich nicht den Blicken der Umstehenden preiszugeben.

Der Zug war überfüllt. Der Posten wollte uns in der I. Klasse unterbringen, jedoch setzte uns der Zugschaffner in Billed ab. Darauf bat uns der Posten, wir möchten selbst die Karten lösen. Wir taten es. Mit dem nächsten Zug fuhren wir mit. Im Zug traf ich noch andere Geiseln an: die Ortsgruppenführer von Lovrin (W.) und von Alexanderhausen.

In Temeschburg wurden wir zur Legion geführt. W. wurde sofort entlassen. Der Offizier vom Dienst sagte, er werde persönlich in Perjamosch über unser Betragen Erkundigungen einziehen. Hier blieben wir drei Tage. Darauf wurden wir in die Hunyadi-Kaserne geführt. Dort traf ich etwa 60 Personen an: *Der Berichterstatter nennt mehrere Namen, darunter den des Kreisleiters von Temeschburg, S. K.*

Hier wurden wir nicht vernommen. In Temeschburg habe ich gesehen, dass man deutsche Soldaten entwaffnet hatte. Hier lagen wir eine Woche.

K. hat unter den Geiseln einen vertrauten Kreis gebildet. Ihm wurden geheime Flugblätter von General der Waffen-SS Phleps und Volksgruppenführer Schmidt zugeleitet. K. sagte mir, er sei deshalb nicht geflohen, damit man nicht andere an unserer Stelle verhaftete. K. teilte uns mit, dass wir in ein Lager kommen. Sollte es aber über Lugosch hinausgehen, so würden wir das Zugpersonal überfallen, um uns zu befreien. Viele der Geiseln waren ängstlich und widersprachen. K. sagte: «Es geht auf Leben und Tod.» Wenn einer nicht mitmachen wollte, so schade es seiner und der Freiheit seiner Kameraden.

Nach einer Woche, abends 22 Uhr, wurden wir einwaggoniert. Die Fahrt ging nach Craiova. In Hermannstadt flohen K. und Ing. G. und andere (14 Personen) durch den Mut von K. Ich war leider nicht in seinem Waggon. In Craiova kamen wir nach Târgu-Jiu in das ehemalige Konzentrationslager für Kommunisten, die bereits befreit waren. Wir waren die ersten «faschistischen» Gäste. Neben uns waren noch einige Madjaren

1 Die meisten Verwundeten des in Perjamosch befindlichen deutschen Lazarets konnten durch rechtzeitige Evakuierung der Internierung durch rumänische Behörden entgehen.

2 Schmitz war ein ortsansässiger deutscher Bauer, der mit den Kommunisten sympathisierte.

drin. Hier wurden wir nicht schlecht behandelt. Die Verpflegung haben wir uns selbst bezahlt.

Nach einer Woche kam eine Gruppe aus der Arader Gegend (Kreisleiter T. usw.). Nachher kamen auch die reichsdeutschen Internierten (Gesandtschaftspersonal).

Hier haben wir die ersten Russen gesehen. Ein Oberleutnant der Wache hat seine Tochter in unser Lager gesteckt, damit sie von den Russen nicht vergewaltigt werde. Ein russischer Offizier kam mal ins Lager und suchte Andreas Schmidt. Aus Siebenbürgen waren im Lager Kreisleiter H. u. a. Das Lager ging vorerst nicht in russische Verwaltung über.

Erst nach Neujahr 1945 hat man mit der genaueren Karteierfassung begonnen. Bis zum Jahrgang 1899 wurden wir alle in eine abgetrennte Baracke gebracht. Hier wurden wir strengstens bewacht. Kurz darauf wurden wir in Waggons verladen. Das Zugbegleitpersonal war bereits russisch. Am 13. Januar 1945 fuhren wir, über 2'000 Reichs- und Volksdeutsche, nach Jassy. Bei der Übernahme war den Russen nicht der Name, sondern die Zahl wichtig. Als einer weglief, hat der russische Kommandant einen rumänischen Soldaten in den Wagen gesteckt. In Jassy traf ich Jugoslawiendeutsche und einige Landsleute, die nach Russland verschleppt wurden.

Am 2. Februar wurden wir, Reichs- und Volksdeutsche gemischt, in russischen Waggons nach Kriwoi-Rog einwaggoniert.

Nr. 37

Befragungsbericht nach Aussagen des B. N. aus Reschitza (Reșița), Județ Caraș (Karasch) im Banat.

Original, 3. Februar 1953, 6 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Entwicklung in Reschitza und Steierdorf-Anina nach dem 23. August 1944; Besetzung Steierdorfs durch deutsche Truppen und Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung; Transport nach West-Ungarn und weiter nach Deutschland.

Der Vf. befasst sich zunächst eingehend mit der allgemeinen Lage, insbesondere mit der politischen Einstellung der vorwiegend in der Metallindustrie beschäftigten deutschen Bevölkerung von Reschitza, wobei er erwähnt, dass sich in der sozialdemokratisch gesinnten deutschen Arbeiterschaft auch eine kommunistische Zelle gebildet hatte.

Am Morgen nach der rumänischen Kapitulation (24. August 1944) fuhr ich mit einem Personenkraftwagen aus Steierdorf, wo ich mein Wohnhaus hatte, nach Reschitza. Das Leben spielte sich noch normal ab. Am Vormittag gegen 9 Uhr erschien ein deutscher Flieger über der Stadt. Die rumänische Polizei hat den Befehl gegeben, die Bevölkerung solle unverzüglich die Luftschutzkeller aufsuchen. Wir Deutschen fanden die Massnahme lächerlich, aber der Polizeichef, ein Rumäne, sagte: «Wenn die Deutschen nicht in die Luftschutzkeller wollen, dann wird auf sie geschossen.» Ich ahnte etwas Böses. Mein Fahrer kam ins Büro und sagte, es dürfe kein Deutscher mehr die Stadt

verlassen. Rumänien habe kapituliert. Die «Siguranța» (rumänische Polizei) hat mir aber doch die Erlaubnis gegeben. Als ich nach Hause kam (nach Steierdorf), erfuhr ich, dass durch Trommelschlag bekanntgegeben worden war, dass Radiogeräte und Fahrräder abzugeben seien. Am Nachmittag wurden bereits der Ortsgruppenleiter Karl Sch. und andere politisch führende Persönlichkeiten der Volksgruppe verhaftet und im Gasthaus Frank in Anina eingesperrt. Die verhafteten Deutschen, etwa 23 Personen, kamen nach einigen Tagen nach Craiova und wurden von dort aus nach Russland geschleppt.

Ich lieferte am nächsten Morgen meinen Apparat bei der Gendarmerie ab, konnte aber feststellen, dass Leute sogar ihre Nähmaschinen abliefern wollten, weil sie unter Maschinen auch Nähmaschinen verstanden haben. Die Bekanntmachung lautete: «Alle Maschinen sind abzuliefern.» Die rumänischen Flaksoldaten, die auf den deutschen Flieger nicht geschossen hatten, wurden ebenfalls verhaftet.

Bis zum 14. September ereignete sich nichts Besonderes. Man konnte nicht mehr nach Reschitza. Die Stadt war vom Militär gesperrt. In die Nachbarortschaften wie Anina konnte man ohne Erlaubnis gehen. Anfang September 1944 wurde von der Gendarmerie bekanntgegeben, man möge die Russen, wenn sie erscheinen sollten, mit Blumen empfangen und sie herzlichst begrüßen. Das Gemeindeamt wurde von einem Rumänen kommissarisch geleitet. Die Gewalt wurde allein von der Gendarmerie ausgeübt.

Am 14. September 1944 zog eine lange rumänische Kolonne durch die Gemeinde. Die rumänischen Behörden verliessen die Präfekturstadt Orawitza und zogen ins Gebirge. Ich hörte, als ein rumänischer Oberst auf die Frage, was denn eigentlich los sei, antwortete: «Die Deutschen haben die Grenzen überschritten und stehen vor Orawitza.»

Am nächsten Tage (15. September 1944) kam es am Vormittag zu einem kleinen Feuergefecht, und die Rumänen zogen sich zurück. (Anschliessend wurde der Ort von deutschen Truppen unter einem Major besetzt.) Die kämpfenden rumänischen Soldaten wurden von uns nett bewirtet. Einer erklärte mir, es sei doch töricht, dass die rumänische Armee gegen die Deutschen kämpfe, wo doch die beiden Völker verbündet gewesen wären und soviel Gemeinsames gegen den Kommunismus geleistet hätten. Die rumänische Armee hatte bei den Kämpfen zwei Tote zu beklagen, die entgegen dem Befehl des deutschen Majors, der die bejubelten deutschen Soldaten befehligte, von der deutschen Bevölkerung beerdigt wurden.

Am Abend liess der Major in den einzelnen Strassen des Ortes bekanntgeben, dass sich die deutsche Bevölkerung auf eine dreitägige Evakuierung nach Jugoslawien vorbereiten solle. Der Abtransport werde am nächsten Morgen (16. September 1944) 8 Uhr erfolgen. Er werde bei Widersprüchen Zwang anwenden. Wir trafen zu befohlener Zeit beim Abfahrtsort, der Kirche am Marktplatz, ein. Bis zum Abend des 16. September wurden etwa 4'000 Personen auf Lastkraftwagen nach Orawitza gefahren. Etwa 2'500 Personen legten die Strecke zu Fuss zurück. Zurück blieben in Steierdorf-Anina etwa einige Hundert Menschen.

Aus Orawitza wurden wir am nächsten Tage nach Alibunar im jugoslawischen Banat gefahren. Von Werschetz wurden wir in verschiedene, zum Teil offene Güterwagen

nach Ungarn verladen und wurden auf einige Ortschaften des Veszprémer Komitats verteilt. Es hiess hier noch immer, dass wir in Bälde nach Hause kämen.

Aber nach 14 Tagen wurden wir einwaggoniert und nach Deutschland gebracht. Der Transport von der ungarischen Grenze an war gemischt, es befanden sich unter uns sogar russische Emigranten.

Auf dem Transport hatten wir Steierdorfer meines Erachtens 20 bis 25 Tote zu beklagen. Ich glaube, ich war der einzige Reschitzer Deutsche, der im September 1944 die Stadt hat verlassen können.

Nr. 38

Erlebnisbericht der Frau Berta Ludwig aus Temeschburg (Timișoara), Jade; Timiș-Torontal im Banat.

Original, 15. Juni 1956, 17 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Ereignisse nach der rumänischen Kapitulation in Gertianosch; Vorstoss deutscher Truppen und Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Gertianosch; Treck bis Rudolfsgnad im serbischen Banat, dann weiter durch West-Ungarn nach Niederösterreich.

Die Vfn. berichtet zunächst, dass sie – selbst gebürtige Siebenbürgerin, doch mit einem Banater Deutschen verheiratet – auf Grund der zunehmenden Fliegerangriffe auf Temeschburg schon im Juni 1944 zu Bekannten, einem Militärkameraden ihres Bruders, nach Gertianosch gezogen sei, wo sie und ihre Schwester mit ihren fünf Kindern freundliche Aufnahme fanden. Die Gemeinde Gertianosch habe damals 3'000, zumeist schwäbische (deutsche) Einwohner gehabt.

Hier in Gertianosch erlebten wir den 23. August 1944. Die Kunde von der rumänischen Kapitulation lief am Abend des 23. August durch die ganze Gemeinde, bewirkte allgemeine Bestürzung und im ersten Augenblick panischen Schrecken. Den führenden deutschen Männern drohte Verhaftung, einige glaubten, sich sofort verstecken zu müssen und verliessen im Morgengrauen des 24. August das Dorf. Sie hielten sich in den folgenden Tagen in den Feldern verborgen, wohin ihnen die Angehörigen heimlich das Essen brachten. Kein einziger konnte daher von den rumänischen Behörden dingfest gemacht werden.

Jeder Einzelne versuchte sein bewegliches Hab und Gut auf eine Weise zu schützen und zu verstecken, noch vor dem Einmarsch der Russenarmee. In geschützten, unscheinbaren Hausecken wurden besonders wichtige Dinge eingemauert, um sie womöglich nachher wieder herauszuholen, weil man für sie ein besseres Versteck entdeckte. Geschirr, sogar Bettsachen und Kleider wurden in Kisten im Garten vergraben und die neu aufgeworfene Erde mit einem Misthaufen getarnt. Es wurden Verstecke im Kamin und unter dem Bretterboden des Dachbodens ausfindig gemacht, und der Radioapparat wurde im Backofen hinter Stroh verborgen. Selbst Lebensmittel versuchte man sich für eine vorübergehende Notzeit zu sichern, denn an eine Flucht dachte man da noch nicht.

Nach dem ersten Schrecken, in dem man oft kopflos hin und her seine Habseligkeiten verstaute, befahl es uns dann nachher wie eine fürchterliche Lähmung. Die sonst so emsigen Leute fingen keine neue Arbeit mehr an, standen herum und berieten. Einige Tage hindurch lebten wir zwischen Hangen und Bangen und wussten nicht, was nun mit uns geschehen werde. Wir waren auf das Schrecklichste gefasst. Da liess die Gendarmerie austrommeln, dass alle Fahrräder abgeliefert werden müssten. Sie wurden von Haus zu Haus eingesammelt und auf einen grossen Streifwagen mit Gummirädern einfach draufgeworfen. Mancher stand in machtloser Wut dabei, weil man mit seinem bisher gepflegten Hab und Gut so umging. Auch ging manchmal zweimal am Tag der Gendarmeriediener mit seiner Trommel durch das Dorf, und man wartete mit Bangen, was der neue Trommelwirbel einem an Unannehmlichkeiten und Schrecken bringen wird. So kamen Waffen, Nähmaschinen, Rundfunkempfänger u.a. zur Abgabe. Ausserdem mussten wir Deutschen aus Temeschburg uns bei unserem zuständigen Polizeikommissariat in Temeschburg in alphabetischer Reihenfolge melden, um einen Schein entgegenzunehmen, der uns als rumänische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit legitimierte. Ferner stand darauf, dass wir uns binnen zwei Stunden zu melden hätten, falls wir aufgefordert würden. So musste ich mich einige Male bei der Gendarmerie in Gertianosch melden. Weshalb und warum, war eigentlich nicht festzustellen. Die Gendarmerie verhielt sich im Allgemeinen korrekt; mir ist kein Fall von Misshandlungen bekannt. Lediglich ein «Kommissar», von dem man behauptete, er sei ein Russe, gebärdete sich gehässig und machte Anspielungen auf unsere Männer, die – wie bekannt – zur Waffen-SS eingezogen waren.

Im Übrigen nahm das Leben in der Stadt seinen gewohnten Lauf. Die Deutschen zogen sich mit ihrer Furcht vor dem Kommenden in ihre Wohnungen zurück, und auf den Strassen pulsierte das fremde Leben. Es lag nicht der Alldruck über dem Ort, wie in der fast rein deutschen Gemeinde Gertianosch, wo man über die Lage der Dinge auf der offenen Strasse sprach. Einige waren sogar der Ansicht, dass man in der Stadt geschützter sei beim Einbruch der Russenarmee als auf dem deutschen Dorf, und so waren wir im Zweifel, was wir tun sollten.

In den Strassen der Stadt sowie auf der Eisenbahn war man, gegen seine sonstigen Gewohnheiten, gezwungen, möglichst schäbig und unauffällig zu erscheinen, um nicht als Deutsche sofort erkannt und von fremden Elementen angepöbelt zu werden. Als ich das letzte Mal in Temeschburg war, um nach unserem Haus und meinen zum Teil eingemauerten Sachen zu sehen, erklärte mir mein ungarisches Dienstmädchen (die schwäbischen Mädchen mussten nach dem ersten Fliegerangriff auf Temeschburg fast ausnahmslos nach Hause), was sie sich mit ihren Freunden alles holen wird, wenn mal die Russen da sein werden. Ich erlebte es nicht, denn ich entliess sie rasch, schon aus Angst vor ihren Pöbelfreunden. Auch kam ich nicht mehr in die Stadt hinein, denn je näher die Russen heranrückten, umso schwerer war es, mit den selten und unregelmässig fahrenden Zügen mitzukommen. Knapp vor unserer Flucht war das Fahren ganz eingestellt worden.

In der Nähe von Temeschburg befand sich ein Lager mit etwa 2'000 gefangenen

Russen. Diese wurden nach der Kapitulation freigelassen und streiften in der Gegend umher und belästigten mit Vorliebe jüngere weibliche Wesen. Die Gendarmerie verhielt sich in solchen Fällen reserviert und griff nur selten durch. Andererseits war zu beobachten, dass die rumänischen Behörden sich gegenüber der deutschen Bevölkerung korrekter verhielten, weil sie offenbar mit der Möglichkeit eines deutschen Vorstosses nach Rumänien rechneten. Ein Rumäne verbreitete die Kunde, dass am 12. September die Rote Armee bereits in Siebenbürgen eingedrungen sei und sich im Anmarsch auf uns befinde. Derselbe Rumäne erzählte auch, dass im serbischen Banat und an der Grenze gegen Ungarn deutsche Truppen im Aufmarsch begriffen seien und möglicherweise noch vor den Russen da sein würden. Diese Nachricht gab uns wieder neue Hoffnung. Wir warteten mit gepackten Koffern auf die Befreiung, denn man sprach auch davon, eventuell vorübergehend zu flüchten, bis die Kampfhandlungen vorbei sind. Dass vom Westen etwas bevorstand, wurde auch durch das Verhalten der Gendarmerie und kleineren rumänischen Truppeneinheiten sichtbar: Die Rumänen bezogen westlich und südlich von Gertianosch Stellung, wobei sie starke Nervosität zeigten. Inzwischen hörte man, dass die Vorhut der Roten Armee in Temeschburg eingetroffen sei, und einige Flüchtlinge kamen über Gertianosch, die Kinder barfuss vom Spiel weg, um weiter westlich der roten Walze zu entfliehen. Die Nervosität und Angst wuchs nun auch auf unserer Seite stündlich, kaum die notwendigste Arbeit wurde noch verrichtet.

In der Nacht vom 16. auf den 17. September war es dann plötzlich so weit: Wir hörten Schüsse und Lärm und konnten feststellen, dass die rumänischen Soldaten sich fluchtartig zurückzogen. Kurze Zeit darauf waren deutsche Truppen im Ort. Am 17. September, 6 Uhr morgens, wurde verlautbart, dass die deutsche Bevölkerung evakuiert werde und dass jedermann sich bereithalten solle. Wer ein Fahrzeug besitze (Pferdefuhrwerk und Traktor) möge seine bewegliche Habe darauf verladen, und jene Volksgenossen, die keine Fahrzeuge besäßen, solle man mitnehmen. Der Abfahrtstermin wurde für 8 Uhr festgesetzt.

Da also nur zwei Stunden zur Verfügung standen, vollzog sich der Aufbruch mit größter Überstürzung, obwohl man Tage vorher schon von der Möglichkeit sprach. In heftigen Diskussionen wurde die Frage erörtert, ob man dem Evakuierungsbefehl Folge leisten soll oder nicht. Etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung entschloss sich zur Flucht, die anderen blieben mit dem Hinweis darauf, dass sie ihr Vieh und ihre Höfe nicht im Stich lassen könnten, zurück. Ausserdem gaben sie sich der Hoffnung hin, dass die deutschen Truppen die Russen zurückschlagen würden.

Ich entschloss mich schweren Herzens für die Flucht. Der Stabsführer der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, Andreas Rührig, der mit den deutschen Truppen kam und sich einige Stunden in Gertianosch aufhielt, sagte, es sei mit den vorhandenen deutschen Truppen unmöglich, die Russen aufzuhalten. Er versuchte auch die halsstarrigen Besserwisser von der Notwendigkeit der Evakuierung zu überzeugen, hatte aber nur geringen Erfolg.

1 vgl. die etwas abweichenden Daten im Bericht Nr. 15, S. 83.

Dass es mir möglich war, mit meinen Kindern zu flüchten, habe ich dem Militärkameraden meines Bruders, einem aufrechten Bauern, und dessen Frau zu verdanken. Er hatte sich bei seiner Sippe schwer durchgesetzt, dass die beiden Schwestern seines gewesenen Leutnants mit ihren 5 kleinen Kindern bei ihnen mitgenommen werden. Es war für sie eine grosse Last, die sie sich aufbürdeten, die wir aber zu schätzen wussten und die wir ihnen nie vergessen werden. Durch den Wegfall des Traktors war leider sehr wenig Platz auf den übriggebliebenen Wagen für die grosse Sippe, und wir mussten froh sein, nur mit dem allernotwendigsten Gepäck Unterschlupf gefunden zu haben. In der letzten Minute lief ich noch herum und bat, ob nicht jemand mir noch etwas von meinen fertig gepackten Koffern und den bereitstehenden Lebensmitteln mitnehmen könnte. Vergebens, jeder sah, dass er nur möglichst viel von sich mitnahm, man konnte nicht wissen. Viele versprachen, uns unterwegs mit Essen auszuhelfen, aber als sie sahen, dass es von Tag zu Tag schwerer wurde, rückte niemand mehr mit Lebensmitteln heraus. Und bei uns ging es beim besten Willen nicht, waren die Wagen schon unheimlich hoch beladen, so dass wir Städterinnen schon Angst hatten und zur Entlastung der Pferde weite Strecken abwechselnd nebenhergingen. Dass wir so ganz ohne Lebensmittel waren, mussten wir auf dem ganzen Weg bitter fühlen, denn wir litten viel unter grossem Hunger, während die Bauern unheimliche Lebensmittelvorräte, neben den wichtigen von Mehl, Brot, Fett und Fleisch sogar Wein und Schnaps, mithatten. Wir waren oft verzagt und verbittert, aber in dem Durcheinander war sich halt jeder selbst der Nächste.

Gegen Uhr sammelten sich viele Pferdefuhrwerke und einige Traktoren, jeder mit mehreren Wagen angehängt, am Ortsausgang. Eine Anzahl von Traktoren mit Wagen mussten dem deutschen Militär zur Verfügung gestellt werden und fielen anfangs so für den Treck aus. Dies brachte einige Umwälzungen im Packen mit sich. Auch einige wehrfähige Männer und Jünglinge blieben mit den Fahrzeugen zurück. Unsere Fahrzeuge setzten sich dann gruppenweise in Bewegung. Von einer wirklichen Organisation war kaum etwas zu sehen. Der Abzug erfolgte fluchtartig und unter panischen Begleiterscheinungen. Niemand vermochte in den Treck eine klare Ordnung zu bringen, man hörte fluchen, weinen und sah lauter verstörte Gesichter.

17. September: Wir fuhrten in Richtung Hatzfeld. Uns entgegen kamen mitunter kleinere deutsche Einheiten. Von einem grösseren Aufmarsch war nichts zu sehen. Plötzlich wurden wir von motorisierten deutschen Einheiten überholt, die mit enormer Staubentwicklung an uns vorbeijagten, so dass fast alle Pferde scheuten. Es verbreitete sich das Gerücht, die Russen seien dicht hinter uns, wir seien verloren. Es hiess: «Alle Waffen wegwerfen!» Hier und da hatte ein alter Ota (Grossvater) oder schwächlicher Jüngling eine alte Büchse quer über die Brust hängen, zu unserem Schutz gegen die Partisanen. Auch sämtliche Dokumente sollten vernichtet werden. Von wo dieser unsinnige Befehl ausgegangen ist, weiss ich nicht, jedenfalls zerrissen die meisten aus unserer Gruppe jene Dokumente, die sie als Deutsche auswiesen, hauptsächlich ihre Mitgliedskarten, und warfen sie samt den Waffen in die Maisfelder. Einige Zeit warteten wir, von Ängsten

gepeinigt, auf das Eintreffen der Russen, aber diese kamen nicht. Schliesslich stellten wir fest, dass wir einem Irrtum zum Opfer gefallen waren. Wir zogen durch Hatzfeld, wo wir uns nur kurz aufhielten, und dann der serbischen Grenze zu.

Der erste Ort auf serbischem Boden war Serbisch-Zerne, dann Deutsch-Zerne¹. Ankunft ½ 1 Uhr mittags, erst gegen 5 Uhr Quartier bekommen. Hier konnte unser Treck etwas durchorganisiert werden. Es wurde uns empfohlen, sippenweise zu ziehen und Treckführer zu ernennen, die für das Zusammenbleiben verantwortlich seien. Anfangs befanden sich auch Kühe im Zug, die aber nach und nach freigelassen wurden, da sie beim Weitermarsch hinderten und die Futterbeschaffung beschwerlich war. Wieder wurden einige mit Gewehren bewaffnet, da man uns vor den serbischen Partisanen warnte.

18. September; Weiterfahrt über Vojvoda Stepa, Neu-Zerne, Ungarisch-Zerne, Aleksandrovo, Banatsko-Karadjordjevo, Csösztelek nach St. Georgen an der Begabrücke. Hier bekamen wir bei einem freundlichen Serben Quartier, und unser guter Bauer musste auch zurück nach Gertianosch zum Heimatschutz.

In Csösztelek blieb ein Teil unserer Leute mit ihren Fuhrwerken zurück, teils um zurückzukehren, oder wenigstens abzuwarten, ob man nicht nach einigen Tagen schon wieder in die Heimat zurückkann. Dies sollte ihnen zum Verhängnis werden. Als sie später weiterzogen, wurden die letzten 70 Wagen von den Partisanen abgeschnitten und überfallen. Frauen und Kinder schickten die Partisanen nach Rumänien zurück, von diesen kamen dann die jüngeren gleich nach Russland, die Männer und Jünglinge wurden allesamt hingerichtet².

19. September: Aufbruch über Kathrinienfeld nach Lazarfeld, wo wir schnell Quartier bekamen. Es kümmerte sich eigentlich vom Treck niemand, wohin es geht. Nur meine Schwester und ich stellten immer wieder mit Verzweiflung fest, dass es anstatt nach Westen ganz streng nach Süden ging.

20. September: Weiter ging es über Sigmundfeld, Alt-Êcska, Êcska. Hier sahen wir ein verbranntes Flugzeug, welches kurz vorher abgeschossen wurde; über Stajičevo und bei Perlas an einem riesigen eingezäunten Feld vorbei, auf dem viele grosse Fliegerbomben aufgestapelt waren, bis nach Rudolfsnad ging die Fahrt. Unterwegs bekamen die Kinder in den deutschen Ortschaften oft Tee und Gebäck.

In einer der Ortschaften, ich weiss nicht mehr genau in welcher, erhielt der Treck aus den Häusern Beschuss. In unserer unmittelbaren Nähe war kein Opfer zu beklagen, vielleicht wollte man uns nur Angst einflössen. Nach unserer Ankunft in Rudolfsnad hiess es zuerst, dass wir nach einer kurzen Rast gleich weiterzögen. Dann wurde der Befehl erteilt zu bleiben, und wir wurden alle privat einquartiert und gut und freundlich aufgenommen. Zeitweilig bekamen wir Gemeinschaftsverpflegung. Von hier fuhren einige Gertianoscher in ihren Heimatort (mit dem Zug, der hier und da mal fuhr) zurück und brachten sich noch viele Dinge nach. Hier erreichten uns dann auch diejenigen, die mit den Traktoren und als Heimatschutz zurückgeblieben waren. Als das deutsche Mili-

1 Crnja.

2 Dieser Überfall wird in mehreren unveröffentlichten Berichten erwähnt.

tär die Fuhrwerke nicht mehr benötigte, packten die jungen Leute schnell aus den Häusern, was ihnen gerade in die Hände kam, und flüchteten uns nach. So feierte ich auch mit einigen Dingen von mir Wiedersehen, allerdings gingen sie später dann auch wieder verloren. Unsere Leute, nicht gewohnt müssig zu sein, halfen den Rudolfsgnadern beim Traubenlesen und Pressen, Kukurutz lieschen (Maisblätter vom Kolben entfernen), Kartoffeln nach Betschkerek fahren, während die Frauen sich mit dem Waschen der Wäsche und Brotbacken aus ihrem Mehl beschäftigten. Da wir unterwegs sehr viel Regen hatten und fast kein Fahrzeug mit einer Plane bespannt war, ging man daran, die Wagen mit Fruchttüchern, Teppichen oder was man sonst hatte zu decken, und in den Theiss-Auen fand man reichlich Weiden für das Flechtwerk. So vergingen die Tage, und wir hofften immer, doch noch wieder nach Hause fahren zu können. Am 27. September kam der Befehl, dass wir uns zur Weiterfahrt rüsten müssten.

28. September: Wir überquerten die Theiss; Titel, Sajkáslag, Tünderes und Sajkászentiván. Hier war es schwer, ein Quartier zu bekommen. Infolge des andauernden Regens konnte der Treck nicht weiterfahren. Am 1. Oktober wurde ein Transport von Juden aus Serbien wie Vieh durch den Ort von Militär getrieben. Wir empfanden zugleich Mitleid und Abscheu. Kurz darauf erhielten wir der Befehl, für den kommenden Tag um die Mittagszeit zum Aufbruch nach Temerin zu rüsten. Es regnete noch immer, und ganz durchnässt fanden wir nur schwer Unterkunft in Temerin. Flüchtlinge aus Betschkerek überholten uns auf dem Weg. Am 3. Oktober kamen wir in Ókér an und hatten gute Unterkunft. Dann ging es über Kiskér, Neuwerbass, Kula nach Cservenka. In dieser Gegend gab es schon schöne Weingärten. Von da fuhren wir am 5. Oktober über Qszivacs, Újszivacs nach Kerény. Hier hatten sich alle Gertianoscher wieder zusammengefunden, nachdem sie unterwegs auseinandergerissen wurden durch die verschiedensten Umstände. Von hier ging es dann wieder in geschlossener Fahrt im grossen Flüchtlingstreck weiter.

6. Oktober: Weiterfahrt in Richtung Sombor. Nach anfänglicher Stockung, ein Traktor war gebrochen, ging es dann glatt durch Sombor bis Bezdán. Hier war wieder eine grosse Stockung, und unsere Sippe musste, wie viele andere, auf der Strasse übernachten. Es sollte in der Richtung Baja weitergehen, aber wahrscheinlich, weil die Strasse von Militär und Trecks verstopft war, wurden wir am 7. Oktober nach Bácsalmás über Küllöd, Béreg, Rigyicza geleitet. Hier war gerade Traubenlese. Trotz des grossen Trubels wurden wir gut aufgenommen. Am 8. Oktober bewegte sich unser Treck langsam auf Baja zu. Es gab immer wieder Stockungen, wir standen Stunden in Baja, übernachteten auf der Strasse, und nur schrittweise kamen wir am 9. Oktober der Donau näher, denn alles staute sich da und wollte mit der Fähre über die Donau, und Militär hatte den Vorrang. Stundenlang wurde nur Militär übergesetzt. Manchmal kam eine richtige Panikstimmung wieder auf. Nachdem wir so lange vergebens an der Fähre warteten, trennte sich ein Teil der Gertianoscher von uns und zog donauaufwärts, in Richtung Solt-Dunaföldvár, um dort ihr Glück zu versuchen, über die Donau zu gelangen. Ganz langsam kamen wir an die

Donau heran, und am 10. Oktober morgens konnten wir mit unseren Fahrzeugen auf die Fährre fahren. Durch den Lärm der Kraftfahrzeuge des ungarischen Militärs, das Gedubber unserer Traktoren, das aufgeregte Schreien der Menschen, und nicht zuletzt vor dem grossen Wasser, waren alle Pferde vor dem Betreten der Fährre aufgeregte. So kam es, dass ein Pferd vor einem unserer Sippenwagen, statt auf die Fährre, ins Wasser sprang. Zum Glück rissen alle Riemen bis auf den Halfter, und das Pferd konnte wieder schwimmend aus dem Wasser geholt werden. So wurden mit viel Mühe und Aufregung viele Fahrzeuge auf der Fährre nebeneinandergeschichtet. Dabei wurden zum Teil die aneinandergeketteten Fahrzeuge freigemacht.

Dies sollte uns persönlich fast zum Verhängnis werden. Bis Rudolfsnad führen wir auf dem Wagen von Schmidtgrossvater, gezogen von zwei Pferden, mit: Zwei Grosseleternpaare, eine von uns drei Frauen (junge Frau Schmidt, meine Schwester und ich) drei Schmidtkinder und unsere fünf. Es war eine zum Teil wuselige Fracht, die oft die Alten störte. Der rüstige Schmidtgrossvater und immer abwechselnd zwei von uns jungen Frauen mussten zu Fuss das Banat durchwandern. Ab da erhielten meine Schwester und ich mit unseren fünf kleinen Kindern und unserer Habe einen Wagen allein. Wir wurden als vierter Wagen hinter den Traktor gebunden und oft bedenklich hin und her geschleudert. Als alles von der Platte wieder herunterfuhr, zog auch unser Traktor an, die Wagen kamen schön hinterdrein, man vergass auf die Ketten; nun auf einmal löste sich unser Wagen und fuhr rücklings die Böschung hinunter. Alles schrie, und wir drinnen konnten nichts machen. Knapp vor dem Wasser hielten beherzte deutsche Soldaten unser leichtes Wägelchen auf. Wir wären sonst alle sieben verloren gewesen.

Entlang an schönen Weinbergen, die uns auf unseren Schreck Erquickung spendeten, zogen wir über Alsónána¹ am 11. Oktober nach Bataszék. Von da in Richtung Szekszárd. In dieser Gegend machte sich erstmals bemerkbar, dass unsere Wagen nicht genügend Bremsen hatten; im flachen Banat war es nicht notwendig. Auf dieser Strecke wurden wir von einem Tieffliegerangriff beschossen, wir mussten alle die Wagen verlassen und im Strassengraben und auf den Feldern Deckung suchen. Erst nach einigen Stunden konnte der Treck seinen Weg fortsetzen. Wir führen die ganze Nacht durch. Die vier grösseren Kinder lagen wie die Sardinien im kleinen Wagen, und mein Jüngstes lag quer über den Knien von meiner Schwester und mir, und zwar mit einem Hosensriemen oben am Koberstecken angeschnallt, damit es uns nicht herunterfällt, falls wir einmal einnicken sollten. Einer übermüdeten Mutter fiel ihr Kind vom Schoss unter den Wagen und wurde totgefahren. Auch hatte mein Kleinchen unterwegs Ruhr, wie viele kleine Kinder. Durch Eleudron² aus unserer zufällig mitgenommenen Luftschutzapotheke und gebettelten Schnaps von deutschen Soldaten wurde es, wie durch ein Wunder, wieder gesund, denn zu essen hatten wir in letzter Zeit sehr wenig, nachdem die Gemeinschaftsverpflegungen fast ganz aufhörten. Oft kratzte ich die trockenen Brosamen aus der Tasche zu-

¹ Alsónána liegt an der Strecke von Bataszék nach Szekszárd.

² Gemeint ist wohl «Eleudron», ein seinerzeit viel angewandtes Sulfonamid.

sammen und gab sie den Kindern, weil sie um Essen baten. Dabei schlemmten viele von uns und dachten nur an sich. Oft ging ich, wenn wir in einem Ort ankamen, von Tür zu Tür mit meinen Kindern betteln. Und wenn dann einmal eine Türe sich öffnete, oft blieben sie verschlossen, dann konnte ich kein Wort herausbringen, es schnürte mir die Kehle zu. Mitleidige Menschen aber verstanden es und brachten mir etwas. So hatte ich auch öfters mit deutschen Soldaten Glück, wenn sie unsere fünf Kinder wie Vögeldien im Nest vorne im Planwagen sitzen sahen. Viele erinnerten sich ihrer Frau und Kinder, von denen sie oft auch nicht wussten, wo sie sind, und schenkten uns eine Konserve oder noch etwas Köstlicheres, ein Brot. Oft musste ich dann leider von diesem sieben Schnitten gleich fortgeben, denn am Vortag hatte mir jemand welche geborgt.

Am 12. Oktober trafen wir in Deutschker¹ ein. Nach langer Zeit wieder einmal bei deutschen Leuten in Betten geschlafen. Es wurde ein Ruhetag eingeschoben, dafür war nächsten Morgen früh Abmarsch. Es war Samstag, der 14. Oktober, und an diesem Tag wurde in Gertianosch Kirchweih gefeiert. Zum Zeichen dafür spendete der Hausherr vor der Abfahrt heissen Rampasch². Kaum hatten wir den Ort verlassen, brach an unserem Traktor die Achse; wir blieben liegen, und unsere Gertianoscher zogen weiter, denn man wusste nicht, wann der Traktor wieder fahrfähig war. Mit einem Rad fuhr einer nach Czece, und die Achse wurde in erstaunlich kurzer Zeit gerichtet, so dass wir unseren Weg doch am Nachmittag weitersetzen konnten. Wir fuhren über Ritka [?], Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, durch Hügellandschaft mit Wäldern und Feldern. Unser Traktor war für den Ackerboden mit Eisenrädern versehen und rutschte unheimlich auf den Asphaltstrassen. So musste ich mit den Kindern weit vorausgehen, um nicht im Wege zu stehen, falls die Fahrzeuge ins Rutschen kämen, während alle anderen neben den Wagen einhergingen, um mit einfachen Prügeln bergab zu hemmen oder vorwärtszuschieben. Auf dieser Strecke überholten uns mehrmals ungarische Einheiten, die uns Schmähworte zuriefen und Zeichen machten, was wir aber alles nicht verstanden. Eine an uns vorübereilende kleine Flüchtlingskolonne sagte uns dann aufgeregt, dass Ungarn umgeschmissen hätte. Nun verstanden wir erst das ungarische Militär.

In Balatonkenese hielten wir nur zwei Stunden und erfuhren da durch Rundfunk, dass Horthy, nachdem er mit der UdSSR verhandelte, abgesetzt wurde und der Führer der Pfeilkreuzler, Ferenc Szálasi, mit Hilfe Deutschlands die Regierung übernahm. Dann fuhren wir gleich weiter nach Veszprém. Spät in der Nacht kamen wir dort an und fuhren lange in der Stadt herum, bis wir gegen Mitternacht auf einem grossen Platz viele Wagen des Trecks fanden. Dabei hatten wir einen steilen Berg in Veszprém zu überwinden, der allen Treckfahrern in unliebsamer Erinnerung blieb. Immer schwerer war Futter für die Pferde zu bekommen. Am nächsten Morgen trennten sich die Pferdewagen von den Traktoren, weil sie sich gegenseitig hemmten, man hoffte, leichter vorwärtszukommen. Die Pferdefuhrwerke zogen voraus, und bis auf wenige Stockungen überwandnen sie

1 Kremling (Németkér).

2 saurer, noch nicht fertiger Wein.

schön die hügelige Gegend. Es sollte Quartier bezogen werden, aber man fuhr dann doch weiter, von einem inneren Drang getrieben, nach den Begebenheiten vor Balatonkenese, und man übernachtete nur kurz auf der Strasse. Auch mit dem Treibstoff wurde es immer schlechter, man musste sehen, von wo man welchen auftrieb, und so wurde auch der Traktorentreck zum Teil auseinandergerissen. Zeitweilig mussten wir uns gegenseitig abschleppen, was unsere Fahrt noch verlangsamte. Spät kamen wir in Jánoshaza an und übernachteten auf einem Strohlager in einem ausgeräumten Judenhaus. Zweimal hintereinander hatten wir Fliegeralarm.

Den ganzen nächsten Tag, dem 17. Oktober, wurde wegen Benzin herumgelaufen, wir hatten nichts mehr und konnten nicht mehr weiterfahren. Mit schwerer Mühe erhielten wir dann doch etwas Treibstoff, mussten aber einen Trockentag einschalten, weil unsere Sachen auf den Wagen wieder einmal vollkommen durchnässt waren, da unsere Fahrzeuge nur notdürftig gedeckt waren, nicht mit wasserdichten Zeltplanen. Die Wagen mussten nachgesehen werden, und da es noch immer so stark regnete, konnte man nicht weiterfahren. Hier überholten uns die Rudolfsnader. Am 20. Oktober ging es dann weiter über Sárvár, Felsösag nach Üjkér. Hier bekamen wir nur schwer Quartiere, wir mussten bei den Kühen im Stall schlafen. Einen Teil des kostbaren Benzins mussten wir um Futter für die Pferde vertauschen. In den Morgenstunden fuhren wir dann weiter, kurz nach dem Ort war wieder einmal Fliegeralarm. Über Lövö, Sopronkövesd bis Kopháza ging die Fahrt weiter, hier übernachteten wir in Scheunen.

23. Oktober: Um 7 Uhr früh ging es weiter nach Ödenburg (Sopron). Vor der Stadt wurden unsere Papiere kontrolliert, dann konnten wir durch die Stadt, der Grenze zu, fahren. Dabei hatten wir wieder eine grosse Steigung zu überwinden, die uns abermals Schwierigkeiten machte und Stockungen verursachte. Dabei regnete es fast ununterbrochen. Gegen 12 Uhr mittags erreichten wir die österreichische Grenze, und viele sahen das erste Mal in ihren Leben dieses Schild mit dem schwarzen Adler. Einige fragten, was das zu bedeuten habe, und als sie es erfuhren, fühlten sich die meisten nun geborgen, der Hölle entronnen und ahnten nicht, dass uns noch manches bevorstand. Wir fuhren nicht, wie anfangs gesagt wurde, in Richtung Wiener-Neustadt, sondern auf Klingensbach zu, wo unsere Personalien aufgenommen wurden und jeder dafür ein kleines Zettelchen bekam. Mensch und Pferd waren hier gut untergebracht, nur regnete es unaufhörlich, und wir hatten wieder keinen Treibstoff zum Weiterfahren. Man musste einen Abstecher nach Eisenstadt machen, und mit Petroleum ging's dann schliesslich doch weiter bis nach Neufeld a. d. Leitha, wo sich ein grosses Flüchtlingsauf fanglanger befand. Der vielen kleinen Kinder wegen bekamen wir im benachbarten Ebenfurth privat Quartier, wo wir liebevoll aufgenommen wurden.

Der Schluss des Berichts schildert das weitere Schicksal der Vfn., ihre Übersiedlung nach Chotieschau, Kr. Mies, im Sudetenland und die zweite Flucht von Chotieschau Ende April 1945, die über Regensburg bis in den Kreis Krumbach (Bayr. Schwaben) führte.

Befragungsbericht nach Aussagen des Josef Hahn aus Tschene (Cenei), Plasa Jimbolia (Hatzfeld), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 20. Januar 1953, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Ereignisse nach dem rumänischen Frontwechsel in Tschene; Internierungsaktion; Besetzung des Ortes durch deutsche Truppen und Evakuierung der volksdeutschen Bevölkerung.

Der Berichterstatter gibt zunächst Auskunft über die allgemeinen Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten in Tschene. Das Verhältnis der Deutschen sei besonders zu den Kroaten sehr freundschaftlich gewesen.

Am Tage der rumänischen Kapitulation sah die Situation in Tschene wie folgt aus: Der überwiegende Teil der männlichen deutschen Bevölkerung stand unter Waffen. Von den führenden Persönlichkeiten der Ortsgruppe waren nur zwei in der Gemeinde anwesend.

Am 24. August 1944 wurden von den Deutschen die Rundfunkgeräte und Fahrräder eingezogen. Weiterhin wurde den deutschen Landwirten befohlen, die in der Ortschaft befindlichen rumänischen Flüchtlinge aus der Gegend von Jassy nach Temeschburg zu transportieren. Der Gendarmerie-Vorsteher, der früher serbische Kommunisten mit Eifer verhaftete, rief eine Versammlung für Deutsche ein und gab bekannt, man möge die Ruhe bewahren. Inzwischen wurden dem Bürgermeister, dem Gendarmerie-Führer und dem Stationsvorstand Stellvertreter aus Temeschburg beigeordnet. Einige Tage darauf wurden die führenden deutschen Persönlichkeiten, ohne Rücksicht auf ihre politische Linie, verhaftet. Diese elf Verhafteten, unter ihnen befand auch ich mich, wurden zum Temeschburger «Cerc» eingeliefert. Hier wurden etwa 300 führende Deutsche aus dem Temeschburger Kreis zusammengebracht. Die politischen Führer, wie Ortsgruppenleiter, wurden abgesondert. Ein Kanzleifeldwebel erklärte den übrigen Folgendes: «Gestern waren wir Freunde der Deutschen und Feinde der Juden, heute sind wir Feinde der Deutschen und Freunde der Juden.» Wir wurden mit der Bemerkung entlassen, wir möchten keine politischen Gegenaktionen unternehmen und die Ordnung und Ruhe in den Gemeinden bewahren. Die Verhafteten wurden in der Pionierkaserne untergebracht. Als sich die Zahl der Verhafteten auf etwa 250 erhöhte, wurden sie nach dem rumänischen Altreich gebracht. Zu acht fuhren wir nach Tschene zurück; etwa am 10. September 1944 wurden wir acht wieder verhaftet, wir kamen nach Temeschburg und kamen am selben Tage wieder nach Hause.

Zu dieser Zeit mussten die Einwohner die Gendarmerie verstärken, auch Volksdeutsche, darunter ich. In der Ortschaft waren bereits durch die Anhänger von Kumanow¹ kommunistische Plakate an Gebäuden aufgeklebt und Flugblätter verteilt [worden]. Während meines Wachdienstes sprach ich mit Kumanow und seinem volksdeutschen Anhän-

¹ Obrad Kumanow war, wie im ersten Teil des Berichts erwähnt wird, einer der bekanntesten Kommunisten des rumänischen Banats, der in Tschene besonders unter den Zigeunern zahlreiche Anhänger hatte.

ger Peter Gehl, der aus Temeschburg Propagandamaterial und Waffen brachte. Er sagte, die Russen kommen bald. Am nächsten Tag kam aber deutsches Militär, um die Ortschaft zu besetzen. Peter Gehl nahm an, es handle sich um sowjetisches Militär. Er hisste die um seinen Leib versteckte Sowjetfahne an eine Latte und ging seinen vermeintlichen Befreiern, die Fahne schwenkend, entgegen. Er wurde verhaftet und standrechtlich in Gertianosch erschossen.

Mit den deutschen Truppen kamen auch Funktionäre und Mannschaften aus dem jugoslawischen Banat. Sie gingen besonders scharf gegen die einheimischen Serben vor. Es wurden vier serbische Männer und die 15jährige Tochter des Obrad Kumanow gefesselt. Fräulein Kumanow wurde aber auf Intervention einheimischer Deutscher wieder freigelassen. Die Männer wurden abgeführt und davon zwei erschossen. Dies machte unsere Lage unhaltbar.

Am 16. September requirierte dieses Kommando sämtliche serbischen Transportmittel. Ich habe auf Ansuchen die Leitung der deutschen Geschicke in der Gemeinde übernommen. Nachdem mir mitgeteilt worden war, dass man uns evakuieren wolle, ging ich zum Kommandanten der Truppe und ersuchte ihn, uns doch Fuhrwerke zurückzulassen. Ich sollte am 17. September 1944 in Gertianosch welche bekommen. Hier war die Evakuierung im Gange. Ich meldete mich beim Evakuierungskommando, wo sich 6 bis 7 SS-Offiziere befanden. Ich bekam einen Evakuierungsbefehl, fuhr heim und traf zu meiner Freude den ehemaligen Ortsgruppenleiter R. an, der geflohen war. Er hatte die Evakuierung vorbereitet, die ihm vom Evakuierungskommando Gertianosch telefonisch durchgesagt wurde.

Die Deutschen der Gemeinde haben sich etwa zu vier Fünftel an der Flucht beteiligt. In Kläri (Jugoslawien) erwarteten uns einige Mann deutsches Militär, die uns die Anweisung gaben, nach Deutsch-Tschernja¹ zu fahren. In Deutsch-Tschernja übernachteten nach der am Morgen des 18. September stattgefundenen Zählung 35'000 Flüchtlinge. Von Ungarisch-Tschernja² überholte uns ein Auto mit vier SS-Offizieren, die mir anbefahlen, die Flüchtlinge der Gemeinde Tschene in Ungarisch-Tschernja einzuquartieren und 40 bis 45 freiwillige Männer nach Tschene zurückzuführen, damit das zurückgebliebene Vieh betreut und die Partisanen gestört würden, bis die Gemeinden, die zwischen Tschene und Temeschburg lagen, auch evakuiert seien. Diese 45 Mann verblieben in der Gemeinde bis Anfang Oktober.

Zu dieser Zeit zog die aus Griechenland kommende 117. bayrische Panzerdivision unter dem Kommandeur Oberstleutnant Dörner [?]³ vorbei, der mir vertraulich mitteilte, dass die Division nicht den Auftrag habe, hier im Banat Stellung zu nehmen, sondern nur auf der Durchreise sei. Er riet mir, mich zwischen West und Ost zu entschliessen, und befürchtete, dass der grösste Teil der zurückbleibenden Deutschen nach Osten verschleppt würde. Auf Grund dessen sind wir zu unseren Familien in Ungarisch-Tschernja gegangen und sind in der Kolonne der Flüchtlinge gegen Westen gezogen.

1 Deutsch-Zerne (Crnja). – 2 Ungarisch-Zerne (Nova-Crnja).

3 SS-Standartenführer Helmut Dörner kommandierte das westlich Temeschburg eingesetzte SS-Panzergranadierregiment 8 (4. SS-Polizei-Division). Die 117. Jägerdivision wurde von Generalleutnant Wittmann kommandiert.

Befragungsbericht nach Aussagen des Landwirts J. T. aus Traunau, Plasa Aradul Nou (Neuarad), Județ Arad im Banat.

Original, 15. November 1952, 7 Seiten, mschr.

**Die Lage in Traunau nach der rumänischen Kapitulation;
vorübergehende Besetzung des Orts durch ungarische Truppen;
nach Aufschub der organisierten Evakuierung überstürzte Flucht;
Treck aus dem Kampfgebiet um Arad nach Niederösterreich;
zweite Flucht vor den anrückenden sowjetischen Truppen.**

Traunau war eine rein schwäbische Gemeinde mit 1'070 Einwohnern, Fremdnationale waren nur der Kuhhirt und der Abdecker. An Grund besaßen wir etwa 3'000 Joch¹ guten Ackerbodens. Wieviel Bauernhöfe Traunau hatte, weiss ich nicht mehr genau. Einschliesslich der Kleinhäusler gab es jedenfalls 303 Hausnummern. Unser letzter Bürgermeister war ein Schwabe namens H. Der Ortsgruppenleiter hiess Hans Sch. Im Sommer 1943 waren 130 bis 135 Männer zur Waffen-SS eingerückt und befanden sich dann, als der Umsturz kam, an der Front.

Die Nachricht von der rumänischen Kapitulation erreichte uns am späten Abend des 23. August 1944 durch den Rundfunk. Es geschah zunächst nichts Bemerkenswertes. Erst am 25. oder 26. August liess der Gendarmerieposten-Chef von Schöndorf – wir unterstanden diesbezüglich der Nachbargemeinde – unseren Ortsgruppenleiter zu sich rufen und erklärte ihm: «Ich habe Befehl, auf euch aufzupassen und die politischen Aktivisten zu verhaften. Aber ich will weder dich noch sonst jemanden verhaften. Dafür erwarte ich, dass ihr dann, wenn die Deutschen zurückkehren sollten, auch mich in Schutz nehmt.»

So unterblieb jede Massnahme der Behörden gegen uns mit Rücksicht auf die wahrscheinliche Rückkehr der deutschen Wehrmacht oder der Ungarn. Niemand konnte voraussagen, wie die Lage sich entwickeln würde. Erst am 4. September nahm die Gendarmerie unseren Ortsgruppenleiter in Gewahrsam und schaffte ihn ins Lager nach Tärnova, Kreis Arad. Der Postenchef wollte von Sch. vor dem Abtransport wissen, wer seine Mitarbeiter gewesen seien, aber Sch. erklärte, alles allein gemacht zu haben und keine Mitarbeiter zu besitzen. So kam es zu keinen weiteren Verhaftungen. Die im Lager Tärnova internierten schwäbischen Männer wurden später ins rumänische Altreich gebracht, wo man sie in einem anderen Lager unterbrachte. Die jüngeren unter ihnen kamen im Januar 1945 nach Russland und mit ihnen unser Ortsgruppenleiter, der 1948 als arbeitsunfähig in die Bundesrepublik entlassen wurde und seit 1952 in Toronto, Canada, eine neue Heimat gefunden hat.

Am 5. September erliess die Gendarmerie von Schönfeld einen Aufruf, wonach die deutsche Bevölkerung alle Kraftfahrzeuge, Fahrräder, Rundfunkempfänger und Waffen abzuliefern habe. Dies geschah. Sonst blieb alles ruhig, bis auf die verschiedenartigsten

¹ ein ungarisches Joch = 0,4316 ha.

und z.T. verrückten Gerüchte, die die Runde machten und die unerträgliche Spannung verrieten, die über dem ganzen Banat lastete.

Um den 10. September herum kam Bewegung in die bis dahin wie erstarrte Situation: Von Arad her tauchten immer mehr flüchtende Rumänen auf, die sich vor den heranrückenden ungarischen Truppen in Sicherheit brachten. Behörden, Gendarmerie, Militär und rumänische und jüdische Zivilisten, eilten auf allen möglichen und unmöglichen Fahrzeugen in Richtung Lippa (Lipova) und Lugosch dahin. Der Flüchtlingsstrom schwoll am 12. September besonders an; nun wussten wir, dass die ungarischen Truppen nicht mehr weit sein konnten. Vor allem konnten wir aus den Vorbereitungen der Offiziersschule in Guttenbrunn bestimmte Schlüsse ziehen: die Offiziersschüler, etwa 900 an Zahl, bezogen Kampfstellungen, die von der Zivilbevölkerung ausgehoben werden mussten, soweit sie nicht aus dem Jahre 1939 her noch bestanden. Wir beobachteten auch zwei rumänische Panzer und mehrere Geschütze. Offensichtlich bereiteten die Rumänen hier ernsthaften Widerstand vor.

Ich kann mich nicht mehr entsinnen, ob es der 14. oder der 15. September war, als wir Gewehrfeuer hörten, das sich rasch unserer Gemeinde näherte. Aus mir unbekanntem Gründen warfen ungarische Soldaten Handgranaten in die Gemeindeganzlei, als sie sich zurückziehen mussten in Richtung Arad. Das Haus geriet in Brand und wurde mitsamt den Gemeindebüchern vernichtet.

Wir wussten, dass es nun harte Kämpfe geben würde, denn es war uns folgendes bekannt: Nach der Kapitulation hatte der Leiter der rumänischen Offiziersschule die deutschen Ausbildungsoffiziere und Unteroffiziere mit der Erklärung in Ehren abziehen lassen, dass er und seine Schule keinen Widerstand leisten würde, wenn die deutsche Wehrmacht zurückkomme, er werde jedoch kämpfen, falls ungarische Streitkräfte eingesetzt werden sollten. Nun waren also ungarische Truppen da; deutsche waren nirgends zu sehen.

Der ungarische Vormarsch kam vor Guttenbrunn zum Stehen. Wir hörten Artillerie- und Infanteriefeuer. Verwundete kamen zurück und erzählten, die ungarischen Verluste seien schwer. Auf dem ganzen bisherigen Vormarsch habe es nicht so starke Ausfälle gegeben. Die Stimmung unter den Ungarn sank, ebenso die unsere, denn wir mussten feststellen, dass die eingesetzten Kräfte – es war vorwiegend Kavallerie – völlig unzureichend waren. Was sollten diese kleinen Verbände gegen die heranmarschierenden und stündlich erwarteten Russen ausrichten?

Wir gingen zum ungarischen Regimentskommando, das in unserer Gemeinde lag und ersuchten um Auskunft, ob es nicht besser sei, wenn wir das Dorf verliessen. Die ungarischen Offiziere entgegneten uns: «Bleibt nur ruhig da. Drüben, jenseits der Maros, sind deutsche Truppen im Vorgehen, und hinter uns rücken SS-Verbände heran.» Tatsächlich sahen wir jenseits der Maros deutsche Flugzeuge, darunter auch Stukas, operieren und hörten starken Gefechtslärm. Dennoch trauten wir der Sache nicht und baten erneut um Abzugserlaubnis. Daraufhin verbot die ungarische Feldgendarmerie jeden Fluchtversuch.

In der Gemeinde tauchten 4 Volksdeutsche in SS-Uniform auf, unter ihnen die Kameraden H. und R. Wir wurden bei diesen vorstellig und verlangten Auskunft über die Lage. H. wie auch R. sagten: «Die ungarischen und deutschen Kräfte sind unzureichend, es wird nichts anderes übrig bleiben als der Rückzug.»

Das war klar gesprochen, nur verstanden wir die «Arader Zeitung» und die Flugzettel nicht, die uns zum Ausharren aufforderten und ankündigten, dass Verstärkungen im Anmarsch seien. Es kam unter uns leitenden Männern der Gemeinde zu Auseinandersetzungen darüber, was zu tun sei. Die einen stützten sich auf die Parolen, die durch die «Arader Zeitung» und die Flugzettel verbreitet wurden und erklärten, dableiben zu wollen, die anderen plädierten für die Flucht. Ich erkannte die Verwirrung und machte mir schwere Sorgen, wie es geben würde, wenn dennoch plötzlich der Abzugsbefehl käme. Es musste, so sagte ich mir, ein fürchterliches Durcheinander geben.

Am 18. September erschienen H. und R. wiederholt und gaben bekannt: «Binnen drei Stunden muss alles zum Abmarsch fertig sein. Nehmt euch Arbeitskleidung mit und Verpflegung für 2 bis 3 Wochen. Später werdet ihr durch die Wehrmacht verpflegt werden. Seht zu, dass alle mitkommen, auf alle Fälle aber die Jugend, denn diese würde von den Russen bestimmt verschleppt werden.»

Unser Pfarrer kam zu der Besprechung hinzu. Er fragte H.: «Was wird nun geschehen?» H. stellte die Gegenfrage: «Welchen Auftrag haben Sie vom Bischof für diesen Fall?» Der Pfarrer erwiderte, er habe keinen Auftrag, er werde sich, falls mehr als die Hälfte der Bevölkerung flüchte, mit ihr begeben.

Wir beschlossen, unsere Leute zum Verlassen der Gemeinde aufzufordern. Von Haus zu Haus gingen Beauftragte, die den Fluchtbefehl durchsagten. Sie hatten Auftrag zu verkünden: «Das Dorf muss bis 4 Uhr nachmittag geräumt sein.» Es entwickelten sich endlose Diskussionen über das Für und Wider. Diejenigen Bauern, die gegen eine Flucht waren, sagten: «Wer von daheim weggeht, verliert alles, auch dann, wenn er später zurückkommt. Wer dableibt, kann sein Hab und Gut schützen.» So unterblieb eine geschlossene und organisierte Evakuierung. Wer sich für die Flucht entschlossen hatte und fertig war mit seinen Vorbereitungen, fuhr ab. So jagten Einzelgefährte und kleinere Kolonnen zur Gemeinde hinaus nach Engelsbrunn. Hier überlegten sich manche die Sache nochmals und kehrten wieder zurück. Die anderen fuhren weiter nach Arad. Sie hatten Auftrag, sich vor dem Deutschen Haus zu sammeln.

Ich verliess als einer der letzten unser Dorf. Die rumänische Artillerie schoss herüber, Maschinengewehre hämmerten. Das Feuer klang heftiger als bisher, und es hiess, es seien bereits russische Truppen im Einsatz. Mir krampfte sich das Herz zusammen, als ich über die zurückbleibenden Felder und die stattlichen Häuser blickte. Im Jahre 1784 hatten unsere Vorfahren hier mit der Ansiedlung begonnen und das wüste Land gerodet. Nun mussten wir alles das, was schwäbischer Fleiss geschaffen hatte, im Stich lassen.

Am 18.9. abends traf ich Kamerad R. im Deutschen Haus, dann sagte er mir, dass Traunau um 6 Uhr auf gegeben worden war. Russen und Rumänen seien nun bereits im Dorf. Ich dachte an die zurückgebliebenen deutschen Einwohner, an unser schönes Vieh, an die Häuser, an die Frauen und Kinder. Was würde aus ihnen werden? Und was aus uns?

Unterwegs nach Arad sah ich viel Volk, viel Jammer, viel Ratlosigkeit auf den Strassen. Der Hauptstrom der Flüchtlinge war schon vorher westwärts gezogen, was nun dahinhastete, waren Nachzügler und Flüchtlinge aus entfernteren Gemeinden. Ungarisches Militär zog in Kolonnen ebenfalls westwärts. Deutsche Truppen waren nirgends zu erblicken. Als wir mit unseren Pferdewagen durch Arad ratterten, bemerkte ich lediglich ungarische Gendarmerie in den Strassen. Zivilisten hasteten durcheinander, alles war in Panikstimmung. In Neuarad, durch das wir vorher durchgefahren waren, hatten sich einige Familien trotz meiner Vorhaltungen entschlossen, zurückzubleiben und in den schützenden Mauern der Stadt abzuwarten, bis sie wieder heimkehren könnten. Halsstarrigkeit, Besserwisserei, zähes Kleben an der Scholle einerseits und verworrene Befehle der Obrigkeit andererseits haben bewirkt, dass nur ein geringer Teil der schwäbischen Bevölkerung gerettet werden konnte.

Vor dem Deutschen Haus in Arad drängten sich die Fahrzeuge und Menschen. Sturmführer R. sprach zu uns und gab Parole aus, dass der Aufbruch nach Ungarn am nächsten Morgen um 7 Uhr erfolgen solle. Wir verbrachten die Nacht in unseren Wagen. Von Osten und Süden trug der Wind den dumpfen Klang von Artilleriesalven heran; dazwischen knatterten die Maschinengewehre, und von Zeit zu Zeit brummt Flugzeuge über uns weg. Als der Morgen graute, machten wir uns fertig. Ein SS-Mann vom Sonderkommando Eichmann – ich glaube dies unterstand der Volksdeutschen Mittelstelle und hatte den Auftrag, die Evakuierung zu leiten – wurde uns zugeteilt und übernahm die Führung des Trecks. Wir waren nur mehr 147 Traunauer auf 29 Pferdewagen, die wir nun aufbrachen. Mit uns zogen etwa ebensoviele Schöndorfer. Ein Teil der Schöndorfer Bevölkerung ist bereits vorher mit der Eisenbahn davongeschafft worden.

Der Aufbruch verzögerte sich, da es nicht gelang, alle in Reih und Glied zu bringen und aus anderen Gründen, bis gegen Mittag. Endlich fuhren wir los. Das Schiessen im Osten und Süden der Stadt schwoll an und rückte näher. Durch die Strassen hetzten Zivilisten und Soldaten. Und immer noch zeigte sich kein deutsches Militär.

Wir fuhren auf Nebenwegen, da die Hauptstrassen von Militärkolonnen benötigt wurden. Es ging alles glatt und ohne Zwischenfälle. Am 21. September erreichten wir, nachdem wir Szentes durchfahren hatten, Csongrád. Hier leitete man uns in ein grosses Sammellager ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe. Ich glaube, das Gut, in dem das Lager untergebracht war, hiess Farago Major. Man gab uns Essen und wies uns Obdach an. Das erste Mal, seitdem wir von daheim aufgebrochen waren, konnten wir uns etwas erholen. Drei Tage lang blieben wir in Farago Major. Unser Treck wurde neu zusammengestellt und durch Gruppen aus anderen Gemeinden vergrössert. Am 24. September fuhren wir ab.

In zwei Tagen waren wir in Dunaföldvár und nach weiteren drei Tagen in Mór, wo wir 14 Tage blieben. Hier stiess der Kreisleiter-Stellvertreter A. zu uns und übernahm die Neuorganisation und Führung des Trecks. Er teilte uns in vier Gruppen zu je rund 450 Personen. Grössere Gemeinden blieben als geschlossene Einheiten zusammen, kleinere wurden durcheinandergemischt. Es waren Flüchtlinge aus 8 schwäbischen Gemeinden auf diese Weise im Treck vereinigt. Jede Gruppe erhielt einen Gruppenführer, der für das Wohl und Wehe seiner Leute verantwortlich war. Ehe wir abfuhrten, erhielten wir Marschverpflegung zugeteilt. Später fassten wir unterwegs laufend Lebensmittel von der deutschen Wehrmacht.

Es folgen Angaben über eine persönliche Begegnung,

Von Mór zogen wir in ermüdenden Tagesmärschen – später zogen wir auch nachts dahin – nach Ödenburg, das wir am 19. oder 20. Oktober erreichten. Wir glaubten, dass es hier längere Rast geben würde, aber der Treck wurde weiterbeordert. Unser Vorschlag, nach Wien zu marschieren, wurde nicht akzeptiert. Man leitete uns seitswärts Wien über St. Pölten und nach zweitägiger Rast in Krems über Wieselburg nach Melk. Hier wurden wir auf die Gemeinden des Kreises aufgeteilt.

Ich kam mit einer Gruppe nach Gerolding. Der Gemeinderat tagte hier gerade, als wir bei strömendem Regen einfuhren, und als ich im Gemeinderat vorsprach, sah ich wahrscheinlich wenig vertrauenerweckend aus, denn die Räte musterten mich ablehnend-kritisch. Es gab ein langes Palaver und Ausflüchte allerseits: Man sei in Gerolding ohnehin so eingeeengt, man könne uns nicht aufnehmen. Ich musste mit dem Ortsgruppenleiter einen harten Kampf ausfechten, bis alle unsere Leute, die draussen im Regen warteten, irgendwo unterkriechen durften. Als ich mich zu meinem Quartier begab, rief die Tochter des Hauses ihrer Mutter zu: «Die Zigeuner kommen!» Das gab mir einen Stich. Bald musste ich erfahren, dass man uns nicht als Zigeuner, doch als Deutsche sehr fragwürdiger Art ansah.

Am 8. April mussten wir wieder unser Bündel schnüren und flüchten, denn die Russen kamen über St. Pölten. Diesmal ohne Pferde und Wagen, denn man hatte sie uns weggenommen. Wir schlugen uns mit der Eisenbahn und Schiff nach Passau durch, von wo man uns nach langem zermürendem Warten in die Umgebung Münchens leitete. Als wir hier eintrafen, waren wir nur noch 54 Frauen und Männer und Kinder aus Traunau. Die übrigen hatte der Wirbel der Flucht von uns getrennt und sonstwohin verschlagen.

Im Laufe der späteren Jahre erhielt ich Nachrichten aus Traunau, aus denen ich entnehmen kann, wie es dort heute ungefähr aussieht: Unsere Häuser standen nach der Evakuierung einige Zeit leer, dann wurden sie von Zigeunern und Kolonisten bezogen. Im Januar 1945 sind viele der zurückgebliebenen Deutschen nach Russland verschleppt worden, im Frühjahr und Sommer 1945 enteignete die Regierung Groza den gesamten deutschen Hof- und Bodenbesitz. Die zurückgebliebenen Traunauer wohnen heute in einem Winkel in ihren Häusern zusammengedrängt und fristen ihr Leben als Kollektiv-Bauern.

Erlebnisbericht der G.N. aus Marienfeld (Teremia-Mare), Plasa Sannicolaul-Mare
(Gross – Sankt Nikolaus), **Județ Timiș-Torontal im Banat.**
Original, 27. April 1956, 8 Seiten, bschr.

Die schwäbische Gemeinde Marienfeld im Sommer und Herbst 1944; Aufbruch in den ersten Oktobertagen; Treck aus dem bereits hart umkämpften Nordwest-Banat durch Ungarn nach Niederösterreich.

Mein Heimatdorf ist Marienfeld im rumänischen Banat, hart an der jugoslawischen Grenze. Es war eine rein deutsche Gemeinde. Die Bevölkerung befasste sich mit Weinbau und war sehr wohlhabend. Es kamen viele Rumänen aus den Nachbargemeinden zur Bearbeitung der Weingärten zu uns, und rumänische Burschen verdingten sich als Knechte in unserem Dorf.

Als die Russen über die Karpaten gekommen waren, fingen diese Burschen an, immer frecher zu werden. Oft standen sie schon in Gruppen beisammen und unterhielten sich offen darüber, welche Häuser sie sich im Ort ausgesucht haben, wenn wir hier auch den Kommunismus haben. Im Frühjahr des Jahres 1944 ging ich mal durch das Dorf, musste dabei über ein Brückeri gehen. Zu beiden Seiten lümmelten solche Bengels am Gelände. Sie sahen mich so herausfordernd an, und als ich vorbeigegangen war, rief einer von ihnen mir nach, nicht laut, aber dass ich es doch gut verstehen konnte: «Heil Stalin!» Zu solchen und ähnlichen Zwischenfällen ist es nun immer häufiger gekommen, so dass man sich in der Heimat immer weniger sicher fühlen konnte.

In dieser Zeit kamen schon fast täglich Leute aus Siebenbürgen zu uns, die in der Nacht über die Grenze nach Jugoslawien gingen und von dort aus weiter, in Richtung Deutschland. Jeder von uns half diesen Menschen, wo er nur konnte, aber dass wir selbst auch flüchten sollten, daran wollte noch niemand denken. Wir warteten noch immer auf das Wunder, dass sich noch alles zum Bessern wenden sollte, die Russen zurückgedrängt würden und dass wir unsere geliebte Heimat nicht verlassen müssen. Aber es kam nicht so. Anfangs September gingen die ersten Leute aus Marienfeld fort. Zum Teil mit Pferd und Wagen, zum Teil mit der Bahn. Aber nach etwa 14 Tagen kamen diese Transporte unerwartet wieder zurück. Wir hatten uns alle sehr darüber gefreut, denn wir glaubten doch, dass nun die Gefahr geringer geworden ist und dass wir daheim bleiben können. Die Freude dauerte leider nicht lange.

Die Arbeit auf den Feldern wurde nur mehr zum Teil getan, die Leute trauten sich nur mehr in Gruppen hinaus, weil sich schon sehr viele Partisanen drausser herumtrieben. Die Trauben in den Weingärten waren reif, aber wir trauten uns keine holen gehen. Die Einwohner wurden eingesagt, dass alle, \die nur irgendwie von daheim weg können, sich am Morgen vor dem Gemeindehaus versammeln sollen. Dort kamen wir dann auch alle hin. Ein sehr grosser Teil von uns hatte noch nie Feldarbeit getan, trotzdem wollte jeder mithelfen. Wir gingen in Gruppen von 40 bis 50 Personen in die Maisfelder und schnitten alles um, dass das Militär bessere Sicht hatte. Damals hatten wir schon deutsches Militär bei uns, das aus Kreta heraufkam.

Ich spreche immer nur von unserm Ort, obwohl die Lage in den umliegenden Ortschaften auch nicht besser war, aber mit denen hatten wir ja keine Verbindung mehr, weil sich niemand mehr so weit hinausgewagt hatte. Nur die deutschen Soldaten, die bei uns einquartiert waren, brachten uns ab und zu Nachrichten aus der Nachbarschaft. Es wurden auch alle Radios und die Fahrräder von der rumänischen Gendarmerie eingezogen.

Unsere Männer, die nicht wehrpflichtig waren, wurden bewaffnet und mussten des Nachts Bürgerwache machen. So kam mein Mann einmal gegen Mitternacht zur Bahnstation, wo viele rumänische Burschen versammelt waren. Mein Mann forderte sie auf heimzugehen, denn Versammlungen waren verboten. Daraufhin kam der Stationsvorstand hervor und sagt: «Lassen sie die Leute gehn, die gehören zu mir.» Bald darauf hörte man auch, dass dieser Stationsvorstand (auch ein Rumäne) aus dem verwegenen Gesindel eine Bande organisierte, die nur darauf warteten, dass die Russen näherkommen. Man entdeckte auch sein recht umfangreiches Waffen- und Munitionslager, woraufhin die Kosaken¹ ihn mit hinaus aufs Feld nahmen und erschossen.

Jetzt hörte man auch schon Kanonenschüsse, zuerst nur von ferne, aber sie kamen immer näher. Die Feldarbeit, die nun sehr dringend gewesen wäre, blieb liegen, und im Haus wurde nur mehr das Notwendigste getan. Es war schon so unheimlich, und man traute sich kaum mehr allein in der Wohnung [zu] bleiben. Immer wieder liefen wir hinaus auf die Strasse, wo die Menschen haufenweise beisammenstanden; einer fragte den andern: «Was wird mit uns, müssen wir fort? Oder können wir noch daheim bleiben?» – Daheim? Wir wussten es ja noch nicht, dass wir schon damals kein «Daheim» mehr hatten.

Am Abend des 4. Okt. sassen wir noch nach dem Nachtessen mit unserm deutschen Soldaten beisammen. Mein Mann war schon weggegangen, weil er für die Nacht zur Bürgerwache eingeteilt war. Er kam wieder zurück und sagte: «Die Nachricht ist soeben gekommen, dass wir morgen alle weg müssen.» Obwohl wir ja schon nicht anderes mehr erwartet hatten, waren wir alle wie erstarrt. Mein Mann meinte, wenn er auch in dieser Nacht nicht mehr schlafen kann, so will er doch noch ein letztes Mal in seinem Bette liegen und blieb daheim. Diese Nacht war furchtbar, gar so nahe hörte man' schon die Kanonenschüsse. In der Früh hiess es: Fort aus der Heimat. Das kann nur der verstehn, der das selbst auch mitgemacht hat. Die Soldaten hatten uns immer damit getröstet, dass wir doch nur auf etwa 30–40 km weg müssen und wahrscheinlich in 2–3 Wochen wieder heim können. Aber als wir schon auf dem Weg waren, wussten wir, dass das nur eine barmherzige Lüge war; sie wollten uns über das Schwerste hinweghelfen.

Wir bekamen unsere Evakuierscheine und mussten uns auf den schweren Weg machen. Am 5. Okt. 44 nachmittags um 4.30, meine Angehörigen sassen schon auf dem Wagen, und ich ging noch einmal, zum letzten Mal durch das Haus, um Abschied zu nehmen von allem, was einem lieb und teuer war.

¹ Es handelte sich dabei um Angehörige der freiwilligen Kosaken-Divisionen – später XV. Kosaken-Kavalleriekorps –, die unter deutschem Kommando (Generalleutnant von Pannwitz) gegen die Rote Armee kämpften; vgl. auch Bericht Nr. 20, S. 104.

Es war furchtbar, und mich überkam das sichere Gefühl, dass wir nie mehr hierher zurückkommen.

Bis zum Dorfende waren wir etwa 20 Fuhrwerke beisammen. Wir fuhren noch 11 km weit, bis Grosskikinda. Diese Stadt liegt in Jugoslawien, aber damals gab es ja dort keine Grenzen mehr. Einige deutsche Soldaten begleiteten uns. Es war schon Nacht, bevor wir in die Stadt kamen. Die Wagen wurden in einer Strasse vor den Häusern aufgestellt. Der Kriegslärm kam immer näher. In der Nacht fuhr deutsches Militär an uns vorbei, mit einem Traktor, an dem eiserne Geräte, Pflug, Egge angehängt waren, so dass sie über das Strassenpflaster nachgezogen wurden und einen Riesenlärm verursachten. Das sollte wahrscheinlich die nicht vorhandenen Tanks vortäuschen. Um $\frac{1}{2}$ 3 in der Nacht fingen die Russen auf einmal an, ganz aus der Nähe zu schiessen. Die Kugeln kamen über die uns gegenüberliegenden Häuser geflogen und schlugen an den Häusern an, vor denen wir standen. Wir sprangen alle von den Wagen ab und suchten Schutz vor den Häusern auf der andern Seite. Drinnen hörte man die Serben umherschleichen und gedämpft sprechen. Wir waren in eine Falle geraten. Plötzlich hörte man die Russen «Hurree, hurree» schreien, und wir wussten nun, dass sie bald hier sein werden. Auf einmal schossen die Deutschen aus entgegengesetzter Richtung mit Granatwerfern über uns hinweg, man hörte das Aufschlagen und die Schreie der Verwundeten. Da kam ein deutscher Soldat, in einer Hand die Pistole, in der andern eine Taschenlampe, leuchtete uns an und sagte: «Leute, aufsitzen und so schnell wie möglich raus von da.» So fuhren wir nun zur Stadt hinaus, die Kugeln piffen nur so über uns. Einige haben auch etwas abbekommen davon, aber zum Glück gab es noch keine Toten.

Wir konnten nicht mehr auf dem Kiesdamm fahren, so wie es vorgesehen war, der Weg war uns schon abgesperrt; wir mussten auf einem Feldweg fahren, der vom Regen stark aufgeweicht war. Dabei versanken die Räder bis zu den Achsen hinunter. Die armen Pferde konnten nur immer etwa 50 Schritt vorwärts, mussten stehn bleiben, ausrasten. Die Tiere haben Unvorstellbares geleistet. Die Leute warfen alles mögliche von den Wagen herunter, nur um die Last zu verringern. Da lag sackweise der Zucker, Kukuruz, Koffer mit Wäsche und Kleider, ein neues Fahrrad sahen wir liegen, keiner hob es auf. Es galt nur, vorne weg zu kommen, denn kaum waren wir aus der Stadt draussen, als schon die Flammen hinter uns aufschlugen und mächtig hoch in die Höhe stiegen. Einem Nachbarn von uns ist der Wagen zusammengebrochen, er musste Zurückbleiben, dann wurden ihm die Pferde erschossen. Er und seine Frau liessen dann alles liegen und trachteten nur noch, die Kolonne zu erreichen. Sie fuhren dann ganz ohne Gepäck mit jemand anderem mit. An einem anderen Wagen ist auch eine Achse gebrochen, er gehörte dem Landsmann K. Dieser machte sich auf, ins nächste Dorf zu gehn in eine Schmiede. Man hat niemehr etwas von ihm gehört. Seine Angehörigen konnten die Kolonnen nicht mehr erreichen und gingen dann, wie man später hörte, zufuss in die Heimat zurück.

Wir kamen nun endlich in die erste Gemeinde, nach Mokrin. Es war schon Mittag. Seit wir von daheim weggefahren sind, hatte noch niemand etwas gegessen. Mokrin ist

eine zum grössten Teil serbische Gemeinde. Dort wollten wir Mittagsrast machen. Als wir unser Essen auf einer Decke am Boden ausgepackt hatten, kamen berittene Kosaken und hiessen uns, je schneller wieder einpacken und raus von da, denn aus jedem Fenster können Schüsse fallen. So fuhren wir noch diesen Tag und die Nacht durch, zumeist nur der Fuhrmann auf dem Wagen, die andern alle zufuss nebenher. Zum Essen war keine Zeit, und immer hatten wir Angst, nicht mehr rechtzeitig weg zu kommen. Wir kamen nach Keglevich, und auf einmal hiessen uns unsere Begleitsoldaten Rast machen, obwohl man die Schüsse von sehr nahe hören konnte. Sogar Stunden durften unsere übermüden Pferde sich ausruhen. Die Schiesserei zog sich von rechts neben uns immer weiter nach vorne, kam schon aus der Richtung her, wo wir hinfahren sollten. Auf einmal verstummte der Lärm vor uns, und wir konnten weiterfahren.

Wir fuhren von Mokrin aus wieder nach Rumänien ein und kamen hinter Keglevich über die rumänisch-ungarische Grenze. Dort holten uns die deutschen Soldaten ein, die in Marienfeld bei uns einquartiert gewesen waren. Die waren auch schon auf dem Weg.

Wir fuhren nun 3 Nächte und 2 Tage in einem Zug weiter, ohne dass unsere Pferde länger als mittags oder am Abend mal Stunde Rast machen konnten. Die Schiesserei immer getreu hinter uns her. Ich hatte in Ungarn, in Ujszentiván eine Tante; dorthin wollten wir fahren und dortbleiben, bis alles vorüber war. Aber als wir hinkamen, waren die schon alle weg. Es dachte keiner mehr daran, irgendwo zu bleiben, nur immer mit der Kolonne weiter. In Szegeed mussten wir wieder Tag stehn und warten, bis der Weg zum Weiterfahren frei war. Es stiessen nun von beiden Seiten neue Kolonnen zu uns, von der Wagenreihe konnte man keinen Anfang und kein Ende mehr sehen. Ein Soldat, der mit dem Pferde neben uns herritt, sagte mal, dass so etwa 600 Wagen in der Reihe fahren. Abends wurden wir auf der Wiese aufgestellt, eine Wagenreihe neben die andere, bis der Platz voll war. Wir gruben nun ein Loch in die Erde, legten einen Ziegel darauf und fingen schon an, eine Kartoffelsuppe zu kochen. Aber da hiess es schon wieder alle Feuer löschen, Fliegeralarm. So ging es uns die meiste Zeit. Wir organisierten uns dann etwas Stroh, breiteten es neben dem Wagen auf der Erde aus und versuchten dort, ein wenig zu schlafen. In der Nacht mussten wir nur immer auf das Schiessen horchen, ob es schon nähergekommen ist, und den Leuchtraketen zusehn, die immer wieder aufstiegen.

Auf die Donaubrücke kamen wir gegen Abend. Dort standen dann unsere Wagen in Doppelreihe, soweit man sehen konnte. Es wurde Halt gemacht, als unser Wagen so gegen die Mitte der Brücke zu stehen kam. Fliegeralarm! Es müssen sehr viele Flieger gewesen sein, denn es hat mächtig gebrummt. Da gab es kein Vor oder Zurück. Aber wir hatten Glück, es blieb alles dunkel, die hatten ein anderes Ziel. Bei Dunaföldvar kamen wir herüber. Jetzt blieben die Kanonenschüsse immer mehr hinter uns, bis sie dann ganz ausblieben. Wir konnten auch über Nacht immer Rast machen. Da brach uns unser notdürftig zusammengemachtes Dach herunter, und dabei fing es an zu regnen. Wir waren alle durchnässt samt unsern Sachen auf dem Wagen. Als wir in Veszprém waren, schien

wieder die Sonne. Nun wurde Mittagsrast gemacht. Wir breiteten unser nasses Bettzeug zum Trocknen aus. Schon wieder Fliegeralarm. Wir liefen in den nahen Friedhof und suchten unter den Bäumen Schutz. Da entwickelte sich über uns ein Luftkampf; deutsche, ungarische und russische Flieger jagten sich einander nach, ganz tief herunter. Man musste Angst haben, sie verfangen sich in den Bäumen. Ein deutsches und ein russisches Flugzeug sind auch unweit von uns abgestürzt. Unsere Kolonne kam heil davon.

Wir fahren nun immer weiter und fragten uns oft: Wohin? Es gab aber nichts anderes mehr für uns, als mit den andern immer weiter zu fahren. Sehr viel ungarisches Militär fuhr an uns vorüber, die hatten es schon sehr eilig, fortzukommen. Wir konnten nur auf zweitrangigen Strassen fahren, weil die guten Strassen alle dem Militär gehörten. Als wir Tagfahrt vor der deutschen Grenze waren, hat Ungarn kapituliert¹. Wir hatten alle grosse Angst, ob man uns jetzt weiterfahren lässt. Unser Kolonnenführer führte uns dann über einen kleinen Feldweg herüber nach Deutschkreutz, das der Grenze nahe gelegen war. In der Früh erkundigte sich unser Führer in Ödenburg nach der Lage. Wir konnten wieder zurück und auf der Asphaltstrasse weiterfahren. Alle atmeten auf, als wir über die deutsche Grenze fuhren. Auf vielen Umwegen kamen wir so bis Tulln. Dort bezogen wir unsere erste «Wohnung».

Die Vfn. berichtet weiter, dass sie nach einem Bombenangriff auf Tulln zunächst nach Königbrunn, von dort beim Näherrüchen der Roten Armee zum Teil mit Pferd und Wagen, später mit der Bahn bis in die Gegend von Ried im Innkreis gelangt sei.

Nr. 42

Erlebnisbericht des Bauern R. K. ans Neu-Sankt Peter (Sanpetra-Nou), **Plasa Periam** (Perjamosch), **Județ Timiș-Torontal im Banat.**
Original, 26. März 1956, 10 Seiten, hschr.

Die Lage in Neu-Sankt Peter nach dem 23. August 1944; nach wechselvollen Kämpfen Flucht mit den zurückgehenden deutschen Truppen; Treck im unmittelbaren Frontgebiet bis Szeged und weiter nach Niederösterreich; zweite Flucht im Frühjahr 1945.

Am 23. August hat Rumänien kapituliert; die deutschen Truppen zogen sich aus dem Karpatenbogen durch das ebene Banat über Temeschburg und der Donau entlang zurück. Unser Heimatort Neu-Sankt Peter lag nahe der rumänisch-ungarischen Grenze, am linken Maros-Ufer. Es war eine völlig ungeklärte Situation. Die rumänischen Behörden nahmen den Volksdeutschen sofort alle Radios und Fahrräder ab. Keine Zeitungen kamen. Alle Männer und Frauen von 18–45 Jahren mussten sich bei der Gendarmerie melden. Der rumänische Gendarmeriepostenführer wurde in der Nacht ermordet, niemand wusste von wem. Die Nachbargemeinde Gross-Sankt Peter war eine serbische Gemeinde. Unter ihnen waren sehr viele Militärdienstverweigerer, die sich auf den Feldern im Mais versteckt hielten, was ja auch der Gendarmerie bekannt war, die oft Streif-

1 15. Oktober 1944.

zug nach ihnen machte. Jetzt kamen sie hervor; sie taten so, als wären sie nun die Herren. 14 Tage lang dauerte dieser Zustand. Da kam ungarisches Militär und besetzte das Gebiet beiderseits der Maros entlang. Sie feierten ihren Einzug, ermahnten die Bevölkerung zur Ruhe und sagten, sie übernehmen nun den Schutz über unser Gebiet. Wir sahen aber, dass sie sehr schlecht ausgerüstet waren. Wir sollten wieder unsere Herbstarbeiten verrichten, was ja hauptsächlich das Maisbrechen war. Ich war in den nächsten Tagen mit Arbeitern dabei, am Felde den Mais zu ernten; da hörten wir aus der Gegend von Warjasch Schiessen. Wir luden zwei Wagen mit Mais und schickten ihn mit meiner Frau und Schwiegervater heim; wir aber blieben am Felde, um weiter zu machen. Da kam mein Schwiegervater eilends aufs Feld und rief tins, schnell heimzukehren, da die Ungarn das Dorf fluchtartig verlassen, denn die Russen sollen kommen. Die ganze Nacht dauerte der Rückzug, die letzten verliessen den Ort um 8 Uhr morgens.

Um halb 11 Uhr kam auf einem Motorrad ein russischer Offizier in den Ort gefahren und fragte die Bevölkerung, ob noch Ungarn oder deutsche Soldaten da seien. Er kehrte sofort um und fuhr nach Perjamosch zurück. In Sorgen um unsere Zukunft warteten wir nun, was weiter werden sollte. Am Nachmittag aber fuhren die Serben mit Wagen nach Perjamosch, um die Russen zu begrüßen. Sie brachten auch die ersten Russen mit. Zunächst geschah nichts Beunruhigendes von ihrer Seite. Der Aufforderung, alle Waffen abzuliefern, brauchte niemand zu folgen, denn die Rumänen hatten sie ja schon sowieso abgenommen. Verschiedentlich wurden Pferde und Wagen weggenommen oder ausgetauscht; auch mussten ungefähr 20 Kühe im Gemeindehaus abgeliefert werden, die sie aber wieder zurücklaufen liessen am nächsten Tag. Die Kampftruppen der Russen zogen Tag und Nacht durch das Dorf, einige Tausend. Wir dachten nicht mehr an die Anwesenheit deutscher Truppen. Auf einmal aber hörten wir aus der Richtung der gegen Süden gelegenen 7 km entfernten Gemeinde Pesak Artillerie schiessen. Wir aber wussten nicht, was dort los war. Am Morgen aber fragte mich ein rumänischer Eisenbahnschrankenwärter, ob ich wüsste, wer dort drüben sei, und zeigte gegen Pesak. Ich sagte, ich wüsste nichts! Da erzählte er mir, dass er am Abend seine Kühe weidete; da kamen auf einmal Soldaten mit einem kleinen Auto aus dem Mais, es waren Deutsche. Er war von ihnen auf das Auto gehoben worden und nach Pesak gefahren. Hier musste er aussagen, wieviel Russen durch unser Dorf zogen. Dann brachten sie ihn wieder zu seinen Kühen zurück. Er sagte mir, dass in Pesak sehr viele deutsche Soldaten, Panzer, Sturmgeschütze und viel Munition an den Häusern entlang aufgestapelt sei.

In der Nacht darauf hörten wir dann Schiessen und Panzerrollen auf der Strasse von Pesak gegen Perjamosch zu. Wir hörten auch das Absägen von Bäumen. Nach Mitternacht hörten wir schon, dass Kämpfe in Perjamosch seien; das war ungefähr am 29. Sept. 44. In unserem Dorf waren weiter die Russen; sie hatten nun gegen Perjamosch Kanonen in Stellung gebracht. Am nächsten Tag glauben wir aber, eine Nervosität bei den Russen zu bemerken. Wir waren schon seit Tagen in den Kellern. Die Nachbarn waren zu uns

gekommen; es waren etwa 20 Personen im Keller. Von hier aus beobachteten wir immer, wie sich die Lage verhielt. So sahen wir auch, wie zwei russische Offiziere, [die] noch nach Perjamosch reiten wollten, von der rechten Strassenseite her, welche von unserem Dorf nach Perjamosch ging, beschossen wurden; beide Russen sind gestorben. Die Deutschen hatten die Eisenbahnlinie, welche parallel mit der Strasse lief, auch schon besetzt und konnten so die Strasse gut übersehen. Die ganze Nacht über hat man sehr stark auf unser Dorf geschossen, und erst gegen Morgen wurde es ruhiger. Wir kamen aus dem Keller heraus, um nach dem Vieh zu sehen, das in den Ställen brüllte, weil es auch schon lange nicht mehr gefüttert werden konnte. Es wurden die Kühe auch schnell gemolken und die Milch für alle, was im Hause waren, gekocht.

Als wir dann aber gerade vom Keller zur Küche gehen wollten, sah mein Schwiegervater auf der gegenüberliegenden Strassenseite russische Soldaten geduckt gegen die Ortsmitte zulaufen. Als wir da nur einen Moment zuschauten, hörten wir das Geräusch von einem Geschoss, zugleich auch schon die Detonation, Rauch, Staub und Dachziegel durcheinander. Ich hörte noch meinen Schwiegervater neben mir sagen: «Ich bin verspielt.» Er fiel in die Tür des Bodenaufgangs und starb binnen weniger Minuten. Im Hofe lag die Nachbarsfrau und jammerte; auch sie starb an der Stelle. Ich spürte an meinem linken Oberschenkel das Blut stossweise hervorquellen, und da bemerkte ich erst, dass auch ich verwundet war; auch an der linken Kniescheibe war ich verletzt; ebenso, merkte ich erst später, hatte ich eine etwa 10 cm lange Streifwunde am Bauch. Ich schnürte mir mit einem Hosenriemen den Oberschenkel ab, damit die Blutung zum Stehen kam. Dann schleppte ich mich in den Keller, welcher an der Strasse war. Durch die Kellerfenster sah ich da Soldaten vorbeilaufen; es schien mir aber, dass es Deutsche waren. Ich rief daher: «Kamerad!» Schnell blieb einer stehen und richtete die Maschinenpistole in den Keller. Ich rief: «Nicht schiessen, ich bin ja ein Deutscher!» Ich fragte ihn, ob kein Sanitäter dabei wäre. Er fragte zurück, ob Verwundete hier seien. Als ich bejahte, hörte ich ihn auch schon nach einem Sani rufen. Er sagte noch: «Ich bin auch Volksdeutscher aus Ungarn.» Doch musste er ja weiter. Nach ganz kurzer Zeit kam schon ein Sani herein; er sah, dass ich ja die Blutader abgeschnürt hatte; er aber musste ja der Kampftruppe folgen. Es würde aber bald ein Ambulanzwagen nachkommen, sagte er mir, was ja auch bald geschah. Zwei Militärärzte untersuchten mich und verbanden die Wunden. Eine Tetanussspritze verabreichten sie mir noch; an eine Entfernung des im Oberschenkel steckenden Splitters konnte ja nicht gedacht werden, denn sie mussten ja weiter. Ich wurde ins Bett gebracht, der Schwiegervater aufgebahrt.

Wir sahen jetzt, dass sehr viele deutsche Soldaten in der Gegend waren, eine ganze SS-Polizeidivision, die von Griechenland her, die russische Kampffront durchbrechend, auf die ungarische Grenze zu sich durchzuschlagen versuchte. Es gelang ihnen, eine Woche lang den russischen Nachschub bei Perjamosch aufzuhalten, doch ständig ging die Beschiessung unseres Dorfes weiter. Wir konnten unseren Keller auch jetzt nur zeitweilig verlassen. Gegen Abend wurden unsere beiden Toten eilig begraben. Auch in

meinem Viehbestand mussten Notschlachtungen vorgenommen werden. An den Häusern war grosser Schaden, viele Hausdächer waren weggerissen. In unserem klafften grosse Löcher. Noch am selben Tag kamen Dorfbewohner, da ich ja im Bette lag, und machten das Dach notdürftig zu. Unsere anfängliche Freude über den Einzug der deutschen Soldaten nahm langsam ab, denn wir merkten bald, dass dieser Zustand nicht von langer Dauer sein wird. Die Russen drückten sehr stark nach, und die Deutschen bereiteten uns langsam vor, doch fortzugehen, um aus dem Schussbereich zu kommen.

Am 7. Oktober bei Tagesanbruch aber sagten sie uns, dass sie nun nicht mehr länger halten können die Russen und wir sofort abfahren sollten. Meine Frau machte nun den Wagen innerhalb einer halben Stunde zurecht, belud ihn mit ganz wenigen Sachen; ich war durch meine Verwundung im Wagen zu liegen. So fuhren wir, in der Hoffnung, dass es nur auf einige Tage [sei], zu dritt – meine Frau, die Schwiegermutter und ich – weg. Unser Sohn war bei der Deutschen Wehrmacht eingerückt. Die Sturmgeschütze und Panzer standen abfahrbereit auf der Strasse. So lenkte meine Frau das Gespann hindurch, wo sie eben Platz fand. Noch ein Nachbar mit seinem Wagen fuhr mit. Eine Anzahl Wagen fuhren schon in der Nacht weg. Unser Weg ging über Sarafola nach Gross-Sankt Nikolaus. Dort trafen wir die anderen Landsleute, weil sie nicht weiterkonnten, weil die Wehrmacht die russische Front noch nicht durchbrochen hatte. Erst am Nachmittag konnten wir bis Bulgarisch-Beschenowa. Hier standen wir vor dem Ortseingang, etwa 20 Wagen aus unserem Ort und viele noch aus anderen Dörfern, aus Perjamosch, Tschanad, Sankt Nikolaus und Sarafola¹. Gegen Abend schoss plötzlich russische Artillerie in unsere Wa-

1 Eine protokollierte Aussage des Schuhmachermeisters T. L. aus dem Nachbardorf Pesak (Pesac) trägt zur Klärung des zeitlichen Ablaufs bei. L. berichtet: «Die russischen Truppen hatten auf ihrem Vormarsch unser Dorf Pesak erreicht und waren schon vier Tage im Ort. Zwei Strassen hielten sie besetzt, meist bei Rumänen; die hatten sie auf andere Strassen verteilt. Es war zu keinen Gewaltakten gekommen. Pesak bestand zu zwei Dritteln aus rumänischer und zu einem Drittel aus deutscher Bevölkerung. Von den Deutschen des Dorfes verlangten sie die Stiefel, Pelzmäntel der Männer, Pferde und Sattelzeug, was man ihnen auch gegeben hat. Es waren auch Kosaken, die haben mit den Deutschen gehalten; es waren so 50 Mann zu Pferde. Diese Kosaken nahmen den rumänischen Frauen ihren Goldschmuck ab, die sogenannten ‚Galbene‘; das waren grosse Maria-Theresia-Taler aus Gold oder Silber, zu einer Kette aneinandergereiht. Diese Seite des Dorfes war besetzt, welche gegen Warjasch und Alexanderhausen zu lag. Am 21. September kamen die deutschen Truppen von Westen her auf unser Dorf zu, um die Russen hinauszuschlagen. Die Schiessereien und Strassenkämpfe dauerten vom 21. September bis 6. Oktober. Die Bevölkerung verbrachte diese Zeit in Kellern. Es gab auch zwei Tote unter den deutschen Zivilisten, alte Männer, Schneider und Zeller Michael. Viele Häuser wurden beschädigt. Bei manchen waren die Dächer und Dachböden durchgeschlagen, und das dort oben befindliche Getreide fiel hindurch in die unteren Räume. Totes Vieh lag in den Ställen.

Die Deutschen konnten unseren Ort leider nicht halten. Sie forderten uns auf, das Dorf zu verlassen und uns in Sicherheit zu bringen. Wir sammelten unsere Sachen und konnten mit dem Gepäck bei unseren Nachbarn W. und E. mit vier Personen (meine Frau und ich, meine Tochter mit 18 und ein Sohn mit 13 Jahren) auf die Wagen aufsitzen. Die Fahrt ging zunächst über Lovrin, Gross-Sankt Nikolaus und den Grenzort Keglevich. Es war der 6. Oktober; wir machten die erste Rast.

genkolonne. Bisher hielt sich noch einer am anderen, nun aber war kein Halten mehr. Die Pferde stoben davon, jeder suchte zu entkommen. Viele fuhren querfeldein, immer der ungarischen Grenze zu. Meine Frau konnte die Pferde nun doch nicht richtig beherrschen. Deshalb richtete ich mich, so gut ich konnte, auf, stützte mich auf den Sitz und nahm die Zügel selbst in die Hand. Die Pferde zogen, was sie konnten, denn die Strasse war von den vielen Wehrmachtsfahrzeugen ganz aufgewühlt; auch steckten wir immer zwischen Panzern. Die Russen schossen auf uns die ganze Nacht.

Endlich, am frühen Morgen, erreichten wir dann ohne Verluste Keglevich. Dort standen die Häuser alle verlassen. Die Bewohner waren nachts weggezogen. Hier mussten wir wieder eine Stunde warten, da der Weg zur ungarischen Grenze noch immer nicht frei von Russen war. Die Pferde hatten noch immer kein Futter bekommen, nur Wasser. Als nun um 8 Uhr der Weg endlich frei war, sind die deutschen Soldaten mit ihren Fahrzeugen davongefahren. Ich aber blieb mit noch 5 weiteren Wagen zurück, vor uns die Deutschen, und hinter uns grollten die russischen Panzer. Nun hatten wir Angst, abgeschnitten zu werden. Die Strasse war nun gut und frei von Militär; so holten wir nun aus den Pferden das Letzte heraus. So erreichten wir doch wieder einige deutsche Kampfswagen, welche noch vor der ungarischen Grenze [waren]. Wir wollten nun am liebsten auch unser Gespann stehenlassen, wie es schon sehr viele Landsleute getan [hatten], und wollten mit den Soldaten in ihren Fahrzeugen mit. Man sagte uns aber, dass die Geschütze hinter der ungarischen Grenze zusammen mit den Ungarn in Kampfstellung gehen werden; dann müssten wir ja doch wieder herunter. Es tat uns aber auch leid um die Pferde, und so fuhrwerkten wir eben wieder nun der schon nahen ungarischen Grenze zu.

Bei Kübekháza überquerten wir dann endlich die Grenze, damit auch die Kampflinie. So waren wir nun vorerst in Sicherheit. Es ging gleich weiter durch Szegedin, und spät

Am nächsten Morgen ging es über die rumänisch-ungarische Grenze weiter. Abends 10 Uhr in Szegedin. Aus unserem Ort Pesak waren 13 Wagen, aus Lovrin, Perjamosch und anderen deutschen Orten waren noch sehr viele Wagen gekommen. Genau die Zahl kann ich nicht sagen, es war aber eine unübersehbar lange Wagenkolonne. Schwer war es, Lebensmittel zu beschaffen, unsere Vorräte waren bald aufgebraucht. Die Leute, die eigene Wagen hatten, konnten mehr mitnehmen. Wir hatten kein ungarisches Geld, mussten von unseren Schuhen ein Paar verkaufen, um das Nötige wieder zu kaufen. Die Pferde brauchten Futter; wir mussten es von den Feldern unterwegs nehmen. Wir kamep weiter über Dunaföldvár, Raab, Bakonywald, Plattensee nach Ödenburg; hier war es Sonntagnachmittag, und die Bevölkerung bewirtete uns mit Brot und Wurst, Marmelade, was die Leute selber eben hatten. Neufeld war schon österreichischer Boden. Hier machten wir die erste längere Rast; auch die Pferde waren ermüdet, wir selbst verschmutzt und erschöpft. Wir waren schon zehn bis zwölf Tage unterwegs, sind meistens, um die Pferde zu entlasten, neben dem Wagen gegangen. Zwei Tage und drei Nächte blieben wir in Neufeld. Die Leute waren gut zu uns, wir durften unsere Wäsche waschen; dafür halfen die Männer bei der Arbeit im Hofe mit.

Nun fuhren wir ohne längere Ruhepausen – nur nachts wurde Halt gemacht – bis Hollabrunn; dort war die Kreisstelle für Flüchtlinge, wo wir uns melden mussten. Wir wurden nach Mariathal eingewiesen. Wir bekamen für uns vier Personen ein Zimmer, etwa 20 Quadratmeter gross. Hier wohnten wir vom 29. Oktober bis 18. Dezember 1944.» (Original, 23. Juni 1956, 3 Seiten, hschr.)

am Abend des 8. Oktober machten wir nun zum erstenmal Rast. Zwei Tage und eine Nacht in Kampflinie konnten wir an Schlaf nicht denken. Die Pferde waren nicht aus dem Geschirr. Hier wurden sie erstmal gefüttert; an einem Heuhaufen standen sie und frassen die ganze Nacht. Am frühen Morgen fuhren wir dann weiter. Wir wollten bei Baja über die Donaubrücke; wir erfuhren aber, dass diese schon gesprengt war. So mussten wir über Kalocsa nach Dunaföldvár. Es ging nun ja langsamer, und wir mussten ja den Pferden auch Zeit lassen, denn sie waren ja nicht beschlagen, und wir hatten auch keine Pengö, um es hier machen zu lassen. Futter und ein wenig zum Essen gaben uns mitleidvolle Menschen. Auch bei Dunaföldvár war die Brücke nur für Militär freigehalten. Wir sollten also über eine Fähre geleitet werden. Dort standen aber viele hundert Wagen; manche warteten schon 8 Tage und kamen nicht daran. In einer solchen verzweifelten Lage kam uns ein deutscher Unteroffizier zu Hilfe, da er sah, dass ich verwundet und hilflos [war], die Wunden arg vereitert, bis 40° Fieber, so liess er mich und noch 3 Wagen mit Landsleuten über die Donaubrücke.

Nun war ja wieder ein Hindernis genommen, aber mein Zustand verschlimmerte sich auch von Stunde zu Stunde. In einem ungarischen Ort mussten wir einen Arzt suchen, der mir dann versicherte, das Bein muss amputiert werden. Das hiess für uns, dass wir die Fahrt unterbrechen müssen auf lange Zeit. Meine Frau weinte laut auf und wollte mich nicht dalassen. Wir fuhren noch in der Nacht weiter, immer bestrebt, doch so bald wie möglich die deutsche Grenze zu erreichen. Über Ödenburg kamen wir dann endlich über die Grenze. In Grosshöflein übernachteten wir zum erstenmal nun auf deutschem Boden, und alle Hetze war nun vorbei. Mittlerweile war es 20. Oktober geworden. Am nächsten Tag erreichten wir Neufeld bei Ebenfurth. Hier war nun die erste Flüchtlingsbetreuungsstelle und endlich, Gottseidank, ein Arzt. Wie es sich herausstellte, war es ein Landsmann, Dr. H. aus Gertianosch. Er reinigte und verband die Wunden, riet mir aber, so schnell als möglich den Splitter herausoperieren zu lassen. Nach 3 Tagen Ruhe und Pflege hatte ich mich so gut erholt, dass ich mich ein wenig auf sitzen konnte im Wagen und die Pferde selbst lenken konnte. Die Pferde wurden beschlagen, denn sie konnten nicht mehr weiter, da die Hufe blutig gelaufen waren. In St. Pölten bekamen wir dann einen Ausweis, dass wir nach München fahren sollten.

In Euratsfeld hörten wir, [dass] die anderen Landsleute alle im Kreis Horn seien. So überlegten wir, ob wir nicht besser auch nach Horn zurückfahren sollten. Denn wenn der Krieg bald zu Ende geht, sind wir ja ein gut Stück Weges näher zur Heimat. Also auf nach Horn! Hier wurden wir in die Gemeinde Straning, Ortschaft Grafenberg, eingewiesen. Am 1. November, zum Fest Allerheiligen, trafen wir hier ein. Wir bekamen, 3 Familien, ein grosses Zimmer, fanden Arbeit genug. Ich aber musste bald ins Krankenhaus. In Eggenburg wurde mir der Splitter herausoperiert. Noch ein freudiges Ereignis hatten wir hier. Unser Sohn kam auf Urlaub, Anfang Jänner 1945.

Einem Einberufungsbefehl zur SS-Musterung musste ich trotz aller Beschwerden

am 18. Jänner nach Wien Folge leisten. Ich fuhr nach Wien, konnte aber noch am selben Tage zurück; da die Wunde noch nicht richtig verheilt [war], wurde ich auf 6 Monate zurückgestellt. Wir arbeiteten nun hier; man kam ein wenig zur Ruhe. Die treuen Pferde wurden krank, auch von meinem Gespann ging das eine zugrunde. Auch den anderen Landsleuten war das gleiche passiert. Aber auch diese Ruhe nun sollte nicht von Dauer sein, denn es zogen nun Tag und Nacht Kolonnen mit Flüchtlingen aus dem Burgenland durch. Ich konnte und wollte meiner Frau nicht noch einmal so eine überstürzte Flucht zumuten, und wir entschlossen [uns], wieder weiterzufahren. Da nun alle unsere anderen Männer eingerückt waren, so waren fast nur Frauen. Wir mussten aus drei Gespannen nun eines machen. Von der geringen Habe blieb wieder vieles liegen. So zogen wir mit einem Passierschein von der Militär-Dienststelle, 2 Familien nun auf je einem Wagen, weiter.

Nun kurze Auszüge aus meinem Tagebuch:

Am 12. April 1945 fuhren wir um 2 Uhr nachmittags weg, es regnete stark. Abends spät, ganz nass, kamen wir in Altenburg an und wurden in einem Schuppen untergebracht. Hier schlossen sich 2 Familien, Landsleute, uns an. 13., 14., 15. April verbrachten wir hier, da von unseren Pferden hier Junge bekamen. Am 16. April aber mussten wir weiter. Die kleinen Pferde mussten wir zurücklassen. Wir waren nun 9 Wagen, wir fuhren bis Weiden. Es nahm uns niemand auf, so dass wir auf der Strasse übernachteten. Die Pferde standen in einem alten Schuppen, welcher in der Nacht zusammenbrach und 5 Pferde unter sich begrub; Gottseidank, wir konnten alle retten.

Am 17. fuhren wir weiter. In Göpfritz verabschiedeten wir uns von Landsleuten, welche nicht weiterkonnten. Wir mussten nun oft unsere Wägen einzeln mit 4 Pferden hinaufziehen; es ging langsam vorwärts. Die Nächte verbrachten wir in Scheunen. Am 19. kamen wir in Karlstift an; es war nun sehr kalt, und Schnee ist gefallen. Am 20. wollten wir über die Grenze von Nieder- auf Oberdonau. Im Walde waren Tausende ungarische Soldaten. An der Grenze aber hat man uns nicht hinüberlassen. Man sagte uns, Oberdonau sei schon voll Flüchtlinge. Also umkehren. Beim Umkehren kam meine Frau mit dem rechten Zeigefinger unters Wagenrad, wurde das erste Glied zerquetscht. In Karlstift verband sie ein Arzt. Hier ging uns das Futter aus, und wir mussten altes Gras im Walde unterm Schnee sammeln. Ein Pferd ging uns hier wieder ein. Am 23. bekamen wir dann von einer Militär-Dienststelle Sonderausweise und konnten nun die Grenze passieren. Es ist den ganzen Tag Schnee gefallen, und der Wind ging eiskalt. In Sandl übernachteten wir. Am 24. ging es dann bis nach Freistadt. Hier trafen wir viele Perjamoscher und Gertianoscher; auch den 25. verbrachten wir hier. Am 26. wurden wir von der Kreisleitung in die Gemeinde Reichenau eingewiesen, welche wir auch noch am selben Abend erreichten. Wir wurden am nächsten Tag in die Ortschaft Winterdorf geleitet.

Der Schluss des Berichts schildert den Einmarsch amerikanischer Truppen, die den Rumäniendeutschen Ende Mai Befehl gaben, sich zur Rückführung in die Heimat

bei Linz zu sammeln, wo der Vf. mit zahlreichen Landsleuten nach mehrmonatigem vergeblichem Warten und Beschlagnahme der Fuhrwerke in ein Lager eingewiesen wurde.

Nr. 43

Erlebnisbericht des K. L. ans G., Județ Timiș-Torontal im Banat.
Original, 26. April 1956, 11 Seiten, mschr. 1

Die Ereignisse in und um Temeschburg in den Tagen und Wochen nach der Kapitulation Rumäniens; Besetzung der Heimatgemeinde durch deutsche und ungarische Truppen, planmässige Evakuierung der Gemeinde nach mehrtägiger Vorbereitung; Treck über Szeged-Veszprém-Ödenburg nach Niederösterreich.

23. August 1944: Ich weilte zu dieser Zeit in Bukarest. Die Stadt, in der manche geheime Fäden gesponnen wurden, war ins Kochen und Fiebern geraten. Der Vormarsch der Russen, die schon bei Jassy standen, die fast täglichen Fliegerangriffe zermürbten die Widerstandskraft. Aus der Spannung, der man überall begegnete, fühlte man heraus, dass etwas Schicksalentscheidendes im Anzug war. Der Abend bringt auch die Lösung. Als der Rundfunk kurz vor 21 Uhr die Durchsage einer wichtigen Meldung ankündigte, war bereits die Siedehitze erreicht. Punkt 21 Uhr trägt der Sender die Proklamation König Michaels I. ins Land und in die Welt. Sie enthält die Kündigung des Bündnisses mit dem Dritten Reich und die Kapitulation der rumänischen Armee. Dieser schicksalsschwere Schritt löste in einem grossen Kreise der rumänischen Bevölkerung Genugtuung aus. Nun war die Zeit der Bombennächte vorbei, und man wiegte sich im Gefühle des Erlöstseins, hoffend, durch eine englisch-amerikanische Besetzung dem Würgegriff aus dem Osten entgehen zu können. Mehr als ernüchternd wirkte die Proklamation auf den deutschen Bevölkerungsteil. Als Deutscher fühlte man aus der Atmosphäre der in letzter Zeit gewachsenen Deutschfeindlichkeit das Aufsteigen eines drohenden Gewitters. – Mit Herrn Dr. Be. sassen wir nachdenklich und überlegend, was für uns persönlich zu unternehmen als notwendig erscheint. Mitten in dieses Bangen und Planen schrillt die Hausglocke auf. Ich öffne. Vor mir steht Herr Ch. aus T., der mit seinem Auto in Bukarest weilt und von meiner Anwesenheit in der Hauptstadt Kenntnis hat. Er teilt mir mit, dass er mit dem Auto den Heimweg antreten will und ladet mich ein, mit ihm zu kommen. Ich überlege nicht lange und bin entschlossen, mitzufahren, da ja auch zu befürchten war, dass angesichts der Lage der Eisenbahnverkehr zum Erliegen kommt. Die Front ist durchbrochen, die rumänischen Truppen fallen aus, und es ist zu erwarten, dass die Rote Armee in kürzester Zeit die Hauptstadt erreicht haben wird. Auf der Strasse bemerkt man Militärpatrouillen. Hie und da fallen die ersten Schüsse. Ein Wirrwarr liegt im Bereich der Möglichkeiten, liegen doch im Lande und [in] Bukarest selbst verschiedene deutsche.

1 Der Bericht beruht auf Tagebuchaufzeichnungen des Verfassers.

Einheiten. Wir sind uns einig, dass eine Abfahrt aus der zu brodeln beginnenden Stadt in der Nacht nicht möglich ist. Wir entschliessen uns, den Versuch am Morgen zu machen. Die kommenden Stunden der Ungewissheit geben reichlich Gelegenheit und Zeit, das Geschehen und die Konsequenzen zu überdenken.

24. August 1944; Herr Ch. holt mich mit seinem Wagen ab. Um etwa 7 Uhr fahren wir ab und versuchen, aus dem Trubel zu kommen. Das Bild, das sich uns auf der Strasse präsentiert, ist mehr als merkwürdig. Freude herrscht. Es spricht sich herum, dass Rumänien von den Engländern und Amerikanern besetzt wird. Zwischendurch sind Schiesereien hörbar. Doch die Menschen fallen sich einander um den Hals: «Vine Englezi!», «Vine American!» (Es kommen die Engländer, es kommen die Amerikaner!) Wir aber kommen durch, können glücklich alle Sperren und Kontrollen passieren. Über Pitești, Richtung Craiova, geht die Fahrt nun flott voran. Kaum 20 km ausserhalb Bukarests merken wir den Aufstieg grosser Rauchsäulen über der Stadt! Bomben fallen. Die Strasse ist belebt von deutschen Fahrzeugen. Sie fahren ohne Störung westwärts, war doch in der Königsproklamation der freie Abzug zugesichert. Die Lage spitzt sich aber zu, und wir müssen bald Strassensperren, die durch rumänisches Militär gelegt wurden, passieren. Deutsche Militärfahrzeuge werden nicht mehr durchgelassen. Am Beginn der Fahrt sehen wir noch, wie sich da und dort deutsche und rumänische Soldaten und Offiziere voneinander herzlich verabschieden. Dieses Bild aber wechselt schon nach kurzer Zeit. An den Sperren herrscht dicke Luft. Zivilreisende und mit ihnen auch wir kommen verhältnismässig schnell vorwärts. Am Nachmittag sollten wir ein seltsames Erlebnis haben. Einige Kilometer vor Craiova steht am Strassenrand eine lange Kolonne Militärlastwagen und Personenwagen (rumänische). Auf der Strasse stehen kleine Trupps vollbewaffneter rumänischer Jäger und spazieren rumänische Offiziere mit ernster Miene auf und ab. Plötzlich sagt Herr Ch: «Schauen Sie, das ist doch der König!» Tatsächlich steht da, von Offizieren umringt, König Michael I. Wir können und wollen auch nicht halten und sind froh, an der Kolonne vorbeizukommen. Die Gesichter der Umherstehenden und das des Königs verraten, dass man mit schweren Sorgen beladen ist. Durch Craiova kommen wir gut durch und treffen ohne Zwischenfall spät in der Nacht in Orșova ein. Hier übernachteten wir. Der Fahrer kann nicht weiter.

25. August 1944: Zeitlich in der Früh setzen wir die Reise fort. Am Nachmittag treffen wir in Temeschwar ein.

In den folgenden Tagen marschierten die russischen Truppen in Bukarest ein. Bald war jede Verbindung mit der Hauptstadt unterbrochen. Keine Nachrichten kamen, keine Zeitungen, kein Zugverkehr. Ich war im letzten Augenblick der Hölle entronnen. Es folgten turbulente Tage. Der Deutschenhass schlug höhere und höhere Wellen. Bald war auch die erste deutschfeindliche Aktion gestiegen. Sie richtete sich hauptsächlich gegen die Amtsträger der Volksgruppe. Alle, deren man habhaft werden konnte, wurden festgenommen und im Hunyadi-Kastell interniert. Ihre Zahl ging in die Hunderte. Die Erregung stieg von Tag zu Tag, die Unsicherheit wuchs.

Eines Morgens erlebten wir eine Überraschung. Der 11. September 1944 etwa brachte sie uns: Die Strassen Temeschwars sind für diese Tageszeit (früh 7-8 Uhr) aus-

serordentlich belebt. Allenthalben sieht man bepackte LKW, Pferdefuhrwerke dahinfahren. An anderen Stellen sieht man fieberhaft packen und aufladen. Die Kunde geht von Mund zu Mund: «Es kommen die Deutschen!» Juden und Rumänen verlassen fluchtartig die Stadt. Sie wird immer stiller, die Strassen menschenleer. Die deutsche Bevölkerung bleibt und harret der Dinge, die da kommen sollen. Tatsächlich ist eine kleine Einheit deutscher Truppen, aus Jugoslawien kommend, über Moravitz, bis an die Ziegelei in der Schager Strasse vorgedrungen. Die Temeschwarer Garnison wurde ihnen entgegen geworfen. Kennzeichnend für die Panik, die auch an höchsten rumänischen Stellen herrschte, ist, dass der Schlüssel der Polizeipräfektur einer deutschen Persönlichkeit übergeben worden ist. 3 Uhr nachmittags: Der ganze Rummel ist vorbei, die Stadt wieder lebendig. Der «Sieg» wird in Aufmärschen und Trinkgelagen, unter Schmähung der Deutschen, tüchtig gefeiert.

Der angebliche Plan der Deutschen, das Banat zu besetzen und solange zu halten, bis die deutsche Zivilbevölkerung im Westen in Sicherheit gebracht wäre, war gescheitert. Dafür waren aber die Russen im Eilmarsch herangerückt und standen in den nächsten Tagen vor den Toren der Stadt. Mir gelang es noch mit dem letzten Zug zu meiner Familie nach G. zu kommen.

14. September: Der Zugverkehr nach Temeschwar ist eingestellt worden. Deutsche Einheiten versuchen abermals einen Vorstoss, um das Banat freizumachen. Es bildet sich eine Frontlinie, die das Eisenbahnnetz durchkreuzt.

In G. war noch alles verhältnismässig ruhig. Deutsche Militärbehörden brachten Güterwagen herbei. (Die Arader Linie war noch frei.) Fieberhaft wurden Getreide und Vieh, besonders Schweine, verladen. Einige Tage vergingen.

17. September: Ungarische Truppen ziehen durch. Auf grossen Plakaten wird kundgetan, dass wir unter ungarische Verwaltung kommen und alle Gewalt in den Händen des ungarischen Truppenkommandanten liegt. Ihre Parole, die sie stolz verkünden, lautet: «Wir haben die Aufgabe, die 1'000-jährige Grenze des Königreiches Ungarn wieder herzustellen.» Am nächsten Tag ziehen sie weiter, angeblich um mit den deutschen Truppen die Verbindung aufzunehmen. An das Gelingen des Planes der Wiederherstellung der alten Königreichsgrenze glaubt kaum jemand.

19. September: Eine lange Kolonne leerer Wagen fährt durch das Dorf. Sie waren aus T. gekommen und hatten ungarische Truppen an die Grenze gebracht. Die Kämpfe an der Linie Betschkerek-Perjamosch werden lebhafter. Es treffen auch neue deutsche Truppen ein. Sie kommen aus Griechenland und sollen das Banat freikämpfen. Auch in unserer Gemeinde wird Quartier für sie bereitgestellt. Die ersten Todesopfer aus der Reihe der Zivilbevölkerung der Umgebung werden bekannt. Der Direktor der Lovriner Ziegelei ist samt seiner Familie von Partisanen ermordet worden. Auch die ersten Flüchtlinge aus den Gemeinden in der Kampflinie treffen ein. Auch sie bringen einen Toten mit sich, der auf der Flucht erschossen worden ist. Er wird unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung zu Grabe getragen. Die Fieberkurve steigt, die Unsicherheit wächst! Eine

Art Selbstschutz wird eingerichtet. Männer, soweit noch welche da sind, müssen Nachtwache halten. Als die deutschen Truppen sich eingerichtet haben, fällt dieser Dienst wieder aus, und es kehrt mehr Beruhigung ein. – Die Soldaten werden in den Quartieren wie Gäste gehalten, und der Koch der Einheit, der hier Gelegenheit bekam, sein Bestes herzugeben, hatte keine Abnehmer für Essen.

Ein «Hodajosch» (Arbeitsmann) von einer Bauernwirtschaft in der Nähe von W. trifft ein. Mit leerem Wagen ist er mit seiner Familie im wahrsten Sinne des Wortes geflohen. Ernst und tränenlos sind Vater und Mutter, erschüttert. Eines ihrer Kinder war tödlich getroffen. Sie berichten, dass sie in die Gemeinde W., wo der Besitzer wohnt, nicht mehr zurückkehren konnten, um dem Brotgeber über die Lage zu berichten. Die Maisfelder sind voller Partisanen. Ein Arbeiten auf dem Felde ist unmöglich. Sie wollen in ihre eigentliche Heimatgemeinde V. weiterziehen.

Zwischendurch kommen die Evakuierungsbefehle. Niemand weiss zunächst, wer anordnet. Es heisst nur: «Abziehen! Sofort! Morgen hat jeder die Gemeinde zu verlassen!» Niemand weiss wohin; jeder schüttelt den Kopf; niemand will weg. Um den Evakuierungsbefehlen Geltung zu verschaffen, erscheint eines Tages, aus Jugoslawien oder Hatzfeld kommend, ein Rollkommando. Prof. E. führt sie an. Eine Volksversammlung wird einberufen. Sie findet in der Schule statt. Zumeist Frauen sind anwesend. Sie wollen von einer Flucht nichts hören. Es wird herumdebattiert, geschimpft, aber weg will niemand. Die Volksseele ist aufgewühlt. Die Männer, die Buben in den Krieg gezogen, Frauen und Mütter stehen ratlos vor der Entscheidung. Es geht doch letztlich um alles, Hab und Gut, Familie und Leben. Wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarm summt und brummt es auf den Strassen und Plätzen des Dorfes, und niemand weiss einen vernünftigen Ausweg. Was, wenn wir bleiben? Was, wenn wir ziehen? Wo landen wir? Wo finden wir unsere Männer und Buben? Werden die je wieder heimkönnen, wenn wir bleiben? Wer könnte die Not, in der sich Menschen in solcher Situation befinden, beschreiben!

Es folgen allgemeine Reflexionen über die Lage der deutschen Bevölkerung.

Ein Soldat, in Gross-Sankt Peter geboren, will beim, die Eltern noch mal besuchen. Er kommt aber nur bis knapp vor das Dorf. Er wird von Partisanen beschossen und muss unverrichteter Dinge zurückkehren. Er rät seinen hier lebenden Verwandten: «Bleibt, wo ihr seid! Ich war im Norden und Süden, im Westen und Osten, ein Banat gibt es nirgends.» – Um Klarheit zu schaffen, werden Beauftragte nach Kikinda, das im jugoslawischen Banat liegt, entsendet. Sie sollen in Erfahrung bringen, wer da die Evakuierung befiehlt und wohin es eigentlich geht. Sie kehren mit fast leeren Händen zurück. Kommandostellen wurden keine mehr vorgefunden, nur eine Verbindungsstelle. Hier gab man den Rat, wenn ein Weg noch frei ist und Befehl zur Evakuierung gegeben ist, diesem zu folgen. Die Partisanen sind unberechenbar, und es ist besser, man weicht einer eventuellen Katastrophe aus. Auch dieses Unternehmen konnte keine Klarheit schaffen. Die Situation wurde mehr und mehr verwirrt.

1. Oktober 1944: Nahezu 40 Soldaten ruhen bereits auf dem Friedhof. Heldentod! In stiller Ergriffenheit gaben Priester und Volk ihnen das letzte Geleit. Das tägliche Sterben junger Menschen trug Schauer in das von Gefahr umtobte Dorf. – Die Soldaten ziehen ab. Andere kommen.

2. Oktober 1944: Es wird ernster. Es trommelt: «Alle Flüchtlinge haben den Ort morgen, Dienstag, zu verlassen. Freitag, den 6., früh sieben Uhr sind alle Einheimischen am Gemeindehaus versammelt, zwecks Abmarsch! Wer Wagen und Pferde hat, soll einspannen.» Die Unruhe wächst. Was nun?

5. Oktober 1944: Die Soldaten kommen nicht mehr ins Quartier. Das war für uns ein schlimmes Zeichen. 5-6 Familien machen sich bereits am Nachmittag auf den Weg. Sie wollen über Jugoslawien und fahren Richtung Kikinda. Die Wagen werden gepackt. Gegen Abend trifft mein Vetter aus Sch. mit Familie und noch einer bekannten Familie ein. Sie berichten über die Zustände in Sch., wo der Kampf tobt. «Sch. brennt!» Mit diesen Worten begrüßen sie uns und erzählen, wie der und der tödlich getroffen wurde und umkam und im Garten beerdigt werden musste, weil eine ordnungsgemässe Bestattung unmöglich war. Den ganzen Tag über sind Schiessereien. Ein Schock fährt uns durch die Knochen angesichts der näher und näher kommenden Gefahr.

Unter den Soldaten ist ein eiliges Packen zu beobachten. Dies erhöht in uns die Unruhe. Böses ahnend und sorgerrfüllt gehen wir zu Bett mit dem Vorhaben, abzuwarten; dies umsomehr, da meine Frau gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe ist. – Die Truppen beginnen mit ihrem Abzug. Das Telefonkabel, das erst nachmittags gelegt worden ist, beginnt man aufzurollen. Das Geräusch der Demontage lässt uns ahnen, dass wir bald schutzlos dastehen werden. Meine Frau will sich vergewissern, geht zum Fenster und fragt den demontierenden Soldaten, was er tue, ob sie abhauen. Er murmelt nur ein Ja. Um 12 Uhr weckt mich meine Frau. Wir besprechen die Lage. Ich gehe zur Kommandantur, um Näheres zu erfahren. Im Dorf ist emsiges Treiben und Hasten. Bei der Kommandantur sagt mir der Adjutant: «Wenn Sie nicht in die Hände der Russen fallen wollen, müssen Sie noch in dieser Nacht weg, bis Tagesanbruch ist. G. im Schussbereich des Feindes. Ein Wegkommen wird dann kaum mehr möglich sein. Wir halten noch, um den Rückzug zu decken, dann ziehen auch wir ab. Ein Weg über Gross-Sankt Nikolaus ist noch frei.» Diese Auskunft gibt uns den letzten Stoss. Ich schaue mich noch im Zentrum des Dorfes um. Hier ist schon alles auf den Beinen und marschbereit. Die Losung wird ausgegeben, dass um 3 Uhr früh Abmarsch ist. Ich gehe heim. Wir entschliessen uns mitzuziehen.

6. Oktober 1944: In dieser Nacht ziehen über 20 Wagen aus der Gemeinde nordwärts. Die Gasse ist lebendig wie am Tag. Zwischen 2 und 3 Uhr verlassen wir in Gottes Namen unsere geliebte Heimat und empfehlen uns dem Schutze des göttlichen Herzens; es ist Herz-Jesu-Freitag. Was im Innern unser aller vorgeht zu beschreiben, geht nicht. Auch beim Abschied von Freunden ist es einem so, als kehrten wir bald zurück. Das Schreckliche aber ist, dass das Ende der Reise nicht zu übersehen ist. So sind wir heute, am 6. Oktober 1944 obdach- und heimatlos geworden. Die Landstrasse wimmelt von Autos, Traktoren, Lastwagen, Menschen, Tieren, Handwagen. – L. brennt! – Von M.

und Kikinda kommen Flüchtlinge; einige davon sind schon unter die Partisanen geraten, umgekehrt und glücklich davongekommen. Die Fahrt geht bis T. nur langsam voran, ist doch der Weg vom vielen Regen aufgeweicht und den LKW der Wehrmacht aufgewühlt, dass die Wagen stellenweise bis zur Achse einsinken. An unserem Wagen ist das eine Pferd ein 2jähriges Fohlen. Im tiefen Morast vor T. versinkt der Wagen, wir bleiben stecken. Ein Gespann kommt uns zu Hilfe und zieht uns nach. In T. ist die Stimmung eine andere. Hier ist man sich plötzlich des französischen Abstammes bewusst geworden. Sie tun es in der Hoffnung, als Franzosen in der kommenden Zeit eine Vorzugsbehandlung erfahren zu können. In T. kommen wir auf die Schotterstrasse. Die Fahrt geht glatter und flotter.

Vor Gross-Sankt Nikolaus, es ist etwa 8 Uhr früh, treffen wir auf die ersten Spuren eines Kampfes. Gross-Sankt Nikolaus war schon von Russen und Partisanen besetzt, ist aber wieder freigekämpft worden, um den letzten Truppen den Weg freizumachen. Ein toter Russe am Wegrand lässt uns erschauern. In Gross-Sankt Nikolaus sind die Strassen von Fuhrwerken der Flüchtlinge aus allen Gemeinden der Heide, mit LKW und Fahrzeugen der zurückströmenden Truppen verstopft. Hier bekommt unsere Kolonne den Befehl, Richtung T. weiterzufahren. Wir fahren los, obwohl wir gewarnt werden, dass T. bereits von Russen besetzt ist oder zumindest um den Besitz von T. schwer gekämpft werde. Eine Klosterfrau öffnet das Fenster und ruft uns verzweifelt zu: «Fahrt doch nicht über T., da sind ja die Russen!» Selbstherrlich führt unser Treckführer die Kolonne weiter in der eingeschlagenen Richtung. Er hat ja Befehl. Es müsste ihm aber zumindest auffallen, dass ausser uns niemand auf dieser Strasse fährt. Auf der Weiterfahrt kommen wir an einer deutschen Artillerie-Stellung vorbei, die über unsere Köpfe Richtung T. feuert. Wir machen den Treckführer auf den Irrtum aufmerksam. Er beruft sich auf den erhaltenen Befehl und führt die Kolonne weiter. Endlich überholt uns ein Kradmelder. Diesem gelingt es mit gezogener Pistole, den Treck zur Umkehr zu bringen. So entgehen wir einem wahrscheinlich verhängnisvollen Schicksal.

Bis zurück nach Gross-Sankt Nikolaus komme ich noch mit meinem Wagen. Da aber versagt der 2jährige. Über Keglevich steht uns ein schwerer Weg bevor. Ich lade einiges vom Wagen ab, um die Last zu verkleinern und mache mich auf die Suche nach einem Pferd. Um 80'000 Lei kaufe ich dann den braven Fuxi. Fuhrwerk an Fuhrwerk verstopfen die Strasse, die aufgeweicht ist. Es geht kaum einige Schritte vorwärts, dann heisst es: «Hoooha!», dann wieder: «Je!» In Altbeschenowa treffen wir uns wieder mit den Landsleuten. Hier wird übernachtet. Im Massenquartier werden wir untergebracht. Die Pferde können nicht ausgespannt werden. Der 2jährige Braune war ganz von Kräften. Im Stehen schläft er und sackt plötzlich stöhnend zusammen. Ist es ein Vorspiel zu dem, was uns noch bevorsteht? Viele Tschanader und Gross-Sankt Nikolauer fahren durch. Sie haben nicht mehr soviel Zeit gehabt, um aufzupacken. Das Notdürftigste oder auch gar nichts ist auf den Wägen, es gilt ja das nackte Leben Zu retten. Wir hatten im

Ersten Weltkrieg aus Siebenbürgen Flüchtlinge. Die hatten uns ja erzählt, wie es auf einer solchen Flucht zugeht und dass man hauptsächlich für Futter und Verpflegung sorgen muss. Wir haben an sie gedacht, bevor wir uns auf den Weg begaben.

7. Oktober 1944: Zeitlich in der Frühe geht die Fahrt weiter in Richtung Keglevichhausen. Ein schier unfahrbarer Weg nimmt uns auf. Nichts als Dreck und Morast! Gut, dass wir den Foxi gekauft haben. Auf dieser aufgewühlten Lehmstrasse kämen wir ohne ihn nicht weiter. «Wenn wir da durchkommen», heisst es immer wieder, «dann überall.» Und wir kommen durch. Dass auch hier die Organisation nicht klappt, wundert uns gar nicht mehr. Wer könnte auch in einen solchen Haufen Ordnung bringen und unter solchen Verhältnissen noch planen! Zuerst heisst es: Richtung Kiszombor! Kaum [hat man sich] einige Kilometer auf einem sumpfigen Wiesenweg durchgeplagt, heisst es wieder: Kehrt, Richtung Óbeb! Wieder geht es zurück bis fast zum Ortsausgang von Keglevich. Hier biegt der Weg in eine Schotterstrasse. Alle sind wir froh, festeren Boden unter die Wagen zu bekommen. Aber beim Einbiegen in die Schotterstrasse bricht der Backen an der hinteren Achse. Der Wagen zieht sich auseinander. Ein Weiterfahren ist unmöglich. Lange Überlegungszeit gibt es nicht. Wieder überholen uns Leute aus Tschanad, wo der Kampf tobt. Sie kommen ohne alles; barfuss, im Hemd, ohne Rock und Bluse sind Männer und Frauen buchstäblich davongelaufen. Aus der Panik und dem Bericht geht hervor, dass die Russen hart auf unseren Fersen sind. In dieser Situation ist auf eine Hilfe anderer nicht zu rechnen. Jeder hat mit sich selbst zu tun, um vorwärts zu kommen. Vielleicht geht es bis zum nächsten Dorf, wenn die Last verringert wird. Ein LKW ist bereit, einen Teil der Ladung zu übernehmen und in den nächsten Ort zu bringen. Grossmutter und die Nachbarin mit ihren 2 Kindern fahren mit dem LKW und den Sachen. Meine Frau und ich bleiben. Wir versuchen die Weiterfahrt, doch vergeblich. Ich laufe ins Dorf nach Keglevich, um einen Wagen aufzutreiben. Kein Rad ist vorfindbar. In einem Ungarn, der zu Hause bleibt, begegne ich dem Retter in der Not. Er schenkt mir einen Strick und hilft mir die Vorder- und Hinterachse zusammenzuhängen. Ein Versuch – es geht. Wir fahren auf der Schotterstrasse leichter. Wir fahren die Nacht durch. Vergeblich halten wir unter den am Wegrand Stehenden Umschau. Oma ist nicht zu sehen. Dagegen treffen wir auf einen Landsmann, dem es auch mit dem Wagen schief gegangen ist, nur mit dem Unterschied, dass er den entleerten Wagen im Graben liegen lässt.

8. Oktober: Über Kúebkháza, Szöreg treffen wir um 6 Uhr früh in Szegedin ein. Vor, bei, um Szöreg haben wir 1, 2, 3 Stunden gestanden? Die finstere Nacht hat uns geschützt. Das Kampfgetöse ist uns ganz nahe gerückt. Kenner klären uns auf: das sind Stalinorgeltöne! In Szegedin steht ein altes Ehepaar aus B. traurig vor dem Hause ihrer Tochter. Sie wollten sich hierher in Sicherheit bringen, nun ist sie samt Kindern schon fort. – Wir machen Rast. Der grosse Platz ist dicht besetzt mit Wagen und Fahrzeugen aller Art. Ich mache mich auf, um die Oma zu suchen, vielleicht könnte sie schon bis hierhergekommen sein. – Fliegeralarm. Der Platz leert sich. Die Grossmutter kann ich nirgends finden. Alles rennt kopflos durcheinander. Am Bahnhof kann ich nur soviel

erfahren, dass Transporte bereits abgegangen seien. Ist Mutter dabei gewesen? Auch von Landsleuten ist nichts mehr zu sehen. – Entwarnung. Wir versorgen die Pferde mit Wasser. Freundliche Menschen reichen uns Eier zum Essen. Schweren Herzens ziehen wir weiter. Wo blieb die Mutter? Wo sind die anderen? – Wir schauen noch einmal zurück. – Da, ein Einschlag! Dort ein Treffer! – Allerhöchste Zeit! – Die Hauptstrasse ist von Militär und hauptsächlich von der fliehenden Szegediner Polizei belegt. Wir werden auf eine Seitenstrasse dirigiert. Hier treffen wir noch andere Nachzügler, zumeist T-er. Nur mühsam geht es hier vorwärts. Der Feldweg ist sandig, und die Räder schneiden tief ein, zudem ist unser Wagen defekt. Das eine Hinterrad steht schräg. Nach mehrstündiger Plage kommen wir endlich auf eine feste Strasse. Hier zieht sich schon ein endloser Treck dahin. Wir treffen hier auf M-er, doch von unseren Leuten ist nichts zu erfahren. Wir fahren die ganze Nacht wieder durch.

9. Oktober: Das war eine Gewaltfahrt. Über 100 km in einem Zug! Nur an Brunnen etwas gehalten, die Pferde mit Wasser und Hafer gestärkt, wir selbst haben im Wagen gegessen. Nachmittags um 3 Uhr treffen wir einen Teil der Landsleute, diese Freude! Mehr noch als wir freuen sich die Lieben, uns wieder bei sich zu wissen. Niemand will noch weiter. Auf einer Wiese machen wir alle Halt. Kalocsa ist schon sichtbar. Auf unser Drängen fahren wir doch noch weiter. Spät abends kommen wir an. Auf dem Platz vor einer Kirche schlagen wir unser Nachtlager auf. Die Frauen kochen auf offenem Feuer, die Grossmütter beschäftigen sich mit den Kindern, die Männer versorgen die Pferde. Es ist echte Freilagerstimmung und auch eine wohltuende Atempause. Die Erlebnisse während der Trennungszeit werden ausgetauscht. Mutter und die Frau mit den Kindern ist von niemandem gesehen worden. Für Mehl, Speck, Zucker, Hausleinwand wird eingekauft. Unser Geld wird als Zahlungsmittel nicht angenommen. Der Abend ist lind, und wir sind alle müde.

10. Oktober: Frühzeitig, noch in der Dunkelheit brechen wir auf. Wir müssen heute noch bei Dunaföldvár über die Donau. Die Strasse ist bereits überfüllt, es dauert eine gute Weile, bis wir uns in eine Lücke einreihen können. Und dicht bleibt Wagen hinter Wagen, sonst ist man aus der Reihe und voneinander wieder getrennt. – Bei Dunaföldvár stehen wir von 9 Uhr früh bis abends 8 kurz vor der Brücke. Ungarn und Soldaten haben das Vorfahrtrecht. Eine endlose Kolonne. Die Pferde können kein Wasser haben. Den Hafer-sack erhalten sie. Vom Wagen kann sich niemand entfernen. Schon wurde die Kunde laut, dass am Abend, nach Abzug der Deutschen, die Brücke gesprengt würde! – Eine nervöse Panik greift um sich, doch es geht nicht schneller. Endlich bewegt sich die Kolonne im Hahnenschritt. Abends zwischen 8 und 9 Uhr ist es endlich soweit, dass wir die Brücke hinter uns haben. Gott sei Dank! Angesichts der Russengefahr, die uns immer noch auf den Fersen folgt, ist Eile geboten, obwohl hinter uns die Donau liegt und ein rasches Vordringen der Russen unwahrscheinlich scheint. Wir fahren auch die dritte Nacht durch. Doch nur noch Zivilisten in der Kolonne. Einige Soldaten als Begleitpersonen. Die Gemüter beruhigen sich allmählich.

11. Oktober: Gegen 11 Uhr vormittags treffen wir in Cece ein. Es regnet. Wieder treffen wir hier auf einen Landsmann, Kaufmann Th. Die Frau weint und jammert. Es geht die Sage, ihre Kinder und Enkel wären in die Hände der Russen gefallen. Wir trösten sie, weil wir die Kinder unterwegs einmal gesehen und mit ihnen gesprochen haben. Doch wo sie verblieben sind, wissen auch wir nicht. Hier wollen wir rasten, doch nach dem Mittagessen geht es schon wieder weiter. Auf grossen Umwegen kommen wir in Mezözilas an, ein Wolkenbruch öffnet uns alle Tore. Rechts und links der Strassen biegen die Wagen ein. Wir sind 5 Wagen in diesem Hof, doch aus G. nur allein, die anderen sind aus Perjamosch und Tshanad. Hausherr und Nachbarn sind behilflich. Unsere Pferde werden in einen Nachbarstall geführt, da der Stall in diesem Hof schon überbelegt ist. Der Bauer reibt die Pferde tüchtig mit Strohwisch ab und versorgt sie reichlich mit Langfutter. Als wir zurückkommen, sehen wir die Hausfrau emsig beschäftigt. Sie sprechen ungarisch mit uns. Bieten uns Waschgelegenheit. Während die Hausfrau mehrere Nudelflecke bereitet, interessiert sich der Hausherr lebhaft nach unserem Woher und Wohin. Es ist wohlthuend, gütige Menschen gefunden zu haben, die an unserem Schicksal warmen Anteil nehmen. Die Käsnudel schmecken ausgezeichnet. Den Frauen und Kindern sind Betten zum Schlafen angeboten, was dankbar angenommen wird. Die Männer machen sich im Wagen breit. Zum erstenmal ein weiches Bett und für die Pferde ein warmer Stall. Das Vaterunser konnte keiner bis zu Ende beten. Der Schlaf war tief, tief und erquickend. Vergelt's euch Gott, ihr Guten!

12. Oktober: Weiter geht es in Richtung Veszprém. Der Zug ist noch immer ohne Anfang und ohne! Ende. Bis wir da wieder eingereiht sind! – Auf der grossen Wiese neben dem Friedhof in Veszprém finden wir die übrigen Wagen unserer Landsleute. Welches Glück und welche Freude! Die kleine Schar, die zusammen ausgezogen war, ist nun wieder beisammen. Doch wo sind die, die wegen Wagenbruch mit Soldatenfahrzeugen weiterbefördert wurden? – Es überrascht uns ein Tiefflieger. Im nahegelegenen Friedhof suchen wir Schutz. Die Toten haben uns gut geschützt, nicht der geringste Schaden ist entstanden. Noch eine grosse Freude! Ein Wagen, der nach der ersten Beschiessung unseres Dorfes die Heimat verlassen hat, stösst zu uns. Sie wollten die Heimat eigentlich nicht verlassen, wurden jedoch, wie sie erzählen, von einem Ende des Dorfes an das andere zwangsevakuert. So von ½ 7 bis 7 Uhr herum dauerte die erste Schiesserei. Als nach einer Stunde noch nicht wieder geschossen wurde, begaben sie sich nach Hause um nach dem Vieh zu sehen, Doch wie erschrocken waren sie, als sie in ihrem Hof Maschinengewehre und Kanonen in Stellung vorfanden. Sie eilten zurück, bepackten schnell einen Wagen mit den Hausleuten und ergriffen die Flucht. Um kein Dorf zu berühren, fuhren sie querfeldein. Auf der Strasse durften sie nicht fahren, weil die Soldaten keine Zivilisten mehr unter sich duldeten. Die Räder spertrten sich. Sie liefen neben dem Wagen her, um die Räder zu putzen, und verloren buchstäblich die Schuhsohlen. Wie froh sind auch sie, wieder mit Landsleuten zusammensein zu können.

Es geht weiter über Jánoshaza, Celldömölk, Hegyfalú in Richtung Ödenburg. Die

Nächte 12.-13., 13.-14. Oktober verbringen wir im Freien. Bei Einbruch der Dunkelheit wird an geeigneter Stelle das Nachtlager aufgeschlagen. Schnell sind mit herbeigeholten Ziegelsteinen und alten Eisenstäben Feuerstellen errichtet. Das nötige Brennmaterial ist auch gleich gefunden. Die Frauen schälen Kartoffeln, und während sie mit Kochen beschäftigt sind, treiben die Männer Stroh auf, und der Strassengraben ist im Nu in viele Betten verwandelt. Den Kindern, die auch manchmal tagsüber im Wagen schlafen, macht das Spass, sie werden fast übermütig. Überhaupt, nachdem das seit 2 Tagen wieder vermisste warme Essen so gut geschmeckt hat. Die Kinder haben nämlich immer gesegneten Appetit. Die Kleinsten im Wagen haben aber schon fast alle Durchfall. Da wird gewaschen. Ernstlich krank ist bis jetzt niemand.

Geen Abend des 14. Oktober kommen wir bis vor Ödenburg. Da erreicht uns die Nachricht, dass die ungarische Regierung gestürzt und Ungarn vom Bündnis abgefallen sei. Es herrschte dicke Luft. Wir sind ganz nahe der österreichischen Grenze. Über einen holperigen Seitenweg nehmen wir den Weg Richtung Grenze ein. Grosse Sorge macht uns der defekte Wagen. Das Rad kommt immer mehr aus den Fugen. Aber es geht noch und geht weiter, bis wir in der Nacht 2 Uhr jenseits der Grenze in Deutschkreutz ankommen. Hui, wie der Wind kalt geht! Wir stehen im Städtchen auf offener Strasse. Niemand verlässt den Wagen. Niemand schläft, ausser den Kindern und vielleicht auch den ganz Alten. – Werden die es so machen wie Rumänien? – Was wird noch werden? – Die Männer stehen zu zweit, zu dritt und beratschlagen. Bei Tagesanbruch wird das Wagenrad notdürftig zurechtgerichtet. Es ist die Kunde gekommen, dass die Lage in Ungarn bereinigt sei. Alles ist wieder beim Alten.

15. Oktober: Wir fahren wieder zurück, Richtung Ödenburg, um auf die Hauptstrasse zu kommen. Es ist Sonntag, etwa 3 Uhr nachmittag. Wir sind in der Stadt. Die ganze Stadt scheint auf den Beinen zu sein. Viele reichen heissen Tee, Milch für kleine Kinder und alte Leute, teilen Zigaretten und sonstige Erfrischungen für die Erwachsenen aus. «Woher kommt Ihr?» fragen uns einige. Alles weint. Die Gebenden und die Nehmenden. Wir fühlen die Wahrheit des Spruches: «Geben ist seliger denn nehmen.» Zum erstenmal kommt es uns zum Bewusstsein: Wir sind Bettler geworden, Heimatlose. – Die Tränen kollern weiter über die Wangen. Geredet wird eigentlich kaum noch, unso deutlicher widerspiegelt sich Mitleid und Schmerz in den Augen. Langsam bewegt sich die Kolonne weiter. Einige scheiden aus dem Zug. Sie wollen in dieser Gegend verbleiben. Wir bleiben im Strom, wie die meisten.

Über Wiener-Neustadt fahren wir, so heisst es. Wir fahren ja nur noch bei Nacht. Auf einem Gutshof machen wir Rast. Es heisst auf einige Tage. Grosse Kessel stehen für uns bereit, uns mit Essen zu versorgen. Frauen halten Kinderwäsche. Näh- und Stopfnadeln werden hervorgeholt. Die Kinder spielen, grössere bringen Wasser herbei. Heimische Regsamkeit erfüllt den ganzen Platz. Es ist alles so selbstverständlich. Ist das die Abgespanntheit – oder ein Traumzustand? Es wird Wurst und Brot ausgeteilt. Das ist für die Abendmahlzeit. Für Mittag gibt es Erbsensuppe mit Gelbenrüben und warst drin-

nen. Nachmittag sitzen einige Frauen im Kreise. Ihre Männer sind bei den Soldaten. Es kommt ein deutscher Soldat. Er gesellt sich zu ihnen. Es stellt sich heraus, dass er auch Banater ist, ganz aus dem Süden. Er sagt: «Es war schön, deutscher Soldat zu sein, es ist nicht mehr schön.» Wieso er denn noch Soldatenkleider trage, fragt ihn eine Frau, der er scheinbar verdächtig erscheint. «Was soll ich?» lautet seine Antwort. «Die Eltern, mein Vater und meine Mutter wurden umgebracht, Heimat habe ich keine mehr.» – Es klingt mir noch lange in den Ohren, dieser Ton, wie er das sagte. Er jammert nicht, er zürnt nicht, und doch ist ihm bitter weh dabei.

Der Treck wird organisiert. Marschroute wird vorgeschrieben. Ich werde zum Treckführer bestimmt. Etwa 100 Wagen soll ich bis zum Rehhof bringen. Wagen aus Neubeschenowa, Keglevich und die paar aus unserem Ort gehörten zum Treck. Ich mühte mich, die Wagen zusammenzuhalten, doch die Pferde waren abgeschlagen (müde) und das Ziel Rehhof erreichen nur unsere Leute. Spät in der Nacht kommen wir an, ist aber alles überfüllt. Eiskalter Wind weht. Nach einigen Stunden fahren wir weiter. Ich borge mir ein Fahrrad von einem Wagen und fahre zurück, die anderen nachzuholen.

Vf. beschreibt noch die Weiterfahrt über Wilhelmsburg nach St. Pölten, die Unterbringung in der Gemeinde Pottenbrunn und die weiteren Erlebnisse bis zum Ende des Jahres 1944, In einem zweiten Bericht (vom 14. Mai 1956, 6 Seiten, mschr.) wird die weitere Flucht vor den heranrückenden sowjetischen Truppen nach Vöcklabruck in Oberösterreich geschildert.

Nr. 44

Erlebnisbericht (Brief) der L. S. aus Ulmbach (Pecul-Nou), Plasa Ciacova (Tschakowa), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 14. Mai 1955, 6 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Evakuierung der deutschen Einwohner von Ulmbach nach Stefansfeld im serbischen Banat; Besetzung durch sowjetische Truppen und Rückführung der Ulmbacher in ihre Heimatgemeinde.

Die Vfn. beginnt mit privaten Mitteilungen und schreibt dann:

«Lieber P.! Entschuldige, dass ich Dir nicht von dem Flüchten nach Schuple¹ geschrieben. Ich war ser krank, dass sogar das schreiben zu anstrengend war, und dann weis ich auch die Datume nicht mer, wan das alles war. Ich war auch ser aufgerekt, wir waren allein, mein Schwigervater war auch damals eingerückt. Meine Mutter wolte nicht fort und ich wolte fort, weil doch Peter hir war. Und so war ich mit meinem eigenen Sorgen so bescheftigt, das ich garnicht wüste, ob Da ein Transportführer war. Der Zellenleiter kämm bei Tagesanbruch einsagen, Paken und bis Mitag alles fort. Das war am 15. September². Da hatte man alle Hände voll zu tun, und wer fertig war, ist fort. Meine

1 Stefansfeld (Šupljaja), Bezirk Alibunar im jugoslawischen Banat.

2 In einem anderen Bericht heisst es, Ulmbach sei am 11. September nach kurzen Kämpfen von deutschen Soldaten besetzt worden, die dann am 15. den Befehl zur Evakuierung gaben.

Schwiegermutter wollte aber nicht, wie gesagt, weil mein Schwiegervater nicht hir war; und so waren noch einige, die nicht fort gingen; und so blieben wir noch bis Freitag (19.) in Ulmbach. Meine Eltern und Verwandte ware alle fort, es war mir jämmerlich zu mute; und Freitag sind die Deutsche Soldaten abgezogen (weil die Ungaren mit den Russen gegen die Deutsche) nach Ungarn. Da war das Dorf Menschen leer, und die par Leut, woh noch im Dorf waren, sind auch noch vor Nacht vor ankst fort nach Schuple; und am 1. Oktober kamen die Russen. In Ulmbach waren noch geblieben Alte, Kranke, par Männer, die betten sollen helfen das Dorf verteidigen, und einige Fam[ilien] denen ihr Männer bei den Rumenen eingerückt waren. Wie die Russen dann durch waren, sind die Leut, die noch ein Blindes oder grumes Pferd hatten, mit den Küh und selber schiben – wie es ging, das kann man sich nicht vorstellen, das mus man gesen haben – nachhausgefahren. Da haben sich par Leut, meist Verwandte, zam gemacht, haben einen Wagen parhundert Meter vorgezogen und dann den anderen bis sie in Fön¹ auf der Landstrase waren; und die Leut haben getreikt, weil es war so viel drek, dass man die Füß nicht rausgebracht hat. Mer als die helfte hatten aber kein Furweg mer; weil alles, was gut war, haben die Russen genomen. Die mussten dortbleiben; aber dann hat Professor Schicht von Zuhause² – weil der war nicht mit; seine Mutter ist damals gestorben und wurde in Temeschburg begraben, und an dem Tag gingen die Züge nicht mer, und so konnte Er nicht nachhaus; und, als Er nachhauskam, waren wir alle fort, und das war unser Glück, sonst weren wir nicht von Serbien zurückgekommen und betten dort in Lager müssen. Wir sind gerade den letzten Tag, Samstag in aller Früh fort, und Sonntag wurden die Schupler ins Lager. Herr Professor hat Rumensiche hohe Ofiziere vom Kirchen- und auch seinem Geld gut bezahlt, und dann kämnen sie mit Rumensich Militer nach Foen; und jeder nam sich ein Soltat und ein Wagen von Foen, und so kämnen wir dann nachhaus. Den Soldaten und den Wagen mussten wir bezalen, das kostet auch viel Geld; aber es blieb keiner in Schuple. Nur der Moll Milchman und Streitmattter Hans, sein Schwager wurde von Pati- saner erschossen³; und dem Marks Hans (Nr. 1) seine Mutter ist gestorben. Und dem Waier sein Sohn hat Raber erschossen; die haben sich mit den Geweren gespielt, weil alle Junge Männer und Burschen bekammen Gewere. Frau Steins ist in Betschgeret⁴ gestorben, weil sie mit dem Auto fort sind; und die Leni ist wieder nach Rumeniens ins Lager nach Hartzfeit⁵ und ist am 1. November dort gestorben. Sonst kann ich mich nicht Erinem. Viele Alte Leut sind dann noch Zuhause gestorben.

1 Foeni, Plasa Ciacova.

2 Professor Schicht war der Gemeindepfarrer von Ulmbach.

3 Nach Angaben des genannten Berichts wurden Moll und Streitmattter, als sie versuchten, die Möglichkeit einer Rückkehr nach Ulmbach zu erkunden, von serbischen Partisanen abgefangen und erschossen.

4 Betschkerek.

5 Hatzfeld (Jimbolia).

Dewaltz Matz und Jungs Mitler sind zuhaus geschosen worden¹. Dann wurden am 14. Januar 45 die Lend nach Russland; und im Mai 45 haben sie die Colonisten ins Dorf gebracht und uns alles weggenommen.

Der Brief schliesst mit weiteren persönlichen Mitteilungen.

Nr. 45

Befragungsbericht nach Aussagen des Landwirts T.T. aus Hatzfeld (Jimbolia), Plasa Jimbolia, Județ Timiș Torontal im Banat.

Original, 30. Oktober 1952, 19 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Situation in Temeschburg nach dem rumänischen Frontwechsel bis zum Einmarsch der sowjetischen Truppen.

Ich war im Frühsommer 1944 als Feldweibel der Reserve eingezogen und als Sekretär des Offizierskasinos beim rumänischen Ergänzungsbezirkskommando Temeschburg eingeteilt worden. In dieser Stellung erlebte ich den 23. August 1944.

Als ich am Abend dieses Tages gegen 10 Uhr vom Dienst heimging, fiel mir ein ungewohntes Treiben und Lärmen in den Strassen auf. Gruppen von Menschen liefen umher und schrien: «Pace-Pace!», Fenster waren trotz der Verdunklungsbestimmungen erleuchtet, eine unbeschreibliche Erregung erfüllte die Stadt. Endlich erfragte ich die Ursache des Tumultes: Der Bukarester Sender hatte soeben die rumänische Kapitulation

¹ Die beiden Genannten, die in Ulmbach zurückgeblieben waren, wurden erschossen, als sie versuchten, den plündernden Serben aus den Nachbargemeinden Einhalt zu gebieten. – Über die Rückführung und den Zustand des Dorfes, wie ihn die Evakuierten bei ihrer Rückkehr vorfanden, heisst es in der protokollierten Aussage der N. F. aus Ulmbach, die zunächst kurz über die Evakuierung nach Stefansfeld berichtet:

«Wir waren schon 14 Tage dort, da hörten wir gegen Abend, es war an einem Samstag, eine Schiesserei; deutsche Soldaten waren im Ort und gingen in Verteidigungsstellung. Es dauerte mehrere Stunden, wir hatten Angst, und keiner getraute sich auf die Strasse. Gegen Mitternacht hörte das Schiessen auf, dann kamen die ersten Russen ins Dorf. Am Sonntagmorgen kamen dann auch einige Russen in das Haus, wo wir wohnten, und verlangten unsere Pferde. Wir gaben sie ihnen, und sie führten sie fort. Jeden Abend kamen einige Russen, um im Hause zu übernachten. Die alten Leute liessen sie in den Stall, wenn sie mit Pferden kamen, oder in ein Zimmer. Uns liess man in Ruhe. Nach einer Woche versuchten wir, mit anderen Landsleuten in Verbindung zu kommen, um vielleicht eine Möglichkeit zu finden, in unser Heimatdorf Ulmbach zurückzugelangen. Rumänen aus Foen kamen dann mit Fuhrwerk und Pferden und brachten uns in Begleitung von rumänischen Soldaten nach Hause zurück. Unser Haus war nicht bewohnt, aber es war viel geplündert worden. Die Möbel waren zum Teil fort, Bettzeug war aufgerissen, mit Unrat voll. Sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen waren fortgebracht. 3 Kühe, 6 Schafe und 14 Schweine fehlten auch. Später fanden wir noch 2 kleine Ferkel, die sich irgendwo verschlupft hatten. Wir freuten uns um sie. Eine Kuh, welche wir an den Wagen gebunden und mit uns genommen hatten, war nun unser Viehbestand. Wir hatten noch etwas Mais auf unsern Feldern, den wir noch ernteten. Wir wussten nicht, wie es weiter werden sollte.» (Der Hauptteil des Berichts ist abgedruckt unter Nr. 57.)

onserklärung durchgegeben. Diese Nachricht genügte, um die Rumänen in einen Freudentaumel zu versetzen. Sie waren der Meinung, dass der Krieg nun zu Ende sei und Frieden geschlossen werde. Erst allmählich verbreitete sich die Erkenntnis, dass die Kapitulation nicht den Frieden, sondern lediglich einen Frontwechsel bedeutete. Das wirkte ermüthend. Der Freudentaumel verstummte und wich einer bangen Ungewissheit. Was würde nun geschehen? Wie würden die Deutschen reagieren?

Ich ging die Nacht über mit mir zu Rate, welchen Entschluss ich fassen sollte. Mein erster Impuls war, zu meiner Familie nach Hatzfeld zu fahren; dann aber überlegte ich die Konsequenzen einer Desertion – denn darauf würde meine eigenmächtige Heimkehr nach Hatzfeld dem Wesen nach hinauslaufen –, und ich beschloss, zunächst zuzuwarten und am nächsten Morgen gen zum Dienst zu gehen. Ein Fernbleiben war mir auch deswegen nicht möglich, weil ich die Kasse des Kasinos verwaltete und abrechnen musste. Ich begab mich also am Morgen des 24. August auf meinen Posten.

Die Stimmung unter den Offizieren war uneinheitlich. Einige, die antideutsch eingestellt waren, ergingen sich in triumphierender Genugtuung; andere machten aus ihrer prodeutschen Gesinnung kein Geheimnis. Zwischen diesen beiden Extremen bewegte sich die Mehrheit der Offiziere. In einem Punkt waren sich alle einig: niemand konnte voraussagen, was nun geschehen würde. Der Dienst ging weiter, aber die Spannung und die Ungewissheit verhinderten jede Arbeit. Befehle, Gerüchte, Debatten wechselten einander ab. Einer der Befehle untersagte den niederen Dienstgraden das Verlassen des Ergänzungskommandos. Damit war ich festgenagelt. Nun blieb mir nicht anderes übrig, als an Ort und Stelle zu bleiben. Der Weg zu meiner Familie war mir versperrt.

Was sich in den folgenden Tagen und Nächten, die ich im Ergänzungskommando verbrachte, in der Stadt abspielte, drang nur in Gerüchten zu uns. Die deutsche Standortkommandantur zog, so wurde uns erzählt, nach Verhandlungen ihres Befehlshabers mit den Rumänen aus Temeschburg ab. Kurz darauf begannen die Verhaftungen. Die Amtswalter der deutschen Volksgruppenorganisation wurden festgenommen und in Internierungslager abgeschoben. Aber auch andere Nachrichten drangen zu mir: die Juden der Stadt pachten und verliessen Temeschburg zum grossen Teil. In den ersten Septembertagen hiess es, die deutsche Wehrmacht sei im Anmarsch. Dass etwas im Gange war, merkte ich am Gehaben der Offiziere. Die deutschfeindlichen Tiraden verstummten, dafür gewannen besorgte Betrachtungen hinsichtlich der kommenden Ereignisse die Oberhand. Unser Oberleutnant erschien eines Tages in Zivil. Er kam zu mir, klopfte mir auf die Schulter und sagte: «Ich muss mich mit unserem Deutschen hier gut stellen, sonst lässt er mich aufgehängen, wenn seine Brüder die Stadt erobern.»

Dass die Lage prekär wurde, war deutlich erkennbar. Unser Major verlangte mir Mitte September die Kasse ab, liess einen Teil des Kasino-Inventars einpacken und verschwand, von einem «Geleitschutz» begleitet, per Lastwagen in Richtung Lugosch. Auch die übrigen Dienststellen der Garnison bauten ab und verschwanden. Wir beobachteten Kolonnen, die sich formierten und aus der Stadt hinausrollten. Der deutsch-

ungarische Angriff hatte im zweiten Drittel im September beträchtlich an Boden gewonnen. Temeschburg war von Südwesten und Nordwesten her in weitem Bogen umfasst, nur noch die Strasse nach Lugosch war frei, und über diese einzige Ausfallstrasse zog sich die rumänische Garnison zurück. Die Deutschen standen bereits in Kischoda. Im Vorort Mehala hämmerten die Maschinengewehre. Behörden, Juden, Militärkolonnen drängten sich überstürzt zur Stadt hinaus. Der Gefechtslärm rückte näher, und bald war es kein Geheimnis mehr, dass Temeschburg von den Rumänen abgeschrieben war.

Schon rechneten wir stündlich mit dem Einmarsch der deutschen Befreier. Ich fieberte diesem Augenblick entgegen. Meine Zivilsachen lagen bereit, und ich wartete nur den geeigneten Moment ab, um das Ergänzungskommando zu verlassen. Da änderte sich mit einem Schlag die Lage: die Russen kamen. Ich denke, es war der 20. oder 21. September, als die ersten russischen Vorausabteilungen in der Stadt erschienen. Ihnen folgten endlose, lärmende Kolonnen von Panzern, Lastwagen, Geschützen, Panjewagen. Wie ein wirbelnder Strom durchzogen sie die Stadt und ergossen sich aus dieser hinaus in westlicher Richtung. Der Kampfärm entfernte sich und verstummte schliesslich ganz. Bald bestand keine Hoffnung mehr. Die Entscheidung war gefallen.

Da ich nach Ansicht meiner Vorgesetzten in der kritischen Zeit mich als «Patriot» verhalten hatte, beliess man mich nach dem Einmarsch der Russen und nach der Rückkehr der evakuierten Teile unserer Dienststelle auf meinem Posten. Es wurde mir sogar erlaubt, wieder in meinem Privatquartier zu übernachten; nach einigen Erlebnissen mit den Russen verzichtete ich jedoch auf diese Freiheit und verbrachte die Nächte in meinem Büro.

Die russische Soldateska hauste in der Stadt wie ein Heuschreckenschwarm. Geschäfte und Privathäuser wurden ausgeraubt, Frauen vergewaltigt, Passanten ausgeraubt. Man hörte von Morden, denen rumänische Zivilisten und Militärpersonen zum Opfer fielen. Es kam im Kasino zu grotesken Szenen, die das nagelneue rumänisch-russische Bündnis krass illustrierten.

Der Berichterstatter macht im Folgenden nähere Angaben über die verächtliche Behandlung der rumänischen Offiziere durch ihre sowjetischen 'Waffenbrüder, Es folgen dann Ausführungen über die Deportation nach Russland, die Enteignung des deutschen landwirtschaftlichen Besitzes, die zwangsweise Umsiedlung in die Bärägan-Steppe und die Ausreise nach Deutschland im Herbst 1951¹.

1 abgedruckt unter Nr. 70 und Nr. 87.

Bericht der Bäuerin T. N. aus Neuarad (Aradul-Nou), Județ Arad im Banat.
Original, 18. Januar 1956, 16 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Überraschendes Eindringen sowjetischer Truppen in das von ungarischen Einheiten besetzte und nur teilweise evakuierte Neuarad, Übergriffe sowjetischer Soldaten und rumänischer Plünderer in den Wochen und Monaten nach der Besetzung.

Die Vfn, beginnt ihren Bericht mit allgemeinen Angaben über die politische, wirtschaftliche und kirchliche Lage in Neuarad und fährt dann fort:

Als am 21.9.1944, an einem Donnerstagnachmittag, so 4 Uhr das Schiessen und Krachen fürchterlich zu vernehmen war – ich war allein aus meiner Familie, Sohn und Schwiegersohn waren in der deutschen Armee, Tochter und Enkel geflüchtet, und noch einige aus der einen Nachbarschaft waren im Keller –, da hörte ich einen ungarischen Soldaten fürchterlich lamentieren um seine Mutter, bis er tot war. Wir trauten uns nicht zu schnaufen (atmen) vor Angst. Mein Wagen (ein grauer Streifwagen¹) stand auf gepackt im Hof, zum Flüchten bereit. Da kam mir eine Angst: «Wenn das die Russen sehen!» Der Wagen war hoch geladen, wenigstens 20 m² waren es. Ich sprang auf den Wagen, es krachte über meinem Kopf. Ich hörte nichts vor Angst. Ich erfasste die Kisten ganz allein, mit 150 kg, und schleuderte alles in den Keller. Die Nachbarinnen waren im Keller versteckt und weinten. Dann ging ich fast ohne zu atmen und schaute auf die Gasse. Keinen Menschen sah man als 2 oder 3 ungarische Soldaten; [die] haben gerufen: «Jöjjetek fiuk mindjart, itt van anz orosz!»² Und es machte einen grossen Kracher, und ich sah etwas brennen; und am nächsten Tag hörten wir, dass die Brücke gesprengt ist. Ich wollte auch flüchten, aber vorher wollte ich, meine Tochter mit meinem 11 Monate alten Enkel sollen nach Arad in Sicherheit gehn; und auch ich dachte nur über den Fluss (Maros) zu gehn und zurückkommen. Dann kam eine Nachbarin durch den Garten und sagte, dass die Russen schon da sind und einige ungarische Soldaten bei ihr durch den Garten gelaufen sind.

Zwei Tage waren alle Strassen wie abgefegt von Menschen. Alles ging durch den Garten. Dann begann erst die Angst recht. Abends zitterten wir, was wird wohl heute Nacht vorkommen, und morgens erst recht. So langsam traute sich der eine und der andere seine Wege zu machen. Der Vater von meinem Schwiegersohn wurde zuerst geplündert und beraubt und auch verfolgt. Der hatte den grössten Holzplatz und war dabei ein Deutscher sein Sohn deutscher Soldat und Frau und Tochter geflüchtet. Er wollte dortbleiben und alles beschützen. Die Brücke war gesprengt, und da kamen über 100 Wagen und luden Holz auf für eine Notbrücke. Er sah zu, wie sie aufluden und schrieb sich alles auf. Da kamen viele deutsche Einwohner hin und bezahlten ihre vorherigen Schulden. Weil er nicht dortbleiben durfte, kam er zu mir, ganz bleich und ängstlich.

¹ Flacher Pritschenwagen.

² ungarisch «Kommt rasch, Jungs, der Russe ist da!»

«Warum sind wir dageblieben?» sagte er. Er weinte und erzählte mir: «In der Langen Gasse kam ein Russe, machte mich stehnbleiben; ich musste die Hände hochheben; der nahm mir meine Aktentasche, wo mein ganzes Geld von der letzten Zeit drinnen war, meine Taschenuhr und alles, was er fand. Zum Schluss musste ich meinen neuen Lederroch ausziehen, und dann durfte ich gehen.» Es war Nachmittag 4-5 Uhr. Auf der Strasse waren ja Menschen, aber alles lief in die Höfe vor Angst. Er war oft in grosser Gefahr. Einmal liefte einer mit einer Eisenstange ihm nach, und der Arme eilte aufs Gemeindehaus und wollte dort Zuflucht suchen. Der Richter bat ihn, bevor der Russe kommt, soll er durch die Gärten fortlaufen. In der Nacht haben sie meine äussere Tür mit einer Holzhacke durchgehackt, und wir sind alle beim Fenster hinausgesprungen, ohne gekleidet zum Nachbar im Keller. Dann hat er sich gänzlich versteckt bei meiner Schwägerin, bis diese die Gemeinde verlassen haben.

Unsere Nachbarin wurde von einigen Russen überfallen, war 83 Jahre alt. Die Jungen waren im Keller versteckt, und die Grossmutter ist nachher bald gestorben. Keiner ging in Sonntagskleider auf der Strasse. Keiner wollte schön sein und jung sein. Mein Stief-Schwiegervater, ein starker Mann, sollte den Russen Weiber verschaffen. Er machte, er geht sie holen, und sperrte sich im Keller ein. Dort haben sie ihn wie einen Hund erschossen. Niemand kümmerte sich darum. Unser Arzt Dr. Neff hat, als er die Russen in die Wohnung kommen sah, sich selbst vergiftet. In unserer Verwandtschaft eine Familie, die waren schon im Bett gelegen, da kam ein betrunkenener Russe, der hat die Hausfrau schon beim Tag gesehen und konnte nichts tun, sie ist verschwunden, der kam in die Wohnung herein und warf den Mann aus dem Bett und legte sich in sein Bett. Die Frau wollte vom Bett, aber hatte keine Kraft vor Angst. Der Russe hielt die Pistole; wenn sie läuft, erschiess er alle zwei. Der Mann stand vor dem Bett und bat seine Frau, doch liegen zu bleiben, denn die Türe hat der Russe abgesperrt gehabt. Sie sagte, der Russe war so betrunken und hat bald eingeschlafen; dann ist die Frau in Nachthemd beim Fenster hinaus gesprungen und durch die Gärten zu der vierten Nachbarin gelaufen. Es war in einer kalten Jänner-Nacht. Die Frau war schon Grossmutter, sieht aber noch sehr gut aus. Die Frau hatte in einer anderen Strasse noch ein Haus gehabt, und dort wohnte sie im Keller 5-6 Wochen, und das Essen mussten sie ihr dorthin bringen, bis diese Russen die Gemeinde Neuarad verlassen haben.

In der Stadt Arad ging Frau P., eine junge, sehr hübsche Frau über den Corso (Hauptweg), wo die meisten Menschen verkehren, am späten Nachmittag heim von ihrer Arbeit; und dort im Park bereits vor der Evangelischen Kirche sind 3 starke Lakl Russen über sie hergefallen, und kein Mensch traute zu Hilfe zu kommen, bis die Russen sahen, dass die Frau sich nicht mehr rührt, gingen sie fort; und dann erst traute sich die sogenannte «Militz» zur Frau [zu] gehn. Sie wurde wie eine Leiche ins Spital gebracht, und es dauerte lange Zeit, bis ich die Frau wieder sah; aber gestorben ist sie nicht. Ein anderer Fall: Fuhr eine Lehrerin nach dem Unterricht von einer Gemeinde in die Nachbargemeinde,

und es begegnete ihr ein Wagen mit Russen; die nahmen sie vom Fahrrad und zogen sie ins Kukurutzfeld. Die Russen fuhren nachher ihren Weg weiter; die Frau konnte nicht aufstehen, und nächsten Tag fand man sie samt Fahrrad dort liegen. Sie lebte noch, konnte noch alles sagen, was geschah, und ist in einigen Tagen gestorben. Niemand erzählte von solchen Geschehnissen, nur so ganz im Geheimen und in der nächsten Verwandtschaft wurde es erzählt, und jeder bat, ja nichts weiterzuerzählen. Solche und ähnliche Fälle sind täglich und nächtlich vorgekommen. Da war eine Familie Prohaszka, hatten eine sehr, «ehr hübsche Tochter. Es war ihr einziges Kind. Das Mädchen eilte heim, der Russe nach, und die Mutter verweigerte ihm die Tochter. Und dann passte der Russe am Abend; als sie sich schlafen legten, hat der Russe durchs Fenster die Mutter erschossen. Sie war sofort tot. Kurz danach ist der Mann gestorben, wie weiss ich nicht. Jeder zitterte, und so wurden alle Fenster mit Brettern zugenagelt, dass keiner hereinschauen kann, und kein Mensch war neugierig, auf die Strasse zu sehen. Und man hat auch vergeblich um Hilfe geschrien, es kam keine Hilfe. Jeder versteckte sich noch mehr auf einen Schrei. Am Dorfrand war es überhaupt gefährlich und auf der Hauptstrasse.

Die Arbeit am Feld, es war noch der Mais draussen, wurde nicht mehr gemacht, und die Weinlese blieb auch zum Grossteil draussen. In jedem Hausgarten waren 1'000-4'000 Pflöcke in den Gärten, schön aufgeschichtet für die Tomaten. Als es kalt wurde, sind alle Zäune, Tore und die Pflöcke, Bretter und alles, was von Holz war, abgerissen, aufgeladen und zum Verbrennen in die Spitäter usw. geführt worden. Unsere Gemeinde hatte ein sehr schönes Weingebirge mit über 400 schönen Häusern, die wurden abgerissen wie auf ein Kommando alle von den Rumänen. Das Bauholz wurde samt Weinpresse usw. verbrannt, und dann wurden auch die Pflöcke herausgerissen zum Verbrennen. Es blieben bloss zwei Häuser stehen, wo Rumänen bewohnten.

Die Lust zur Arbeit und selbst die Freude zum Leben war weg. Diese fleissige Gemeinde war wie umgewechselt. Ich hatte ein Haus in der anderen Strasse, wo ich ein Magazin mit wenigstens 1½ Waggon Weizen und ebensoviel oder noch mehr Mais hatte. Das wurde aufgebrochen, und jeder holte, ohne sich da zu schämen. Das waren die Rumänen von neben unserer Gemeinde, Klein-St. Nikolaus, wo die Hälfte dieser kleinen Gemeinde Rumänen waren und die bei den Deutschen sich gut auskannten und jeden persönlich kannten und bis dann in Frieden mit uns lebten. Jetzt haben sie sich entpuppt, wie gut sie uns sind. Ich habe zwei grosse Fässer, so 30 hl gross, einem Rumänen gegeben zum Aufheben und einem anderen 5 kleinere Weinfässer, so mit 300-400 Liter eins. Die anderen Fässer holte man von allen Deutschen, und diese waren genauso verloren, denn sie gaben sie auch nicht mehr zurück, und klagen konnte man nicht, weil ein Deutscher, was enteignet war, hatte kein Recht auf gar nichts. Die Möbel wurden überall, wo «einer in der SS oder nach Deutschland geflüchtet war, alle aufgeladen und nach Russland geführt. Ich habe selbst Waggons gesehen, wo lauter einfache Bänke, Tische und Stühle waren. Bestimmt aus einem deutschen Wirtshaus. Meinen Motor suchte ein russischer Hauptmann; den hatte jemand von sie schon gestohlen ge-

habt und der wollte mich erschiessen darum; und in der letzten Minute kam der Vater meines Schwiegersohns und brachte seinen Motor, der freilich bei mir nicht passte, und ein Meister, der es dann doch verstand es zu richten. Bei dieser Gelegenheit hat auch das Pöbelvolk sich in russische Kleider gesteckt, und es wurde geplündert jede Nacht. Ein grosses Unglück war, wir hatten viel Wein und Schnaps im Keller, und unser Nachbar hatte vielleicht 35 hl starken Treber und Pflaumen-Schnaps. Das brachte mir viel Unheil.

Als die Russen kaum 2-3 Wochen dort waren, wurde aus meinem neuen Haus, wo ich erst 1 Jahr bewohnt hatte, ein russisches Lazarett gemacht für die Verwundeten, die von Budapest herkamen. Da begann wieder ein grosser Leidensweg. Alle Tag mussten die Deutschen, besonders deren Kinder in der deutschen Armee waren, dort «Robota» machen. Die Wunden waren manchmal fast faul, so gestunken hat's; und sonst die aller-niedrigsten Arbeiten. Er verrichtete seine Not ins Bett oder auf dem Parkett, und das musste man reinigen. Ich hatte ein sehr schönes Badezimmer, und dort hatten sie die Wanne angefüllt; sie brauchten kein Klo. Jeder Mann bekam eine ganze Ente auf einmal zum Essen, was die Deutschen bringen mussten. Er rupfte herunter, solange er nur essen konnte, das andere hat er zu allem in die Wanne geworfen. Ich war nicht einen Tag ohne grosses Leid. Das Lachen habe ich gänzlich verlernt. Selbst der Gesang in der Kirche war mir unerträglich, auf das musste ich erst recht weinen.

Der Bericht befasst sich im Folgenden ausführlich mit der Enteignung des landwirtschaftlichen Besitzes und der Einrichtung der Kollektivwirtschaften¹.

1 abgedruckt unter Nr. 71.

III. Die Verschleppung von Volksdeutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion im Januar 1945.

1. Siebenbürgen

Nr. 47

Bericht des Journalisten Herwart Scheiner aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 10. Januar 1952, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Versuche rumänien-deutscher Politiker, die Aushebung volksdeutscher Zwangsarbeiter für die Sowjetunion zu verhindern; die Verschleppungsaktion in Süd-Siebenbürgen.

Der Vf. berichtet zunächst ausführlich Über den politischen Umschwung vom 23. August 1944 und die Ereignisse der Folgezeit in Bukarest und Hermannstadt. Er schildert die Verhandlungen über das Projekt einer geschlossenen Umsiedlung der Rumänien-Deutschen und das Scheitern des ersten unter dem nominellen Vorsitz des Hermannstädter Sozialisten Rudolf Mayer begründeten deutschen Antifaschistischen Komitees. Nach der Beschreibung seines Zusammentreffens mit dem ehemaligen Volksgruppenführer Andreas Schmidt im Dezember 1944, bei welchem er versuchte, diesen zur Aufgabe seiner Sabotagepläne zu bewegen, fährt der Vf. fort:

Unterdessen hatte sich die Tragödie der Massenverschleppung abgespielt. Die Befürchtung, dass sie auch für die Deutschen Rumäniens bevorstehe, wurde Ende Dezember 1944 laut, als die ersten Transporte mit Deportierten aus dem Banat und der Batschka durch das Land rollten. Angesichts dieser Gerüchte, die vom grössten Teil der Bevölkerung nicht geglaubt wurden, überlegten wir, was getan werden könnte. Es bestanden zwei Pläne. Der eine wurde von der Gruppe um den Landeskirchenkurator und ehemaligen Vorsitzenden der deutschen parlamentarischen Gruppe, Dr. Hans Otto Roth, vertreten. Nach ihm sollte den Sowjets angeboten werden, den auf die deutsche Bevölkerung Rumäniens entfallenden Anteil der vom Lande zu tragenden Kriegsschädigung nicht in Raten, sondern auf einmal zu entrichten. Der Plan der anderen Gruppe, der ich angehörte, ging von der Erwägung aus, dass das Angebot der Gruppe um Dr. Hans Otto Roth zu gering sei. Er sah vor, den Sowjets folgenden Vorschlag schmackhaft zu machen: Sie möchten von einer Verschleppung Abstand nehmen. Dafür würde sich das Deutschtum Siebenbürgens zur Aufstellung und Durchführung eines umfassenden Wirtschaftsplanes zur Verfügung stellen. Der Plan ging so weit, den Sowjets sogar einen grossen Teil des unbeweglichen Vermögens der Siebenbürger Sachsen zu überlassen, was im Hinblick auf die erwartete Enteignung durchaus zu rechtfertigen war. Ob der Plan von Rechtsanwalt Fuss, Bukarest, der den Auftrag dazu erhielt, an den damaligen kommandierenden

Marschall Malinowsky tatsächlich herangetragen wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Fuss behauptete zwar, mit dem Marschall gesprochen zu haben, doch liess sich seine Angabe nicht kontrollieren. Heute befindet sich auch Fuss in Haft; er wurde zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt.

Jedenfalls begab ich mich um den 10. Januar 1945 nach Bukarest und beriet mich mit dem damaligen Staatssekretär Rudolf Brandsch. Wir stellten eine Abordnung von Rumäniendeutschen zusammen und gingen zum damaligen Ministerpräsidenten General N. Rădescu, um festzustellen, wieweit die Gerüchte und unsere Befürchtungen hinsichtlich der bevorstehenden Verschleppung zuträfen. Rădescu empfing und erklärte uns, dass die Russen tatsächlich angeordnet hätten, eine bestimmte Zahl von Deutschen für Wiedergutmachungsarbeiten in der Sowjetunion zur Verfügung zu stellen. Um welche Jahrgänge es sich handele, wisse er aber selbst noch nicht. Schützen könne er uns offiziell ebenfalls nicht, da es sich um einen ausdrücklichen Befehl der Sowjets handele. Doch gab er uns den Rat, die Gefährdeten sollten sich in den Bergen und Wäldern verstecken. Ausserdem erklärte er sich bereit, von uns namhaft zu machende Persönlichkeiten vor der Zwangsverschickung dadurch bewahren zu wollen, dass er sie als für die rumänische Wirtschaft unentbehrlich bezeichne. Zu diesem Zweck sollten wir ihm Listen einreichen. Solche Listen wurden dann tatsächlich schon am nächsten und den darauffolgenden Tagen übergeben und entsprechende Ausweise vom Ministerpräsidium ausgefolgt. Unterdessen hatte auch die Gruppe um Dr. Hans Otto Roth die Fühlung mit dem Ministerpräsidenten aufgenommen, nachdem mein Versuch, Dr. Roth in einer Unterredung zu einem einheitlichen Vorgehen zu bewegen, fehlgeschlagen hatte. Und auch der zweiten Gruppe scheint Rădescu ähnliche Erklärungen abgegeben zu haben; denn auch von ihr wurden in aller Eile Listen zusammengestellt und eingereicht.

Die Ausweise, die den Vertretern der beiden Delegationen zwecks Weiterleitung an die betreffenden Persönlichkeiten ausgehändigt wurden, trafen in der Provinz in den meisten Fällen zu spät ein, da die Inhaber bereits abtransportiert waren. Auch nahmen die örtlichen Behörden auf die Ausweise nur in den seltensten Fällen Rücksicht, nämlich nur dann, wenn sie von den lokalen Machthabern gegengezeichnet waren. Denn Rădescu stand damals schon in scharfem Gegensatz zu den Kommunisten, auf die er dann im Februar schiessen liess, weil sie «landfremde, gottlose Menschen» seien.

Zwei Tage nach unserer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten begann im ganzen Lande die Verschleppung. Ich blieb in Bukarest, weil ich mich dort sicherer wähnte. Und tatsächlich wurde ich nur in Hermannstadt gesucht. Als ich Anfang März dahin zurückkehrte, liess ich mich auf Grund meines Geburtsscheines von der Liste der zu Verschleppenden offiziell streichen.

Und nun zu den Verschleppungen selbst: Betroffen wurde die weibliche deutsche Bevölkerung vom 18. bis zum 30; sowie die männliche vom 17. bis zum 45. Lebensjahr. Übergriffe nach oben und unten waren an der Tagesordnung. Das Soll musste erfüllt werden. Die Erfassung der Betroffenen war verschieden. In den Dörfern mussten sie sich

im Allgemeinen bei den Gemeindeämtern melden und wurden nur dann individuell aufgegriffen, wenn sie sich nicht stellten. In den Städten spielte sich der Menschenfang anders ab. Gemischte russisch-rumänische Patrouillen gingen von Haus zu Haus und fahndeten auf Grund von Listen nach den Gesuchten. Selbst auf den Strassen wurden die Menschen aufgegriffen und in die zu diesem Zweck vorgesehenen Sammellager eingeliefert, ohne dass sie vorher nach Hause gehen konnten, um sich warme Kleidung und Verpflegung zu holen. Und der Winter war bitter kalt. In den Sammellagern wurden unverzüglich die Transporte zusammengestellt. Verschleppt wurden auch die entsprechenden Jahrgänge aus den Internierungslagern, und gesucht wurden sie auch in den militärischen Einheiten. Dabei ist rühmend zu erwähnen, dass die Kommandanten derselben in den meisten Fällen bemüht waren, die Betroffenen zu schützen. Manche davon entgingen dadurch einem schweren Schicksal.

Die Verschleppung hielt mehrere Wochen an. Die rumänische Bevölkerung erwies sich vielfach als hilfreich. Zahlreiche Deutsche konnten sich zunächst in rumänischen Wohnungen versteckt halten. Auch ich lebte in Bukarest hauptsächlich bei Rumänen. Doch kamen sehr bald Verordnungen heraus, die das Beherbergen von Deutschen verboten. Um der Verschleppung zu entgehen, wurden zahlreiche Scheinehen geschlossen. Töchter aus besten Familien der Siebenbürger Sachsen gingen mit diesem fragwürdigen Beispiel voran, das auf dem flachen Lande nachgeahmt wurde und vielfach zu schweren seelischen Konflikten führte. Selbst Übertritte zum griechisch-orthodoxen Bekenntnis kamen vor. Andere wieder liessen sich auf Grund ihres Namens zu Madjaren deklarieren. Ganz Kluge machten von einer bestehenden Verordnung Gebrauch und liessen sich bei den Bürgermeisterämtern als Volksrumänen eintragen. Doch haben diese Massnahmen im Allgemeinen wenig genützt. Das Soll musste erfüllt werden, und so ereilte das Schicksal auch manchen, der gar nicht gemeint war, u.a. Rumänen und Juden, die gerade zur Hand waren, wenn das russische Begleitpersonal auf Bahnhöfen, die durchfahren wurden, die Flucht des einen oder anderen Waghalsigen feststellte.

Abschliessend schildert der Vf. seine Flucht nach Deutschland, die nach drei vergeblichen Versuchen im Sommer 1946 endlich doch gelang.

Nr. 48

Bericht der Frau Eva Klamfoth aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 5. April 1956, 27 Seiten, hschr. Teilabdruck.

**Der Einmarsch der Roten Armee in Hermannstadt; die Bemühungen
Hans Otto Roths um Abwendung oder Aufschub der Deportation;
die Aushebung zur Zwangsarbeit in Bukarest.**

Die Vfn. beginnt mit allgemeinen Bemerkungen zur Lage der Volksdeutschen nach dem Frontwechsel Rumäniens und geht dabei insbesondere auf die Unterstützung der von ihren Einheiten getrennten deutschen Wehrmachtangehörigen durch die volks-

deutsche Bevölkerung ein, die den Rumänen einen Vorwand für ihre späteren Massnahmen gegeben habe.

Im Herbst 1944 ereignete sich zunächst noch nichts Besonderes. Die russische Armee marschierte ein, ziemlich diszipliniert, da sie ja als «Freunde» kamen und nicht als Sieger, nachdem Waffenstillstand geschlossen worden war. Von den Kämpfen um Bukarest und Ploesti merkten wir in Süd-Siebenbürgen wenig. Es wurden zwar Wohnhäuser für die Russen evakuiert, die Lebensmittel wurden teurer, aber eigentlich hatte man sich den Einmarsch der Sowjets schrecklicher vorgestellt¹.

Die erste Massnahme, die stutzig machte, war die genaue Registrierung der deutschen Bevölkerung in Listen auf der Polizei. Man musste sich (Alter 15–70 Jahre) melden und bekam einen blauen Zettel. Gründe dafür konnten nicht aufgedeckt werden, trotzdem zunächst an den leitenden Stellen noch keineswegs radikale Kommunisten sass, sondern – in Siebenbürgen – meist Liberale und Nationalzaranisten.

Dann trafen im September 1944 deutsche Verwundetentransporte ein, die in Schulen und Krankenhäusern untergebracht wurden. Die deutsche Bevölkerung Hermannstadts spendete Lebensmittel, Kleider, Medikamente; deutsche Ärzte und Schwestern und freiwillige Frauen und Mädchen betreuten sie. Die verwundeten Soldaten stammten aus den vor August 1944 in Rumänien stationierten deutschen Lazaretten. Warum sie gerade nach Hermannstadt gekommen waren, wusste niemand. Die armen Kranken hatten eine furchtbare Angst vor den Russen. Sie blieben ca. 6–8 Wochen in der Stadt, nachher wurden sie, glaube ich, teils ins Altreich, teils nach Russland abgeschoben.

Um Weihnachten 1944 tauchten die ersten Gerüchte einer Deportierung in die Sowjetunion auf. Dr. Hans Otto Roth, der nach dem kläglichen Ende der «Deutschen Volksgruppe» wieder politisches Oberhaupt der Sachsen und Schwaben war und gute Beziehungen zum damaligen Ministerpräsidenten Rădescu hatte, bestätigte die Möglichkeit einer Zwangsarbeitsleistung in der UdSSR. Er fuhr am 1. 1. 45 nach Bukarest, um zusammen mit Dr. Kräuter (Banat) und anderen führenden Persönlichkeiten gegen diese Aktion zu intervenieren. Dr. H. O. Roth hatte, soweit es ihm möglich war, in Hermannstadt viele Leute gewarnt und ihnen geraten, sich entweder zu verstecken oder sich wenigstens gründlich für Russland mit Kleidung usw. vorzubereiten. Leider nahmen die meisten Dr. Roth nicht ernst (viele waren tatsächlich noch begeisterte Nationalsoziali-

1 Die Angaben der Vfn. werden durch den Bericht des Hermannstädter Industriellen Viktor Ferentzi bestätigt, der u.a. schreibt: «Da die Russen eigentlich als unsere Verbündeten einmarschierten, benahmen sie sich im Allgemeinen ordentlich, und für Vergehen ihrer Soldaten wurden strenge Strafen verhängt. Trotzdem kam natürlich allerhand vor, und zumal die Armbanduhren wurden vielen Leuten auf der Strasse abgenommen. In den Kaufläden der Stadt machten Offiziere und Soldaten grössere Einkäufe und wunderten sich, dass die Geschäfte bei uns noch in Privatbesitz waren. Der Rubel musste von allen Geschäftsleuten als Zahlungsmittel angenommen, durfte aber nicht behalten werden, denn die Kaufleute waren verpflichtet, alle Rubeleingänge wöchentlich an einer Wechselstelle gegen Lei wieder einzutauschen» (Original, 9. April 1956, 3 Seiten, mschr.)

sten und Dr. Roth war von Andreas Schmidt zum «Volksfeind» gestempelt worden); es behaupteten im Gegenteil viele, er verbreite nur Schauermärchen.

Ich selbst fuhr, zusammen mit meiner noch nicht 18jährigen Stiefschwester Rosmarie und meinem Stiefvater Dr. M., am 7. Januar 45 nach Bukarest, um mich dort zu verstecken und der Deportierung zu entgehen. Dr. M. gehörte zu den Freunden H. O. Roths. Wir brachten die aufregenden Tage vor der Deportierung in der Wohnung Dr. H. O. Roths zu und konnten da miterleben, wie verzweifelt man versuchte, über alle möglichen Stellen wie z.B. den päpstlichen Nuntius, den jüdischen Führer Dr. Fildermann und natürlich über die Regierung Rădescu bei den Russen (ich glaube Wyschinski war der zuständige Mann) zu intervenieren, um wenigstens einen Aufschub der Aktion bis zum Frühjahr zu erwirken. Es war alles vergeblich, und ich werde nie vergessen, in welcher Verzweiflung Dr. Roth von seinem letzten, vergeblichen Gang bei Rădescu zurückkehrte und den aus allen Provinzstädten anrufenden Vertretern mitteilen musste: «Der Kranke ist gestorben.» (Das war das Stichwort.)¹

In der gleichen Nacht, am 10.1., begannen die Aushebungen in Bukarest, am 13. 1. in der Provinz. Meine Schwester und ich wohnten in den gefährlichen Wochen bei verschiedenen jüdischen Geschäftsfreunden meines Vaters, die sehr hilfsbereit waren. Aus Hermannstadt lebten in dieser Zeit ziemlich viele junge Männer und Frauen in Bukarest versteckt, da man hier leicht untertauchen konnte. Es haben hier nie wie in den deutschen Provinzstädten systematische Durchsuchungen aller Häuser stattgefunden; ja sogar bei den deutschen Familien kamen die Aushebungskommissionen nur zu denjenigen, die im fraglichen Alter waren. So ist z.B. bei Dr. H. O. Roth nie eine derartige Kommission gewesen. In Hermannstadt suchte man selbstverständlich nach mir; meine Mutter sagte aus, ich sei schon seit längerer Zeit in Bukarest, womit sie sich zufriedengaben.

Im Mai 1945, nachdem die Aufregung sich gelegt hatte und sämtliche Gerüchte, wie z.B. man würde Kinder deportieren, sich als unwahr erwiesen hatten, kehrte ich nach Hermannstadt zurück und nahm meinen Beruf als Klavierlehrerin wieder auf. Die wahren Gründe für die Deportierung sind nicht ganz klar: eine Version lautet, die Russen hätten Arbeitskräfte verlangt, und die Rumänen hätten die Deutschen ausgeliefert. Glaubwürdiger erscheint mir die von Dr. H. O. Roth vertretene Meinung, dass die Russen im Falle einer Rückverlagerung der deutsch-russischen Front Angst hatten, die Sachsen und Schwaben würden als Partisanen kämpfen. Sie waren den Russen – eben wegen ihrer

1 In dem Bericht von Viktor Ferentzi heisst es dagegen: «Anfang 1945 verdichtete sich das Gerücht, dass wir Arbeitskräfte nach Russland stellen müssten. Auf verschiedene Anfragen und Interventionen unserer sächsischen Abgeordneten in Bukarest wurden beruhigende Erklärungen abgegeben, und sogar am Vorabend des 13. Januars erhielt eine Abordnung, der auch ich angehörte, im Stadtpfarrhaus in Hermannstadt von Dr. Müller, dem damaligen Stadtpfarrer, die Mitteilung, dass alles nur ein Gerücht sei. Dr. Müller hatte nämlich kurz vorher mit Dr. Hans Otto Roth in Bukarest telefonisch gesprochen, und so wurden wir halbwegs beruhigt. Es muss schon gesagt werden, die Regie von Seiten der Rumänen war gut, und sie verstanden es glänzend, bis zur letzten Minute alles dicht und geheim zu halten.»

Haltung im Herbst 1944 – politisch zu unzuverlässig, und durch Deportierung der 50'000 Jugendlichen wollten sie sie kaltstellen.

Die Vfn. gibt im Folgenden, nach detaillierten Angaben Über die Entwicklung der Wohnungsfrage in Hermannstadt, einen ausführlichen Bericht über das deutsche Musik- und Schulwesen in Hermannstadt während der Jahre 1945-54.

Nr. 49

«**Erlebnisbericht der H. N. aus Kronstadt (Brasov) in Süd-Siebenbürgen**»

Original, 15. April 1956, 15 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Aushebung der von der Deportation betroffenen Volksdeutschen in Kronstadt.

Die Vfn. berichtet zunächst über ihre Erlebnisse unmittelbar vor und nach dem Einmarsch der sowjetischen Armee in Siebenbürgen, um dann fortzufahren:

Sylvester feierten wir zu Hause, noch immer voll Hoffnung. Es war aber etwas Bedrohliches in Vorbereitung, das fühlten wir alle. Es kamen Polizisten, manchmal eine ganze Kommission von 5–6 Männern; sie fragten nach allem, vorschrieben alle, die im Hause wohnten, auf; es musste immer gleich das «Hausbuch» vorgelegt werden, in dem alle An- und Abmeldungen der Personen, die einmal im Hause gewohnt haben, stehen mussten.

Am Abend des 10. Januar 1945 habe ich mir einen Fleischer gesucht, der mir ein Schwein verarbeiten sollte. Mit schwerer Mühe hatte sich einer bereit erklärt. So war ich in die Hauptstrasse gekommen. Dort standen etwa 20 Autobusse; ich lief zu Freunden, keiner wusste, was es zu bedeuten hatte. Alle waren aber zutiefst erschrocken.

In der Nacht begannen die Aushebungen. Auch mich wollten sie am Morgen des 11. Januar 45 holen. Sie läuteten wie wild und schlugen mit den Gewehrkolben an die Tore. Wir wussten gar nicht, was der Lärm zu bedeuten hatte, bis sie auch bei uns waren. Die 21jährige Tochter des Hauses hatten unsere Hausleute vorsorglich zu einem pensionierten rumänischen Oberst, dessen verstorbene Frau Sächsin war, und der auch eine Tochter hatte, gebracht. Nach der Tochter wurde am ersten Morgen nicht gefragt. Auch ich wurde nach vielen Aufregungen beruhigt. Der Russe hatte den Irrtum festgestellt, ich war über das Alter hinaus.

Von und bis zu welchem Alter sie aushoben, erfuhren wir erst später. Ich war so aufgeregt, dass ich dem rumänischen Feldwebel u.a. sagte; «Warum wollt ihr mich wegführen auf Arbeit? Weil ich gestern melden musste, wo mein Mann und meine Brüder sind. Meinen Mann habt ihr mit Pass hinausgelassen, er und auch meine Brüder waren in eurer Armee Offiziere.» Der Sergeant hatte mir vorgelesen, was ich alles einpacken sollte. Und als ich ihn fragte, wohin ich denn solle, meinte er nach Ploesti. Darauf, dass ich sagte, ich könnte keine schwere körperliche Arbeit verrichten, antwortete er mir, es bekäme jeder die Arbeit, die er machen kann; ich würde in ein Büro kommen. Inzwi-

schen hatte der Russe den Irrtum festgestellt, und ich blieb zu Hause. Aber ich traute dem Frieden nicht, nun zitterte ich um meine ältere Tochter, weil wir erfuhren, dass auch Übergriffe gemacht wurden. Die Frauen sollten vom 18.-32. Lebensjahr und die Männer vom 17.-45. ausgehoben werden. Übergriffe wurden besonders auf dem Lande gemacht, wo die Leute kräftiger waren. Es hatten sich nämlich manche doch in den Bergen oder auf ungarischen und rumänischen Dörfern versteckt, die Zahl musste aber voll werden. Nach drei Tagen kam man dann auch, die Tochter des Hauses zu holen. Als der Polizist sagte, dass der Vater statt ihrer genommen würde, holten sie sie leider aus dem sichern Versteck und gaben sie hin. Die ganze Nachbarschaft war draussen, als sie abgeholt wurde, und alle winkten und riefen: «Dora, sei tapfer. Vergiss nicht, dass Du eine Deutsche bist.» Mir hatte der Polizist, der auf Dora wartete, gesagt: «Frau, lass die anderen Deine grosse Tochter nicht sehen. Ich sage nichts, aber wenn sie sehen, wie gross sie ist, dann nehmen sie sie Dir.» Wenn von dann an ans Tor geklopft oder stark geklingelt wurde, zog meine Tochter den Mantel an und verschwand in den Holzschopfen. Dort war das Holz bis ganz hinauf gelegt, nur zum Durchschlüpfen ein Loch gelassen. Dorthin legte sie die Leiter an, kroch durch, zog die Leiter nach, verstopfte das Loch von innen wieder mit Holzklötzen und stieg auf der Leiter hinunter in den Hohlraum hinter der Holzmauer. Einmal musste sie in den Klosettschacht steigen, weil keine Zeit mehr zum Hinausgehen war.

Zwei Tage blieben die ersten Ausgehobenen in Schulen oder sogenannten Kulturgebäuden versammelt, dann wurden sie einwaggoniert. Ein bekannter Tierarzt, der am Weihnachtsabend von Kronstadt mit einem Viehtransport an die bessarabische Grenze gefahren war, kam zwei Tage vor diesen Aushebungen zurück. Seine Tante wollte ihn nicht nach Hause, nach Brenndorf, fahren lassen, aber weil er seine Familie nicht gefährden wollte, fuhr er hinaus, wurde ausgehoben und starb dann später in Russland. Am letzten Tage vor seinem Tod war er dreimal vor Schwäche umgefallen. Ein Kamerad hatte ihn zum Lager geschleppt, er starb unterwegs in seinen Armen.

Ein russischer Offizier, der wie die meisten in Kronstadt bei Deutschen einquartiert war, erzählte, dass ihm seine Mutter aus dem Donezbecken geschrieben habe: «Wir haben auf Arbeiter, auf Männer gewartet, aber hier sind blonde Engel angekommen.» Er hat sicher nicht gedacht, dass diese Worte in der ganzen Stadt bekanntwürden und wir nun ungefähr wussten, wohin unsere Leute hingekommen sind.

Es hat Menschen gegeben, die mit rumänischen Beamten gut bekannt waren, und von den Aushebungen wussten. Die sollten auch im gegebenen Augenblick gewarnt werden. Aber dann wurden sie [die Beamten] am Abend des 10. Januar aus dem Polizeigebäude nicht mehr herausgelassen, jede telefonische Verbindung war abgeschnitten, und so werden die nicht gewarnt. Von unserem Abgeordneten Dr. Roth war am letzten Tag noch ein Beruhigungstelegramm gekommen, dass nichts zu befürchten sei. Die trotzdem in die Berge geflüchtet waren, z.B. auf den Königstein, versteckten sich samt dem Hüt-

tenwart wochenlang tagsüber in Höhlen. Der Hüttenwart kannte sein Revier, so dass man sie auch nachher nicht fand, als die Berge durchgekämmt wurden.

Einige nahmen sich das Leben, wie Dr. Sytterli, der seine Frau, zwei Töchter und sich mit Morphium tötete. Ebenso die Frau des Dr. L., die aber vom russischen Arzt, der bei ihnen wohnte, gerettet wurde. Sie war einige Tage blind, blieb aber ihren beiden Kindern erhalten.

Wie wir erfuhren, hatten sich in Hermannstadt mehr Leute verstecken können. – Einige Wochen wurden immer wieder noch welche gefangen. Nachts kamen sie in die Häuser, durchsuchten sogar die Schränke, sahen unter die Betten. Wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich das nächtliche Klingeln und das in die Tore Schlagen nicht vergessen. Meine beiden Mädels schliefen auf einer breiten Couch, und als der Russe einmal fragte, wie alt sie sind, antwortete der rumänische Polizist – es war zufällig derselbe, der mich einmal gewarnt hatte –, sie seien 11 und 13 Jahre alt. Einmal kam ein rumänischer Sergeant mit einem Russen am Vormittag und verlangte mir auch den Geburtsschein meiner älteren Tochter. Er konnte mir nichts anhaben, denn sie war noch nicht 17; und nun wussten wir, dass sie rechtlich nicht mitgenommen werden durfte.

Eines Tages kam ich zu guten Freunden, es waren drei befreundete Familien versammelt; sie hielten Rat, ob sie ihre Kinder herausgeben sollten, um den vielen Schikanen, Hausdurchsuchungen bei Nacht usw. zu entgehen. Sie hatten je zwei Mädchen. Da erklärte der eine: «Ich gebe sie nicht heraus, sie sollen mich wegführen, totschlagen, machen was sie wollen. Um eine Zeit werden sie auch auf hören zu suchen. Nur über meine Leiche! Hörst auf mich, gebt sie nicht heraus.» Gott sei Dank haben sie seinen Rat befolgt, ihre Mädels sind ihnen geblieben. Als sie nach einem Jahr zum Vorschein kamen, konnten sie sich noch lange nicht öffentlich zeigen. Die ältere Tochter dieser Familie heiratete einen rumänischen Pfarrersohn, und nun glaubte man sie gesichert. Der Mann wurde nach drei Jahren, trotzdem er Rumäne war, ausgehoben und zum Schwarzmeer-Donaukanal¹ gebracht. Die junge Frau bekam einen Nervenzusammenbruch und kam in eine Heilanstalt, aus der sie später zwar entlassen wurde, aber nicht völlig geheilt.

Im Weiteren behandelt der Bericht das Schicksal der in Rumänien versprengten deutschen Soldaten sowie die Entwicklung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse bis zur Ausreise der Vfn. im Jahre 1951².

¹ Die im Jahre 1949 begonnene Arbeiten an dem Regierungsprojekt des Donau- Schwarzmeer-Kanals wurden fast ausschliesslich von Zwangsarbeitern und Häftlingen verrichtet, die in mindestens acht Lagern unter zum Teil unerträglichen Lebensbedingungen untergebracht waren. Unter diesen Zwangsarbeitern befanden sich auch zahlreiche Volksdeutsche, die wegen unerlaubten Grenzübertretts und anderer Delikte verurteilt oder ohne gerichtliches Urteil zur Arbeit verpflichtet worden waren. Die Verlustziffern waren sehr hoch. Die Arbeiten wurden im Jahre 1953/54 eingestellt.

² abgedruckt unter Nr. 68.

Befragungsbericht nach Aussagen der H. A. aus Leschkirch (Nocrich), Plasa Sibiu (Hermannstadt), Județ Sibiu in Süd-Siebenbürgen.

Original, 28. Oktober 1952, 6 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Verschleppung in Leschkirch; Abtransport nach Kriwoi-Rog.

Einleitend schildert die Berichterstatteerin ihre Erlebnisse während der Kapitulationsstunde in dem rumänischen Kurort Calimaneți und ihre Heimreise nach Leschkirch; anschliessend beschreibt sie Ausschreitungen durchziehender sowjetischer Soldaten und erwähnt das zum Teil sehr hilfsbereite Verhalten der rumänischen Bevölkerung.

Dass mit einer Deportierung der deutschen Bevölkerung zu rechnen sein würde, hatten wir seit dem Tage des Umsturzes befürchtet. Als im Oktober 1944 Listen der deutschen Einwohner der Gemeinde angefertigt wurden und jeder Sachse einen Schein erhielt, der ihn als Deutschen legitimierte, glaubten wir, dass es bereits so weit sei. Wir mussten uns zur Abgabe unserer Personalien nachbarschaftsweise bei der Gendarmerie einfinden und den Schein entgegennehmen. Da aber in der Folgezeit nichts geschah, schöpften wir wieder Hoffnung. Der Herbst verging, der Winter kam. Wir glaubten der Gefahr schon entronnen zu sein – aber dann brach die Katastrophe über uns herein.

Zu Neujahr hatte mir ein Bekannter gesagt, er wisse aus verlässlicher Quelle, dass Verschleppungen unmittelbar bevorstünden. Aber erst am 11. Januar schien sich seine Prophezeiung zu bestätigen: An diesem Tage wurden alle sächsischen Männer in die Ortskanzlei gerufen und ihnen die Eröffnung gemacht, dass sie sich «zur Arbeit» bereitzuhalten hätten. Wenn der Befehl komme, müssten sie in 2 Stunden abmarschieren. Wohin und auf welche Dauer wurde nicht gesagt.

Nur wenige ahnten, dass der «Abmarsch» nach Russland erfolgen werde. Da die sächsischen Männer während des Herbstes immer wieder zur Arbeit herangezogen worden waren, glaubte man, es handle sich auch diesmal um ein ähnliches, vielleicht mehrere Tage oder Wochen dauerndes «Unternehmen». Und niemand kam auf den Gedanken, dass die Zwangsarbeit auch Frauen betreffen würde. So flüchtete denn niemand aus dem Dorf. Vielleicht hätten sich viele retten können, aber die Hoffnung, dass es sich um eine harmlose Arbeitsmobilisierung handle, einerseits und die Diszipliniertheit der deutschen Bevölkerung andererseits verhinderten, dass eine Massenflucht einsetzte.

In der Nacht vom 12. zum 13. Januar erschienen Gruppen von rumänischen Bauern aus der rein rumänischen Nachbargemeinde Obergesäss (Chijasa-de-Sus). Sie waren mit dicken Knütteln bewaffnet und marschierten in unserer Gemeinde auf und ab, während ein Russe und ein Rumäne bzw. Zigeuner von Haus zu Haus gingen, ans Tor schlugen und den sächsischen Einwohnern verkündeten: «Morgen früh um 7 Uhr müssen sich alle arbeitsfähigen Männer, Frauen, Burschen und Mädchen im Gemeindesaal einfinden. Verpflegung für 14 Tage ist mitzunehmen!»

Es wurde weder mitgeteilt, welche Altersklassen sich zu stellen hätten, noch wurden Einschränkungen hinsichtlich Müttern von Kleinkindern gemacht. Die Aufforderung, Lebensmittel für 14 Tage mitzubringen, war insofern irreführend, als sie die Betroffenen im Glauben liess, es handle sich um einen kurzfristigen Arbeitseinsatz. Am Morgen des 13. Januar sah man dann die sächsischen Männer, Frauen, Burschen und Mädchen zum Gemeindesaal gehen: einen Zwergsack auf der Schulter, worin die Lebensmittel für 14 Tage verwahrt waren, und Bündel mit Kleidungsstücken und dem Notdürftigsten in den Händen. Unter den Mädchen waren auch viele Sechzehnjährige und Siebzehnjährige; ja, ich erinnere mich einer Fünfzehnjährigen, der Sophie F., die mitgenommen wurde. Sehr viele der Mädchen waren unter achtzehn, obwohl – wie wir später erfuhren – die Altersgrenze eigentlich bei achtzehn fixiert war. Auch von den jungen Burschen waren sehr viele unter siebzehn. Auf der anderen Seite wurde die Altersgrenze auch nach oben nicht eingehalten. Viele Männer von über 45 Jahren und noch mehr Frauen, die die Altersgrenze von 35 Jahren überschritten hatten, wurden mitgenommen. Ich erinnere mich, dass sogar eine 52jährige Frau mit dem ersten Transport abging. Es wurde einfach alles mitgenommen, was als arbeitsfähig galt.

Am Vormittag des 13. Januar kamen auf diese Art rund 100 Personen im Gemeindesaal zusammen. Sie wurden gegen 14 Uhr auf Pferdefuhrwerke verladen und nach Freck abtransportiert. Dort quartierte man sie zunächst in die hierfür freigemachte sächsische Schule ein und schaffte sie dann auf russischen LKW nach Hermannstadt. Jetzt erst wurde mit völliger Gewissheit klar, dass es sich nicht um einen kurzfristigen Arbeitseinsatz in der Nähe, sondern um eine Deportierung nach Russland handelte.

Ich selber hatte mich mit mehreren meiner Bekannten nicht, wie befohlen, im Gemeindesaal eingestellt. Es sah zunächst so aus, als wolle man uns in Ruhe lassen. Aber nach einigen Tagen begann die Durchkämmung der Gemeinden ringsum auf Nachzügler und Versteckte: Fast allabendlich erschienen russische Lastwagen im Ort, ebenso in Kirchberg, Alzen und in den übrigen Dörfern. Russen und Rumänen streiften durch die Strassen, durchsuchten die Höfe und nahmen allmählich alle Arbeitsfähigen mit. Ich wurde am 29. Januar, also 16 Tage nach Beginn der Verschleppung, ausgehoben und zur Gendarmerie geschafft. In Trupps von 13 bis 20 Personen wurden in diesen 16 Tagen abermals 100 Sachsen ausgehoben und davongeschafft. Ich gehörte zum letzten Transport. Man brachte uns nach Freck, wo wir registriert wurden. Eine ärztliche Untersuchung fand nicht statt. Am 31. Januar transportierte man uns mit LKW nach Hermannstadt in die sächsische Schule auf dem Hundsrücken. Hier blieben wir eine Nacht und wurden gegen Abend am 1. Februar einwaggoniert.

Dies ist in dürren Worten der Hergang der Verschleppungsaktion in Leschkirch. Was sie an Leid und Kummer heraufbeschwor, welchen seelischen Belastungen wir ausgesetzt und wie hoffnungslos wir waren, kann ich in Worten gar nicht wiedergeben.

Von den rund 800 Sachsen in Leschkirch wurden zwischen dem 13. und dem 29. Januar 1945 etwa 200 verschleppt, das sind also 25% der sächsischen Bevölkerung. Zu-

rück blieben nur alte Leute und Kinder. Viele Kinder verloren Vater und Mutter und mussten von Verwandten, wenn diese nicht vorhanden waren, von Fremden aufgenommen werden. Im Sommer 1943 waren unsere wehrfähigen Männer und Burschen zur Waffen-SS eingezogen worden. Die Deportation traf unsere deutsche Gemeinde vernichtend und bis ins Mark.

Der Transport, dem ich auf dem Bahnhof in Hermannstadt zugeteilt wurde (ein langer Zug aus Güterwagen), bestand zum grossen Teil aus Männern, die aus rumänischen Einheiten, wo sie unter Waffen standen, ausgehoben worden waren. Es wurden also auch jene Männer verschleppt, die nicht zur Waffen-SS gegangen und rumänische Soldaten geblieben waren¹. Damit ist der Beweis geliefert, dass die Deportierung sich nicht etwa nur gegen die «unloyalen» Sachsen, sondern gegen die rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit schlechthin richtete.

Wir fuhren über Focșani, wo man uns auf russische Breitspur um lud, nach Russland hinein und landeten nach 14 Tagen im Lager «Frunse» nahe Kriwoi-Rog. Unser Lager bestand aus rund 500 Personen. Das dicht daneben befindliche Lager «Oktober» war mit 800 Verschleppten belegt. Bei uns und im Oktober-Lager befanden sich vorwiegend Mediascher, Hermannstädter und Unterwälder (Kreis Mühlbach). Die Unterkünfte bestanden aus Steinbaracken, die, als wir einzogen, weder Fensterscheiben noch Türen aufwiesen. Fast einen Monat lang mussten wir bei bitterer Kälte mit notdürftig abgedichteten Fenstern und Türen und ohne Stroh und Decken zubringen. Wer keine eigene Decke besass, musste im Mantel schlafen. Wir froren entsetzlich. Viele wurden krank. Das Essen bestand aus Kraut und Kascha² und war so schlecht und unzureichend, dass wir alle bald völlig von Kräften kamen. Die Arbeit war schwer und verschiedener Art, meistens mussten wir Frauen Erdarbeiten leisten. Wir sahen bald wie Skelette aus, litten an Durchfall und Wassersucht und Entkräftungskrankheiten.

Ich wurde im November 1946 über Frankfurt a. d. Oder entlassen.

1 Dazu schreibt der Landwirt T. T. aus Hatzfeld, der im Frühsommer 1944 als Feldwebel d. R. zur rumänischen Wehrmacht eingezogen und als Sekretär dem Offizierskasino des rumänischen Ergänzungskommandos Temeschburg zugeteilt worden war (vgl. Bericht Nr. 45): «In den ersten Januartagen 1945 kam eines Morgens ein Kurier des Ergänzungskommandos und übergab mir in meiner Eigenschaft als Sekretär des Kasinos einen Befehl. Der Befehl war offen und mit dem Vermerk «Geheim» versehen. Ich unterschrieb die Empfangsbestätigung, der Kurier ging, und dann las ich: «Alle Offiziere und Unteroffiziere und Mannschaften deutscher Volkszugehörigkeit der Jahrgänge zwischen 1900 und 1924 sind für den Abtransport zur Pflichtarbeit nach Russland bereitzuhalten. Die Abteilungschefs werden angewiesen, jeden möglichen Fluchtversuch der Betroffenen zu verhindern.»« – Ein Volksdeutscher aus Hermannstadt, der als Kammerunteroffizier bei einem rumänischen Artillerieregiment in der Nähe von Hermannstadt stand, schreibt in seinem Bericht nach kurzen Bemerkungen zur allgemeinen Durchführung der Aushebungsaktion «Ein kleiner Prozentsatz waren wir beim rumänischen Heer und dachten, dass wir davon verschont blieben, aber wie lange? Schon am 26. Januar 1945 mussten auch wir aus der rumänischen Armee den Russen übergeben werden. Mit bangem Herzen, Kummer und Sorgen traten wir den Leidensweg ins Ungewisse an.» (Original, April 1956, 2 Seiten, hschr.)

² Graupenbrei.

Erlebnisbericht der L. R. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 9. April 1956, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Erlebnisse einer Volksdeutschen während der Aushebungen
in Agnetheln.**

Im ersten Teil ihres Berichts schildert die Vfn, die Ereignisse in Hermannstadt nach dem rumänischen Frontwechsel und den Einmarsch der Roten Armee; sie berichtet über Ausschreitungen sowjetischer Soldaten in Leschkirch und Hermannstadt und über die ersten willkürlichen Verhaftungen und Vermögensbeschlagnahmen¹.

Eines Tages tauchte das Gerücht auf, Russland habe von Rumänien 100'000 Arbeitskräfte angefordert. Es war klar, dass in einem solchen Falle Rumänien die Deutsche vorschicken würden. Argumente und Gegenargumente wurden laut, aber alles blieb doch unklar und ungewiss.

Im requirierten Zimmer meiner Schwiegermutter wohnte inzwischen ein Rumäne. Er hatte einen führenden Posten bei der Hermannstädter Telefonzentrale. Auch er hatte Gerüchte um eine mögliche Deportation gehört, und er erbot sich, falls jemand Hermannstadt verlassen wollte, uns eine Begleitung mitzugeben. Am 8.1.45 traf ich zufällig eine Freundin von mir auf der Strasse. Sie war nach Hermannstadt zu ihren Eltern gekommen, um festzustellen, ob die in Kronstadt kursierenden Gerüchte um eine Deportation auch hier im Umlauf seien. Hals über Kopf beschlossen wir, tags drauf zu meiner Agnethler² Bekannten zu fahren, um uns hier zu verstecken. Dort würden wir nicht gesucht, infolgedessen waren wir da auf alle Fälle sicherer. Herr H., der oben erwähnte Rumäne, gab uns als Begleitung einen rumänischen Elektriker mit, der sich mit einer Russenjacke, einer Pelzmütze und Filzstiefeln so ver mummt hatte, dass er wie ein Russe aussah. Morgens gegen 5 Uhr fuhren wir ab und trafen im Laufe des Vormittags in Agnetheln ein. Dieser 9.1.45 war der letzte Tag, an dem deutsche Fahrgäste unkontrolliert die Züge benutzen konnten. Über Herrn H. hatte meine Schwiegermutter – trotz abgelieferten Telefons – die Möglichkeit, uns täglich anzurufen und uns über den Stand in Hermannstadt zu informieren. Es war nun eindeutig, dass es sich nur noch um Tage handeln konnte, ehe zum Schlag ausgeholt würde.

Die eiskalte Nacht vom Freitag auf den Samstag verbrachten wir auf dem Aufboden des Hauses. Von hier aus beobachteten wir die Vorgänge auf der Strasse. Die rumänische Gendarmerie war in der Nähe, und im Morgenrauen zum Samstag erkannten wir einige Autos, die die ersten russischen Militärs nach Agnetheln brachten. Es schien also so weit zu sein. Für längere Zeit gesehen, erschien uns unser Versteck mit einem Male nicht mehr ausreichend, abgesehen von der grauenhaften Kälte. Wir liessen uns am Vormittag mit einem Pferdewagen zu einem Häflter³ ausserhalb des Ortes schaffen. Dieser hatte

1 abgedruckt unter Nr. 16.

2 Agnetheln (Agnita), ein grosses Dorf nordöstlich von Hermannstadt im Județ Tarnavă-Mare (Gross-Kokel).

3 Bauer, der sein Land gegen Entrichtung des halben Ertrages gepachtet hat.

selber drei Töchter im Deportierungsalter und besass ausserdem einige Verstecke, in denen er deutsche Soldaten unterbrachte, wenn sie sich vor dem Zugriff der rumänischen Gendarmen schützen mussten. Zudem lag 30 Meter vom Haus entfernt ein ausgezeichnet getarnter Laufgraben, der in den Wald hineinführte.

Im Verlauf des Samstags fanden sich insgesamt 15 junge Menschen ein, die alle hofften, hier der Deportierung am ehesten zu entgehen. Die Nacht über wurde abwechselnd Wache geschoben. Die restliche Zeit versuchten wir, im Kuhstall zu schlafen. Es wurde aber nicht viel draus, weil wir alle sehr viel Unruhe in uns hatten.

Der 13. Januar 1945 war ein wunderschöner Sonntag. Der Häftler fuhr nach Agnetheln hinein, um die Lage zu peilen. Er versprach, sofort wieder umzukehren, wenn er eine Veränderung merke. Dann warteten wir viele Stunden. Gegen Mittag verschwanden mit einem Male die einzelnen Gruppen, ohne Dorle und mir einen Fingerzeig zu geben. Weil uns dieses lautlose Verschwinden irgendwie unheimlich und bedeutungsvoll war, trat ich ans Fenster und erstarrte: Am Horizont, nur etliche Kilometer entfernt, marschierte eine schier endlose Kette von Männern und Frauen auf Agnetheln zu. Vorne und seitlich ritten Russen, hinten folgten schwerbeladene Wagen mit dem Gepäck. Im selben Augenblick jagten aus entgegengesetzter Richtung einige Panjewägelchen den Berg hinauf, und auf dem letzten Wagen sass der Häftler. Uns packte für Augenblicke das kalte Entsetzen. Wohl rannten wir hinaus in Richtung auf den Laufgraben, aber schon nach wenigen Metern hatte der erste Wagen Dorle erreicht, und da hatte auch ich mit einem Male keine Kraft mehr weiterzulaufen. Und zwei Schritte weg von mir kletterte der vierzehnjährige Junge des Häftlers an einer Tanne hoch, affenartig schnell und so hoch, dass er von unten nicht mehr gesehen werden konnte. Sein Vater aber, voller Verzweiflung, stellte sich unter diese Tanne und rief ihm zu: «Kam eruef, Oinzo, ta messt ken Russland!» So kam der Junge auch nach Russland, obwohl die Altersgrenze bei 18 Jahren lag.

Wie alles Weitere vor sich ging, weiss ich nicht mehr, denn wir waren allzusehr mit uns selber beschäftigt. Auf alle Fälle waren in kurzer Zeit alle die 15 Versteckten wieder beisammen, wurden auf Wägen verladen und abtransportiert. Sie kamen alle nach Russland.

Zwar sahen wir mit Dorle überhaupt keinen Ausweg. Trotzdem kannten wir nur einen Gedanken: Wir gehen nicht nach Russland. Einer der rumänischen Gendarmen stand bei dem ganzen Treiben abseits und sah bedrückt drein. Wir gingen zu ihm hin und erzählten ihm, dass wir nicht aus Agnetheln seien und er uns infolgedessen laufenlassen solle. Das könne er nicht, war seine Antwort. Denn unter den rumänischen Aushebungs-posten seien auch zwei fanatische Kommunisten. Hätten wir uns doch ordentlich versteckt, dann hätte uns doch kein Mensch gefunden. Wir sollten ihm unsere Kennkarten geben und uns auf keinen Fall auf die Wagen setzen, er werde mit uns persönlich nach Agnetheln gehen und sehen, was sich machen liesse. Er habe auch zwei Kinder daheim und er wisse, was das bedeuten müsse, seine Kinder auf diese grausame Weise zu verlieren. Ein junger Russe wollte mich zwar unbedingt neben sich am Wagen unter-

bringen, der Rumäne schrie und fuchtelte dabei aber so erschreckend wild mit Armen und Beinen herum, so dass die Wagen anfahren – ohne uns. Wir drei aber gingen in dem herrlichen Sonnenschein zu Fuss nach Agnetheln.

Die 8 Kilometer bis in den Ort erschienen uns endlos. Endlich waren wir dort. Auf allen Zufahrtsstrassen standen russische Posten und rissen ihre Witze. Wir verstanden nur «Karascho nemetzki!» und waren erleichtert, als wir sie hinter uns hatten. Im rumänischen Teil des Marktfleckens lagen viele Zigeuner in den Fenstern und gafften neugierig und auch teilweise schadenfroh auf uns. Der Posten schlug auf einmal einen sehr militärischen Ton an, und uns verliess alle Hoffnung auf einen guten Ausgang der Angelegenheit. Denn er brüllte: «Stänga! Dreapta!»¹ und fuchtelte uns mit seinem Gewehr vor der Nase herum, dass uns angst und bange wurde. Als wir an der deutschen Schule vorbeikamen – dies war der Sammelort – winkte uns der russische Posten zu: wir müssten da hinein. Da schrie unser Rumäne noch fürchterlicher auf uns und den Russen ein und führte uns im Eiltempo an der Schule vorbei und in die rumänische Gendarmerie hinein. Hier war der Hof voller Bäuerinnen, teils allein, teils mit Säuglingen und kleinen Kindern am Arm, die alle eine Freistellung von der Deportation erhofften. Es war ein Bild des abgründigen Elends.

Wir mussten sehr lange warten, ehe unser Posten uns sehr höflich bat, unseren Fall dem Agnethler Gendarmeriechef persönlich vorzutragen. Dieser war freundlich – allerdings der Typ des Rumänen, der immer eine offene Hand für kleine Geschenke hat – und bat seinerseits, im Zimmer nebenan zu warten, bis der Chef der Aushebungskommission, der Oberleutnant P., Zeit habe. Über dem Zimmer stand «Dormitor», und uns war zwar wesentlich leichter, aber doch noch komisch genug zumute, weil wir im Schlafraum der Gendarmen auf einen fremden Oberleutnant warten mussten. Nach zwei Stunden ertönte das verabredete Klopfzeichen, und wir öffneten die Türe. Vor uns stand der junge Oberleutnant, der uns sofort sagte: «Ich habe eine Schwester, die in Bessarabien verschleppt wurde. Ich liebe Goethe und den Turnvater Jahn, und ich werde für Sie tun, was ich kann! Sie müssen mir aber vertrauen!» Dann vergingen weitere Stunden hinter der verschlossenen Türe, währenddessen meine Bekannte uns noch zu essen brachte. Als es dunkel war, teilte uns der Ortschef mit, wir würden zusammen mit dem Herrn Oberleutnant wohnen und er selber würde uns einzeln in unser Quartier schaffen. Dies geschah dann auch. Der Oberleutnant hatte zwei Zimmer bei einer deutschen Familie requirieren lassen. In einem Zimmer wohnte er, im anderen wir. Hinterher stellte sich heraus, dass er zehn solcher «Zwei-Zimmer-Quartiere» requirieren liess und auf dieselbe Art mehrere Deutsche vor der Deportation bewahrte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1945 gegen 3 Uhr morgens fuhr der erste Zug mit deutschen Männern und Frauen aus Agnetheln nach Russland ab. Der Zug fuhr an unserem Quartier vorbei, und die Menschen drinnen sangen «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!»

1 rumänisch: «Links! Rechts!»

Zwei Wochen lang gingen die Aushebungen weiter. Unser Oberleutnant war nur selten daheim. Früh ging er fort, sehr spät kam er heim, meist schwer angetrunken. Dann kam er in unser Zimmer herüber, oft noch mit drei Wassergläsern voller Eierlikör, sass noch eine Weile bei uns und trank darauf, dass die Schlechtigkeit unter den Menschen doch endlich ein Ende nähme. Die Listen, die er tagsüber zusammen mit dem russischen Major zusammenstellte, liess er erneut und mit wesentlich weniger Namen schreiben und legte sie dem Russen, wenn dieser nach dem nächtlichen Gelage schon restlos blau war, nochmals zur Unterschrift vor. So kam es, dass aus dem Agnethler Kreis statt 1'330 Deutschen nur 900 nach Russland deportiert wurden.

Inzwischen kam mein Vater zu Besuch herüber und brachte uns Geld, um dem Oberleutnant das – wie wir annahmen – erwartete Geschenk zu machen. Weil er gerne trank, liessen wir ihm 20 Flaschen Wein und Likör bringen und stellten ihm das Präsent ohne Kommentar ins Zimmer. Er freute sich sehr und erzählte, er müsse bloss noch herausbekommen, von wem dies Geschenk sei. Nach zwei Tagen wusste er es immer noch nicht. Daraufhin zwang er unsere Hausleute, Farbe zu bekennen. Seine Empörung über unser Verhalten kannte keine Grenzen. Er schrie uns an, ob wir ganz von Gott verlassen wären? Er habe sich gefreut über das kameradschaftliche Verhältnis zwischen uns. Könnten wir Deutschen denn unseren Hochmut dem Blutsrumänen gegenüber nie lassen? Gäbe es für uns denn niemals einen Rumänen, der etwas aus echter Hilfsbereitschaft täte? Glaubten wir, jedem Rumänen seine Hilfe «bezahlen» zu müssen? Er legte uns das Geld für die Flaschen auf den Tisch und ging wütend fort. Wir waren reichlich beschämt, denn er hatte ja recht: wir kannten bis dahin keinen Rumänen, der etwas ohne ein «Präsent» tat.

Nach zwei Wochen war die Deportation abgeschlossen. Der Agnethler Gendarmenriecheff brachte uns persönlich zu meiner Bekannten ins Quartier und stellte uns die legalen Papiere in Aussicht. Nach vier Wochen erhielten wir tatsächlich das Attest, dass wir auf Grund der ärztlichen Untersuchung zurückgestellt worden wären.

Inzwischen hatte mein Vater bei einer Bekannten das Notversteck zusammengebaut: Aus der Kammer führte ein Loch direkt in den Holzschopfen. Hier war das Holz so geschichtet, dass man uns nicht sehen konnte. Federbetten und Wolldecken verhindernten, dass uns nicht allzu kalt wurde, wenn wir bei Hausdurchsuchungen und Kontrollen da hinein verschwinden mussten.

Im Mai 1945 kehrten wir nach Hermannstadt zurück. Hier war die Deportation zwar auch schon abgeschlossen, aber Arbeitsaushebungen innerhalb Hermannstadts z.B. für russische Lazarette und Kasernen waren an der Tagesordnung, so dass man sich als Deutscher auch weiterhin lieber so wenig als möglich auf der Strasse zeigte. Diesen Arbeitszuteilungen konnte man entgehen, wenn man einen Säugling besass oder ein ärztliches Attest von einem Hermannstädter Amtsarzt. Auch hierbei war einzig und allein die menschliche Einstellung des Arztes entscheidend.

Ein mir bekannter deutscher Arzt vermittelte mich an einen rumänischen Röntgenologen im städtischen Spital – allerdings musste abgewartet werden, bis der Chefarzt im Urlaub war. Dieser erkannte nun ohne Wimpernzucken gemeinsam mit seinem deutschen Kollegen, dass ich beidseitige schwere Tb hätte und stellte einen entsprechenden Befund aus. Diesen wiederum legte ich einem ebenfalls betont deutschfreundlichen Amtsarzt vor und erhielt innerhalb weniger Minuten den gewünschten Schein, dass ich für die Dauer eines Jahres von jeder Arbeit befreit wäre.

In den folgenden Monaten bemühten wir uns um eine Ausreiseerlaubnis über das rumänische Innenministerium und das Rote Kreuz. Ich fühlte mich trotzdem nicht sehr sicher in meiner Haut, und als sich für mich eine Gelegenheit bot, kam ich im Dezember 1947 illegal aus Rumänien nach Bayern.

Nr. 52

Erlebnisbericht des R. P. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 5. März 1952, 16 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Auslieferung der arbeitsfähigen Internierten des Lagers Târgu-Jiu an die Deportationskommandos der sowjetischen Armee; Transport in die Sowjetunion; Verhältnisse im Arbeitslager Plast; Rückführung von Arbeitsunfähigen im Oktober 1945.

Der Vf. berichtet zunächst über die Entwicklung in Hermannstadt unmittelbar nach dem politischen Umsturz in Rumänien und schildert dann seine Verhaftung und Internierung im Lager Târgu-Jiu¹.

Anfang Januar wurden in der zweiten und dritten Klasse² alle diejenigen, die sich als arbeitsunfähig betrachteten, aufgefordert, Gesuche bei der Lagerleitung einzureichen. Sie wurden teilweise, besonders wenn sie den Lagerarzt bezahlten, als arbeitsunfähig registriert. In unserer ersten Klasse wurde diese Aktion durch einen ungarischen Lagerinsassen, einen stillen Deutschenhasser, der in der Kanzlei arbeitete, hintertrieben. Es gelang nur wenigen besonders Misstrauischen der ersten Klasse, direkt beim Lagerkommando diese Arbeitsbefreiung zu erreichen.

Bei mir war mittlerweile unter dem Einfluss der seelischen Erschütterungen und des übermäßigen Rauchens eine schwere Störung der Herztätigkeit eingetreten, so dass selbst meine Gehfähigkeit behindert war. In einem lethargischen Trotz wandte ich mich nicht an den Arzt.

Anfang Januar erfuhren wir, dass in den nächsten Tagen die Männer im Alter von 18–45 und die Frauen im Alter von 18–32 Jahren zusammengeschrieben würden. Ich war 44 Jahre alt. Am Abend des 12. Januar erhielten wir plötzlich den Befehl, soweit wir diesen Jahrgängen angehörten, uns reisefertig zu machen, um in ein anderes rumänisches Arbeitslager gebracht zu werden. Am Morgen des 13. Januar wurden die den betreffen-

1 abgedruckt unter Nr. 17.

2 siehe hierzu den ersten Teil des Berichtes, oben Seite 93.

den Jahrgängen angehörenden Frauen und Männer mit kalter Verpflegung für offiziell 8 Tage, tatsächlich für 2-3 Tage versehen; dann wurden wir durch ein Spalier von Gendarmen mit mehreren Maschinengewehren mitsamt unserem Gepäck über das freie Feld zu einem in der Nähe liegenden Industriegelände geführt, wo ein Güterzug auf einem Nebengeleise ohne Begleitpersonal zu sehen war. Erst als wir unmittelbar vor dem Eisenbahnzug standen, traten hinter dem Zug die russischen Wachmannschaften hervor¹. Wir wurden in langwieriger Fahrt zuerst nach Jassy geschafft. Die Begleitmannschaft verhielt sich gleichgültig. Sie nahmen uns die Messer ab, sonst nichts. Ein Angestellter der deutschen Gesandtschaft in Bukarest, der in unserem Waggon fuhr, versuchte mit einem nicht abgelieferten Messer den vergitterten Rahmen unseres Fensters zu lockern. Als er von einem russischen Unteroffizier dabei ertappt wurde, wurde er von diesem mehrfach mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Als wir in dem Bahnhof von Jassy einliefen, erfuhren wir durch die Fensterritzen, dass der Zug auf dem Nebengeleise ein Transportzug von Schicksalsgenossen aus Hermannstadt war. Wir hörten aus Zurufen, dass im ganzen Lande die Volksdeutschen der obengenannten Jahresklassen nach Russland gebracht würden. Ich fragte, ob nicht etwa meine 17-jährige Tochter auch in dem Zuge sei und erhielt zur Antwort, dem Vernehmen nach ja, sicher wisse man es nicht. Tatsächlich war sie nicht deportiert worden, was ich erst ein Jahr später erfuhr. Während dieser Zeit lastete auf mir der Druck dieser falschen Information. Andererseits veranlasste mich dies, am Leben zu bleiben, um in einem etwaigen gemeinsamen Sammellager meiner Tochter beistehen zu können.

Drei Tage lang lagen wir dicht zusammengedrängt auf dem Fussboden einer Schule, dann wurde unser Transport aus Târgu Jiu mit einem solchen aus Reschitza vermengt. Er bestand durchwegs aus Arbeitern der Reschitzaer Werke. Diese befanden sich bereits in dem Güterzug und nahmen die oberen Pritschen in Anspruch. In unserem Waggon waren 25 Reschitzaer und 15 Volksdeutsche aus dem Lager Târgu-Jiu. Stimmung und Lage der Reschitzaer unterschieden sich wesentlich von der unseren. Sie waren von einem russischen General in einer Ansprache aufgefordert worden, sich Kleidung und Es-

¹ In dem Erlebnisbericht des A. L. aus Hermannstadt (vgl. Nr. 18) wird die Übergabe der Internierten des Lagers Slobozia wie folgt geschildert: «Anfang Januar 1945 erschien ein NKWD-Offizier im Lager, der sich tagelang in der Lagerkanzlei aufhielt. Die rumänischen Offiziere versicherten uns, von einer Auslieferung sei keine Rede, nur von einem Arbeitseinsatz in der Umgebung bzw. bei Ploesti. Dennoch beschloss ich zu flüchten, verschob die Flucht jedodi, um mir Gewissheit zu verschaffen, weil ich meine Familie nicht gefährden wollte. Am 7. Januar wurde frühmorgens Appell gehalten. Der rumänische Lagerkommandant las eine Liste vor. Es handelte sich um alle arbeitsfähigen Männer und Frauen. Wir mussten links heraustreten. Plötzlich waren wir von bis dahin unsichtbaren NKWD-Soldaten umstellt. Man trieb uns in ein abseits liegendes Gebäude, verschloss hinter uns die Türen und liess uns zwei Tage ohne Nahrung. Dann erschienen russische Offiziere mit dem Arzt von Slobozia, der uns Injektionen gegen Typhus verabreichte. Am Abend wurden Eimer verteilt und zehn Mann aufgerufen, die unter starker Bewachung zur Lagerküche geführt wurden, um Essen zu fassen. Ich drängte mich in der Dunkelheit unter sie und floh unterwegs durch den Stacheldrahtverhau ins Freie.»

sen in praktisch unbegrenzter Menge mitzunehmen. Auch hatte der General sie halb davon überzeugt, dass es sich um einen ehrenvollen proletarischen Arbeitseinsatz in Russland handle. Es dauerte lange Zeit, bis sie das wahre Wesen unserer Deportation erkannten. Ein Grossteil von ihnen empfand uns Neuankömmlingen gegenüber Gefühle, die von Abneigung bis zu Hass gingen. Viele von ihnen, die nur zum Teil deutscher Herkunft waren, bedauerten es, sich zum Deutschtum bekannt zu haben und deshalb nun einer besonderen Behandlung unterworfen worden zu sein. Sie liessen uns, die wir unser Schicksal durchaus als das von Besiegten ansahen, ihren Grimm entgelten. In der ab Ja[^]sy (am 20.2.1945) 37 Tage dauernden Fahrt assen und tranken sie und bereiteten sich auf den in jedem Wagen befindlichen kleinen Eisenofen ihr Essen zu und hüllten sich in Decken und Federbetten ein. Wir aus dem Lager aber hungerten und froren. Die Russen gaben uns im ersten Teil der Reise zumindest Brot, später wurde auch das seltener. Manchmal erhielten wir rohe Erbsen, die wir halbgar verschlangen, und gedörrte, übersalzene, nur schwer geniessbare Schafkadaver. Als die Reschitzaer das übersalzene und schwer genussfähig zu machende getrocknete Schafffleisch zurückwiesen, stoppten die Russen auch diese Zuteilung. Die Reschitzaer selbst gaben uns keinen Bissen von ihren Vorräten, sie versuchten, uns sogar an der Zubereitung des einzigen in ausreichendem Masse zur Verfügung stehenden Pfefferminztees (grösstenteils ohne Zucker) zu hindern, indem sie behaupteten, die Teebereitung entzöge dem Wagen die Wärme. Es kam zu Auseinandersetzungen, die an den Rand des Totschlags führten.

Wir mussten uns schichtweise beim Hinlegen ablösen. Die eine der beiden Schickten hockte um den Ofen. Die Stimmung der Deportierten war gedrückt, die Haltung muster-gültig. Die meisten unserer Volksdeutschen hielten sich durch die Hoffnung aufrecht, dass Deutschland trotz allem gewinnen werde. Ich persönlich befand mich in einem unbeschreiblichen Zustand des seelischen Zusammenbruchs. Meine Befürchtungen hinsichtlich des Kriegsausganges waren eingetroffen, und ich sah im Zusammenbruch der deutschen Front in Rumänien den Beginn des deutschen Todeskampfes.

Unser Lager am Stadtrand von Plast, Kreis Tscheljabinsk, umfasste rund 700 Personen, Volksdeutsche, Pseudovolksdeutsche, Reichsdeutsche, Zivildeportierte. Später kamen deutsche Kriegsgefangene hinzu. Unser Teiltransport wurde mit einem Transport von Volksdeutschen aus Temeschburg vereinigt. Ein zweites Lager mit etwa 300 Insassen entstand später im Zentrum der Stadt Plast. Einige öffentliche Gebäude der angeblich 30'000 Bewohner umfassenden Stadt trugen europäischen Charakter und hatten starre Doppelfenster. Alle übrigen Wohngebäude waren Blockhäuser und zum Teil in die Erde gebaute Hütten, die den Behausungen unserer siebenbürgischen Bettelzigeuner ähnelten. Die Bevölkerung zeigte sich in der Folge nicht gehässig. Alte Frauen und Männer steckten den Gefangenen manchmal Nahrungsmittel zu. Die Bevölkerung selbst lebte ungeheuer dürrig; es gab keine Uhren, einen grossen Mangel an Nähnadeln, keine Schlösser an den Türen. Papier gab es nur in der Form von amerikanischem Packpapier, aus amerikanischen Hilfssendungen stammend. Das Benehmen war zum Grossteil gutmütig.

Beim Durchmarsch liefen die kleinen Jungen mandimal neben den Kolonnen her und riefen: «Fritz, Fritz, eins, zwei!» Zwei- oder dreimal kamen Steinwürfe vor. Dabei gab es jedesmal eine Untersuchung durch den dem Lager zugeteilten Kommissar. Was dabei herauskam, weiss ich nicht. Nach dem Eintreffen im Lager wurden wir täglich von einem Offizier – es waren sieben unter dem Kommando eines gutmütigen Reserveoberleutnants – über die Erfolge der russischen Armee unterrichtet. Die jungen Kommunisten des Lagers wurden anfangs am Sonntag in den kommunistischen Klub geführt, bald aber hörte die Verbrüderung auf. Die ehemaligen Kommunisten unseres Lagers wurden zu den verbittertesten Menschen in unseren Reihen. Sie erhielten anfänglich die führenden Lagerstellen und landeten schliesslich ausnahmslos bei Arbeiten unter Tag, weil die russischen Offiziere, um sich die Arbeit praktisch und organisatorisch zu erleichtern, sich lieber der Hilfe gewesener Reserveoffiziere und anderer Intellektueller bedienten. Überhaupt wurden die Intellektuellen von den Offizieren besser behandelt als die Arbeiter unter uns. Ebenso machte sich eine Abneigung der Offiziere gegenüber dem zugeteilten Kommissar im Range eines Unterleutnants geltend.

Arbeitsbedingungen: Der Grossteil der Lagerinsassen arbeitete im Bergwerk, teilweise mit russischen Frauen zusammen, deren Arbeitsleistungen erstaunlich waren. Der kleinere Teil der Gefangenen arbeitete in Werkstätten und im Bergwerk über Tag. Während der warmen Jahreszeit wurden später Arbeitsgruppen zu Strassenarbeiten und zu Kolchosen entsandt. Intelligenzberufe wurden in der ersten Zeit nicht berücksichtigt. Ein Bergingenieur führte Steine, und ein Maschineningenieur war Vorarbeiter in einer Schlosserei. Wie ich nachträglich von einem Heimkehrer erfuhr, wurden zwei Jahre später Ingenieure in den technischen Büros eingesetzt und den russischen Ingenieuren lohn-mässig gleichgestellt. Die 68 Frauen des Lagers wurden zu Feld- und Gartenarbeiten, nicht aber im Bergwerk eingesetzt. Sie litten unter der allzu leichten Bekleidung, und auch ein Teil der männlichen Lagerinsassen, soweit sie verhaftet worden waren, hatte keine Mäntel und nur Sommeranzüge an, ohne im ersten Jahr warme Bekleidung zu erhalten. Die zum Holzfällen in den Wald entsandten Schicksalsgenossen hatten grosse Verluste an Kranken und Toten infolge der übergrossen Arbeitsnormen, unzureichender Ernährung und dementsprechender Erschöpfung.

Zur Anbauzeit wurde das ganze Lager ebenso wie die ganze Bevölkerung der Stadt zu dringlichen Saatarbeiten eingesetzt. Dabei zeigte sich eine ungeheure Verschwendung von Saatgut. Beispielsweise wurden die Kartoffeln vor der Aussaat in der Dunkelheit von den Lastautos tonnenweise in den grundlosen Strassenschlamm abgeworfen, um Arbeit zu ersparen. Ebenso wurden zur Erfüllung der vorgeschriebenen Anbauflächen streckenweise keine Kartoffelnester angelegt, dafür aber an unebenen Stellen «Kartoffelgräber».

Die Lagerverwaltung erfolgte durch Gefangene; die Offiziere beschränkten sich auf die Oberaufsicht und die Abhaltung von Propagandavorträgen. Dabei wurde uns die von Moskau erlassene Lagerordnung verkündet, wonach wir im Arbeitslohn mit den russi-

schen Arbeitern gleichgestellt seien, das Recht auf einen Club und eine Lagerbibliothek hätten. Manche Arbeitsgruppen erhielten einen Rest vom Arbeitslohn nach Abzug der Verpflegungs- und Wohnkosten in bescheidener Höhe; andere erhielten niemals etwas und waren angeblich noch Verpflegungskosten schuldig. Das hing von den leitenden Personen in den betreffenden Betrieben ab. Die «Bibliothek» bestand aus zwei Propagandabüchern über die Sowjetgrössen. Als eines davon mit Machorka verraucht war, wurde das andere strafweise eingezogen. Der Club war eine von den Gefangenen später erbaute offene Halle, in der man in der warmen Jahreszeit sich zum Essen oder zum gemeinsamen Gesang versammeln konnte.

Die Ernährung war unzureichend, wochenlang gab es nur Suppen aus Rübenblättern oder Brennesselein, hie und da etwas Fleisch in halbverwestem Zustand, sehr selten Milch; Hauptnahrung war Brot, ein halbes Kilo des dunklen, feuchten, schweren russischen Brotes für den Normalarbeiter, 700 Gramm für Schwerarbeiter und 1 kg für die unter Tag im Bergwerk Arbeitenden. Die Todesfälle von Januar bis Oktober, rund 10%, waren fast ausnahmslos auf Unterernährung und daraus entstandene Dysenterie zurückzuführen. So starb im Mai Dr. Otto Zimmermann aus Hermannstadt, Versicherungsbeamter. Er hinterliess Frau und zwei Kinder. Ein der Trunksucht ergebener, strafweise versetzter alter Arzt und eine junge despotische Ärztin leiteten das Lazarett, worin Fliegenschwärme in Massen hausten und wegen der starren Fenster niemals entweichen konnten, und wo auch den Darmkranken dieselbe Kost verabreicht wurde, an der sie erkrankt waren, so z.B. wochenlang halbverdorbenes Kraut. Jeden Tag hatte ein Gefangener die Küchenkontrolle, um pro forma die Verwendung der Lebensmittel zu überprüfen, tatsächlich aber, um, ohne jeglichen Einfluss, für das schlechte Essen verantwortlich gemacht werden zu können. Die Offiziere und das russische Küchenpersonal entwendeten die kärglich bemessenen Lebensmittel in Massen.

Persönliches Eigentum der Gefangenen wurde unmittelbar nicht angegriffen, doch waren die Gefangenen tatsächlich gezwungen, sich ihrer Habseligkeiten durch Vermittlung von Vertrauten der Offiziere billig zu entledigen, um sich ernähren zu können.

Die Lagermoral war bei den Reichs- und Volksdeutschen des Mittelstandes gut, bei den unter dem Hunger besonders leidenden Bauern wesentlich schlechter, bei den Reschitzaer Arbeitern – abgesehen von ihrer Feindseligkeit gegenüber den «Herren» des Mittelstandes – etwas besser, aber deutschfremd bis deutschfeindlich, bei einzelnen Vertretern des ehemaligen deutschen Grosskapitals in Bukarest, die dem besonders tiefen Sturz der Lebensumstände nicht gewachsen waren, teilweise auch schlecht. Denunziationen wegen der ehemaligen politischen Haltung kamen nur von Seiten der Reschitzaer Arbeiter vor, wurden aber von den Russen nicht beachtet, sofern der Betreffende nur arbeitete. (Erst nachdem ich das Lager verlassen hatte, ist, wie mir später erzählt wurde, eine Überprüfung der Gefangenen nach politischen Gesichtspunkten vorgenommen worden, wobei einige politisch tätig Gewesene in ein anderes Lager abgesandt wurden, später aber zumeist doch wieder nach Hause entlassen wurden.) ...

Anfang Oktober 1945 wurde ich mit ca. 70 anderen Gefangenen von einer Spezialkommission, der auch der Lagerarzt angehörte, als arbeitsunfähig zum Transport nach Deutschland bestimmt. Obwohl ich schwer herzleidend war, wurde dies nicht beachtet, dafür aber beschrieb mich der Arzt als schwer lungenturberkulös, was ich tatsächlich nicht war. Ursache: der Leutnant unserer Kompanie hatte sich meinen kleinen Reisekoffer in freundlicher Weise ausgeborgt und veranlasste mit Hilfe seiner Geliebten, der Hilfsärztin, dass der Kofferbesitzer abtransportiert wurde, damit der Koffer ihm verbliebe, ohne dass er sein Versprechen brechen musste, den Koffer zu retournieren. Unsere beiden Waggons wurden in Tscheljabinsk einem Transport arbeitsunfähiger deutscher Kriegsgefangener angehängt. Die Fahrt bis Frankfurt an der Oder dauerte ca. 6 Wochen.

Diesmal waren die Waggons nicht verschlossen, wir konnten uns in den Bahnhöfen frei bewegen und mit dem Erlös restlicher Kleidungsstücke Nahrungsmittel kaufen. Die Papiere sowie bei Einzelnen noch vorhandene nicht-russische Geldsorten wurden uns abgenommen. Eine Kontrolle über unsere Namenslisten gab es praktisch nicht. Die Papiere gingen durch den häufigen Wechsel von Transportkommandanten allmählich verloren, nur die Gesamtanzahl wurde gelegentlich überprüft. Die Nahrung war nach unseren damaligen Massstäben ungewöhnlich gut. Wir erhielten in den Schalen gekochte Kartoffeln in einer für uns ungewohnten Menge. Der Transportkommandant, ein Oberleutnant, war ständig sinnlos betrunken und bedrohte und schlug jeden, der ihm in den Weg kam. Täglich gab es ein bis zwei Todesfälle unter den Kriegsgefangenen. Die Leichname wurden in den grösseren Stationen zurückgelassen. Auch in unseren beiden Waggons starben drei oder vier Schicksalsgenossen, ohne vorherige Anzeichen als solche der Unterernährung.

Der Bericht schliesst mit einigen Angaben über die Entlassung der Rückkehrer nach kurzen Lageraufenthalten in Frankfurt a. d. Oder und Luckenwalde.

Nr. 53

Erlebnisbericht der M. R. aus S., Judeŕ Alba-Julia (Karlsburg) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 24. Februar 1956, 10 Seiten, hschr.

Internierung der Vfn. im Lager Târgu-Jiu; Deportation in die Sowjetunion; Arbeits- und Lebensbedingungen im Lager Kriwoi-Rog.

Durch meine Ehe mit einem deutschen Staatsangehörigen erwarb ich automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft und lebte in meiner Heimat als sog. Ausländerin. Im September 1944 wurde unser Sohn geboren. Gerade in diese Zeit fiel die Internierung sämtlicher Ausländer. Um solch einer Internierung vorzubeugen, setzte sich mein Vater mit dem Bezirkspräsidenten in Verbindung, und es gelang ihm auf «Kompensationswegen», mich für 5 Monate frei zu bekommen. Aber trotzdem wurde eines Nachts an unsere Türe geklopft, und ich musste binnen 3 Stunden am Bahnhof sein.

Ich nahm mein Kind mit (7 Wochen); als ich jedoch am Bahnhof ankam, sah ich gerade noch den letzten Waggon in der Ferne verschwinden. Dieses sah ich als einen Wink des Schicksals und bat meine Mutter, den Jungen wieder mitzunehmen und ihn bis nach meiner Rückkehr zu verwahren. Ein letztes Mal stillte ich mein Kind. Bis zu dem nächsten Zug, welcher 2 Stunden später fuhr, wurden wir von rumänischen Polizisten bewacht. Ich wusste nur, dass ich ins «Reichsdeutsche Lager» nach Târgu-Jiu käme. Dann hiess es Abschied nehmen, nie werde ich den Augenblick vergessen, als der Zug sich in Bewegung setzte und meine Eltern noch ein Stückchen mitliefen, beide mit Tränen in den Augen; es war das erste Mal, dass ich meinen Vater weinen sah! – Die Nächte waren schon ziemlich kalt, wir hatten in den Waggons sehr darunter zu leiden; ein 3 Monate altes Kind erfror; ich dankte unserm Herrgott, dass ich meinen Säugling doch zu Hause gelassen hatte, obwohl ich dadurch 100% wieder nach Hause hätte fahren dürfen. Im Lager angekommen, wurden uns Baracken zugewiesen, und seither blieb ich mit meiner Freundin auch die ganze Zeit in Russland immer zusammen.

Die Tage verliefen eintönig, das Weihnachtsfest, ebenso Neujahrsfest, ich hatte immer noch Hoffnung, entlassen zu werden. Doch eines Tages wurden wir untersucht, in Gruppen eingeteilt, nächsten Tag sahen wir die ersten Russen im Lager. Tags darauf hiess es dann, wir wären arbeitsfähig, kämen in ein anderes Lager und müssten arbeiten. Mir war es gleich, Hauptsache wir bleiben im Lande. Zuerst hiess es, wir kämen nach Ploești in die Zuckerfabrik, doch wir fuhren an Ploești vorbei. Dann hiess es nach Bălji, aber auch daran ging es vorbei. Eines Morgens wachte ich durch Schiffs-Sirenengeheul auf und hatte sofort das beklemmende Gefühl, wir sind an der Donaumündung, es geht nach Russland. In meinem Gepäck hatte ich eine Postkarte, darauf bat ich in rumänischer Sprache, der ehrliche Finder möge sie in den nächsten Postkasten werfen, denn es sei der letzte Gruss, den eine Tochter und Mutter nach Hause sendet, bevor Russland sie verschluckt. Ich warf die Karte auf gut Glück zum Fenster hinaus, und diese Karte war das einzige Lebenszeichen, welches meine Eltern in den folgenden 2 Jahren erhielten. Also gab es auch unter den Rumänen gute und mitleidige Menschen.

Wir wurden in Breitschienenwaggons umwaggoniert, wie Vieh mit 70 Mann in einen Waggon hineingepresst, Türen und Fenster mit Brettern vernagelt, und ab ging's, unserm Schicksal entgegen. Was frug sich der Russe, ob es auch richtig sei, Männer und Frauen zusammenzusperrern? Doch später waren wir froh, dass wir auch Männer im Waggon hatten, weil sie in der Lage waren, in jeder Situation ihren Mann zu stellen. Denn sie waren es, welche mit einer kleinen Säge ein kleines Loch in den Boden des Waggons sägten, dass wir unsere Notdurft verrichten konnten, wobei wir Frauen uns gegenseitig mit Decken vor den Blicken der Männer schützten. Die Reiseverpflegung war unter aller Kritik. Bei unserer Abfahrt aus Târgu-Jiu erhielten wir Brot und Wurst und daran zehrten wir auch noch in Russland. Nur einmal ging die Türe auf, und es wurde uns sage und schreibe ein halbes abgehäutetes Lamm und ein Eimer ungekochte Erbsen hereingeworfen. Und das im Monat Januar in rohem und gefrorenem Zustand. Wir waren

vor Staunen erstarrt, denn was sollten wir denn damit beginnen? Aber Not und Hunger macht erfinderisch. Die Erbsen hielten wir wie Kaugummi stundenlang im Mund, bis sie vom Speichel annähernd weich waren. Dieses Kauen war ein Zeitvertreib, und wir vergassen den grössten Hunger. Was das Fleisch anbelangt, waren es wieder die Männer, welche uns mit Rat und Tat zur Seite standen und uns in die Zeit des Hunnenkönigs Attila versetzten. Das Fleisch wurde in Stücke geschnitten und so lange mit einem Stück Holz mürbe bearbeitet, bis es etwas weich war, mit Salz abgeschmeckt und als sogenannter «Hackepeter» verzehrt.

Nach einer Fahrt von ca. 18 Tagen kamen wir in Kriwoi-Rog (Gebiet Dnjepropetrowsk) an. Bei eisiger Kälte und hohem Schnee mussten wir vom Bahnhof etwa 10 km zu Fuss gehen, bis in den Winkel, wo unser «Lager», ein 3 Stock hohes Haus, war. War unsere Stimmung schon am Nullpunkt angelangt, so sank sie noch tiefer, als wir die trostlosen Räume sahen, welche uns nun alles ersetzen sollten. Es waren grosse leere Zimmer mit leeren eisernen Bettstellen, kein Ofen, kein Licht, kein Wasser und leerer Magen. Diese Trostlosigkeit wirkte verschieden auf die Gemüter meiner Reisegefährtinnen. Einige sanken auf das leere Bett und weinten, andere fingen an, sich häuslich niederzulassen und andere schlossen sich einer quicklebendigen Norddeutschen (Soubrette) an und sangen: «So sind wir, wir pfeifen auf die Sorgen.» Wir bekamen unser Zimmer zugewiesen, meine Freundin, 6 andere Frauen und Mädchen (alle aus Târgu-Jiu) und ich blieben immer zusammen, die ganze Zeit über. Unser Zimmer erhielt bald den Namen «Camera aristocrata», weil wir aus den verschiedensten und ausgesuchtesten Berufen zusammenkamen, wie z.B. zwei stud. med., zwei stud. dent., eine Tänzerin des klassischen Balletts der königl. Oper, eine Soubrette usw. – Ein Grossteil der Lagerinsassen waren Bauern, und zwar aus Jugoslawien.

Die Monate Januar und Februar waren furchtbar kalt, wir hatten keinen Strohsack, sondern mussten mit Holzpritschen und Decken vorliebnehmen. Ich habe in der Zeit eingesehen, wieviel der Mensch an körperlichen und seelischen Strapazen vermag auszuhalten, und keiner darf sagen: ich kann das nicht! Oh ja, alles kann man!

Die Verpflegung war sehr schlecht, es gab tagaus tagein immer dasselbe: warmes Wasser mit einigen Krautblättern drin und 1 Esslöffel Graupen, Tagesration 300 gr Brot! – In der ersten Zeit konnten wir auf dem sog. Bazar, wo unser Weg zum Arbeitsplatz vorbeiführte, einige Sachen verkaufen, um zusätzlich Lebensmittel einkaufen zu können. Es gab die herrlichsten Dinge, z.B. Weissbrot, Butter, Honig, Äpfel – aber zu den wahn-sinnig hohen Preisen. Doch sie wurden gekauft, um eine Abwechslung in das tägliche Einerlei unserer Ernährung zu bringen. Durch Zufall lernte ich einen Bekannten meines Mannes kennen, der Arzt war. Er gab mir den guten Rat, all mein Geld nur in Zwiebel und Knoblauch anzulegen, da diese beiden Gewächse jegliche Bazillen im Körper töteten und ihn widerstandsfähig machten. Es war für mich eine grosse Überwindung, als abends meine Gefährtinnen, jede auf ihrem Bett sitzend (Tisch und Stühle hatten wir nicht), die schon erwähnten «Herrlichkeiten» assen und ich mein trockenes Brot belegt mit Zwiebeln ass. Aber ich bereute es nicht, denn kein Husten, kein Schnupfen oder son-

stige Krankheit kam an mich heran. Sogar die Typhusepidemie, welche bei uns 3 Wochen lang wütete, liess mich ungeschoren.

Im Lager waren etwa 1'000 Männer und 2'500 Frauen. Wir waren in Arbeitsbrigaden eingeteilt (ca. 10 Frauen in einer Brigade), wurden unter Bewachung, zu den verschiedenen Arbeitsplätzen (bis 10 km entfernt) gebracht, dort dem Meister übergeben, welcher uns dann den Russen brigadeweise übergab. Unsere Russin war ein nettes 20-jähriges Mädchen, welches Freude an Wäsche, Strümpfen, Schmutze usw. hatte, und [bei der] wir die Frauenschwächen bis zum äussersten zu unseren Gunsten ausnutzten. So z.B. arbeiteten wir lange in einem total ausgebombten Elektrizitätswerk. Wir mussten die Trümmer und Schutt beseitigen. Morgens steckte der Meister unsere Norm auf, d.h. er zeigte uns mittels eines Stück Holzes an, bis wohin wir z.B. den Schutt wegschaufeln müssten, wegtransportieren mittels eiserner Schubkarren und alles schön planieren müssten. Jeden Tag opferte jemand von uns eine Kleinigkeit, um es unserer russischen Brigadierin zu schenken, dann setzte sie das besagte Hölzchen ein gutes Stück nach vorn. Nach kurzer Zeit wurde dann das Gebäude aufgebaut, und wir 10 Frauen mussten mauern lernen. Der Anfang war uns schwer, aber wir lernten auch das. Unsere Norm war 10 m² mauern und sofort verputzen. Bei Erdarbeiten betrug die Norm 3 m³, welche wir aber nicht schaffen konnten. Männer des Lagers, welche zu Hause Landwirtschaft betrieben und mit Erdarbeiten bewandert waren, sagten uns, dass die Norm sogar für sie sehr schwer erfüllbar sei.

Unser nächstfolgender Arbeitsplatz war ein grosses Werkgelände, Gigant genannt, welches ebenfalls total ausgebombt war. Da mussten wir ebenfalls kleine Erdhügel geschaffen und planieren. Unsere Meisterin war eine jüdische Ingenieurin, die ihre Freude hatte, uns zu demütigen. Der Boden war Steinhart gefroren, die Schaufel rutschte immer ab, und die Frau stand dabei, in ihrem dicken Pelz eingehüllt, Pelzstiefel, Pelzmütze und die Hände tief in den Taschen vergraben und lachte spöttisch uns aus. Denn keiner von uns hatte je mit einer Schaufel gearbeitet, und mir liefen die Tränen über das Gesicht vor Kummer, Kälte, Unbeholfenheit und Wut. Dann gab uns die Frau Stemmeisen und einen 10 kg schweren Hammer, und nun mussten wir's halt so versuchen. Das Gewicht des Hammers drohte uns zu erdrücken, aber auch das lernten wir. Zuletzt empfanden wir das Schlagen mit dem Hammer als eine sog. Erwärmung, denn wer 2 Mal den Hammer durch die Luft schleuderte und ihn niedersausen liess auf das Stemmeisen, war in Schweiss gebadet.

Wir waren froh, als wir vom Giganten abkommandiert wurden, und machten nun verschiedene Gelegenheitsarbeiten: mithelfen beim Strassenbau, Steinklopfen, Strassen fegen, Schnee schaufeln, die öffentlichen Toilettenanlagen reinigen. Es geschah oft, dass, wenn wir so die Strassen fegten oder am Strassenrand sassen und Steine klopfen, eine alte Russin uns hereinrief und uns heisse Milch gab, ein Stück Brot oder einen Apfel. Ich machte überhaupt die Feststellung, dass die Russen ab 50 Lebensjahren freundlich und friedlich waren und viel von den «guten Deutschen» erzählten. Das Gegenteil war die Jugend von 18-30 Jahren, die beschimpften, bespuckten und bewarfen uns mit Stei-

nen, wo sie uns trafen. Unsere Bewachung war in diesem Fall unser Glück, sonst hätten sie uns noch mehr angetan.

Die Kälte machte uns sehr viel zu schaffen, mussten wir doch bei jeder Temperatur draussen arbeiten (bis 40°). Kleidungsstücke, z.B. Steppwesten und Schuhe wurden ausgegeben, doch nicht jeder erhielt welche; z.B. wurden hohe Schuhe aus Spaltleder nur 2 Grössen ausgegeben, ich musste statt mit 36 mit Grösse 42 herumlaufen. Den Zwischenraum stopfte ich mit Stroh und Papier aus. Das Brot, welches wir mittags bekamen, erfror draussen, und es war unmöglich, es tagsüber zu essen. Oft regnete es, abends froh es, unsere nassen Sachen ebenfalls, so dass wir sie abends wie eine Puppe steif in die Ecke stellen konnten, und nächsten Morgen mussten wir wieder herein. Durch Kompensation bekamen wir ein winziges Kanonenöfchen und hatten abends wenigstens etwas warm; das Holz hierfür stahlen wir und schleppten es verborgen unter dem Mantel in das Lager.

Nach zwei kalten schweren Monaten bekamen wir einen neuen Kommandanten, welcher die Güte in Person war. Nächsten Tag standen mehrere Fuhrn Stroh im Hof, wir «fassten» Strohsäcke und Kissen und durften wieder menschenwürdig schlafen. Im Allgemeinen besserte sich alles. Es gab etwas mehr und besseres Essen. Wir erhielten einmal im Monat unbewachten Ausgang in das benachbarte Lager. Im Parterre wurden zwei Säle eingerichtet, und es konnte samstags von 8-12 Uhr und sonntags von 3-5 und 8-12 Uhr getanzt werden. Der Kommandant organisierte eine Bauernkapelle und eine Jazzkapelle, die Instrumente besorgte er. Ebenso bekamen wir zwei Radios und die deutsche Zeitung der Kriegsgefangenen. – Da hinter dem Haus ein grosser, freier Platz war, wandelten wir diesen unter Leitung eines deutschen Architekten in einen Park um, wobei wir freiwillig sonntags einige Stunden arbeiteten. Es war für uns eine richtige Erholung, nach den Mühseligkeiten des Tages einige Stunden in den Grünanlagen zu lustwandeln oder unter einem schattigen Baum sich auszuruhen.

Zu dem viel behandelten Thema «Vergewaltigung» möchte ich hinzufügen, dass in unserem Lager keine Frau gegen ihren Willen missbraucht wurde. Im Gegenteil, es gab Frauen, welche unseren Abteilungsoffizieren ein schönes Gesicht zeigten, durften im Lager bleiben ohne zu arbeiten, dafür aber in gewissen Situationen sich bereitwillig zeigen mussten.

Wir durften auch Weihnachtsfeiern abhalten; es waren, der Menge wegen, 3 Feiern vorgesehen. Am Heiligen Abend war die erste Feier, sämtliche Offiziere des Lagers waren zugegen, darunter auch unser GPU-Offizier, welcher bekannt war als Deutschenhasser. Als gemeinsam das Lied «Stille Nacht» gesungen wurde, hörte man nur Weinen und Schluchzen, sogar harte Männer weinten wie die kleinen Kinder. Sofort wurden diese und alle übrigen Feiern abgebrochen bzw. abgesagt mit der Begründung, solche Feiern und Gesänge untergraben die Moral, und es wurde Tanz für Abend angesagt. Ebenso verboten war das Lied «Heimatland, du geliebtes stilles Tal». – Am 5. Mai 1945 (Kapitulation Deutschlands) hatten wir alle frei, ausserdem ging ein Kurier durch alle Räume mit der Aufforderung, unten in den Tanzsälen zu tanzen. Wer nicht wolle, müsse im Regen auf dem Feld arbeiten. Es gab auch noch Fanatiker, die lieber draussen arbeiteten.

Auf Wunsch des Kommandanten wurde Sylvester gemeinsam gefeiert mit: Theaterstück (wir hatten eine Fronttheatergruppe), Gedichtvorträge, gemeinsames Essen (jeder musste einen Rubel beiten) und anschliessend Tanz. An diesem Abend waren auch die Frauen der Russen anwesend, und ich muss gestehen, das Benehmen und Verhalten uns deutschen Internierten gegenüber war tadellos einwandfrei und höflich. Einige beherzte Männer tanzten mit den Russinnen, und der Abend endete mit einem harmonischen Ausklang.

Ein Klassenunterschied wird auch unter dem heutigen Regime in Russland gemacht. Unter den 1'000 Männern waren ca. 600 Bauern aus Jugoslawien, die zu schweren Erdarbeiten herangezogen wurden. Die 200 Handwerker hatten es besser, sie wurden von der Arbeit ausserhalb des Lagers befreit und machten im Lager Reparaturen, grösstenteils für die Offiziere und ihre Angehörigen. Die Berufe wie Schuster, Schreiner, Schlosser und Schneider waren sehr gesucht. Die übrigen 200 waren Ärzte, Ingenieure, Architekten, Apotheker; sie wurden in ihren Berufen ausserhalb des Lagers eingesetzt, erhielten den gleichen Lohn eines Russen. Ausserdem hatten sie freien Ausgang, [konnten] mit der Strassenbahn zu ihren Arbeitsstätten fahren und [wurden] immer höflich und entgegenkommend behandelt. – Für unsere Arbeit bekamen wir Ende des Monats eine genaue Abrechnung, wofür unser Lohn einbehalten wurde. Ausbezahlt erhielten wir zwischen 2–10 Rubel, alles andere hatten Unterkunft, Essen, Steuern verschluckt.

Ein Tag in Russland: Morgens 5 Uhr wurden wir geweckt, 5 Uhr antreten und abgezählt, wie die Schafe vom Hirten zum Tor hinausgetrieben, die Stolowa-Küche, wo wir unser Frühstück erhielten, lag 5 km entfernt vom Lager. Wir erhielten jeder einen Teller Suppe. Sie bestand aus heissem Wasser mit Krautblättern und einigen Ölaugen. Oft war die Suppe so kochend heiss, dass wir sie so schnell nicht essen konnten, weil die Bewachungssoldaten uns schon fortjagten. Dann ging's etwa noch 5 km weiter zum Arbeitsplatz. Von etwa 7-12 Uhr wurde gearbeitet, dann ging's wieder zur Küche zum Mittagessen: Bors, das ist eine Suppe, bestehend aus: Sauerkraut, rote Rüben, einige Möhren mit Mehl eingedickt, und Kascha, das ist: Graupen, in Wasser gekocht; aber wir erhielten höchstens 2 Esslöffel voll. Nach 10 Minuten ging's wieder im Eilschritt zum Arbeitsplatz, um die gesteckte Norm zu erfüllen. Denn es kam oft vor, dass der Meister einen Zettel mit einigen Namen mitgab der Bewachung und diejenigen dann entweder kein Abendessen oder keine Brotration erhielten, weil sie ihre Norm nicht erfüllten.

Nach 2jähriger Arbeitszeit wurde ich entlassen, über Ilmenau kam ich nach Westdeutschland.

Der Bericht schliesst mit allgemeinen Betrachtungen.

Erlebnisbericht der S.T. aus Kronstadt (Braşov) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 27. April 1956, 25 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Der Einmarsch der Roten Armee in Kronstadt; Aushebung und Abtransport Volksdeutscher in die Sowjetunion; Arbeitseinsatz und Lebensbedingungen im Lager Lubowka; Zusammenstellung eines Krankentransports und Rückführung nach Deutschland im Spätsommer 1946.

Dem Bericht sind einige allgemeine Einleitungssätze vorangestellt.

Nach dem Umsturz Rumäniens in der Nacht vom 23. zum 24. August 1944, der bei einem grossen Teil des rumänischen Volkes einen Freudentaumel über den ersehnten «pace» (Frieden) auslöste, änderte sich auch das Leben in meiner Heimatstadt Kronstadt. Neben anderen Veränderungen schon äusserlich dadurch, dass das Feldgrün der deutschen Uniformen aus dem Stadtbild rein weggeblasen war; die deutschen Truppen waren geschlossen abgezogen. Zurück blieb bei uns Jungen die Überzeugung: Sie kommen wieder; Skepsis und Sorgen aber bei unsern Eltern, von denen viele, ungetrübt von dem blinden Enthusiasmus, der uns Jungen, Unreifen das gesamte Welt- und Kriegsbild verschob, das Unerbittliche des Kommenden sahen – das Unerbittliche, das so tief in unsere Schicksale eingreifen sollte. Und es kam!

Zunächst allerdings wollten welche von «unsern Leuten» Flugblätter der Division «Prinz Eugen» mit dem Inhalt: «Haltet aus, wir kommen!» gesehen haben. Doch das waren wohl Gerüchte. Prinz Eugen kam auch nicht, dafür aber die Russen. Von Bukarest her verfolgte man täglich an Hand von mündlichen Überlieferungen ihr Näherkommen, und schliesslich waren sie auch in Kronstadt.

Wer damit eine grosse Sensation erwartet hatte, wurde enttäuscht. Soviel ich weiss, geschahen in Kronstadt selbst keine ungeheuerlichen Dinge. Von den umliegenden Dörfern allerdings kamen Berichte über Gewalttaten verschiedenster Art. Was daran Tatsache und was nur Gerücht war, lässt sich wohl schwer entscheiden. Doch die dunkle Wolke der drohenden Deportation verdichtete sich von Woche zu Woche und hing schwer über der Stadt.

Dass der rumänische Staat, der sich vor die Forderung gestellt sah, Arbeitskräfte an Russland zu liefern, zuerst nach den in Frage kommenden Jahrgängen der deutschen Minderheit griff, lässt sich ja wohl an den Fingern abzählen.

An Hand von «Hausbesuchen» (richtig: Durchsuchungen) wurden Listen aufgestellt, die, wusste man auch noch nichts Bestimmtes, doch schon die ersten Symptome des dunklen, bedrohenden, also kranken Daseinsgefühles auslösten. Das Gefühl des Bedrohtseins aber schwoll und wuch gezeitenmässig. Nachdem zwischen Weihnachten und Neujahr 1944 eine gewisse Entspannung eintrat, die auf angeblichen Verhandlungen mit für uns Deutsche günstigem Resultat basierte, kam dann wie ein Blitz aus einem Himmel, an dem die Wolken schon abzuziehen schienen, der 11. Januar, der erste Tag der Aushebung der Deutschen in Kronstadt; Mädchen und Frauen von 17-35 Jahren und

Männer von 17-45 Jahren. Nach dem 11. Januar haben in Kronstadt noch zwei weitere Aushebungen stattgefunden, sowie noch viele andere im ganzen Land.

Damit brach eine Zeit voll namenlosen Leides für unser kleines sieben- bürgerisches Volk an, wobei wohl die Waagschale des Leides für die Daheimgebliebenen, vor allem unsere Eltern noch viel schwerer war als die der eigentlich Betroffenen. Am 12. Januar 1945 wurden wir, nachdem wir die Nacht vorher in einem Auffanglager bei Kronstadt verbracht hatten, in Viehwaggons «verladen» – Männlein und Weiblein aller Berufe und Stände bunt durcheinander. Unsere Angehörigen aber standen draussen auf den Bahnsteigen.

Dann ging es dem Osten zu.

Die Fahrt bis zum vorläufigen Zentrallager Lubowka dauerte 14 Tage; und es ist nicht einfach, ein vollständiges Bild dieses Transportes zu rekonstruieren, denn ein Teil des vielhundertartigen Reaktionskomplexes auf den Schock der Aushebung lässt sich wohl gar nicht formulieren.

Das äussere, leicht rekonstruierbare Bild war dieses: Ein langer Zug von Viehwagen, jeder dieser vergitterten, verschlossenen Wagen aber gestopft voll von 40–60 jungen Menschen – welche eine zersprengende Fülle von Gedanken und Empfindungen!

Die Schlafmöglichkeiten waren knapp, da nur wenige Bretter als Liegepritschen zur Verfügung standen, von denen obendrein in vielen Waggons welche in einem kleinen Eisenofen verheizt wurden, denn es war recht kalt. So konnte man nur in Schichten schlafen, etwa 4 Stunden täglich pro Kopf. Verpflegung für 14 Tage und warme Kleidung hatte man auf Befehl mit, bis auf Einzelne, die von der Strasse weg «geschnappt» worden waren – denen wurde aber von der Allgemeinheit ausgeholfen.

Die primitivsten kulturellen Forderungen, im normalen zivilen Alltag unbeachtete Selbstverständlichkeiten, mussten laufend reduziert und heruntergeschraubt werden: c'est aussi la guerre. Das Problem der Wasserbeschaffung war ein kompliziertes, denn die Feldflaschen, soweit vorhanden, waren bald leer. Einigen artistisch Geschickten gelang es zwar, durch das Gitterfenster vom Dach der Wagen herabhängende Eiszapfen zu erobern, doch waren das nur Tropfen auf heisse Steine bzw. durstige Kehlen und schmutzige nach Wasser schreiende Gesichter und Hände.

Ab und zu konnte während Fahrtpausen, wobei wir kurz aus den Waggons hinausgelassen wurden, an Brunnen Wasser geholt werden, doch war das wohl erst jenseits der Grenze.

Von Land und Leuten haben wir während der Fahrt kaum etwas gesehen, denn ein kleines Gitterfenster ist wenig für 40 und mehr Augenpaare.

Die innere Reaktion auf die nun zur Tatsache gewordene Ungeheuerlichkeit der Deportation kam im Allgemeinen in einer hektischen Ausgelassenheit zum Ausdruck. Es wurde viel gelärrt und gelacht und trotz des äussersten Raummangels sogar getanz (letzteres allerdings oft auch, um die erstarrten Füsse warm zu kriegen). Dieses sind wohl typische Erscheinungen der psychischen Notwehr, der Flucht vor der Angst und

dem Grauen in sich selbst. Grauen darum, weil die Situation für uns alle schliesslich völlig undurchsichtig war. Und wer kennt es nicht, das mehr oder weniger intensive Grauen in einem dunklen Raum, in dem nichts erkennbar und keine Orientierungsmöglichkeit ist, – sei es nun ein konkreter oder ein rein gedanklicher Raum.

Hunderte von Mutmassungen wurden aufgestellt, auch die Schuldfrage wurde aufgeworfen, und es ging eine Debatte um die Frage der Schuld eines einzelnen Volkes oder Kollektivschuld der Völker, der Menschheit schlechthin und verstieg sich in metaphysisch-weltanschauliche Sphären.

Doch will ich mich nicht in Details verlieren, ganz abgesehen davon, dass ich selbst, damals zwanzigjährig, vielleicht noch mehr als heute in diesen Dingen nur tasten konnte. Nach 14tägiger Fahrt kamen wir beim Dunkelwerden in unserem 1. Lager, in Lubowka, Kreis Woroschilowgrad im Donezgebiet (Kohlenpott) an und bezogen das von üblichem Stacheldraht umgebene Lager, das aus mehreren grossen Stein- und Holzbaracken bestand.

Die einzig vorherrschende Empfindung, die mir von dieser ersten Nacht blieb, ist ein Chaos. Jeder suchte sich irgendwie zu betten, auf Koffern, Decken, ganz Kluge auf mitgebrachten Matratzen – wir waren alle todmüde.

In den ersten Tagen zeigte das Lager dann ein Bild ungeheurer Geschäftigkeit. Die Männer zimmerten Pritschen, setzten bisher noch nicht vorhandene Türen und Fenster ein, die Mädchen und Frauen schmolzen in den mitgebrachten Kochtöpfen Schnee auf primitiven Öfen zum Waschen und Kochen, denn die Lagerküche kam erst allmählich in Betrieb, ebenso das Bad, und das Wasser musste vorerst in mühevoller Kleinarbeit von einem ziemlich entfernten, aber wunderschönen Stausee geholt werden.

Wir wurden nun in Listen erfasst, jeden Morgen gab es einen Anwesenheitsappell – Männer und Frauen wurden in getrennten Baracken untergebracht, zumeist grosse Räume mit 50–100 Insassen mit je einem «Stubenältesten». Die Dolmetscher (privotschiks) kristallisierten sich erst später aus unseren Reihen heraus und wurden oft die mehr oder weniger anerkanntswerten eigentlichen Herren des Lagers.

Die Küche war nun in Betrieb und unterstand der Leitung einer russischen Hauptköchin. Gekocht wurde in Riesenkesseln, denn das Lager Lubowka umfasste immerhin etwa 1'500 Leute. Es gab Suppen, in dürftigen Variationen, in erster Linie die landesübliche Capusta (Krautsuppe). Mit dem Kleb, dem Brot, mussten sich unsere kultivierten Mägen erst auseinandersetzen; es ist ein schweres Schrotbrot, das, wie schon der Name Kleb sagt – klebt. Ansonsten gab es homöopathische Dosen von Kascha (Graupenbrei) und Konservenfleisch. Ich persönlich habe von Anfang an relativ sehr wenig gehungert, da ich an sich ein kleiner Esser bin; doch viele, besonders Männer, haben schwer unter Hunger gelitten (besonders in den ersten Monaten – später wurde die Verpflegung besser und soll im 4. und 5. Jahr richtig gut gewesen sein), was nicht selten Ursache von moralischen Entgleisungen war.

Zur Arbeit ausserhalb des Lagers wurden wenige Wochen nach unserer Ankunft zuerst die Männer eingesetzt, kurze Zeit danach auch die Frauen. Viele kamen zum Schneeschaukeln an den Bahngleisen, eine schwere und bei den häufigen Schneestürmen sozu-

sagen aussichtslose Arbeit. Andere wieder kamen in die Kohlenbergwerke, die auf diesem Teil des Landes dicht gesät sind, oder arbeiteten ausserhalb des Bergwerkes auf der «Atkatka»¹ beim Verladen der Kohle. Die Arbeit unter Tag ist manchmal, rein körperlich gesehen, nicht so schwer wie ausserhalb, doch spielen andere Momente mit, die sie wenig begehrt machen.

Ich selbst hatte die erste Berührung mit dem Inneren der russischen Kohlenerde im 31er Schacht bei Lubowka. Hier stand ich drei Schichten lang (je 8 Stunden – normalerweise, an Stachanow-Tagen 12–16 Stunden) an einer Wasserpumpe, wurde danach aber an die «Stanzia»² zu Geleisarbeiten versetzt.

Die Vfn. stellt im Folgenden Betrachtungen über das allgemeine Los der Zwangsverschleppten an und schildert, zum Teil an Hand einzelner Erlebnisse, ihre Eindrücke von Russland und der russischen Bevölkerung. Sie berichtet zugleich über ihr Ergehen bis zur ersten Lagerweihnacht 1945 und fährt dann fort:

Etwa im März 1946 kamen die ersten Karten und Briefe von daheim. Ich gehörte auch zu den ersten Glücklichen, ich erhielt eine, in rumänischer Sprache geschriebene Karte von meiner Mutter. Meine Empfindungen von damals kann ich kaum beschreiben. – Danach durften auch wir bald schreiben, bei strengster Zensur. Frei umherlaufen durften wir auch längst, das heisst völlig unbehelligt kommen und gehen aus dem Lager und zurück zum Lager.

Irgendwann stiessen auch Transporte ostpreussischer Internierter zu uns, die in sibirischen Gegenden gewesen waren und nun in unserem Lager untergebracht wurden. Diese Ostpreussen, fast ausschliesslich Mädchen und Frauen, haben ungleich Härteres erlebt als wir Siebenbürger. Schon auf dem Transport nach Sibirien seien viele gestorben, erzählten sie. Ausserdem seien die für Mädchen und Frauen bittersten Erlebnisse an der Tagesordnung gewesen, was in unserm Lager in keiner Weise der Fall war. Ich weiss nicht einen einzigen sicheren Fall von Vergewaltigung.

Nun war bereits ein volles Jahr seit dem Kriegsende vergangen, und das Gerücht: «Skoro domoi»³ zuckte immer wieder auf, bald hier, bald dort. Doch schon beim 28. Schacht, im Herbst 1945 hatte es bei der Ankunft eines Transportes junger, russisch sprechender Männer, angeblich Angehöriger der Wlassow-Armee, geheissen, es sei unsere «Ablösung». So war man stutzig geworden. Ausserdem hiess es nicht nur «skoro domoi», sondern ebenso oft «skoro budjet» («bald gibt es dies und jenes»), ob es sich dabei um Entlohnung, Seife, Arbeitskleidung oder andere Dinge handelte. Dieses «skoro budjet» wurde uns zum Schlagwort, und oft war es direkt erheiternd zu sehen, wie manch ein Russe selbst es grinsend wie in Selbstironie aussprach.

Nun ist das alles nicht verwunderlich, denn schliesslich war alles durch den Krieg verarmt, der Aufbau durch mancherlei behindert, und viele unsere russischen Mitarbeiter

1 Rutsche.

2 Station. Bahnhof.

3 russisch: «Bald nach Hause.»

waren auch bettelarm und besaßen kaum viel mehr als wir. Politische Strömungen haben uns wenig berührt. In geheimnisvoller Form begegneten sie uns in den Parteioffizieren.

In den Lagern, in den eigenen Reihen, tagte zwar auch die A.F.O. (Antifaschistische Organisation), doch zog sie nicht bedeutende Kreise, d.h. man wurde nicht recht klug aus ihren Tendenzen, umsoweniger als unsere eigenen «Funktionäre» oft Leute recht bescheidener geistiger Kapazität waren.

Es kam der Sommer 1946, ein heisser brennender Sommer. Das Bild des nächtlichen Lagerhofes war oft ein buntes, denn viele flüchteten nachts mit ihren Strohsäcken aus den stickigen Baracken vor der Hitze und dem Ungeziefer.

Mitten in diese Sommerhitze, im August 1946 kam die Nachricht, dass in Almasna, unserem grössten Filiationlager, eine Krankenkommision erwartet würde, die einen Krankentransport zusammenstellen sollte.

Als Mitglied der Lubowkaer «Krüppelbrigade» wurde auch ich mit den anderen Kranken auf ein Lastauto gesetzt. Unsere Arbeitskameraden umstanden uns, und bei diesem Abschied sah man auf keinem Gesicht auch nur eine Spur von Neid oder Missgunst, sondern neben dem Schmerz der Trennung nur Mitfreude über die eventuelle Möglichkeit der Heimkehr. Dieses möchte ich besonders nachdrücklich sagen, um die Waagschale der Schilderung negativer Momente vielleicht auch etwas entlasten zu können. Dann ging es auf holperigen Wegen Almasna zu. Bevor es zur Kommission ging, musste ich allerdings noch ein dramatisches Intermezzo erleben. Es war dieses das einzige eigene bedeutende Erleben und Erleiden körperlicher Züchtigung. Der «Kombat» (Lagerkommandant) von Almasna, ein etwas komischer Mensch, hatte es in einem Zustand starker Trunkenheit aus irgendeinem unerklärlichen Grund auf mich abgesehen. Mit dem Ausruf: «Ah, bleath simulant, idi suda ia tibi dam!» («Verfluchter Simulant, komm her, ich will dir geben!») stürzte er auf unseren Dolmetscher, der mich vom Lastauto gehoben batte (ich konnte damals gerade schlecht gehen), los und trieb mich mit wütenden Stockschlägen vor sich her. «Wie ein verwundetes Tier», wie oft hat man das schon in mehr oder weniger romantischen Zusammenhängen gelesen, doch ich war es, als mich dann einer der anderen Offiziere in eine Baracke rettete.

Aus dem tobenden Berserker von «Kombat» war etwa 3 Stunden später ein nüchterner und wohlwollend freundlicher Mensch geworden, der bei den Medizinern am Kommissionstisch sass und mich fragte: «Na, dewutschka, kak tibi ghela?» («Mädchen, wie geht es dir?»), das «Intermezzo» war ihm sicherlich nicht haftengeblieben.

Die Diagnose des Kommissionschefs, eines weisshaarigen schmalen Herrn mit feinem Gelehrten Gesicht, lautete anders als die der verschiedenen russischen «Ärztinnen», die mich bisher auf Arbeitstauglich- bzw. Untauglichkeit geprüft hatten. Und diese Diagnose sollte sich dann erst nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland bestätigen; doch ist das im Rahmen dieses Berichtes unwesentlich.

Am 15. September 1946 verliessen wir das Lager Almasna, eine Schar von Kranken und Schwerkranken. Der Abschied war teilweise tief bewegend, besonders da, wo ein Ehepaar getrennt wurde. Unter den Kranken befanden sich auch einige junge Mütter mit Säuglingen und solche, wo das Kind erst geboren werden sollte.

Da standen wir nun, mehr oder weniger abgerissen und abgemagert. Und, nachdem wir durchgezählt hatten, kam der einschneidende Schritt, der erste Schritt aus dem Stacheldraht heraus.

Nach einigen Reflexionen über die Gefühle der Heimkehrenden fährt die Vfn. in ihrer Darstellung fort:

Die Viehwagen standen wieder da, dieses Mal aber mit weit geöffneten Türen, und die Fahrt begann.

In den ersten Nächten verfolgte mich gleich einem Gespenst das Sterben einer blutjungen Ostpreussin, das ich während der 3 Tage, die ich kurz vorher in der Lazarettbaracke von Almasna verbracht hatte, miterlebt habe. Dieser Todeskampf, nur noch rein physischer Natur – das Mädchen war ohne Bewusstsein, hatte etwas so Grauensvolles vielleicht auch dadurch, weil dieser Kampf kein Antlitz hatte.

Nun, bei den geöffneten Türen, sahen wir das Land, die Steppe, die auch ihren eigenen, melancholischen Reiz hat und mir immer mehr zu einer harmonischen Einheit mit der russischen Musik verschmolz.

Und wir sahen auch, dass wir nicht nach Rumänien fuhren, zu unseren Angehörigen, sondern nach Ostdeutschland. Anfang Oktober kamen wir im Entlassungslager Frankfurt/Oder an und wurden nun endgültig von den Russen entlassen.

Die Reaktion auf die Tatsache, dass wir nicht heimgeführt worden waren, war auch nicht heftig, d.h. die Reaktion war relativ sehr schwach im Verhältnis zur Tragweite dieser «Umleitung». Einige Initiativkräftige haben sich auch selbständig gemacht und sind glücklich daheim angekommen. Doch die grosse Masse kam in Quarantäne, in die Ziethen-Kaserne in Torgau/Elbe. 5 Monate lang lebten wir hier, unter wesentlich schlechteren Bedingungen als in Lubowka. Der Betrieb schaffte die Anforderungen wahrscheinlich gar nicht.

Danach wurden wir in alle Windrichtungen verstreut, und bewaffnet mit dem russischen Entlassungsschein konnte man sein Schicksal nun auch selbst in die Hand nehmen.

Unter vielen anderen habe ich das getan: Auf gut Glück schrieb ich nach Stuttgart an meinen Bruder, der vor dem Kriege schon dort studiert hatte, und siehe da, das Echo kam.

Der Bericht schliesst mit einer Schilderung des Wiedersehens mit dem Bruder und dem Verlobten.

2. Sathmar.

Nr. 55

Erlebnisbericht (Brief) der A. H. ans Bildegg (Beltiug), Plasa Arded (Erdeed), Județ Satu-Mare im Sathmar-Gebiet.

Original (ungarisch), 24. Februar 1956, 3 Seiten, hschr.

Einmarsch rumänischer und russischer Truppen im Sathmar-Gebiet; Aushebung zur Deportation in die Sowjetunion.

Kedves Pista, te irod hogy irjak a menekülés és bevonulás történetéről a Német Csapatok elhagyták Bélteket október 19 én éjél és 20. an Regel bevonultak a Roman Csapatok regel 7 or Boldádfelől. egy Roman katona előre ment a Vásártére es hármat lőtt es utána jöt a töbi a faluba tartosz- kotak egy par napig közbe felkeresték a Bélteki Pincéket és pocsejkolták a draga Bort és asz Oroz csapatok fővonalonmentek és kérded Pista hogyan viselkedet az Jegyző és a Birou és a Pap nemsokat szoltak mivel öksem tuták hogy mivár rájok csak az német tanitást az iskolában és a miatyánkot szedés ugy keszdödöt 1945. januar 1 délutan meg érkeszet egy Autu Orosz a templomban besziintetjék hogy kiszíintetebe aszt énsentudom. asz Enber Katonákal és Tisztekel és gyülest tortotak asz iskolában hogy mátol fogva nem lesz enber gyüület nies kivéjtel hogy Magyar vagy néjmet. estére Bált rendesztek hogy minda fijatalság vegyen részt bene másnap regel 4 orakor megkeszték asz öszezedést ujan fogásal hogy gyüilésre kel meni asz Iskolában ahunéjt kisémet engeték tobet először csak asz Férfijakat és ifjúkat és Lányo- kat viték aszutân már asoyokat is viték ész szedés 6 héjtig tartol asz sváb magyarok kérvéyt yujtotak be hogy asz ö Gyermeküket és Férfjiiket engedjék hasza mertök nem háboru bünösö csak a fokszbundisták de asz ezredes visza lökte a kérvéyt nem csinát kivéltel asz Iskolából Erdődre vitik onét Szat- mára mert mindenap kevesebek letek de Szatmáron mar nemtudot el szökní senki onét vitejk öket oroszországban Szekérel viték öket és oroskatonak örisztéjk Magokal vihetek duyhát Párnát meleg ruhát és élelmet éngemet is sokat kerestek de én mindég bujtam othol nem tartoszkozotam leg tobet a szölö sajtonhaszokban meg a Pinzébe sok hideget szenvetünk mid akik ithol maratunk de még sem tartot 5 évig mint akit elviték. evel beszarom soraimat Tobet efelöl nem irhatok.

Übersetzung:

Lieber Pista, Du schreibst, ich soll Dir über die Geschichte der Flucht und den Einmarsch schreiben. Die deutschen Truppen verliessen am 19. Oktober [1944] in der Nacht Bildegg. Am Morgen des 20. zogen rumänische Truppen aus der Richtung Boldad ein, in der Früh um 7 Uhr. Ein rumänischer Soldat ging voran auf den Marktplatz und schoss dreimal. Ihm folgten die übrigen. Sie hielten sich einige Tage im Dorf auf. Zwischen-

durch besuchten sie die Bildegger Keller und verschlammten den teuren Wein. Die russischen Truppen gingen auf den Hauptstrecken vor. Du fragst, Pista, wie sich Notar, Richter und Pfarrer benommen haben. Der Pfarrer und der Lehrer haben nicht viel gesagt, weil sie selber nicht wussten, was auf sie wartet. Nur den deutschen Unterricht in der Schule und das Vaterunser in der Kirche haben sie eingestellt. Wer das angeordnet hat, weiss ich selbst nicht.

Das Zusammenfangen der Menschen begann so, dass am 1. Januar 1945, ein Uhr nachmittags ein Auto mit russischen Soldaten und Offizieren ankam und sie eine Versammlung in der Schule abhielten: «Ab heute wird es keinen Menschenhass mehr geben; es gibt keine Ausnahme, ob Madjare oder Deutscher.» Am Abend haben sie einen Ball veranstaltet, damit die gesamte Jugend daran teilnimmt. Am nächsten Morgen, 4 Uhr, haben sie mit dem Zusammenfangen begonnen, unter dem Vorwand, dass man zur Versammlung in die Schule gehen müsse. Aus der hat man sie nicht mehr herausgelassen. Zuerst nahmen sie die Männer und die jungen Burschen und Mädchen. Dann haben sie auch schon Frauen genommen. Das Zusammenfangen dauerte sechs Wochen. Die schwäbischen Ungarn¹ haben ein Gesuch eingereicht und gebeten, dass ihre Männer und Kinder nach Hause gelassen werden, da diese keine Kriegsverbrecher seien, nur die Volksbundisten². Aber der Oberst stiess das Gesuch zurück und machte keine Ausnahme. Aus der Schule wurden sie bis nach Erdöd und von dort nach Sathmar gebracht. Jeden Tag waren es weniger geworden. In Sathmar konnte niemand mehr fliehen; von dort brachten sie sie nach Russland. Sie wurden [bis Sathmar] mit Leiterwagen transportiert, und russische Soldaten bewachten sie. Sie konnten Federbetten, Kissen und warme Kleider sowie Lebensmittel mit sich nehmen³.

Auch mich haben sie viel gesucht, aber ich habe mich versteckt. Zuhause habe ich mich nicht aufgehalten, sondern im Weingartenhaus und im Keller. Wir, die wir hiergeblieben sind, haben viel an der Kälte gelitten, aber es hat doch nicht fünf Jahre gedauert, wie bei jenen, die sie weggeführt haben. Damit schliesse ich meine Zeilen. Ich kann darüber nicht mehr schreiben.

1 Gemeint sind: madjarisierte oder madjarisch gesinnte Schwaben.

2 Über den „Volksbund der Deutschen in Ungarn“¹¹ und seine Anhängerschaft vgl. Dokumentation der Vertreibung II, S. 21 E, 27 E f.

3 Der schwäbische Landwirt N. E. aus Scheindorf (Sai), Plasa Arded, Județ Satu-Mare sagt über die Verschleppung in seiner Heimatgemeinde aus: «Am 3.1.1945 kam ein russischer Soldat in Begleitung eines rumänischen Zivilisten in meine Wohnung, Scheindorf, Sathmar, und führten mich ins Gemeindeamt ab, wo mir die russischen Offiziere eröffneten, dass ich mit anderen Deutschen für vierzehn Tage nach Sathmar zur Arbeit gehen müsste. Die Sammelstelle befand sich in der Schule, die von russischem Militär bewacht wurde. Niemand durfte mehr seine Wohnung betreten. Über rumänische Jugendliche wurden unsere Angehörigen verständigt, dass sie den Arbeitsverpflichteten Kleider und Lebensmittel bringen sollen. Als wir nach einem Fussmarsch in Sathmar ankamen, wurden alle Deutschen der umliegenden Dörfer im Lager untergebracht. Mit mir verliessen zwei Transportzüge die Heimat über Jassy (Bessarabien) in Richtung Russland. Hier arbeitete ich im Kohlenbergbau bis zu meiner Entlassung nach Deutschland im Oktober 1946.» (Protokollarische Aussage; Original, 23. März 1951, 1 Seite, hschr.)

3. Banat.

Nr. 56

Bericht des F. S. ans Temeschburg (Timișoara), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 1. April 1956, 8 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Aushebung in und um Temeschburg zur Verschleppung in die Sowjetunion.

Das war wohl das Furchtbarste, was unser Volk betreffen konnte. Erst wenige Tage vor dem Beginn dieser Aktion verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, dass etwas Schreckliches bevorstünde. Die Landbevölkerung wurde davon völlig überrascht. Die Vorbereitungen: Eintreffen eines russischen Polizeiregimentes, Isolierung der rumänischen Polizeipräfektur (altes Komitatshaus am Domplatz) und Tage hindurch fortlaufende Beratungen mit Zuziehung der kommunistischen Vertreter, Zusammenziehung sämtlicher Lastkraftwagen und Mobilisierung der Wagenführer, Einstellung des Eisenbahnverkehrs sowie Absperrung der Verkehrswege und der Telefon- und Telegrafienlinien in den mit Deutschen bewohnten Gebieten, setzten nicht nur unser deutsches Volk, sondern auch das rumänische Element in eine Panikstimmung. Nur die Juden, die seit dem Jahre 1942 in den Städten konzentriert waren, die Ungarn (Proletariat) – die Nationalgesinnten nicht, die auch viel zu leiden hatten – und die Serben fühlten sich von den bevorstehenden Ereignissen [nicht bedroht].

Überfallsmässig am 16. Jänner 1945, 24 Uhr, begann im gesamten Banater und Arader Siedlungsraum die Aushebung der Deutschen durch rumänische Granicar und Gendarmerietruppen mit Hilfe der örtlich verstärkten Polizeiorgane¹. Dadurch, dass den rumänischen Sicherheitsbehörden nach Abzug der deutschen Truppen und der volksdeutschen Amtswalter die Kartei der Volksdeutschen restlos in die Hände fiel, war es diesen Organen wesentlich erleichtert, die Aktion schlagartig und erfolgreich durchzuführen. – Hier sei zu bemerken, dass diese Volkskartei auch derzeit fortlaufend ergänzt wird und [dass] sogar über Reichsdeutsche, die in Temeschwar waren (Konsul, Konsulatssekretär), über deren jetzigen Aufenthalt und Tätigkeit Erkundigungen eingeholt werden. – Melden mussten sich die Männer vom vollendeten 16. einschliesslich 45., die Frauen vom 18. einschliesslich 32. Lebensjahre.

Manche versuchten sich in einem Versteck – in den Dörfern in Düngerhaufen, am Ackerland in Maislaub und Strohrüsten (zur Zeit hoher Schnee), in der Stadt, in Lichthöfen, städtischen Ableitungskanälen und bei rumänischen Familien, die selbst durch Androhung schwerster Strafe sich gefährdeten, was diesen mutigen rumänischen Fami-

¹ Nach anderen Berichten haben die Aushebungen im Temeschburger Gebiet bereits am 14. und 15. Januar begonnen.

lien hoch anerkannt werden muss, Deutsche von der Verschleppung zu schützen. Das Durchsuchen nach Deutschen dauerte fortlaufend [bis] einschliesslich 31. Januar 1945. Sobald sich die Betroffenen nicht meldeten, nahm man die Eltern oder Grosseltern als Geisel zur Sammelstelle (meistens Schullokale). Befreit war die Geistlichkeit, trotzdem hat man den bischöflichen Sekretär Dr. Heber aus der Aula ausgehoben und nur nach langwierigen Interventionen wieder freibekommen. Auch die Volksdeutschen, die seit September 1944 im Altreich im Konzentrationslager sich befanden, sowie [diejenigen, die] im romanischen Militärdienst standen, wurden den Kommissionen übergeben.

In der Stadt hat man die Namen jener Familien mit Anschlagzettel veröffentlicht, deren Angehörige sich von der Verschickung retten konnten. Andere mussten von ihrem Heimatort längere Zeit hindurch fernbleiben. So zum Beispiel konnte sich auch die Tochter des Banater Schularztes Dr. H. fernhalten; der Vater aber , [war] durch die Verfolgungen derart angegriffen, dass er plötzlich starb. Nebenbei sei es erwähnt, dass meine Wohnung während der Verfolgungszeit fünfmal, meistens in den Nachtstunden durchstöbert wurde, zuletzt schon mit Assistenz der Russen. Da meine Tochter schon in Österreich verheiratet, mein Sohn in der Wehrmacht eingezogen war, nahm man meine diesbezügliche Erklärung zweimal zu Protokoll. Anerkennung gebührt dem romanischen Patrouillen-Offizier, dem dieser Dienst höchst unangenehm und peinlich erschien. Dieses Verhalten der romanischen Kommandanten erfuhr man nachträglich auch von anderen Stellen. Ein romanischer Unteroffizier sagte mir während der Durchsuchung in meiner Wohnung, er würde lieber an der Front stehen, als diese ihm widernatürlich erscheinende Zusammenfängerei mitzumachen.

Schätzungsweise sind etwa 50'000 Deutsche aus Rumänien nach Russland zu Zwangsaufbauarbeit (wie es amtlich hiess: Muncă voluntară)¹ abgegangen. Wie es nach Abschluss der Aktion durchsickerte, hatte sich die damalige rumänische Regierung mit ihrem Chef General Rădescu an der Spitze mit dem Herrscher-König Michael gegen diese Aktion gestellt, und so kam es dazu, dass mit Hilfe der «Apararea Patriotică»^{2,3} und auf Weisung der russischen Militärstellen die Aktion durchgeführt werden musste. Man kann annehmen, dass ca. 10% von den Russland-Verschickten dort verstorben sind. Während der zwei Wochen dauernden Aktion waren sämtliche deutsche Unternehmungen, Betriebe, Geschäfte gesperrt. Schulen mit deutscher Unterrichtssprache waren noch nicht wiedereröffnet.

Der Vf. berichtet weiter über die Umsiedlung der Banater Deutschen in die Bărăgan-Steppe⁴ und über die allgemeine Lage der in Rumänien verbliebenen Volksdeutschen zehn Jahre nach Kriegsende.

1 rumänisch (wörtlich): «Freiwillige Arbeit.»

2 Die «Apararea Patriotică» («Vaterländische Verteidigung») war eine von dem heutigen Kriegsminister Generaloberst Bodnaraç nach dem Umsturz ins Leben gerufene und bewaffnete Organisation der Kommunisten.

3 abgedruckt unter Nr. 85.

Protokollierte Aussage der N. F. aus Ulmbach (Peciuł-Nou), Plasa Ciacova (Tschakowa), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 20. März 1956, 7 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Verschleppung Volksdeutscher aus Ulmbach; Transport in die Sowjetunion, Arbeitseinsatz und Lebensverhältnisse im Lager Kramatorskaja; Rückkehrertransport nach Frankfurt a. d. Oder im Winter 1946/1947.

Die Vfn. berichtet zunächst über die Ereignisse im Herbst 1944, über einen missglückten Fluchtversuch der deutschen Bewohner von Ulmbach, die nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen von Stefansfeld im serbischen Banat in ihre Heimatgemeinde zurückkehrten¹.

Ende Dezember sah man lange Eisenbahnzüge voll mit jungen Menschen durch unseren Bahnhof fahren. Sie kamen aus dem jugoslawischen Banat und waren Deutsche. Man sagte, sie fahren nach Russland zur Arbeit. Es sprach sich herum, dass auch von uns nach Russland sollen, doch zunächst geschah nichts. Weihnachten ging vorüber, das Neue Jahr auch; wir waren in Sorgen um unsere Angehörigen, die an der deutschen Front waren. Am 14. Jänner sagte mir ein Mädchen aus unserer Nachbarschaft, die am frühen Morgen ausserhalb unseres Dorfes war, dass rumänische Polizei das Dorf umstellt hätten, und dass wir nun auch fortmüssen. Um 8 Uhr trommelte man, und wir erfuhren, dass sich alle Frauen und Mädchen im Alter von 18-30 Jahren und alle Männer von 18-45 Jahren sich im Schulgebäude versammeln sollen. Jeder sollte Kleider und Lebensmittel mitnehmen. Nun hatten wir die Gewissheit, dass auch für uns die Stunde des Abschiedes gekommen war. Meine beiden Kinder blieben bei den Grosseltern zurück. Viele hatten niemanden, denen sie ihre Kinder überlassen konnten, doch alle mussten mit. Nur Frauen mit Säuglingen unter einem Jahr blieben zu Hause. Es war ein schrecklich schwerer Abschied von meinen Kindern, wir wussten doch nicht, wo der Vater war und ob wir uns überhaupt noch wiedersehen werden.

Noch am gleichen Tage führte man uns zu Fuss nach Giulväs, einem Nachbarort, 9 km weit von Ulmbach. Einige Wagen brachten unsere Bündel nach. 5 Tage dauerte dort unser Aufenthalt. Es wurden immer mehr Leute aus der Umgebung gebracht. Schliesslich wurden wir in Viehwaggons verladen, 30 Personen, Männer und Frauen in einen Waggon. Von aussen wurden die Türen verschlossen, das Begleitpersonal waren Russen. 16 Waggons Ulmbacher! Und die anderen noch. Die Angehörigen standen auf den Bahnhöfen, wo wir durchfuhren, es war viel Weinen und Klagen. Im Waggon war es eng, man hatte uns einen Ofen hineingestellt, denn es war sehr kalt. Auf dem Boden schiefen wir nebeneinander. Wir hatten uns Eimer mitgeben lassen von unseren Angehörigen und einiges Geschirr, so konnten wir Tee kochen oder Suppen, wir gepflegten uns aus unserem Brotsack. 14 Tage dauerte die Fahrt. Manchmal wurden die Türen geöffnet, wir konnten austreten, aber immer unter Bewachung. Über manche Vorkommnisse, die unvermeid-

¹ vgl. dazu Bericht Nr. 44, insbesondere S. 219, Anm. 1.

lich sind, wenn so viele Menschen zusammengesperrt sind, will ich nicht berichten. Manche hatten Durchfall, und wir hatten nur einen Bleicheimer! Einmal, es war wohl an der russischen Grenze, wurden wir auf Breitspur verladen; es waren grössere Wagen, aber wir waren nun 40 Menschen zusammen.

In Kramatorskaja wurde unser Waggon abgehängt, die anderen fuhren weiter. Zu Fuss ging es zum Lager, wo wir mit vielen anderen, etwa 500 Personen, zusammen waren. Wir mussten nicht gleich zur Arbeit gehen. Unsere Betten standen 2 neben- und 2 übereinander; es waren Eisenbetten mit Eisengestänge, ohne Matratzen, ohne Stroh. Die ersten Nächte waren furchtbar. Man behalf sich notdürftig mit den mitgebrachten Sachen. Wir wurden nach Geschlechtskrankheiten untersucht. Am 16. Februar, von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens, kamen wir zum erstenmal zur Arbeit, Nachtschicht! Wir luden Kohlen aus, es war schrecklich kalt, und wir konnten uns nirgends wärmen. Wir sahen, dass die anderen Kohlen mitbrachten von der Arbeit; wir taten es auch, versteckten sie in unseren Kleidern, so heizten wir und hatten wenigstens zum Schlafen warm. Ich kam bald auf den Kolchos. Hier arbeitete ich mit den anderen in der Landwirtschaft, in den Kartoffelfeldern, in der Ernte und beim Dreschen.

Im Lager war die Verpflegung zweimal täglich eine dünne Suppe, morgens und mittags Suppe mit Kraut und 1 Löffel Kascha (Grütze) oder 1-2 Happen Fisch oder seltener Fleisch, 700 g schwarzes schweres Brot. Sonst nichts. Hier auf dem Kolchos gab es 500 g Brot, 2 Suppen, eigentlich war's immer dieselbe Art. Wir hatten schrecklichen Hunger. Wir brachten uns Kartoffeln vom Feld mit, wir durften uns nur nicht erwischen lassen. Kein Fett zusätzlich, kein Zucker. Ich kann sagen, dass ich das Hungergefühl nie loswurde, solange ich in Russland war. Durch die Suppen wurden wir aufgeschwemmt, hatten einen dicken Bauch und wurden doch zusehends magerer. Man nahm, was man finden konnte, alles war gut zum Essen. Als die Kartoffelsaat ausgelegt war, gruben wir sie wieder aus der Erde und kochten die angekeimten am Abend, um mehr satt zu werden. Ein ganzes Jahr blieben wir auf dem Kolchos, wir arbeiteten für das Essen. Dann kamen wir wieder in das Lager zurück. Unsere Arbeitszeit wurde auf 8 Stunden pro Tag herabgesetzt. Wir bekamen Geld für unsere Arbeit nach der Norma. Dafür kaufte man sich Brot oder sonst, was angeboten wurde, meistens auch Maismehl, das wir in Wasser aufkochten. Im zweiten Jahr bekamen wir auch Strohsäcke, die wir uns auf dem Kolchos füllen durften. Wir bekamen für den Winter Wattejacken, manche auch Hosen, meistens trugen wir unsere Kleidung von daheim. Im zweiten Jahr arbeitete ich bei einem Arbeitstrupp bei der Bahn. Wir mussten die Schienen auswechseln oder die neuen Schwellen unter die Schienen legen. Die Arbeit war für Männer und Frauen die gleiche.

Am schmerzlichsten war für alle, dass wir nur ganz selten Nachricht von unseren Angehörigen bekamen. Wir durften schreiben, die Post kam aber nur selten durch.

Wir wurden jeden Monat auf Schwangerschaft untersucht, eine lästige Prozedur. Auch den Läusen wurde nachgestellt. Bei denen Läuse gefunden wurden, liess man die

Kopfhaare abschneiden. Auch gegen Filzläuse gilt die Rasur. Täglich kämmten wir unser Haar mit feinem Kamm, und mit Petroleum wurde das Haar eingerieben. So hielten wir uns sauber. Von den deutschen Kriegsgefangenen tauschten wir uns Strohsäcke ein, aus denen wir uns Kleider machten. Man half sich, so gut es ging. Unser Körpergewicht nahm aber doch ständig ab. Man dachte viel an die Heimat und ans Heimfahren. Mein Gesicht war angeschwollen, die monatliche Regel blieb längst schon aus. Am 15. November 1946 sagte uns der Offizier, dass wir mit dem nächsten Transport heimfahren dürfen. Die Freude war sehr gross. Wir wurden gebadet, unsere Habseligkeiten gepackt. Wir versammelten uns im Lagerhof, und man wartete voller Ungeduld. Schliesslich wurden wir in das Lager zurückgejagt, wir sollten zur Arbeit, denn es gehe kein Transport. So erging es uns 4mal. Am 18. Dezember endlich sollte unser Wunsch in Erfüllung gehen. Wir durften Essen fassen, Brot, kleine Fische in Öl. Küche war im Zuge. Wir wurden verladen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, sangen wir glücklich «Grosser Gott, wir loben Dich».

Wir führen nicht in unsere Heimat, sondern mit deutschen Kriegsgefangenen nach Frankfurt/Oder. Vom 18. Dezember bis 3. Januar 1947 waren wir unterwegs. In Frankfurt/Oder wurden wir gebadet, wir bekamen gutes Essen, 3 Tage lang. Dann Weiterfahrt ins Lager Hoyerswerda, 14 Tage Aufenthalt. Das Essen wurde wieder knapper. Morgens Kaffeersatz, Mittag Suppe, 300 g Brot. Dann weiter nach Crimmitschau, wo wir endlich entlassen wurden. Hier traf ich auch noch 10 Leute aus Ulmbach, meinem Heimatdorf, einige aus dem Lager Tschassow Jar.

Die Vfn. berichtet abschliessend über ihre Ankunft in Westdeutschland.

Nr. 58.

Erlebnisbericht des U. R. aus Ulmbach (Peciuł-Nou), Plasa Ciacova (Tschakowa), Judet Timiș-Torontal im Banat.

Original, 26. März 1956, 5 Seiten, hschr.

Die Aushebungsaktion in Ulmbach; Deportation volksdeutscher Arbeitskräfte nach Stalino; Lebensbedingungen und Arbeitseinsatz; Erlebnisse des Vfs. bis zur Rückführung im April 1947.

Am 14. Januar 1945, es war ein Sonntag, wurden alle Männer im Alter von 15 bis 45 Jahren und Frauen und Mädchen im Alter von 17 bis 33 Jahren durch den Gemeindetrommler aufgefordert, sich an einem bestimmten Platz zu melden. Wir wussten genau, um was es ging; schon Tage vorher wurde darauf vorbereitet, dass die arbeitsfähigen Kräfte zu einem Transport zusammengestellt werden. Es liess darauf schliessen, dass eine lange Reihe Viehwaggons an unserem Bahnhof standen, gereinigt wurden, sowie Holzpritschen und Öfen angebracht wurden; man vertröstete uns, es seien Waggons, die für Verwundete verwendet werden. Wir hatten allen Grund, misstrauisch zu sein, denn aus dem benachbarten serbischen Banat hat man diese Aktion bereits um die Weihnachtszeit durchgeführt.

Ich war damals 17 Jahre und fügte mich wie meine Landsleute dem Schicksal; man liess uns Zeit, Kleider und Lebensmittel zu verpacken. Vom Sammelplatz wurden wir im Schweigemarsch in den Bezirksvorort geführt, wo mehrere Gemeinden zusammenkamen. Aus unserer Ortschaft waren ungefähr 400 Betroffene, die gesamte Seelenzahl betrug vor dem Krieg 2'500 Personen. Im Bezirksvorort wurden wir von rumänischen Soldaten streng bewacht, sie zählten uns alle paar Stunden; an eine Flucht dachte niemand, weil gedroht wurde, dass ein Angehöriger dafür einstehen muss. Unsere Eltern kamen uns besuchen und brachten warmes Essen, aber Appetit hatten wir wenig. Drei Tage blieben wir in diesem Sammellager; eine Kommission aus russischen Offizieren und einer Dolmetscherin machten eine ziemlich oberflächliche gesundheitliche Untersuchung. Befreit wurden Krüppel, schwer Kranke und Mütter, die ein Kind unter einem Jahr hatten; auf Frauen in anderen Umständen wurde keine Rücksicht genommen.

Dann wurde die rumänische Wachmannschaft von einer russischen, bestehend aus einer Elite, der Stalingarde, abgelöst. Wir wussten, dass nun der Abschied nahe war. In Marschkolonnen führten uns die russischen Posten mit auf gepflanztem Bajonett zum Bahnhof; unsere Angehörigen durften nicht mehr in unsere Nähe, sie begleiteten uns am Strassenrand entlang, winkend und weinend. Dreissig Personen kamen in ein Waggon. Als alles verladen war, wurden die Türen von aussen verriegelt, und der Zug setzte sich ganz langsam in Bewegung, als ob er überlastet wäre; unsere Angehörigen liefen eine lange Strecke mit; wir sahen niemand, aber hörten ununterbrochen Abschiedsrufe.

In Temeschburg wurde gehalten. Von da ging es in schneller Fahrt in Richtung Siebenbürgen; da wurde ein weiterer Transport angehängt. Die russischen Posten waren nicht unfreundlich; sie gewährten uns regelmässig, Wasser zu haben. Auch Brennmaterial durften wir organisieren; es war auch nötig, der russische Wind war hinter den Karpaten schon zu spüren. Für andere Bedürfnisse hatten wir uns ein Loch im Fussboden gesägt; wir machten uns dadurch «unabhängig». Unsere Stimmung war freilich nicht die beste, aber mit Humor und Gesang hielten wir uns auf der Höhe. In Kischinew wurden wir auf Breitspurgleis umgeladen; von da wurde es ungemütlicher. Über vierzig Personen kamen in einen Wagen, wir schliefen schichtenweise; und keiner wusste, wo unser Ziel sein wird. Ob wir mit Sibirien Bekanntschaft machen? Wir waren darauf gefasst. Nach zehn Tagen gab's etwas Warmes zum Essen, auch kalte Verpflegung hatten wir gefasst. Immer weiter ging es in den russischen Winter, die Landschaft wurde immer trostloser, was wir aus unserem vergitterten Fenster beobachten konnten, bis wir nach dreiwöchiger Fahrt zum Aussteigen aufgefordert wurden; von der Wachmannschaft erfuhren wir, dass wir vor Stalino sind.

Es ging in die Quartiere, Notquartiere kann man sagen; für 500 waren Vorbereitungen getroffen und der ganze Transport betrug 1300 Personen, in Halbruinen wurden wir untergebracht, der Wind piffte aus allen Ecken. Viele haben der Witterungsunbill nicht standgehalten und sind erkrankt, auch die ersten Toten waren schon zu beklagen.

Dann kam die Arbeitseinteilung. Es war ein grosses Ziegelwerk da; dorthin wurden

die meisten eingewiesen, Facharbeiter kamen in die Werkstätten. Eine andere Gruppe wurde zur Kolchoswirtschaft eingeteilt, darunter kam auch ich. Im Winter wurde Dünger gefahren, Brennholz gemacht und Rieseneiskeller gefüllt. Im Frühjahr hat man unsere Gruppe verstärkt und im Kolchoshof ausserhalb der Stadt, des Lagers und des Stacheldrahtes untergebracht. Die Verpflegung war schmal, von Zuhause ging es mit den Vorräten rasch zu Ende, und der Magen begann zu knurren. Es gab dreimal täglich warmes Essen, morgens Krautsuppe, mittags Krautsuppe mit «Kasch», das sind Graupen mit paar Fleischfetzen, und am Abend gab es wieder Krautsuppe und manchmal Tee. Zwischendurch bekamen wir zur Abwechslung Rübensuppe, die noch schlechter war. Unsere Hauptnahrung war das Brot; es gab 1'000 g Rationen für Schwerstarbeiter, 750 für Schwerarbeiter und 500 g für leichtere Arbeiten; das Brot war schlecht, sehr viel Hafermehl dabei und nie richtig ausgebacken. Die Besoldung war verschieden, doch weit springen konnte keiner damit; so verkauften wir unsere überschüssigen Kleider, die von den Russen anfangs sehr begehrt waren. Die Zivilbevölkerung war am Anfang sehr gehässig; man hat uns manchmal mit Steinen beworfen, wenn wir geschlossen zur Küche gingen, die ausserhalb des Lagers war. Das Ungeziefer machte uns auch zu schaffen, Wanzen, Flöhe und Läuse wechselten sich nach der Jahreszeit ab; dagegen half auch die regelmässige Entlausung nichts. Schlechte Waschegelegenheit hatten wir auch. Die Lagerordnung wurde später etwas besser, wir bekamen neue Unterkünfte und Strohsäcke; bis dahin schliefen wir auf den Brettern. Die Sterbeziffer stieg ständig an; die meisten erlagen auf Grund der Unterernährung an Wassersucht, auch einige Typhusfälle gab es; später bekamen wir Schutzimpfungen. Nach einem Jahr wurde ein Krankentransport zusammengestellt; dadurch erfuhren unsere Angehörigen, wo wir dran sind; später konnten wir auch schreiben.

Ich arbeitete weiter auf dem Kolchoshof; auch über Winter blieb ich dort, versorgte mit anderen Kameraden das Vieh. Es ging mir nicht gut, aber auch nicht schlecht; wir konnten uns wenigstens paarmal in der Woche sattessen und sahen keineswegs unterernährt aus, und das wurde uns zum Verhängnis. Wir mussten regelmässig ins Lager zur ärztlichen Untersuchung; dabei wurde man an den Gesässteilen abgegriffen, ob man noch arbeitsfähig ist. Im Lager war grosse Hungersnot, deshalb tauschte man Schwerarbeiter aus; und mich hat es betroffen. Wurde in eine Arbeitsgruppe eingeteilt, die man als Strafkompagnie bezeichnen konnte; bekam auch 1 kg Brot pro Tag, doch die Arbeit war sehr schwer. Dazu hat man uns Normen aufgegeben, die wir in der regulären Arbeitszeit von acht Stunden nicht erfüllen konnten und so tägliche Überstunden machen mussten. Das Essen war miserabel, im Lager das Ungeziefer, das einem die Ruhe nahm. Auch gab's noch Lagerarbeiten zu verrichten; ich hatte bald mein überschüssiges Fett verloren und wurde von Tag zu Tag schlapper. Ein neuer Krankentransport wurde zusammengestellt, und auch die Totalunterernährten hatte man notiert, zu denen ich nun auch zählte.

Es war Weihnachten 1946 und bitter kalt. Da wurde beschlossen, die Totalunterernährten aus den Arbeitszehen herauszunehmen; sofort entzog man uns die Brotmarken,

und wir mussten mit der Hälfte zufrieden sein. Wir hofften sehr bald entlassen zu werden, wie man es uns versprochen hat, aber es geschah erst in drei Monaten, und bis dahin brach eine Katastrophe aus, ein Massensterben; jeden Morgen wurden paar rausgetragen. Die älteren Jahrgänge wurden am schwersten betroffen, die Frauen hielten sich am besten. Ich fühlte mich auch sehr schwach. Da kam mir ein Gedanke: ich musste hinaus auf den Kolchos; die alten Russen, die mich kannten, werden mir helfen. Wir hatten strengen Befehl, das Lager nicht zu verlassen; auch war es gewagt, bei 30° Kälte einen Weg von zwölf km im Schnee einzuschlagen; so mancher ist draussen erschöpft erfroren. Aber ich sah es als eine letzte Chance, schlich mich morgens mit einer Arbeitsgruppe hinaus und schlug mein Ziel ein. Als ich aus der Stadt draussen war, merkte ich erst, wie arg kalt es war und wollte wieder umkehren. Da kam ein Schlitten, der mich mitnahm. Dort angekommen kannte mich keiner mehr, so mager bin ich geworden. Bekam gleich zu Essen und tauschte einige Kleinigkeiten für Lebensmittel ein. Am Abend fuhr ich mit einem Lastauto in die Stadt zurück, doch am Lagertor wurde ich geschnappt; man steckte mich ins Kittchen. Fand mich schon damit ab, die Nacht dort zu verbringen, aber bald wurde die Tür geöffnet und ein Flintenweib führte mich ab, zum Postenchef, ein roher Kerl, den jeder fürchtete. Er verhörte mich; ich konnte mich schlecht rechtfertigen. Da bekam er einen Wutanfall und schlug auf mich zu, wie ein Pferd; mit den Fäusten und Füßen hat er mich bearbeitet; als ich halb besinnungslos zusammenbrach, liess er locker. Dann schickte er mich in mein Quartier; ich humpelte stöhnend davon, und das machte ihm zu denken. Wahrscheinlich glaubte er, ich gehe zum Lagerarzt, der strenge Anweisungen gab, die Kranken und Schwachen zu schonen. In einer Weile kam er mir nach und fragte mich mit gedämpfter Stimme, wie es mir gehe. Er liess mir auch das Essen aus der Küche bringen. Dann sagte er, ich könnte Öfters hinausgehen, nur fragen soll ich ihn. So geschah es auch.; das Wetter wurde milder, und ich nutzte die Gelegenheit einige Male aus. So habe ich mich erhalten, das Verhängnis wurde zu meinem Vorteil. Ich will noch erwähnen, dass mir die Schläge nicht so wehtaten wie der Hunger.

Am 10. April war es dann so weit; wir wurden entlassen. An diesem Tag entzog man uns die ganze Verpflegung. Man steckte uns in Viehwagen; und das Gefühl der Freude wurde vom Hunger verzehrt. Erst am nächsten Tag gab es etwas zu essen, und da war es für viele zu spät. 16 Tote wurden ausgeladen; man legte sie neben den Schienenstrang; und der Zug fuhr weiter, durch Polen, bis wir am 20. April in Frankfurt/Oder angekommen sind. Da prüfte ich mein Gewicht, ich wog 85 Pfund; in vier Monaten hatte ich [dann wieder] 80 Pfund zugenommen!

Erlebnisbericht der E.R. aus Albrechtsflor (Teremia-Mică), **Plasa Sannicolaul-Mare** (Gross-Sankt Nikolaus), **Județ Timiș-Torontal im Banat.**
Original, ohne Datum (1955), 4 Seiten, hschr. Teilabdruck.

**Das Schicksal der deutschen Bevölkerung von Albrechtsflor
nach dem Zusammenbruch; Zwangseinquartierungen und
Beschlagnahme deutschen Besitzes; die Verschleppungsaktion;
Erlebnisse der Vfn. im Lager Dnjeprodsterschinsk bis zur
Rückführung nach Deutschland im Februar 1947.**

Es war kurz vor dem Einmarsch der Russen, da wurden alle Männer, was noch zur Verfügung standen, eingesetzt, um den Vormarsch der Russen zu verhindern, damit die letzten Truppen, darunter viele Rote Kreuz Wagen, abziehen können. Mit den letzten Truppen hatten sich auch viele Dorfeinwohner mit angeschlossen, die meisten mit eigenem Pferd und Wagen nur mit dem nötigen Gebäck; es hat geheissen, für paar Tage, dann können Sie zurück, wen der Russe wieder zurückgeschlagen ist, was aber nicht geschah; und so sind viele mit gröster anstrengung, mit Pferd und Mensch über Ungarn bis nach Wien gefahren. Viele andere konnten von den Deutschen Truppen auf LKW mitgenommen werden.

Der gröste Teil von unserem Dorfe blieb zurück, auch ich mit meiner Mutter und Bruder. Die Russen blieben paar Tage im Dorf, meist waren es durchziehende Truppen. Ich sah nichts davon, weil wir uns versteckt hielten, den es heisst, das die Russen die Mädchen und Frauen vergewaltigen. Nach paar Tagen waren die Russen wieder abgezogen, und Rumänisches Militär zog in die Ortschaft ein.

Nun bekommen wir von Tag zu Tag mehr die unterdrügung der Deutschen durch die Rumänen zu spühren. Von überall kamen sie ins Dorf, Zigeuner und Gesindel, die sich in die Häuser der geflüchteten einquartierten. Die grösten Bauern hatten nur mehr 1–2 Zimmer zu bewohnen als geduldete Mieter. Rumänen, Serben und Bulgaren sasen jetzt drinnen und führten ein herliches Leben, solange Vorat da war, während wir kaum das nötige Brot hatten. Alle Pferde, Geschirr und Vieh sowie Maschinelle Sachen wurden Beschlagnamt und zum grösten Teil sofort abgeführt; Übernacht sind wir unser Hab und Gut, das wir uns durch harte Arbeit und fleiss verdient haben, beraubt worden.

Am 15. Jänner 45 plötzlich waren die Russen wieder da, auch viel Rumänisches Militär. Dann wurde von der Gemeinde durchgesagt, das alle Männer von 16–45 Jahr und die Frauen von 17 bis 32 sich im Gemeindehaus melden sollen und Verpflegung für 14 Tage mitbringen. Es hat geheissen, für 14 Tage kommen wir auf Arbeit. Ich war gerade 17 Jahre geworden und war eine der jüngsten. Meine Mutter hat mich sofort zu Verwände, wo sie mich versteckt hielten; es half aber nichts, die Rumänen, bekleidet von einem Russe, kamen am 18. Jänner und holten meine Mutter dafür; sie sagten, wen ich nicht komme, so muss meine Mutter mit. Es blieb mir nichts anderes übrig, als hin zu gehn, damit meine Mutter frei wird.

Wir wurden dann bis in die nächste Ortschaft gebracht; bewacht wurden wir während dem Marsch wie schwer Verbrecher mit aufgepflandem Gewehr. Dort wurde ein Transport zusammengestellt. Dann wurden wir in Güterwagen verladen, ohne Fenster, wie das Vieh. Die Not mussten wir im Wagen machen. 1 Monat lang sind wir gefahren. Es war nicht mehr Menschlich.

In unserem bestimmungsort in Nebro-Cerschinsk¹ angelangt, wurden wir in Zimmern 10–15 in einem untergebracht. Nächsten Tag mussten wir gleich in die Arbeit. Einige mussten Schutt aufladen, einige waren am Bau in einer Koks-Fabrik, und ich war an den Kohlen; da haben wird Kohlen aufgeladen und abgeladen. Es war eine harte Arbeit, und das Essen war so schiächt: alle Tage Krautsuppe, aber von Kraut war nichts zu sehn. Was sich hier an Elend zugetragen bat, kann man nicht niederschreiben: verlaust und von Kohlenstaub verdreht und keine Gelegenheit zum reinigen und vor allem der Hunger. Wir verkauften Schmuck und unsere Kleider für wenig Geld, damit wir uns als ein Stückchen Brot kaufen können, damit wir wieder was in den Magen griesen. Bezahlungen haben wir keine bekommen. Es sind viele Leute gestorben von Hunger, es war alles so traurig, das wir an eine Heimkehr nie mehr gedacht hatten.

Die meisten sind entlassen worden, weil Sie krank oder so unterernährt waren, das Sie keine Kraft zur Arbeit mehr hatten. Auch ich bin krank geworden und kam ins Lazarett, und da gerade eine Transporthilfe nach Deutschland ging, konnte ich mitfahren. Viele sind im Wagon gestorben. Im Feber 1947 kam ich nach Limbach in Sachsen ins Lager. Ein Landsmann, der im Lager Schalding lebte, nahm uns mit nach Schalding bei Passau. Von hier aus versuchten wir nach Rumänien zu kommen. Es sind viele zurück nach Rumänien. Dort hat man die meisten für 3 Jahre eingesperrt, wegen unerlaubter Grenzübergang, sodass ich es dann vorgezogen habe, in Deutschland zu bleiben.

Nr. 60

Erlebnisbericht (Brief) des L. K. aus Gottlob, Plasa Periam (Perjamosch), Judet Timiș-Torontal im Banat.

Original, 21. Februar 1956, 5 Seiten, hschr.

Arbeitseinsatz und Plünderungen nach der russischen Besetzung von Gottlob; die Aushebungen zur Deportation, Ergebnisse des Vfs. im sowjetischen Arbeitslager.

Der Brief beginnt mit persönlichen Bemerkungen und Familiennachrichten. Er berichtet anschliessend kurz über die Besetzung der Gemeinde Gottlob durch russische Truppen und fährt dann fort:

Ja, und dann ist es den dritten Tag Loss gegangen. Die Leute mussten aie, klein wie Gross, mit Hake oder Schpaten auf die Strasse, um den Russen die Strosen zu richten von Lowrin² biss Komlosch. Da hats noch fiel gerechnet; und so musste man von früh bis

1 Dnjeprderschinsk, westlich Dnjepropetrowsk.

3 Lovrin, Plasa Periam.

spät jeten Dag gehen. Und in dem Dorf haben sie die Pferde, was noch dort waren, alle mit geholt. Ja, jetzt das Allerschönste: Der Mielan und die ganze Sorte, der Toba, das waren die grössten Verräter; und die alle haben gleich rote Bänder an den Armen getragen. Es war eine Geschichte, wo ungläublich ist. Man war sein Leben nicht sicher. Die Russen sind dann Mädels suchen gangen am Abent. Die Leute haben Selten licht gemacht. Ja, dann die Heuser, wo die Leute geflüchtet waren; das war bitter zu sehen, wie man mit den Sachen umging. Die Ziegeuern und Ale, die was die Grösten Sorten waren, haben sich ales heim gedragen. Ich Sagte ihmer, wen wir nur unsere Sachen behalten dürfen. Und Soliche Schiganiererei ein Jeten Dag. Den Ganzen Dag ist der Drumler rumgelaufen mit Schiganen. Dann mussten alle Männer fon Mariehenfelt biss Nehru¹ die Bahn Geleisen abreisen gehen. In Zwieschen haben Sie die Kühe und Ale Schafe denen Leute, die fort waren, fort gedrieben; und nach und nach haben sie die Kühe aie geholt, biss auf eine, dürfet ein Jeter behalten. Und die Schweine sind sie an die Ställe und haben sie geschosen und aufs Auto. Auch die Hühner und Brot musste man Jeten Tag für die Russen hindragen. Es war Schrecklich zuzusehen.

Nach einigen Bemerkungen über berufliche Erlebnisse fährt der Vf. fort:

So war jeten Dag was anderst. Dann ist die unfergessliche Nacht gekommen, und man hate unz ferschlept. Forher 8 tage hate man, war ales Sehr ruhig. Bloss hate es gedrumelt, es solte keiner Seine Heimart ferlasen. Ich hate ein Koleger in Lowrinn², der nehen den Schantaren³ Wohnnte. Dieser hate mir gesagt, ich sollte mich vorbereiten auf das Verschleppen. Viele wussten von dem nichts. Dann baten die Romäner und die Russen die Dörfer umzingelt und for Dag, den 14. Januar um 3 Uhr hate man unz aus den Betten geholt und inz Gemeintehaus, dann inz Grose Wirtzhaus und dann in einmal in die Schule musste aie gehen; jete 10 Schriede ist ein Ruse gegangen mit gewähr. Dann sind wir nach Komlosch inz Kloster; da hate der Ruisische Ofierzier gesagt, unz gehts gut, wir müsén aufbauen, was die Deutschen fers chosen haben. So waren wir 4 Dage im Kloster. In einmal um 12 Uhr nachts sind die Autos an die Drepen gefaren, und wir müsén rein. Und dann in Hartzfehl⁴ an den Wagon wie die Viecher; kein Dages Licht mehr durich die Vieh Wagonz, die kleinen Löcher. Noch fon Weih ten.konnte man seine Angehörigen Sehen. Dann sind wir 22 tagen nach Russland. Das heisst einmal Umsteigen fon der Breit Schpuren auf die Schmal Schpure, im Schnee biss über die Knie. Wir waren Alen wie ferblöntet aus dem Dunkeln. Dann in Russlant ist das Traurigste los gegangen: die Krautsuppe und Kurkensuppe und eine Gälte immer drausen. Es sind jeten Dag Leute gestorben, in unzerem Lager 20 und noch mehr. Wie die beertigung war, das kann ich nicht sagen. Männer und Frauen ohne angezogen, in ein Loch, 10-15 in einmal. Am R. sein Grab habe ich mal besucht. Ich war lange tapfer. In einmal habe ich hohes Fieber bekommen, und man hate mich ins Spital mit einem Bretterwagen gefahren. Ich war über

1 Marienfeld (Teremia-Mare) und Nero (Nerău), Plasa Sannicolaul-Mare.

2 Lovrin.

3 gemeint ist die Gendarmerie.

4 Hatzfeld (Jimbolia).

2 Monate drinnen, immer bewusstlos. Ein Matchen aus Tripsweter¹ war auch Krank, die auch dort war; die hate mich immer gefüedert. Es war eine bitere Zeit. Nur, das Schlechte vergisst man gerne. Ihr wirt ja ales ferschtehen, wie ich es geschrieben habe. Es ist ja ein Roman?

Der Brief schliesst mit allgemeinen Betrachtungen.

Nr. 61

Erlebnisbericht der D.R. aus Sankt Andreas (Sânandrei), Plasa Centrale, Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 20. März 1956, 4 Seiten, hschr.

Die Besetzung der Gemeinde Sankt Andreas durch sowjetische Truppen; vorübergehende Evakuierung der Nachbardörfer; Aushebung und Abtransport in die Sowjetunion; Erlebnisse der Vfn. bis zur Entlassung im März 1947.

Es war im Jahre 1944 im September, als die Russen einmarschierten. Da habe ich mit meinen zwei Kindern, meiner Mutter, Schwester und Schwägerin mitsammen gewohnt. Am 20. September, abends um 11 Uhr, sind sie zu uns ins Haus gekommen, und da haben wir müssen aufmachen, und ein Offizier mit noch einem Mann haben ein Zimmer verlangt, und dann haben sie sich schlafen gelegt; und Angst haben wir gehabt, sowie die Russen vor uns; ein jeder hat seine Tür von innen zugesperrt. In der Früh, wie wir aufgestanden sind, war der Hof voll mit Russen, sechzig Pferde und Wägen. Um 9 Uhr in der Früh sind noch gekommen; dann haben wir eins nach dem anderen mit seinen Kindern das Haus verlassen und zuletzt die Mutter. Geschlafen haben wir bei meinem Onkel, weil dort keine Russen waren. Dort waren wir 8 Tage, und dann sind die Russen wieder abgezogen; und dann sind wir heimgegangen. Später sind noch etliche gekommen, aber wir haben keine mehr ins Haus bekommen.

Am 27. September ist unser Dorf mit zwei Nachbargemeinden, Beschenowa und Kleinbetschkerek (ich war von Sankt Andreas) mit Evakuierten überfüllt worden. Wir waren unser 22 Personen, und da haben die Alten auf den Betten geschlafen und wir Jungen am Fussboden auf dem Stroh. In acht Tagen, wie die meisten zuhause gekommen sind, waren sie ausgeplündert.

Im November, da ist schon die Parole gegangen von einer Verschleppung, aber geglaubt hat es niemand. Am 15. Januar 1945 war es Wirklichkeit. In der Früh um 4 Uhr hat das rumänische Militär das Dorf umzingelt, dass niemand raus kann. Vormittags um 9 Uhr haben sie mich und meine Schwägerin von unseren Kindern und Angehörigen weggenommen, ein rumänischer Soldat und ein rumänischer Bursche aus der Gemeinde. Gesagt haben sie, wir sollen mit in die Schule gehen; da müssen wir unterschreiben, und dann können wir wieder zuhaus gehen. Meine Kinder sind mir nachgelaufen und haben geweint und haben geschrien: «Mutter, bleib bei uns!» Und da hat der Soldat sie zurück-

¹ Tripswetter.

gestossen und hat gesagt: «Eure Mutter kommt wieder.» Es kam aber anderst. Das war das Schwerste, was ich erlebt habe. Wir kamen in die Schule und wurden den Russen übergeben.

Mitnehmen durften wir uns gar nichts, was die Mutter uns an Lebensmittel, Gewand und Bettzeug in die Schule gebracht hat. Am Abend kamen die Leute von Neubeschenowa und Kleinbetschkerek auch zu uns in die Schule; und am 16. führten sie uns mit Wägen nach Giarmata, und dort wurden wir in die Häuser einquartiert. Am 18. führten sie uns mit Lastwägen nach Temeschwar, und da wurden wir einwaggoniert wie ein Stück Vieh. Wir waren unser dreissig Personen in einem Waggon; und am 19. in der Früh um 4 Uhr fängt der Zug an zu rollen.

Die Waggonen waren alle verschlossen und von einem russischen Posten bewacht. Raus haben wir nicht dürfen; im Waggon war ein Loch im Fussboden rausgeschnitten, wo wir austreten durften. An einer grösseren Station durften zwei frisches Wasser holen. So sind wir gefahren bis Adjud; dann mussten wir aussteigen und wurden in russische Waggonen verladen. In dem waren wir unser 103 Personen, weil die grösser waren. Mit dem Schlafen haben wir umwechsein müssen, dass ein jeder schlafen hat können. Da haben wir auch zum ersten Mal Essen gefasst, geräuchertes Schafffleisch. Dann fuhren wir bis Neu-Moskau¹, wo wir am 3. Februar ankamen und ausgeladen wurden. Da kamen wir in gemauerte Baracken; die Räume waren ungeheizt. In einem Raum waren wir unser 20 Frauen und Mädchen. Zur Küche mussten wir zwei Kilometer zu Fuss laufen mit Posten.

Den zweiten Tag mussten wir schon auf Arbeit, Schutt wegräumen, und dann später auf Kolchos.

Die Kost war von Anfang an nicht so schlecht; wir bekamen dreimal im Tag zu essen und 80 dkg Brot. Später bekamen wir nur mehr zweimal im Tag zu essen und 60 dkg Brot. Das nasse Gewand haben wir! unter uns getrocknet im Bett. Da waren wir sechs Monate, und dann hat es geheissen, wir fahren heim. Den zweiten Tag wurden wir eingeladen und fuhren wieder nach Osten und nicht nach Westen. Die Enttäuschung war sehr gross, als wir in Makejewka ausgeladen wurden. Dort kamen wir in Kasernen, auch nicht geheizt, später schon; ein jedes bekam ein Bett, und brauchten 10 Tage nicht in die Arbeit und konnten uns erholen. Gearbeitet haben wir dort bei Aufbauarbeiten. In unserem Lager sind wenig gestorben. Wir haben viel durchgemacht; bei 45° Kälte haben wir im Steinbruch gearbeitet und nur Männerarbeit gemacht.

Entlassen bin ich worden wegen Unterernährung; ich wog noch 45 kg. Am 25. März 1947 kam dann die Erlösung für mich, aber es war auch eine Enttäuschung: Wir kamen nicht in die Heimat, sondern nach Ostdeutschland ins Lager. Von da wurden wir dann zu den Bauern aufgeteilt.

1 wohl Nowomoskowsk bei Dnjepropetrowsk.

Bericht des J. A. B. aus Reschitza (Récita), Județ Caraș (Karasch) im Banat.
Original, 25. Oktober 1956, 4 Seiten, mschr.

Die Haltung der volksdeutschen Industriearbeiterschaft des Banater Berglandes nach dem Einmarsch der Sowjet-Armee; die Aushebungen Volksdeutscher zur Verschleppung aus Reschitza.

Nach einleitenden Bemerkungen über die Geschichte des Süd-Banater Industriegebiets geht der Vf. auf die Entwicklung der dortigen Gewerkschaften ein. Er erklärt, dass die in sozialen Kämpfen gewonnene Solidarität der Arbeiterschaft, aller Nationalitäten erst durch die von rumänischer Seite begonnene Nationalisierung der Gewerkschaften aufgelöst worden sei, was schliesslich auch die deutsche Gewerkschaftsführung bewogen habe, die Gründung einer «Deutschen Arbeiterschaft in Rumänien» zu bejahen. Nur «die gewesene sozialdemokratische deutsche Oberschicht und eine von ihr abgelehnte, ein halbes Hundert betragende Gruppe deutscher Jungkommunisten» habe sich hiervon ausgeschlossen.

Die deutschen Sozialdemokraten erwarteten die Lösung aller ihrer Probleme durch den Sieg der westlichen Waffen, während die deutschen Jungkommunisten mit dem Sieg eines übernationalen bolschewistischen Russlands ein Zurückschrauben des rumänischen Chauvinismus verbanden. Die wenigen Sozialdemokraten waren zusätzlich überzeugt, dass sie und durch sie die gesamte Arbeiterschaft der schon seit der Jahrhundertwende als «Rote Hochburgen» propagierten Banater Bergstädte von der marxistischen Bruderpartei der Russen nichts zu befürchten hätten und der Westen die Auferstehung der sozialdemokratischen Partei garantieren könne.

Es war daher folgerichtig, dass in den Wochen nach dem 23. August 1944 die alten deutschen Gewerkschaftler und die Sozialdemokraten dem sofortigen Aufbau einer neuen übernationalen, gemeinsamen Arbeiterorganisation unter der Führung der aus den Gefängnissen zurückkehrenden Jungkommunisten auswichen. Und als Mitte September die ersten russischen Truppen in das Schwerindustriezentrum Reschitza einzogen, wurden sie daher nicht von einer begeisterten marxistischen Arbeitermasse, sondern nur von den sich hektisch gebärdenden Sippen der Jungkommunisten und einem nichtdeutschen proletischen Abschaum empfangen. Die russische Besatzung enttäuschte die Jungkommunisten durch ihren beschränkten Verbrüderungswillen. Sie trösteten sich aber mit der Tatsache, dass sie ihre führenden deutschen Widersacher in Gefängnissen und Lagern wussten, ihnen selbst aber, wegen ihres Seltenheitswertes, die schönsten aber auch verantwortungsvollsten Posten winkten und sie einander bald die Bürgermeister-, Generaldirektoren-, Polizeichef- und selbst Ministersessel werden zurechtrücken können.

Die Jungkommunisten hatten die Aufgabe, im gesamten deutschen Siedlungsgebiet den Klassenkampf zu eröffnen, und versprachen, das Industriegebiet zum beispielgebenden Mittelpunkt kommunistischen Lebens zu gestalten und besonders die sportliche

und kulturelle, die soziale und fachliche, wie vor allem die städtebauliche Entwicklung von Reschitza planen zu wollen. Trotzdem gelang es ihnen nicht, die noch auf einen Sieg Deutschlands hoffende deutsche Arbeiterschaft zu gewinnen, und nur zögernd wollte sich eine sozialpolitisch bedingte Zusammenarbeit mit den vom Ausbleiben der Westmächte beunruhigten Gewerkschaftlern anbahnen.

Da tauchte Ende des Jahres das Gerücht einer nahen Verschleppung auf, verdichtete sich von Tag zu Tag, und trotzdem eine Vorstadt von Reschitza noch in letzter Stunde gewarnt worden war, wollte keiner der Arbeiter daran glauben, denn so ungeheuerlich war die Absicht, dass sie sie nicht fassen konnten. Sie, die leistungsstolzen und einmaligen Fachleute des Landes, konnten ihre wahre Lage nicht einschätzen. Sie hatten ihr Dasein unter dem Horizonte des sozialpolitischen Kampfes gelebt und es mit dem Massstab der Solidarität und der Hierarchie des Arbeitsplatzes beurteilt. Sie, zu Unrecht als Marxisten beider Richtungen gestempelt, bedachten es nicht, dass ihre bürgerliche, durch die Jahrhunderte begründete Existenz in einem proletarischen Staate nichts wiegt.

Aber auch ihre führenden Gewerkschaftler, Sozialdemokraten und Jungkommunisten vermochten es nicht zu ermessen, dass durch das Waffenstillstandsabkommen auch die «Roten Hochburgen» des Landes zerstört und deren für die Kriegserzeugung unentbehrlichen deutschen Facharbeiter, nur wegen ihrer Volkszugehörigkeit von Familie und Arbeitsplatz weggerissen und nach Russland verschleppt werden könnten.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen wendet sich der Verfasser der Durchführung der Verschleppungsaktion zu.

Unbemerkt war eine Gruppe der russischen Geheimpolizei gegen Abend des 16. Jänner 1945 am Reschitzer Bahnhof eingetroffen. Ihr Offizier traf am Gemeindeamt und bei der Polizei die dem Stadtplan entsprechenden Massnahmen, worauf alle Strassenecken besetzt und somit, die Strassen wie bei einer Razzia abgeriegelt wurden. Alle deutschen Passanten, Männer und Frauen, alle in die Werke eilenden und von dort hungrig heimkehrenden deutschen Arbeiter zwischen 16 und 45 Jahren wurden sogleich festgehalten und in die Sammelstellen der Schulen und des rumänischen Kulturpalastes geschafft. Sie hielten die Strassen bis zum Morgen besetzt.

Doch die von der Kontrolle Entlassenen sowie die rumänischen Einwohner hatten die Schreckensnachricht jedem Haus und jeder Arbeitsstätte zugetragen, so dass am 17. Jänner fast 80 von Hundert der dem Verschleppungsalter entsprechenden Männer und Frauen bei den Nachbarn, in den nahen Wäldern und vor allem in den verzweigten Werkshallen versteckt waren, wobei sie in den unterirdischen Gängen der alten Walzwerke und Riesendampfhämmer kaum hätten aufgefunden werden können. Die russische Geheimpolizei hatte aber eine bestimmte tausendköpfige Quote aufzubringen, und daher begannen am Morgen des gleichen Tages die systematischen Aushebungen von Haus zu Haus.

Die Kommissionen, bestehend aus dem russischen Geheimpolizisten und je einem rumänischen Polizisten und Gendarmen, teilten dem Opfer mit, es habe sich binnen 15 Minuten zum Arbeitseinsatz nach Russland fertigzumachen. Wenn die Kommissionen

den in ihren Listen verzeichneten Arbeiter oder Beamten nicht antrafen, bedrohten sie die Angehörigen mit Strafen. Und später, als auch diese Aktionen und Aufrufe nicht den notwendigen Erfolg brachten, wurde durch Plakate jeder als versteckt aufgefundene Deutsche mit dem Erschiessungstod bedroht. Durch diese Massnahme wurden viele der Versteckten in schwere Gewissenskonflikte gestürzt, und sie stellten sich den Kommissionen.

Wenngleich sich die Kommissionen keine Tötlichkeiten oder gar Vergewaltigungen leisteten, gab es in den Familien unzählige erschütternde seelische Belastungen und Zusammenbrüche. Auch die rumänischen Kommissionsmitglieder haben sehr darunter gelitten, und ein Gendarm brach völlig zusammen und weinte wie ein Kind. Auch auf offener Strasse spielten sich Trennungsszenen ab, die die andersvölkischen Mitbewohner und auch jüdischen Passanten zum Weinen brachten. Denn Frauen lagen ohnmächtig auf der Strasse, und Mütter und Väter mussten die Kinder lassen, und oft blieb nicht einmal ein altes Grossmütterchen bei ihnen zurück.

Nach vier Tagen war die Zahl fast vollzählig, trotzdem folgte noch eine volle Woche an Hausdurchsuchungen bei jenen Familien, von deren Männern man wusste, dass sie sich versteckt hielten. Um die Verschleppung abschliessen zu können, nahm man auch gesunde ältere Männer und sogar Rumänen, die auf LKW direkt zum Bahnhof geführt wurden. Und als die Zahl voll war, wurden die noch aus ihrem Versteck aufgestöberten Deutschen nach Hause geschickt. Und als manche der deutschen Arbeiter und Beamten oft erst nach drei Monaten aus ihren Verstecken am Arbeitsplatz erschienen und erklärten, den Russen durchgegangen zu sein, wurden sie von der dauernd in Reschitza befindlichen russischen Kommandantur nicht beachtet; vergeblich suchten einzelne Kommunisten, diese zum Einschreiten zu bewegen.

Die Reschitzer Stahlwerke und das Gemeindeamt waren bestrebt, eine Gruppe von etwa 40 Deutschen wegen ihrer fachlichen Unabhängigkeit von der Verschleppungsaktion ausschliessen zu lassen. Doch war die russische Geheimpolizei unerbittlich und hatte auch hohe Bestechungsgelder abgelehnt. Merkwürdig war das Verhalten der deutschen Kommunisten; auch sie wurden von der Verschleppung nicht ausgenommen. Einige meldeten sich freiwillig im begeisterten Glauben, in Russland die Verkörperung ihrer erträumten sozialen Welt vorzufinden. Andere wurden trotz des vorgestreckten Parteiausweises zwangsverschleppt, indem man ihnen bedeutete, dass sie nun Gelegenheit hätten, sich in Russland beim Arbeitseinsatz als Kommunisten bewähren zu können. Die restlichen Jungkommunisten, darunter auch ihr weltanschaulicher Ausbilder, hielten sich versteckt, da sie sich entweder keiner aufreibenden Arbeitsleistung aussetzen wollten, oder aber die Position der deutschen Jungkommunisten im Arbeiterzentrum Rumänien nicht aufgeben wollten.

Schon nach sechs Monaten trafen die ersten Krankentransporte in der Heimat ein. Als gesunde Männer und Frauen verschleppt, kehrten sie nun an Körper und Seele erkrankt zurück. Unter ihnen befanden sich auch einst führende Gewerkschaftler und Sozi-

aldemokraten sowie einige Jungkommunisten. Ihr aller Anblick, ihre Berichte über die eigenen Erlebnisse und die der noch im Arbeitseinsatz stehenden Bekannten waren niederschmetternd und erschütterten die daheim verbliebenen deutschen und rumänischen Arbeitsgenossen auf tiefste.

Der Bericht schliesst mit einer allgemeinen Betrachtung Über die Verschleppung und ihre Folgen.

4. Alt-Rumänien.

Nr. 63

Erlebnisbericht des Metzgers Andreas Wanderer aus Turnu-Măgurele, Județ Teleorman in der Grossen Walachei.

Original, 6. Juni 1955, 4 Seiten, hschr.

Die Auswirkungen des rumänischen Frontwechsels und der Einmarsch der Roten Armee in Turnu-Măgurele; Verhaftung des Vfs. im Januar 1945 und Abtransport über Bukarest nach Russland; Erlebnisse in sowjetischen Arbeitslagern bis zur Entlassung im Dezember 1946.

War in keiner Deutschen Organisation, da es in Turnu-Măgurele ja nur acht familien gab, diese die Deutsche spräche einigermassen beherschten.

Evakuierung und Flucht kante ich vorläufig noch nicht. Die Fliegerangriffe 1944 ließen uns so zimlich in ruhe in Turnu-Măgurele, sie flogen nur von Bulgarien körnend in grossen verbänden über Turnu-Măgurele hinweg auf die Hauptstadt București und auf das Ölgebiet Ploesti zu, was ihr hauptziel wahr.

Am 23. Aug. 1944 nachts schrien die Leute auf der Strasse: «Treasca-Pace!» («Es lebe der Friede!») Und jetzt haben sie Friede. Dann haben die Rumänen mit den Deutschen die freundschaft gebrochen und sich mit den Russen verbündet; das war ein trauriger anblick, als die Rumänen ihre frühere verbündete entwaffneten, gefangennahmen und den Russen ausgeliefert haben.

Als die Rote Horde durch Turnu-Măgurele zog, ereignete sich nichts besonderes; die Uhren sämtlicher Juveliergeschäfte wurden von ihnen aufgekauft, und nachts holten sie auch aus mehreren Gaststätten die Weinfässer aus den Kellern. Das Originelste, was ich nie vergessen werde, wahr, als ein nachzügler hoch zu Ros, nach mehreren Stunden hinter der ersten Kolonne, nach einer strassenkreuzung mich nach den weg nach Berlin fragte und wielange ehr bis dahin zu reiten hat.

Die arbeit ging ihren lauf weiter; nur von da an belieferten wir anstatt Deutsch-Rumänisch, die Ruisch und Rumänische Wehrmacht mit unseren Konserven und Fleischwahren, bis zum 13.1.45 abends, als mich die Russen aus meinem Betrieb nahmen und in București-Bâneasa in einem Lager internierten. Nach fünf tagen, als das Lager überfüllt war, wurden wir alle in Güterzüge hineingepfercht und verschlossen. Dann fing die unfreiwillige reise nach Russland an, welche 18 Tage dauerte. Als wir den zweiten Tag im ersten Lager in Burosk bei Makievka¹ wahren, merkten wier, das wir alle steif vol Leuse wahren; dann folgte das erste Bad und Entlausung, dem unzählige folgen; aber die Leuse blieben uns treu bis nach Frankfurt/Oder.

¹ Makejewka.

Nach zwei monaten kam ich mit 300 Maner und Frauen in ein anderes Lager, wohin wir alle zu fus einen tag und eine nacht in nördlicher Richtung unter schwerer Bewachung getrieben wurden. Dort musste ich in einen Sägewerk 8 m lange und bis 80 cm durchmeser grose Baumstämme ausladen. Das ging so gut, bis ich mit 8 Man eines nachts ohne beleuchtung zwei grosse Wagons Baumstämme ausladen musste, und als einer fon uns während des ausladens von einen schweren Baumstam buchstäblich zerdrückt wurde. Das reichte mir, und ich machte mich mit zwei kameraden auf die socken und versuchten unser glück, heimzukommen nach Rumänien.

Den 10. tag wurden wir von einem Miliz man mit einem Schäferhund aus ein gebüsch aufgestöbert worden. Vorerst kamen wir zur Polizei, von dort aber in ein Straflager, da durften wir den ganzen Tag über schlafen, nur nachts mussten wir die Toten aus dem Lager tragen und auf einen Mühlhaufen beerdigen. Ich sagte dän zu meinen kameraden: «Heute tragen wir noch diese arme hinaus, und vielleicht morgen tragen andere uns da hinaus. Wir müsén weg von hier.» Das ging so ein paar tage, bis es eines nachts stark regnete und stok dunkel wahr. Da haben wir zu drit die gelegenheit zur flucht ausgenützt; den vierten, einen Besaraber-Rumänen, liesen wir mit der trage und den wachposten, der uns immer begleitete, zurück und verschwanden in der dunkelheit.

Eine Woche später kamen wir in dunkler Nacht einer Kolchose zu nahe; da wurden wir wieder geschnapt. Diesmal versprach uns der Direktor der Kolchose, ein Bukovinaer Județ aus Csernovitz¹, wen wir fleisig arbeiten, nach zwei monate gibt ehr uns papiere, und wir könen in unsere Heimat fahren. Als für ihn die wichtigste arbeit von uns verrichtet war, verständigte er die Militz, und die holten uns ab; dann habe ich mich wieder mal überzeugt, dass in Russland alles auf Lüge aufgebaut ist. Das war schon ganz am Dnieper. Von da sind wir wieder tagelang mit der Bahn, dann einige tage zu fus und LKW gegen Osten geführt worden; eines nachts sind wir endlich in einem Lager Übernommen worden. Als wir morgens die augen öffneten, war alles weis, der erste Schnee war gefallen. Dann gaben wir das Stiften gehn auf und gingen fleisig in die Kohlengrube, wo ich die schwersten arbeiten bei schlechtester Verpflegung machen musste. Das ging so bis zum 25.12.46, als ich wegen Krankheit, Unterernährung und Arbeitsunfähigkeit entlassen wurde. Das war mein schönster Weihnachtstag meines lebens. Inzwischen war ich zweimal in der Grube verschütett, bin aber immer wieder herausgezogen worden. Viele hatten das Glück nicht mehr, den die Gruben haben viele kameraden verschlungen; ich war auch jedesmal einige Zeit in Krankenhaus.

Als ich am 14.1.47 in Frankfurt/Oder ankam, wog ich noch ganze 48 kg von meinen 92 kg in Turnu-Măgurele in Rumänien. So kam ich dann nach Thüringen in ein Quarantäne- und Erholungslager. Nach vier Wochen wurde ich bei Gotha in eine Gärtnerei untergebracht, wo ich bis Sept. 1948 arbeitete. Dann versuchte ich auf illegalen wege in die Heimat nach Rumänien zu gelangen. Bei Gutenfürst bei Hof wurde ich von den Rus-

1 Czerowitz.

sen geschnappt und strafhalber ins Uranbergwerk nach Aue verpflichtet; in Plauen stieg ich in einen falschen Zug ein und landete in Berlin am Anhalterbahnhof. Ich wurde in Berlin-Mariendorf «Askania»-Barackenlager untergebracht, von wo ich am 28. Aug. 1949 über die Luftbrücke von West-Berlin nach der Westzone ausgeflogen wurde.

IV. Die Lebensverhältnisse der deutschen Bevölkerung in Rumänien in den Jahren 1945-1951.

1. Die Lage der deutschen Bevölkerung unter dem rumänischen Nachkriegsregime.

Nr. 64

Bericht des S. R. aus Kronstadt (Braşov) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 20. September 1952, 21 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Enteignung des deutschen landwirtschaftlichen Besitzes in Süd-Siebenbürgen und die Lage der deutschen Bauern in den Jahren 1945-1947.

Der erste Teil des Berichts schildert die Vorgänge in der deutschen Volksgruppenführung nach dem 23. August 1944 und die Situation in Süd-Siebenbürgen im Winter 1944/45.

Von 1945 bis August 1947 hatte ich nun Gelegenheit, die Durchführung der bäuerlichen Enteignung aus eigener Anschauung zu beobachten. Die Regierungen Sănatescu/Rădescu hatten schon die erste «Agrarreform» vorbereitet. Sie war als Gesetz am 23. März 1945 erbracht worden¹. Es wurde aller Grossgrundbesitz über 50 Hektar enteignet, ferner der Bodenbesitz aller Nichtlandwirte, die den Boden nicht selbst bearbeiteten, und all derer, deren Haupteinnahmequelle nicht die Landwirtschaft war. Ausnahmen gab es für Musterwirtschaften, den Kirchenbesitz und eine Reihe von Stiftungen und Klöstern. Im Sommer und Herbst 1945 arbeiteten und ernteten unsere volksdeutschen Bauern noch selbständig auf ihrem Grund und konnten über den grössten Teil der Ernte verfügen, soweit nicht die Ortskomitees unter kommunistischem Einfluss schon mit der Beschlagnahme volksdeutschen Bauernbesitzes vorgegriffen hatten.

Nach der von der «Volksfront» siegreich durchgeführten Wahl im Herbst 1945 erschien die Durchführungsverordnung zum Agrargesetz², wonach die grosse Mehrheit der volksdeutschen Bauern auch dort entschädigungslos enteignet wurde, wo das Agrargesetz noch nicht durchgeführt war. Eine Ausnahme bildeten jene Bauern (etwa 5 bis 10% des Gesamtstandes), die nach dem 23. August 1944 in der rumänischen Armee «gekämpft» hatten. Das waren jene gewesen, die von der Deportation, die sich auch auf die in den rumänischen Truppeneinheiten befindlichen Jahrgänge erstreckt hatte, bei vorgeschobenen Fronteinheiten befunden und von dort aus nicht ausgehoben waren. Ferner erfuhren

¹ vgl. Einleitende Darstellung, Anlage 10.

² Der Vf. verknüpft die am 12. April 1945 veröffentlichte Durchführungsverordnung zur Agrarreform (Anlage 11), wohl irrtümlich, mit den erst am 19. November 1946 durchgeführten Wahlen.

diese Begünstigung jene wenigen, in der rumänischen Armee eingereicht gewesenen Volksdeutschen, die über 45 Jahre alt gewesen waren und daher nicht deportiert worden waren. Gleichzeitig wurde auch der ganze rumänische Grossgrundbesitz enteignet.

Die Enteignung erfolgte durch die schon früher gebildeten Ortskomitees. Diese begaben sich auf die Gemeindegemarkung und massen laienhaft Parzellen von 3 bis 4 Joch¹ für die neuen Besitzer an. Es erhielt keiner von den Beteiligten mehr als 5 Joch, d.h. es wurden schon damals systematisch kümmerliche Zwergwirtschaften geschaffen, die zumeist nicht lebensfähig waren. Es zeigte sich später, dass mangels fachlicher Vorbereitung und entsprechenden Fleisses eines Grossteiles der «Kolonisten» nichts anderes geschehen war als die Schaffung eines Landproletariats, mit dem das Regime später die Kollektivierung der Landwirtschaft überhaupt herbeiführen wollte. Als Bodenankwärtler wurden zumeist besitzlose Hirten, Handwerker und Tagelöhner und nur zum Teil Kleinbauern berücksichtigt. In einigen Dörfern wurden die Anspruchsberechtigten nur aus dem betreffenden Dorf und den Nachbargemeinden ausgelesen, in anderen wurden auch Flüchtlinge aus Bessarabien, der Moldau usw. beteiligt. Es kamen viele Streitigkeiten bei der Verteilung des deutschen Besitzes vor. Vielfach erhielten kommunistische Aktivisten Boden, ohne von Landwirtschaft und bäuerlicher Arbeit eine Ahnung zu haben. – Die Ortskomitees gingen in der Richtung des geringsten Widerstandes vor und quartierten zunächst alle alleinstehenden Frauen aus. Diese wurden dann in leergewordenen Zigeunerhütten oder auf verfallenen bzw. letzklassigen Höfen in Massen zusammengedrängt. Die gebildeten rumänischen Bauern, vor allem exponierte Nationalzaranisten und Liberale unter den bäuerlichen Rumänen, beteiligten sich im Allgemeinen an diesen Raubzügen nicht. Sie meinten, der Raub werde den neuen Besitzern kein Glück bringen.

Im Herbst 1945 und im Frühjahr 1946 wurden den Bauern der Hermannstädter Gegend auch die letzten Stücke Grossvieh weggenommen. Gelegentlich eines heimatlichen Besuches in G. bei Hermannstadt konnte ich aus einer Dachluke beobachten, wie eine Schar von etwa 30 jungen Rumänen, zumeist Kommunisten, darunter allerdings auch der rumänische Lehrer V., mit Triumphgeheul aus einem Hof die letzte Kuh wegführten. Gleich darauf starteten sie eine weitere Aktion, in der sie alle Schweine aus volksdeutschem Besitz entwendeten, deren sie habhaft werden konnten.

Einige unentwegte sächsische Bauern bestellten im Herbst 1945 in Eile noch selbst den Boden. Sie hofften, dass der, der säe, sich dadurch auch den Anspruch auf die Ernte sichern könnte. Ihre Hoffnungen wurden zum Teil erfüllt; von den neuen Besitzern gaben sich in solchen Fällen viele mit der Hälfte der Ernte im nächsten Jahr zufrieden.

Die Jahre 1946 und 1947 wurden dann für die volksdeutschen Bauern sehr schlimm. Fast niemand besass mehr etwas, und es waren alle Reserven aufgebraucht. Im Sommer 1946 hörte ich, dass sächsische Bauernfrauen auch vom Ährensammeln auf den abgemerteten Feldern vertrieben wurden. Die Altbesitzer der Höfe fristeten ihr Leben durch

1 Das in Siebenbürgen übliche sog. Katastraljoch mass 0,5755 ha, das ungarische Joch nur 0,4316 ha.

Gelegenheitsarbeit bei den neuen Besitzern, die in vielen Fällen froh waren, «Technische Berater» zu Hilfe ziehen zu können. Dabei ergaben sich tragikomische Situationen, wenn sich z.B. der neue Besitzer eines Hofes ratlos an den früheren Besitzer mit den Worten wandte: «Na Herr, was arbeiten wir heute?»

Die Wohnverhältnisse der sächsischen Bauern waren uneinheitlich. Manche waren aus ihrem alten Besitz vollends vertrieben, andere wohnten gemeinsam mit dem Neusiedler auf dem Hof. Das war zumeist dann der Fall, wenn es sich um Höfe mit zwei Wohnhäusern handelte.

Im Frühjahr 1947 erzählte ein siebenbürgisch-sächsischer Bauer aus Nordsiebenbürgen, der in die Hermannstädter Gegend betteln kam, dass in Lechnitz oder Tekendorf die neuen Besitzer des volksdeutschen Bodens eine Versammlung abgehalten hätten, auf der gefordert wurde, man möge den Sachsen den Grund zurückgeben, denn die Kolonisten hätten früher besser gelebt als heute. Es stellte sich nämlich dort wie auch in Südsiebenbürgen heraus, dass die Zwergwirtschaften absolut nicht lebensfähig waren, schon weil sie zumeist nicht die Mindestgrösse von fünf Joch hatten, die für die Existenz einer bäuerlichen Familie in unserer Heimat notwendig war. Zu der Unzulänglichkeit der Leistungen des neuen Besitzers kam der Umstand, dass von den Ernteerträgen ein grosser Teil an den Staat abgeliefert werden musste.

Im Sommer 1947 konnte ich noch persönlich feststellen, dass die ersten harten Massnahmen gegen die neuen Kolonisten ergriffen wurden, indem ihnen zum Zwecke genossenschaftlicher Bewirtschaftung der Grund wieder weggenommen wurde. Gleichzeitig verstärkte sich die Propaganda für die Gründung von Kolchosen, wobei dieser Ausdruck allerdings stets vermieden und nur von landwirtschaftlichen Genossenschaften gesprochen wurde.

Die Versuche des einen und des anderen Kommunisten deutscher Volkszugehörigkeit (es gab deren nur eine Handvoll), Erleichterungen für ihre Volksgenossen im Sinne der Gleichberechtigung zu erreichen, scheiterten überall. Ich hatte Gelegenheit, mit dem Sozialdemokraten Rudolf Mayer in Hermannstadt zu sprechen. Er war seit vielen Jahren als gemässigter Sozialist in den volksdeutschen Körperschaften als Arbeitervertreter gesessen. Nach dem ersten Weltkrieg war er Kommandant eines internationalen Bataillons in Sowjetrußland gewesen, wohin er als Kriegsgefangener geraten war. Auf diese Vergangenheit gestützt, versuchte er nun, eine antifaschistische demokratische Organisation der Siebenbürger Sachsen aufzustellen. Sie hielt in den Jahren 1945 und 1946 auch wiederholt Versammlungen ab und stellte eine durchaus bürgerliche, rotgetarnte Gemeinschaft dar. Im Dezember 1946 wurde sie aufgelöst. Die Kinder Mayers waren ebenso nach Rußland deportiert worden wie die anderen Volksdeutschen. Noch weniger als in den Städten gelang es in den Dörfern, die Tatsache zu verheimlichen, dass unsere Bauern durchwegs dem Kommunismus feindlich gesinnt sind.

Anfang September 1947 flüchtete ich über die grüne Grenze nach Österreich.

Erlebnisbericht des Kurators N. L. aus Felldorf (Filitelnic), Plasa Dumbrăveni (Elisabethstadt), Județ Tarnavă-Mică (Klein-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, ohne Datum (Februar 1956), 10 Seiten, hschr.

Plünderung der evakuierten Gemeinde Felldorf durch rumänische Soldaten und Zigeuner; Besetzung der verlassenen Höfe mit rumänischen Kolonisten; die Behandlung der heimkehrenden Volksdeutschen; die Entwicklung der Landwirtschaft bis zur Errichtung einer Kolchose im Jahre 1948; die Lage der Kirche.

Der Vf. berichtet zunächst, er sei zufällig nicht im Ort gewesen, als die volksdeutschen Bewohner von Felldorf am 8. September 1944 durch einen deutschen Stosstrupp evakuiert wurden¹, und sei erst nach der am 11. September erfolgten Besetzung durch sowjetische Truppen in seine Heimatgemeinde zurückgekehrt.

Dann kamen wir wieder in unser Dorf zurück, aber was bot sich da uns! Es war leer geworden. Wir fanden nur noch 20 Personen; die meisten waren schon über die 60. Alle Häuser waren offengeblieben; das Vieh, Schweine, Geflügel waren alle im Dorf zerstreut.

Der Vf. berichtet auf Grund der Angaben eines Nachbarn kurz über die Evakuierung und den Durchzug der ersten Kosakenpatrouille und fährt dann fort:

Am 20.9. fing dann ein Trauriges Schicksal für unser Dorf zu können. Es kamen dann die Rumänischen Truppen und nahmen dann Vieh, Schweine, Geflügel, Wein und andre Sachen, mit einem Wort, alles was sie fanden. Wen sie uns sahen, so mussten wir Ihnen Dienste leisten, aber wir liesen uns nicht öfter sehen. Wir hielten uns verborgen, wen wir nur konten. Dann fingen die Rumänische Ziwil an; die kamen dann mit den Wägen und nahmen sich Frucht, Wein, Landwirtschaftliche Geräte, Möbl, auch noch das, was die Leute sich vergraben hatten, suchten mit den Eisenstangen. Was sie bekamen, nahmen sie mit. Auch zu Fuss kamen auch Ziegeuner, die nahmen alle Fetzen und noch sonst was sie nur tragen konten mit. Dieses dauerte 14 Tage, jeden Tag immer bis 40 Wägen voll beladen, öfter wen sie noch Wägen bekamen 2-3, das war für uns schlecht zum Ansehen, was sich die Leute in den vielen Jahren geschafft hatten, in 14 Tagen weg. In diesen 14 Tagen haben manche Sachsen Schläge bekommen, die Ihnen nicht ein schönes Gesicht machten oder nicht geben weiten Ihnen, was sie verlangten. So haben sie in meinen Dorf einen geschlagen, der nach 14 Tagen an den Verletzungen starb. Den andern einen Arm, das er nicht mehr arbeiten konte, den 3. auch, das er blau war; der konte nach acht Tagen wieder arbeiten. Noch eins war noch schlimmer, was sie mit den armen Frauen machten, das viele von Inen gestorben sind. Dieses hatten die Russen gemacht, wen betrunken waren, die haben sich saat getrunke, den es war genug Wein in unserm Dorf.

¹ vgl. zu dieser Aktion den unter Nr. 22 abgedruckten Bericht aus der Nachbargemeinde Maniersch.

Ein noch Schweres Schicksall, was die Russen noch im August verlangt hatten, Rumänien sollte Ihm Arbeiter geben. Dieses Urteil kam am 10.1.1945 über unser Deutsches Volk (Sachsen). Die Russen mit den Rumänen kamen und umhülten alle Schächischen¹ Dörfer mit Maschinen Gewehre, nähme das Männliche Geschlecht von 17-47 und das Weibliche Geschlecht von 18-33 Jahren. Aber was für ein Jamer war es, den viele Mütter mussten ihre kleinen Kinder den Grosseltern oder Verwandten überlassen. Auch viele gingen Mann, Frau und Töchter oder Söhne, die in diesen alter waren, mit. Führten sie alle auf den Bahnhof und schäften sie in der grosse Kälte in Vieh Wagonen nach Russland, wo sie schlecht ernährt wurden und schwere Arbeit verrichten mussten. So sind viel vor Hunger, Kälte zu gründe gegangen und gestorben. So waren auch 8 Personen, die aus der Rumänisch Millitär gedient hatten, nach Hause gekommen; sie mussten auch nach Russland ziehen. Von diesen sind 4 da gestorben. Die andern kamen nach Hause, im Jahr 1950, waren nicht mehr so Gesund, wie sie zogen. Sie waren alle verheiratet, ihre Frauen waren in Österreich, sind auch jetzt noch immer von Ihnen getrent. – Ein schönes Wetter hatten wir Gott sei Dank vom 18.10.-19.1.1945. Am selben Tag bekamen wir einen Schnee, 50 cm dich.

Anfang März kamen 80 Rumänische und Ziegeur Familie, aber nur solche, die in ihrem Dorf auch nichts hatten, die nur die Herden gehütet hatten. Sie kamen ohne Vieh und Wirtschaf Geräten. Man hatte Ihnen gesagt, sie bekämen alles, was sie brauchten in eine Landwirtschaft. Aber sie hatten sich sehr getäuscht, den was in unserm Dorf war, [war] schon alles verschlep worden, noch im 1944 Jahr. Wir hatten im 44 eine Weinlese gehabt, die wir am 20.11. nach Haus brachten, und den Wein von der Weinlese wurde verkauft. Einer kaufte sich 2 Kühe, 2 andere Baure je 1 Stück, einer 1 Pferd; und einige Wirtschafs geräte hatten wir noch besorgt. Dieses namen sie uns alles weg, auch den Grund. Die Weingarten konten sie uns nicht nehmen, weil sie sie nicht bearbeiten konnten und auch nicht verstanden. So blieben uns unsere eignen Weingärten zum Bearbeiten. Das Ackerland konten sie auch nicht alles bearbeiten, den es es war zu viel Boden für Sie. So bekamen wir jeder 2 Joch ohne etwas von dem Ertrag abzugeben. Nur waren es nicht gute Leute. Sie liessen sich auch von der Oberichkeit im 1 Jahre nichts sagen. So kam es auch, es kam der Prefekt mit 3 Mann mit einem Auto, wegen uns. Wir hatten Ihnen Klage eingereicht, weil sie es schlecht mit uns machten. Diese jachten sie fort aus unserm Dorf und sagten, sie wären Herr jetzt. So war es auch, was der Richter mit seine Komitet² ausmachten; so führten sie es auch aus. Es dauerte aber nicht ein Jahr, dann mussten doch der Oberrichkeit untertban sein und gehorchen. In den andern Dörfern, wo die Sachsen zu Hause geblieben waren, da machten es die Kolonisten so: Sie zogen zu dem Bauern, der Ihnen paste, nahm ihm Hof und seine ganze Wirtschaft weg, auch sein ganzes Vermögen. Der Wirt bekam ein Zirner, mit der er zu frieden sein musste. Die Zirner, die sie Ihnen nahmen, [nahmen sie] mit samter ein richtung, alles, was im Hause

1 lies: sächsischen.

2 gemeint ist: Komitee.

war. Der Wirt durfte sich ein wenig Wäsche mitnehmen, sonst nichts mehr. Wegen diesem durften sie denn Kolonisten keinen Zorn zeigen, sonst gab es Schläge über Schläge. So mussten sie es gut machen, es war ein trauriges Schicksal.

Nach dem Zusammenbruch kamen unsere Leute, die unter den Russischen Truppen geblieben waren¹, nach Hause, aber nicht auf einmal. Sie kamen die [ersten] anfang Juni, die letzten ende September. Aber wie ging es Ihnen, den ersten 3 Familien, die mit Wägen von einem Dorf zum andern [zogen], bis sie auf unsern Hatert² kamen. Aber was bot sich da Ihnen! Als sie die Kolonisten sahen, kamen sie alle vom Feit gelaufen mit den Werkzeugen in der Hand und begleiteten sie bis ins Dorf wie Gefangene. Im Dorf angelangt, führten sie alle vor den Gemeindesaal und wolten [sie] dahin ein spern. Da kam der Herr Notär, ein guter Mann mit einem guten Verstand, der sagte Ihnen, sie solten sie freilassen; das wäre aufrichtiges Volk, besser wie Sie, die hätten niemanden was zu leid gethan. Nur eins baten die Kolonisten den Notär, er [solle] Ihnen erlauben, die Pakete zu untersuchen. Dieses gewährte [er] Ihnen. So traf auch ich bei solche Untersuchung, grade als der Kolonist ein Zündholz schachtel nahm, es öffnen wolte. Ich sprach zu ihm, [er] solle ja Acht geben; vielleicht wäre eine Bombe darinen, könnte noch ein groses Unglück pasiern; es wäre doch eine grosse Schande, für so etwas zumachen. Nach diesen Worten, die ich Ihnen gesagt hatte, Verliesen [sie] den Hof und gingen beschämt nach Hause. Auf dieses hatten die andern Glück, es wurde dann niemand mehr unter sucht.

Alle Heimkehrer waren froh, dass sie wieder in ihrer lieben Haimat waren. Mit diesem war nich genug. Da kam das Schicksaal, das man das junge Volk von 18–33 Frauen und Männern von 18-47 auf Strassen Arbeit nahm in das Dorf Kokelburg³. Da wurden Sie schwach gekostet und wenig bezahlung; so kam es, dass manche von da in der Nacht nach Hause kamen. Und wen sie die Kolonisten sahen, so gingen sie gleich bei die Polizei, meldeten Ihnen, das wieder der und der zu Haus wär. Dann wurden sie geschlagen, mishandelt und wieder in Ihre Arbeit geschafft. So erging es auch meinem Sohn, der am 20.11.1945 aus der Ruischer Gefangenschaft nach Hause kam, das nämliche Schicksal; aber doch kein Glück in der Haimat, bei mir zu bleiben. Im März 1947 nahmen die Polizei alle SS-Männer und führten alle nach Grosswardein in die Festung.

Der Vf. berichtet im Folgenden, dass die Betroffenen nach längerer Haft in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands überführt und dort zur Arbeit eingesetzt wurden, bis sie über die Zonengrenze nach Westdeutschland fliehen konnten⁴.

Den Heimkehrer Flüchtlinge gab der Staat Weingärten, so viel sie Arbeiten konten, und 2 Joch Aker Land, weil die Kolonisten nicht alles anbauen konten. Nur mussten wir

1 in Niederösterreich, vgl. den unter Nr. 76 abgedruckten Bericht.

2 Gemarkung.

3 Vermutlich: Cetatea-de-Baltă (ungar. Kükülvár); der Name Kokelburg wird in den amtlichen Ortsverzeichnissen nicht geführt.

4 Über das Schicksal nach Rumänien heimgekehrter Kriegsgefangener vgl. auch den unter Nr. 81 abgedruckten Bericht.

dann den 3. Teil vom Ertrag an den Staat abliefern. Nur dauerte es nicht zu lange, im Jahre 1948 wurde der Kohlhos in unserm Dorf aufgestellt. So nahmen Sie uns alles weg, und alle mussten für einen schwachen Tagelohn arbeiten von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends, ohne unterbrechen bei eigener Kost. Die Politische Gemeinde hatte ihr ganzes vermögen behalten, und dieses konnten die Leute unter Miete behalten. So hatten sie zum Leben. Sonst zu kaufen war nichts mehr. Den Ertrag, den [der] Staat bekam, schäufte der Russe nach Russland. Die angestellten waren die schwächsten von den andern Nationen¹. Als der Kohlhos in Kraft getreten war, kam eine schlechte Zeit für diejenigen, die ihr Eigentum noch behalten hatten. Musste ein jeder seinen Grund so bebauen, wie sie von oben das Befehl bekamen, zum Beispiel, welcher 8 Joch Land hatten, wurde für die Saaten, Korn, Kukurutz, Hafer, Gerste, Hanf, Kartoffeln und Sonnenblumen, auf jede Gattung in Ar berechnet. Von allen mussten sie 3%² abgeben. Es wurde ihnen bezahlt in einem Spott Preis, 1 kg Weizen 4.40 Lei und wenn man kaufen musste, 80-90 Lei. Darum sagten die Bauer, jeder sollte nur so viel anbauen, wie viel er für seine Familie braucht.

Der Bericht schliesst mit einer kurzen Schilderung der Ausreise des Vfs. im Zuge der Familienzusammenführung 1951. Ein Nachtrag schildert die Entwicklung der kirchlichen Lage in Felldorf:

Im Jahre 1944 waren wir 18 Personen noch in unserm Dorf zu nick geblieben. Von diesen starben bis zum neuen Jahr 10 Personen; dann kamen noch 8, die aus dem Rumänischen Heer entlassen wurden, nach Hause. So entschlossen wir uns, unsern Glauben und Sitte auch weiterhin zu behalten. Nur fehlt es uns an einem Geistlichen. Wir waren 4 Gemeinden, alle ohne Geistlichen, so auch ohne Organisten. Da ich 26 Jahre bei der Dorfmusik gewesen bin, so nahm ich mir zur Pflicht, wenn es wäre zu erlernen. Keiner konnte mir etwas davon eine aufklärung geben; ich ging jeden Tag in die Kirche und lernte fleissig spielen. Nach 1½ Jahr konnte ich dem Pfarrer zu dienste stehen. Bevor wir einen Pfarrer bekamen, musste [ein] einfacher Bauer den Gottesdienst machen. So bekamen wir die Verordnung von der Landes Kirche; wir bekamen von da die fertig gemachte Predigt, man sollte sie nur vorlesen. Im Jahre 1944 wurde ich zum Kurator und musste zugleich auch die Kirchen Verwaltung übernehmen. Wir hielten jeden Sonntag regelmässig Gottes dienst. Im Jahre 1945 kamen dann noch 110 Personen nach Hause. So ging es dann leichter, den wieder konnten wir dann auch einen Kirchen rat haben. Der bestand aus einem Kurator, 2 Kirchenväter und 2 Beisitzer, das war der Kirchenrat.

Der Vf. berichtet kurz über Verhandlungen mit der Landeskirchenleitung und über die Einrichtung eines Gemeinde-Familienbuches und schliesst:

Dann kam die zeit, als der Kolhos zu stände kam, trennten sich Kirche und Schulle von ein ander. Den Lehrern wurde sogar der Kirchenbesuch verboten. Um ihnen dieses

1 Gemeint ist wohl: waren unter den Angehörigen der anderen Nationalitäten am schlechtesten (schwächsten) gestellt.

2 Gemeint ist wohl 30% oder ein Drittel.

zu vermeiden, hatten sie jeden Sonntag eine Versammlung in einem Rumänischen Dorf, nur ja, das Sie keine Gelegenheit hatten, in die Kirche zu können. Es war traurig genug von Ihnen, weil der Kolchos keinen Glauben nicht mehr haben wollte.

Nr. 66

Befragungsbericht nach Aussagen der A. R. aus S., Județ Tarnavâ-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 18. September 1952, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Ausplünderung und Enteignung volksdeutscher Bauern im Frühjahr 1945; zunehmende Verelendung der deutschen Bevölkerung in den folgenden Jahren; die Kollektivierung in der Landwirtschaft und die Entwicklung der allgemeinen Lebensverhältnisse bis zum Jahre 1951.

Die Berichtersterterin geht zunächst auf die Vorgänge in ihrem Heimatort nach dem politischen Umsturz von 23. August 1944 ein und berichtet dann über die Deportationen in die Sowjetunion.

Die der Verschleppungsaktion folgende Zeit war für uns Zurückgebliebene eine wahre Hölle. Man nahm uns allmählich fast das gesamte Vieh, alle Schweine, alle nicht versteckten Vorräte, schlug uns, beschimpfte uns und zwang uns zu niedrigen Arbeiten. Die Zigeuner gingen tagtäglich und nach Belieben von Haus zu Haus und holten sich, was ihnen gefiel. Als sie mir das letzte Stück Speck Wegnahmen, fragte ich weinend, wovon ich mit meinen Kindern nun leben solle. Darauf erwiderte der Vizebürgermeister Jon Manzaru höhnisch: «Lebt von dem Fleisch, das von früher her zwischen euren Zähnen hängengeblieben ist.» ...

Als Mitte März 1945 die gesetzliche Enteignung aller deutschen Bauern verkündet wurde, hatten wir nur noch das unbewegliche Vermögen zu verlieren. In den sächsischen Höfen erschienen Zigeuner mit schmierigen Papierwischen und erklärten, dass nunmehr sie die Besitzer seien. In den «Urkunden» stand, dass die Inhaber der Schrift von Rechts wegen die neuen Besitzer von Grund, Haus, Vieh, Stall und Scheune seien. Die enteigneten Sachsen wurden z.T. aus den Häusern geworfen und ins Zigeunerviertel oder in andere sächsische Häuser eingewiesen, wo sich mehrere Familien zusammendrängen mussten; zum Teil durften sie auf ihren Höfen bleiben, allerdings gegen Abtretung der besten Zimmer an die Zigeuner. Bis zum Sommer war alles in dieser Weise enteignet.

Es wurde dann bekanntgegeben, dass die früheren sächsischen Besitzer ihre Äcker noch einmal abernten dürften. Dies geschah im Herbst unter grössten Schwierigkeiten, weil wir ja keine Fahrzeuge und Zugtiere hatten und die notwendigen Transportmittel von unseren «Erben» ausborgen mussten. Dabei kam es zu erniedrigenden Verweigerungen und Tätlichkeiten. Übrigens wurde uns die Ernte auch gleich abgenommen. Wir erhielten dafür einen Schundpreis.

Im Frühjahr 1946 bestellten bereits die neuen Besitzer die Felder. In vielen Fällen kam es dabei zu einem Arrangement zwischen den neuen und alten Besitzern: entweder erhielten die Sachsen für ihre «Mithilfe» (in Wirklichkeit leisteten sie die Hauptarbeit) einen Teil der Erträge, oder die neuen Besitzer verpachteten den enteigneten Sachsen kleinere Feldstücke. Manche der Zigeuner und Rumänen, die nun über unsere Höfe geboten, benahmen sich ehrlich und anständig bei der Teilung, viele aber betrogen ihre sächsischen Kompagnons in niederträchtiger Weise. Wir arbeiteten wie besessen, um unseren Lebensunterhalt sicherzustellen, aber als der Winter kam, litten wir Hunger. Immer wieder nahm man uns die durch Arbeit erworbenen Feldfrüchte ab, raubte uns die Kleider aus den Schränken und das Brot vom Tisch. Wir froren, weil wir kein Holz hatten. Unser Essen bestand aus Wassersuppen und Maisbrot. Bald machten sich die Folgen der Unterernährung und der körperlichen und seelischen Leiden bemerkbar. Viele erkrankten.

So ging dies bis Ende 1947. Das dritte Jahr unseres Leidens, also 1947, war das schlimmste. In jenem Jahr hungerten und litten wir am meisten. Wir waren seit dem Herbst 1944 vogelfrei, jeder schmutzige Zigeuner konnte sich an uns sein Mütchen kühlen und uns das Letzte nehmen. Als wir schon dachten, dass wir diese Hölle nicht mehr aushalten würden, wurde es besser. Im Frühjahr 1948 wurde auf enteignetem sächsischem Grund eine Staatsfarm errichtet. Es erschien ein Ingenieur, der uns Sachsen im Gemeindehaus versammelte und uns aufforderte, auf der geplanten Staatsfarm zu arbeiten: «Ihr habt nichts mehr, jetzt werdet ihr Arbeit bekommen, und es wird besser werden.»

Das Gebiet der Farm umfasste etwa ein Drittel des Gemeindeharters und bestand aus sächsischem, gutem Boden. Die anderen zwei Drittel blieben in privatem Besitz der Zigeuner und Rumänen. Zunächst war die Farm nur mit enteignetem sächsischem Vieh und Ackergeräten ausgestattet, später brachte die Leitung auch von auswärts etwas hinzu. Die Arbeiter der Farm waren fast durchwegs Sachsen, ja im ersten Jahr durften überhaupt keine Rumänen und Zigeuner angestellt werden. Wir erhielten einen kärglichen Lohn, für den wir uns bis zur Erschöpfung schinden mussten. Da wir keine Lebensmittelkarten besaßen, mussten wir unsere Nahrung schwarz zu Wucherpreisen kaufen. Von den Erträgen der Farm erhielten wir nichts; diese wurden alle nach Schässburg geschafft. Im zweiten Jahr wurde von der Leitung der Farm eine Küche eingerichtet, wo wir Essen erhielten. Dieses war jedoch so schlecht und unzulänglich, dass wir uns zusätzlich Lebensmittel kaufen mussten.

Als 1949 die letzten Russlandverschleppten heimkehrten – im Herbst 1945 waren 10 Kranke, im Sommer 1947 ein weiterer Transport eingetroffen –, waren wir wenigstens wieder beisammen. Nur unsere Männer, die zur Waffen-SS eingerückt waren, kehrten nicht mehr zurück. Das war für uns Frauen sehr bitter.

Im Herbst 1950 wurde im restlichen Teil des Dorfes eine Kolchose errichtet. Deren meiste Mitglieder waren Rumänen und Zigeuner, aber auch einige Sachsen. Der Leiter war ein ortsfremder Rumäne, der uns Sachsen freundlich behandelte und mit Vorliebe

unsere Leute in die Posten, wo es auf Ehrlichkeit und Tüchtigkeit ankam, setzte. Wir durften nicht mehr geschlagen und beschimpft werden. Auf dem Papier waren wir nunmehr gleichberechtigt. Aber die Zigeuner und gewisse Rumänen liessen uns trotzdem immer wieder ihre Macht fühlen.

Die sächsische Schule wurde in die rumänische eingebaut. In den ersten vier Jahren lernen die Kinder in ihrer Muttersprache, in den drei oberen Klassen ist jedoch die Unterrichtssprache rumänisch. Lediglich 3 Stunden in der Woche sind dem Deutschunterricht gewidmet. Dies hat zur Folge, dass manche Kinder bereits besser Rumänisch als Deutsch und Sächsisch sprechen. Von den 12 Lehrern der Schule sind nur 3 deutscher Volkszugehörigkeit. Der Kindergarten ist rumänisch. Die Kindergartenlehrerin sprach nur dann mit den Kindern deutsch, wenn diese sie auf rumänisch nicht verstanden.

Der Kirchgang war erlaubt, ebenso das Tragen der sächsischen Trachten. Es gibt wenig deutsch-rumänische Eheschliessungen... Trotzdem z.B. auch die Veranstaltungen wie Tanzabende, Kundgebungen usw. mit Rumänen und Zigeunern gemeinsam abgehalten werden müssen, ergibt sich stets eine unausgesprochene, aber selbstverständliche Scheidung. Das Deutschbewusstsein ist noch sehr wach und wird sich auch so leicht nicht ausrotten lassen. Die Kinder allerdings sind starken Einflüssen der Kommunisten und der Entnationalisierung ausgesetzt. Die Jugend zeigt sich jedoch gegenüber der kommunistischen Ideologie wenig anfällig.

Als man uns die Weihnachtsbäume verbot – es wurde an deren Stelle ein sogenannter «Winterbaum» zu Neujahr propagiert –, schmückten wir am Weihnachtsabend heimlich kleine Bäumchen und deckten sie, als die Kommunisten die Häuser kontrollierten, mit Papier und Tüchern zu. Am Heiligen Abend brannten jedenfalls die Kerzen, wenn auch nur einige wenige. Wir wollten unseren Kindern zeigen, wie schön das alte Weihnachtsfest ist.

Ich beantragte im Frühjahr 1950 meine Übersiedlung nach Deutschland zu meinem Mann. Fast zwei Jahre lang musste ich auf die Erledigung meines Gesuches warten. Aber dann durfte ich im Dezember 1951 mit dem letzten aus Rumänien freigegebenen Transport mitfahren. Als ich endlich diesseits des Eisernen Vorhanges war, hatte ich das Gefühl, der Hölle entronnen zu sein. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mich körperlich und seelisch von all dem erholt haben werde, was wir in Rumänien erlebten.

**Erlebnisbericht des Fabrikanten Viktor Ferentzi aus Hermannstadt (Sibiu)
in Süd-Siebenbürgen.**

Original, 9. April 1956, 3 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Lage des deutschen Bürgertums in Hermannstadt in den Nachkriegsjahren: Wohnungsbeschlagnahmen; Enteignung volksdeutscher Vermögen und Verstaatlichung von Geschäften, Betrieben und Wohnhäusern in den Jahren 1947/48; Ausreise des Vf. im September 1951.

Der Vf. berichtet zunächst über den Einmarsch der Roten Armee in Hermannstadt und über die Aushebung zur Zwangsdeportation in die Sowjetunion im Januar 1945¹.

Allmählich gewöhnte man sich an die russische Besatzung. Die einheimische Bevölkerung machte von ihrem Recht, Übergriffe, Gewalttaten usw. der russischen Soldaten bei der russischen Kommandantur anzuzeigen, selten Gebrauch, da sie sich fürchtete. Ich selbst hatte einmal eine grössere Auseinandersetzung mit dem Adjutanten eines Obersten, der nach dem ersten bei mir wohnte. Die Sache war so: Mein alter Oberst wurde im Herbst 1945 versetzt, und nun wollten die in meinem Hause requirierten Räume nicht nur die Russen wieder belegen, sondern auch ein rumänischer General reflektierte darauf. Es gab ein mächtiges Tauziehen zwischen beiden, und bis zur Klärung der Sache musste ich die Wohnungsschlüssel bei dem rumänischen Kommando hinterlegen. Natürlich behielten die Russen die Oberhand, und dem russischen Oberst mit seinem Verhältnis, einer uniformierten Frau, wurde die Wohnung zugesprochen. Eines schönen Tages nun kamen diese Leute mit dem Quartierschein angertückt und wollten gleich in die Wohnung hinein. Da die Schlüssel jedoch nicht da waren – ich musste sie ja vom rumänischen Kommando abholen –, erbrachen sie die Eingangstür. Als ich etwas verspätet mit den Schlüsseln ankam, wurde ich wegen Sabotage mit Verhaftung, Aufhängen und Deportation bedroht, und es gelang mir nur schwer, die Russen zu beruhigen, aufzuklären, dass die Schlüssel doch deponiert waren und ich sie erst abholen musste, was leider etwa 2 Stunden in Anspruch nahm. Mit dem neuen Oberst verkam ich mich später dann recht gut, und er wohnte mit seinem Weib bis zu Ende der russischen Besatzung bei mir. Beim Auszug musste jeder russische Offizier von seinem Quartiergeber eine Bescheinigung erbringen, dass er die Wohnung in gutem Zustande verlassen hatte. Diese Bescheinigung zu geben, fiel mir recht schwer, denn die Russen hatten in meinen Wohnräumen nicht nur grosse Wäsche gewaschen, sondern diese auch in der Halle auf Seilen getrocknet und für die Seile Nägel in die antiken Möbel eingeschlagen. Im Kamin der Halle kochten sie auch mitunter und stellten dann die heissen Kochtöpfe auf die Lederfauteuils, die grosse Löcher bekamen. Als Kuriosität möchte ich noch erwähnen, dass sie auch ein lebendes Schaf in der Halle hielten.

Im Jahre 1947 begann die rumänische Regierung mit der eigentlichen Vermögenskonfiskation nach sowjetischem Muster. Zuerst wurde eine Währungsreform durchge-

¹ Teilabdruck oben, S. 232 f., Anmerkungen (zu Bericht Nr. 48).

führt und zwar Eintausch der kursierenden Lei-Noten gegen neue im Verhältnis 1: 20'000. Eingelöst wurden pro Person maximum 3'000'000, wofür man 150 sogenannte stabilisierte Lei bekam. Alle übrigen Bargeldsummen und die Einlagen bei den Banken gingen verloren. Später wurde dann mit Dekretgesetz verfügt, dass alle Gold- und Goldmünzen-Bestände sowie Devisen abgeliefert werden mussten. Für ein 20 frcs Goldstück wurden 1'000 Lei vergütet. Auf die Nichtablieferung standen ganz grosse Strafen, und leider gab es auch unter den Volksdeutschen viele, meistens Industrielle, die den grössten Teil ihres Gold- und Devisenbesitzes zurückbehielten, d.h. diese eingruben oder sonstwie versteckten. Zumal unter den Heltauer Textilindustriellen gab es eine Menge und wurden dann zu 5 bis 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Viele dieser Verurteilten sind in den Gefängnissen elend zugrunde gegangen. Die rumänischen Polizeibehörden hatten eine gute Spürnase und wussten ungefähr Bescheid, wer nichts oder nicht entsprechend abgeliefert hatte. Die Verdächtigen wurden dann meistens mit Erpressungen und Foltermethoden zu Geständnissen gezwungen. Haussuchungen bei Tag und Nacht gab es auch viele, und die Verhaftungswelle erstreckte sich auf eine lange Zeit.

Mitte 1948 erfolgte dann der grosse Schlag gegen die besitzende Klasse. Die Fabriken wurden enteignet und verstaatlicht, und zwar ohne jedwede Vergütung. Unsern sächsischen Bauern nahm man den Grundbesitz weg und vertrieb sie von Haus und Hof. Meistens waren es Zigeuner, die an ihre Stelle kamen, Leute, die gar keine Erfahrung hatten, nicht arbeiten wollten. So ging die blühende Landwirtschaft unseres sächsischen Volkes zugrunde. Es folgte dann noch die Wegnahme der grösseren Geschäftsläden, Apotheken, und die Werkstätten der Kleingewerbetreibenden wurden in Kollektiven zusammengefasst. Unser sächsisches Volk, das in allen Wirtschaftszweigen, Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft Siebenbürgens eine grosse Rolle spielte und führend war, verarmte vollständig.

Unsere Betriebe, mit ganz wenigen Ausnahmen, durften wir nicht mehr betreten; wir waren also arbeitslos und erhielten auch keine Lebensmittelkarten mehr. Vieles mussten wir auf dem schwarzen Markt eindecken, und als Beispiel möchte ich nur erwähnen, dass das auf Karten gekaufte Brot Lei 14 pro Kilogramm kostete, während wir bis Lei 100 pro Kilogramm bezahlen mussten. Im April 1948 wurde auch ein Grossteil der privaten Häuser ohne Entschädigung verstaatlicht. Mein letzter Besitz, Haus und Garten in der Friedenfelsstrasse, die schon seit 1945 den Namen strada Moscowa erhalten hatte, wurde auch enteignet. Ich durfte noch weiter im Hause wohnen und bekam ein Zimmer zugeteilt, für das ich monatlich Lei 500 bezahlen musste. Alle übrigen Räume, sofern sie nicht schon früher requiriert waren, wurden von kommunistischen Arbeitern belegt. In den sieben Zimmern meines Hauses wohnten nunmehr sechs Parteien, wovon fünf gemeinsam die Küche benützten¹.

¹ Über die Entwicklung der Wohnverhältnisse in Hermannstadt berichtet Frau Eva Klamfoth (vgl. Bericht Nr. 48): «Das Leben seit 1945 ging ziemlich ereignislos weiter, d.h. es waren recht unerfreuliche, sich ewig wiederholende Vorgänge: Verhaftungen, Requirierungen von Häusern, Woh-

Das Leben war schwer geworden und der Terror von Seiten der rumänisch-kommunistischen Behörden kaum erträglich. Wir fassten nun den Entschluss, wenn irgendwie möglich, zu unseren Kindern in die deutsche Bundesrepublik zu übersiedeln. Ich setzte alle Hebel in Bewegung und hatte schliesslich Erfolg, vielleicht auch deshalb, weil man mich und meine Frau als ältere Leute loshaben wollte. In Bukarest arbeitete seit 1950 eine deutsch (sowjetzonale)-französische Repatriierungs-Kommission, die auch die Familienzusammenführung besorgte. Durch diese erhielten wir die Bewilligung, mit einem Transport hinauszufahren. Im September 1951 ging's von Grosswardein aus los. Drei Tage waren wir unterwegs und gelangten über Budapest, Prag, Dresden am 22. in Oelsnitz [an], wo wir in einem Quarantänelager bis 2. Oktober blieben.

Die Schlussätze schildern die Ankunft bei der Familie des Vfs. in Westdeutschland.

nungen, Zimmern; Familien wurden auf engstem Raum zusammengedrängt; alte, erwerbslose Leute wurden mit völlig fremden Personen in einem Zimmer untergebracht (das Teilen eines Raumes durch Schränke und Vorhänge ist in Rumänien etwas Alltägliches). Bis 1948 waren viele russische Truppen da. Das neue Mietgesetz (seit 1953) sieht 8 m² Wohnraum für eine Person vor, was darüber ist, wird von einer zweiten Person belegt. Die Wohnungskommissare waren gefürchtet. In den ersten Jahren gelang es noch, die oft nichtkommunistischen Kommissare zu bestechen, aber es wurde immer gefährlicher. Ich selbst wurde im Jahr 1946 mit meinen Eltern aus unserer Wohnung evakuiert, da man dort ein Polizeirevier einrichtete, es bereits nach einem Jahr aber wieder auflöste und die Wohnung wieder – an Zigeuner abgab. Hermannstadt war sehr überbevölkert, da viele Flüchtlinge aus der Bukowina und Bessarabien gekommen waren, ausserdem der Verwaltungsapparat sich sehr vergrösserte (Büros wurden gebraucht) und durch die Vergrösserung der Fabriken viele Arbeiter vom Land zuströmten. Dank meiner damaligen Beziehungen zum Wohnungsamt gelang es mir, in die Wohnung meiner Grossmutter, die alleinstehend war, zu ziehen und drei Jahre – ohne Einquartierung – mit ihr allein in einer 3-Zimmerwohnung zu wohnen. Im Jahre 1948 wurde jedoch ihr Haus (bestehend aus vier Dreizimmerwohnungen, zwei Etagen) verstaatlicht und enteignet. Sie musste einen Bogen unterschreiben, in dem stand, dass sie, als frühere Ausbeuterin, ihr Haus dem Staate zur Verfügung stellte. Von der Haussteuer, die andere Besitzer weiterzahlen mussten und heute noch zahlen, war sie als über 75jährige «befreit». Im Jahre 1950 wurden wir auch von hier evakuiert, da ein rumänischer Oberst unsere Wohnung recht komfortabel fand. Es gelang mir, meine Grossmutter im staatlichen Altersheim, dem ehemaligen evangelischen Frauenheim, unterzubringen, da sie von ihrer Pension (als Witwe eines bei der Sparkasse arbeitenden Ingenieurs) von monatlich 80 Lei nicht leben konnte. Sie wohnt auch heute, als 85jährige, dort, teilt mit einer ungarischen Dame ein Zimmer. Die Verpflegung ist mässig, im Allgemeinen sind die Zustände dort gut.»

Erlebnisbericht der H.N. aus Kronstadt (Braşov) in Süd-Siebenbürgen.
Original, 15. April 1956, 15 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Auswirkungen der Enteignungsaktionen auf die Situation der Volksdeutschen in Kronstadt; allgemeine Lebensbedingungen, wirtschaftliche und kulturelle Lage in den ersten Nachkriegsjahren; die Behandlung der Heimkehrer; Kollektivierung des Wirtschaftslebens und beginnende Normalisierung der Verhältnisse nach 1949.

Nach Schilderung ihrer Erlebnisse in den ersten Monaten nach dem Umsturz und Darstellung der Verschleppungsaktion in Kronstadt¹ geht die Vfn. kurz auf das Schicksal der in Rumänien versprengten deutschen Soldaten ein und fährt dann fort:

Als ich am 15. Januar 1945 in den öffentlichen Dienst gerufen wurde, weil auch eine grosse Zahl unserer Angestellten ausgehoben und verschleppt worden war, da habe ich erst erfahren, wieviel Frauen verschleppt und wieviele wegen deutscher Soldaten im Gefängnis sitzen mussten. Eine Mutter von vier Kindern war zwei Jahre eingesperrt. Ich habe sie nachher kennengelernt, sie hat als Hausmeisterin in einem rumänischen Staatsgebäude ihre vier Kinder wieder gesammelt und versorgt. Ihr Mann war in Gefangenschaft. Sie hat tapfer, wie wir alle, durchgehalten.

Wenn ich nun morgens bis zur Schwarzen Kirche ging und fast gar kein bekanntes deutsches Gesicht sah, musste ich immer an Tränen würgen. Alle Schulgebäude, bis auf die Mädchenschule, die später auch genommen wurde, waren von Rumänen besetzt. In den Räumen des kirchlichen Kassenamtes und in drei Zimmern der Stadtpfarrwohnung, die zu Klassenzimmern umgeändert waren, befanden sich alle Volksschulklassen. Das Gymnasium, Knaben und Mädchen, war anfangs in der Mädchenschule. Später, als auch das Gebäude für eine Forsthochschule genommen wurde, gingen unsere Mädchen und Jungen zusammen ins Gebäude des rumänischen Gymnasiums. Die Rumänen hatten am Vormittag, unsere Schüler am Nachmittag Unterricht. Nach Jahren, als immer wieder betont wurde, dass im kommunistischen Staat alle gleich sind, verlangten unsere Lehrer, dass auch unsere Kinder wenigstens ein halbes Jahr vormittags zur Schule gehen, weil der Nachmittagsunterricht viel anstrengender ist. Die KBA (Kindergärtnerinnen-Bildungs-Anstalt) hatte ihren Unterricht in der Sakristei der Schwarzen Kirche, bis sie bei der Übernahme unserer Schulen vom Staat 1947 ganz aufgelöst wurde.

Im Sommer desselben Jahres war eine Geldstabilisierung, in der die Sachsen viel einbüssten. Die Schwedenhilfe des Gustav-Adolf-Vereins kam leider einige Tage zu spät zur Verteilung. Unsere Landeskirche hätte sie sofort nach Empfang verteilen müssen. So standen wir am Tage vor der Geldumwechslung mit 20 und mehr Millionen Lei in der Hand, konnten nichts mehr kaufen, und richtig umgetauscht wurden jedem nur 3 Mill. Lei, abgeben mussten wir aber alles.

¹ abgedruckt unter Nr. 49.

Gleich nach dieser Geldeinwechslung wurden alle aufgefordert, ihre Geldstücke in Gold abzuliefern. Wer hatte die meisten davon? Doch hauptsächlich nur die Sachsen, sie waren die Fabrikanten, Grosskaufleute etc. War doch die gesamte Industrie in Siebenbürgen in deutschen Händen. Ebenso musste jeder Schmuck angegeben und zur Abstempelung getragen werden. Schmuckstücke, die mehr als ein bestimmtes Gewicht hatten, sollten später wahrscheinlich weggenommen werden. Ich lag krank und hatte bis zum vorletzten Tag gezögert. Aus einer langen Uhrkette, einem Erbstück meiner Mutter, hatte ich vier Armbandketten machen lassen, damit keins so schwer sei, um angemeldet werden zu müssen. Am gleichen Tage wurde diese Aktion aufgehoben. Bei wem man aber Gold vermutete, der entging einer gründlichen Hausdurchsuchung nicht. Man hatte von den Russen bei den Aushebungen gelernt. Man klopfte sogar die Wände und Fussböden ab, schloss Schreibtische auf, erbrach Geheimfächer und scheute vor nichts zurück.

Die Vfn, geht auf die Schicksale verschiedener Geschäftsleute, die als Besitzer von Gold- und Wertsachen denunziert, verhaftet und zum Teil unmenschlich misshandelt wurden, näher ein und führt dann fort:

Im Herbst 1947 wurde die Nationalisierung durchgeführt. Zuerst möchte ich von den Bauern berichten. Unsere grossen, schönen Burzenländer Dörfer, d. i. um Kronstadt herum, waren sehr reich. Einst vom deutschen Ritterorden besiedelt, waren diese Bauern im Sachsenlande mit allem voran. Sie arbeiteten längst auf den Feldern mit Maschinen, sie holten sich aus dem Ausland Rassevieh. Mastochsen und Schweine wurden zu Tausenden aus dem Burzenland ins Ausland verkauft. Nun wurden ihnen ihre schönen Höfe – manche waren wie kleine Rittergüter – genommen und Rumänen und Zigeuner aus dem Bodzaer Gebirge hineingesetzt. Die Bauern mussten zum Teil in die Häuser der Zigeuner oder Rumänen an der Peripherie der Gemeinde ziehen oder wurden von diesen «neuen Herren», denen es in ihrer Haut gar nicht wohl war, in einem Zimmer oder gewesener «Sommerküche» im Parterre geduldet. Zuerst ging ein Teil des Viehs ein, weil die «neuen Herren» keine Ahnung von der Wirtschaft hatten; für den Winter war entweder nicht vorgesorgt oder das Futter von den Russen requiriert. Zudem konnten sie die Felder nicht richtig bebauen, hatten nicht gedüngt, und die Sachsen hatten, um leben zu können, in der Stadt beim Strassenbau oder in den Fabriken Arbeit gesucht. Was die «neuen Herren» abliefern mussten, war ihnen aber vom Staat vorgeschrieben worden. Wenn sie das nicht schafften, galten sie als Saboteure und konnten eingesperrt werden. Also riefen viele der «neuen Herren» die sächsischen Bauern zurück.

Manchem Sachsen aus der Stadt, der viel Grund auf dem Lande hatte, wurde er gelassen. Er war aber verpflichtet, ihn zu bebauen und seine Abgaben zu leisten. Früher hatten diese Städte den Grund in Pacht gegeben, nun nahm ihn niemand. Frau D. T. aus Kronstadt musste nach Brenndorf hinausfahren, wochenlang draussen wohnen und Bauern bitten, dass sie ihr für Geld den Grund bebauten. Sie musste in der Stadt von ihren Sachen verkaufen, um die Arbeit bezahlen zu können.

Zum Schluss war die Ernte kleiner als die geforderten Abgaben, und sie musste Getreide dazukaufen. Aus ihrer wunderschönen Villa war sie längst ausgewiesen und

wohnte mit noch zwei Damen, die in ähnlicher Lage waren, in einem Zimmer. Durch Schränke hatte sich jede ein kleines Reich abgeteilt. Eine Küche hatten sie nicht, kochten auf Petroleumkochern und hofften, dass es vorübergehend sei. Ich weiss nicht, ob sie es nachher besser hatten, aber ich glaube, es wird ihnen im Winter 52 so ergangen sein wie vielen anderen, dass sie auf irgendein rumänisches oder ungarisches Dorf evakuiert wurden, weil man die Wohnungen in der Stadt bei der wachsenden Industrialisierung für Ingenieure und Arbeiter brauchte. Eine verwitwete Predigersgattin aus Brenndorf musste sogar, weil sie noch nicht 60 Jahre alt war, «Gemeindearbeit» leisten. Stall ausmisten, Strassen reinigen, Arbeiten, die sie in ihrem Leben nie gemacht hat. Die «Bourgeoisie» soll arbeiten, hiess es.

Zur selben Zeit wurden in den Städten die Geschäfte enteignet. Von einem grossen Kolonialgeschäft weiss ich vom Besitzer selbst, dass er die Schikanen nicht mehr ertragen konnte und eine Enteignung herbeisehnte, um endlich die Angst und Verantwortung los zu sein. Er wurde nachher als Angestellter hin und her geworfen. Er soll, nachdem wir fort waren, geistig umnachtet gestorben sein. Die schönen deutschen Geschäfte wurden in «Staatsgeschäft Nr....» umgewandelt. Die Verkäufer blieben immer nur einige Monate in einem Geschäft, es wurde fortwährend gewechselt, damit keiner irgendwo warm wurde.

Die Vfn. schildert im Folgenden die Fälle zweier ihr bekannter Fabrikanten, die auf Grund von zweifelhaften Beschuldigungen zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt und enteignet, nach ihrer Entlassung allerdings als Angestellte in ihrer Branche weiterbeschäftigt wurden.

Auch die grossen Häuser in der Stadt wurden enteignet, aber nicht alle. Nach welchen Gesichtspunkten das gemacht wurde, konnten wir nicht ergründen, es war ganz willkürlich. Einfamilienhäuser liess man den Familien; hatte aber ein Hausbesitzer auch staatliche Pension, verlor er das Haus. Aber auch da war kein System drin. Eine mir bekannte Offizierspensionistin behielt zufällig beides. Eine 74jährige Cousine, deren Bruder als Soldat der rumänischen Armee mit dem deutschen Militär mitgezogen war, verlor vom Vermögen zuerst den Teil des Bruders, nach zwei oder drei Jahren alles. Wovon sie ohne Pension oder irgendeine Rente leben sollte, danach hat man nicht gefragt. Das Vermögen derer, die nach Deutschland gezogen waren, wurde eingezogen.

Die Verstaatlichung der Schulen geschah zur selben Zeit. Unsere evangelische Kirche hatte mit schwerer Mühe die Gehälter für Lehrer noch aufgebracht. Die deutschen Fabrikanten und Grosskaufleute hatten, solange sie noch im Besitz ihrer Fabriken und Geschäfte waren, grosse Spenden an die Kirche abgeführt. Nachdem man ihnen auch alles genommen hatte, war es höchste Zeit, dass auch die Schulen vom Staat übernommen wurden. Wir hatten Angst, dass der deutsche Unterricht verboten würde, aber das geschah nicht. Die Lehrer wurden vom Staat bezahlt, es wurde sogar ziemlich schnell geregelt. Sie standen keinen Monat ohne Gehalt, wie wir bei der Ordnung befürchtet hatten. Es war vorgearbeitet worden. Die Dienstjahre mussten genau angegeben werden und wurden fast ausschliesslich anerkannt. Die Lehrer hatten auch früher alle Begünsti-

gungen eines Beamten genossen, wie z.B. 50% Ermässigung auf den Staatsbahnen. Nun standen sie ganz in Staatsdiensten und mussten sich dem neuen System fügen. Hatten sie nach August 1944, weil sie wieder von der Kirche erhalten wurden, einen apologetischen Kurs mitmachen müssen, auch die in der Nazizeit nicht unterrichtet hatten, nun mussten sie sich wieder umschulen lassen. (In der Hitlerzeit hatten sie uns die Schule von der Kirche, die sie 800 Jahre durch alle Fährnisse geführt und erhalten, getrennt.) Im Sommer 48 wurden die Lehrer zum I. C. D. (Indrumarea corpuli didactic)¹ Kurs einberufen und einen Monat lang täglich geschult. Am Schluss wurde eine Prüfung abgelegt.

In der Schule mussten die Lehrer anfangs immer eine Stunde früher, also schon um 7 Uhr, da sein, um den Leitartikel des führenden rumänischen Blattes «Scanteia» zu lesen und einen Abschnitt aus dem Buch der kommunistischen Partei. Später machten sie zu Hause einen Auszug des Leitartikels in deutscher Sprache und mussten nur 148 Uhr da sein, um denselben vorzulesen. Die Vorbereitungen für jede Stunde mussten dem Schulleiter täglich vorgelegt werden, und es musste in jeder Stunde etwas von der kommunistischen Gesinnung zu spüren sein.

Der Religionsunterricht in der Schule wurde sofort verboten. Offiziell war es erlaubt, dass die Kinder zum Pfarrer in den Religionsunterricht gingen; im Geheimen war es den Schulleitern nahegelegt worden, die Kinder durch irgendwelche Veranstaltungen vom Besuch des Religionsunterrichts fernzuhalten. – Auch die Kirchen wurden verstaatlicht. Jede Bank, Bild, Teppiche in der Kirche wurden inventarisiert. Auf allem klebte ein Zettel mit Stempel und Nummer.

Nach Schilderung verschiedener Episoden, die die Situation der Lehrer noch näher illustrieren, fährt die Vfn, fort:

Ich hatte damals schwerere Sorgen. Meine Kinder standen beide vor dem Abitur und wollten gerne nachher studieren. Wie ich das machen sollte, wusste ich nicht. Sie wollten gerne zum Vater nach Deutschland, weil sie auf bessere Lebensmöglichkeiten hofften und weil die Zustände immer unerträglicher wurden. Wir bewohnten zwei grosse Zimmer, nachdem wir in drei Jahren 4mal hatten umziehen müssen. Die Küche und das Badezimmer hatten wir mit einer rumänischen Familie gemeinsam. Und eine dritte Familie, ein Bahnarbeiter mit Frau und kleinem Kind, wohnte in der früheren Mädchenkammer des Hauses, ging uns also durch die Küche.

Kam ich zu Mittag aus dem Dienst in unsere Strasse und begegnete 2–3 Männern mit Aktentaschen unter dem Arm, dann wusste ich, dass das irgendetwas Unerfreuliches zu bedeuten hatte, und mein Herz schlug bis zum Halse. Man kam aus der Angst gar nicht heraus. Wenn ich abends schlafen ging, überlegte ich jedesmal, ob ich nicht zu offen oder unüberlegt mich irgendjemandem gegenüber geäussert hatte und man mich nachts nicht mit dem gefürchteten schwarzen Wagen holen könnte. Wir hatten ja unsere Lehrerversammlungen, Vorträge usw. mit den Rumänen und Ungarn zusammen. Ich sprach da auch nur mit Bekannten, aber wem konnte man trauen? Es wurden Leute verschiedener

¹ wörtlich: «Instruktion» oder «Schulung des Lehrkörpers».

Nationalität mit dem bewussten Wagen abgeholt, die dann für immer verschwanden. Von einigen hörte man nach Monaten entweder aus einem Gefängnis oder vom Schwarzmeer-Donaukanal. Das war das Furchtbarste, was einem passieren konnte, weil dort die meisten, so wie in Russland, zugrunde gingen. Im Gefängnis war man in «bester» Gesellschaft. Trotzdem haben manche die Nerven verloren und Selbstmordversuche gemacht.

Unsere Volksgenossen hatten sich noch enger als früher zusammengeschlossen. Mein Mann wundert sich heute immer wieder, wie ich so viele Leute in Kronstadt kenne, von denen er früher nichts gewusst hat. Das Schicksal jedes einzelnen Sachsen ging uns an und lag uns am Herzen.

Durch die Enteignungen der Bauernhöfe, Verschleppung von Korn, Mais usw. durch die Russen, mussten wir auch in diesem reichen Agrarland fast hungern. Schon im Winter 1946 gab es in der Stadt sozusagen keine Milch zu kaufen. In der Molkerei wurde zwar Butter gemacht, aber nur für die Russen, Brot bekamen wir auf Karten, und die Empörung war gross, wenn vor den Bäckereien das duftende, frische Brot von Russen auf Lastautos geladen wurde. Dann hiess es: die armen deutschen Soldaten haben das Kommissbrot aus Deutschland bekommen, diese holen sich bei uns das Beste.

Die Vfn. erwähnt Unterstützungen, die ihr von Freunden im Ausland zukamen, und berichtet dann weiter: Besonders der Winter 1946-47 war schwer. Damals hatten wir jeden Abend in ganz wenig Öl geröstete Kartoffeln mit Sauerkraut und manchmal eine Tasse Milch dazu, denn wie teuer sie auch war, ich war immer bemüht, irgendwo welche zu bekommen. Da ich im Beruf stand, schickten mir meine Freundinnen Frauen, welche vom Lande kamen, mit Lebensmitteln zu. Wenn man durch die Hauptstrassen ging, wurde man öfters von ungarischen Dorffrauen mit kleinen unscheinbaren Holzkoffern in der Hand leise angesprochen, ob man nicht Butter haben wolle. Dann verschwand man mit ihnen unter einem Tor und konnte frische Landbutter kaufen. Als man dahinterkam, wurde auf den Zügen Kontrolle gemacht und ihnen alles weggenommen. Es kam soweit, dass man den Zigeunerinnen und den Gebirgsrumänen, die das Beerenobst zur Stadt brachten, dieses korbweise wegnahm und wir zeitweilig gar kein Obst auf dem Markt bekamen oder auf den Strassen versteckt sehr teuer bezahlen mussten. Das Beerenobst wanderte in Marmeladenfabriken, und wir bekamen dann im Winter wenigstens Marmelade; zuerst auf Karten, dann frei. Allmählich konnte man schwarz doppelt und dreifach so teuer wie auf Karten noch zusätzlich Brot erstehen. Maisbrei – Palukes, das rumänische Nationalgericht, konnten wir uns gar nicht mehr zubereiten, weil kein Mehl zu haben war. Ganze Züge voll wurde der Mais nach Russland transportiert. Nach einer Zeit kam er dann als «Geschenk» der Russen zurück. – Es soll sich zugetragen haben, dass ein Arbeiter beim Aufladen seinen Mantel im Mais versteckt hat und zum Essen gegangen ist. Als die Arbeiter vom Essen zurückkamen, war der Zug mit seinem Mantel weg. Nach etwa zwei Monaten luden sie am selben Ort den von den Russen geschenkten Mais ab und o Wunder, der Mann fand seinen Mantel wieder. Ob es sich tatsächlich so zugetragen hat oder nur ein Witz war, weiss ich nicht, es wurde damals viel erzählt.

Es waren allmählich viele unserer Jungen, die in der deutschen Armee gedient hatten, schwarz nach Hause gekommen. Sie wurden anfangs versteckt gehalten, dann getrauten sie sich 1946 heraus und nahmen auch Stellungen an. Als das erste deutsche junge Paar nach langer Zeit wieder in der Schwarzen Kirche, dem grössten Dom des Südostens getraut wurde, da war fast die ganze sächsische Bevölkerung auf den Beinen, um sie zu sehen und sich an ihnen zu freuen. Dann begann die Buchführung der Verschleppten aus Russland, aber nicht nach Hause nach Siebenbürgen, sondern meistens nach Deutschland. So kam es dann zur tragischen Trennung der Familien. Als ein Teil, meist auf Umwegen auch nach Hause gekommen war, wurde im grossen Astrasaal der erste deutsche Heimkehrerabend veranstaltet – befohlen. Sie sollten erzählen, wie gut es ihnen ergangen ist. Wir haben den Doppelsinn ihrer Worte verstanden, denn sie sprachen ja «deutsch».

Am 1. Mai, Tag der Roten Armee, bei Protestkundgebungen wegen Marschall Tito, sollten die Sachsen bei den Umzügen in ihrer Tracht erscheinen.

Im Jahre 1949 begann man mit der Gründung der Kollektivwirtschaften. Sie wurden von Sachsen geführt, weil diese planmässig arbeiten können. Viele wurden aus diesem Grunde von den neuen Eigentümern auf ihre Höfe zurückgerufen, und der Staat duldete es. Die Heimkehrer, die, von Russland her an harte Arbeit gewöhnt, nun in die Fabriken arbeiten gingen, hatten bald das rote Fähnchen als die besten Arbeiter auf ihrem Arbeitsplatz stehen. Als in München die 800-Jahr-Feier veranstaltet wurde und unser Dichter Heinrich Zillich in seiner Festrede von den Sachsen in Siebenbürgen als dem «Bollwerk gegen den Kommunismus» sprach, dann fing wieder ein Aufschreiben und Aufregen der sächsischen Menschen an, worauf die jungen Heimkehrer in den Betrieben Mut zeigten, auftraten und den Grund des Aufschreibens wissen wollten. Sie erklärten im Syndikat einer Fabrik, dass sie vor der Arbeit keine Angst haben, aber nach Russland nicht wieder gehen werden. Lieber bringen sie sich vorher alle um. Daraufhin hörte die Aktion auf.

Es wurde auch eine deutsche Zeitung wieder herausgegeben «Neuer Weg», denn auch in den sächsischen Reihen hatte sich eine «antifaschistische Gruppe» gebildet. An ihrer Spitze standen zwei Arbeiter, die seinerzeit gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren.

Auch in kultureller Hinsicht konnte man sich 1949 wieder frei betätigen, d.h. frei nach kommunistischer Art. Es wurden Theaterstücke von einer Laiengruppe aufgeführt, z.B. «Der Kreuzeischreiber» von Anzengruber, «Der Revisor» von Gogol, und das rumänische Theater spielte wochenlang Schillers «Räuber» in rumänischer Sprache.

Auch Kirchen-Musik wurde in der Schwarzen Kirche wieder gemacht. Zu den Zuhörern gehörten auch viele Rumänen. Sogar im Gottesdienst erschienen sie und gingen durch die Reihen, was sehr störend empfunden wurde. Zuschliessen konnte man die Türen nicht, weil man dann von geheimer Verschwörung hätte reden können. Die früheren Philharmoniker hatten bei Kirchenkonzerten immer mitgewirkt; nun waren sie ins Staatsorchester aufgenommen und durften in der Kirche nicht mehr spielen. Die Kirche

versuchte auch diese Zeit durchzuhalten und hatte, solange ich da war, im Gegensatz zur katholischen Kirche, keine Verfolgungen zu erleiden. Bischof Müller und die anderen evangelischen Geistlichen waren bemüht, nach dem Grundsatz zu leben und zu handeln «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist». – *Die Vfn. geht hier kurz auf das Geschick eines ihr befreundeten Pfarrers ein und schliesst dann:*

Seit 1950 gingen von Zeit zu Zeit Transporte nach Deutschland, weil ein deutsches Konsulat aus der DDR in Bukarest war. Manche verkauften alles, um das Geld für die Reise zu haben, denn alle hofften, zu ihren nächsten Angehörigen nach Deutschland fahren zu können. So hatte auch in meiner Strasse eine Frau alles verkauft und blieb, als wir Dezember 51 wegkamen, mit ihrem Sohn zurück. Das Geld muss sie bei der neuerlichen Einwechslung im Januar 1952 auch verloren haben. Sogar die neuen Bewohner, die ihre Wohnung übernehmen sollten, hatte sie bei sich, ah wir wegkamen. Sie hoffte, uns bald nachzukommen; leider kam nach uns kein Transport mehr.

Die letzten Abschnitte des Berichts behandeln Vorgänge, die sich nach der Abreise der Vfn. zugetragen haben. Angefügt sind kurze Bemerkungen über die Verschleppung der Banater Deutschen sowie einzelne Episoden aus dem Leben der sächsischen Dorfgemeinde.

Nr. 69

Bericht des T. F. aus Nako vo, Bezirk Velika Kikinda (Gross-Kikinda)
im jugoslawischen Banat¹.

Original, 29. Juli 1956, 4 Seiten, hschr.

Die Lage der volksdeutschen Bauernbevölkerung des Banats in den Jahren nach 1945: Enteignung des deutschen Grundbesitzes, Bildung von Staatsgütern und Kolchosen und Auswirkungen der neuen Wirtschaftsformen auf die Lebensverhältnisse.

Als 1944 der grosse Niederschlag für uns Volksdeutsche kam und ich von den serbischen Partisanen hätte hingerichtet werden sollen, floh ich über die Grenze und weilte bis 1951 in der kleinen Gemeinde Vizejdia. Von dort wurde ich dann mit anderen jugoslawischen Volksgenossen nach Lipowa (bei M. Radna) deportiert¹. Zur selben Zeit wurden ehemalige Angehörige der deutschen Wehrmacht und SS nach Altrumänien, «Bărăgan» deportiert. Nicht nur von Vizejdia, wo ich wohnte, auch von allen anderen umliegenden Ortschaften, wie Marienfeld, Triebswetter, Gottlob, Comloşul-Mare, Comloşul-Mic, Kleintermin³, Grabatz, Csatad⁴, Hatzfeld usw. Dazu wurden noch sol-

1 Der Vf. verbrachte nach seiner Flucht vor den serbischen Partisanen die Jahre 1944 bis 1956 in Rumänien, und zwar in Vizejdia, Plasa Sănnicolaul-Mare (Gross-Sankt Nikolaus), Judeţ Timiş-Torontal und in Lippa (Lipova), Plasa Lipova im selben Judeţ.

2 Frau T. M., die 1947 von Gross-Kikinda nach Rumänien geflohen war, berichtet ebenfalls, sie sei 1951 von ihrem ersten Zufluchtsort Marienfeld (Teremia-Mare), Plasa Sănnicolaul-Mare nach Paulisch (Pauli?), Plasa Radna, Judeţ Arad, umgesiedelt worden. (Brief-Bericht; Original, 1. August 1956, 4 Seiten.)

3 Teremia-Mică (Albrechtsflor).

4 Lenauheim.

che hinzugenommen, die man als «Besitzer» betrachtet hat. Das waren solche Leute, die vorher vermögend waren. Die mussten miteinander, weil sie als landesfeindliche Elemente betrachtet wurden, raus aus der serbischen Grenzzone, samt Frau und Kindern, und durften erst wieder im Anfang dieses Jahres in ihre Heimatgemeinden zurückkehren. Nach Russland verschleppt wurden Mädchen und Frauen von 18-32, Männer von 18-42 Jahren. Die meisten sind 1949 zurückgekehrt.

Die Enteignung des deutschen Vermögens brachte beträchtliche Nachteile für die deutsche Bevölkerung; denn nicht nur der Boden wurde enteignet, auch die Bodenrequisiten, Pferde, Kühe und Schweine, so auch Getreide. Die Not wuchs von Tag zu Tag. Das enteignete Feld (Bodenbesitz) wurde an sogenannten Kolonisten (besitzlose Rumänen aus den umliegenden rumänischen Gemeinden) zu 8 Joch verteilt¹. Die kamen mit ihren bisschen Habseligkeiten in die deutschen Gemeinden eingewandert, bekamen Wohnung, Ackergeräte usw. Bereits überall, wo eine zweizimmerige Wohnung war, musste sie mit einem Kolonisten geteilt werden. Auch die Hausgärten. Bei den Deutschen im Allgemeinen wurden Haussuchungen gehalten; man fand versteckte Wagen (auseinandergemacht), Pflüge, Eggen usw. Das wurde enteignet, weil es kein rechtmässiger Besitz der Deutschen war. Was vor 1944 deutsches Eigentum war, wurde konfisziert. Auch Pferde und Kühe; doch junge Pferde, Rinder und Schweine wurden gelassen. Ebenso das notwendige Getreide für Futter und Brot.

Auch von Altrumänien kamen Kolonisten und zogen in die Häuser der Deutschen und bekamen Feld zugewiesen. Die meisten siedelten nach dem ersten und zweiten Jahr wieder zurück in ihre Heimat. Weil sie schlecht arbeiteten, gab es nur eine magere Ernte. Davon musste an den Staat, statt Steuer, Getreide in Natura abgegeben werden, was man «Quota» nannte. Die Quota wurde gleich von der Dreschmaschine weg für den Staat sichergestellt. Bei mehr Joche Weizen wurden mehr Prozente an Abgabe für den Staat vorweggenommen, so dass dem Bauer bei einer schwachen Ernte oft nicht einmal genug blieb für Brot und Anbau. Der Boden, für welchen keine Kolonisten da waren, wurde als «Staatsreserve» bezeichnet und verpachtet, wo man es nicht vorzog, eine sogenannte «Firma», Staatswirtschaft, zu bilden, und das geschah meistens. Bereits in jeder deutschen Gemeinde besteht so eine Firma. Dorthin gehn unsere Schwaben, gross und klein, alt und jung, auf die Arbeit. Alte Männer und Frauen, welche bereits über siebzig [sind] und noch arbeiten können, arbeiten dort im Taglohn, d.h. Stundenlohn, denn es muss gelebt werden.

Ausserdem gibt es vielerorts, auch in den deutschen Gemeinden, «Kollektive». Diese bekommen vom Staat soviel Feld, Weingarten und Weidegang, soviel sie verarbeiten mögen. Die bestehen aus von vielen Familien zusammengeschlossenes Ganzes und wirtschaften nach russischem System. Wenn ein Jahrgang gut ist, dann ist's besser, und wenn der Regen ausbleibt, zahlt sich's weniger. Dort geht es nach der Stundenleistung, und nach dieser wird am landwirtschaftlichen Jahresende verrechnet und in Natura gezahlt.

¹ vgl. den folgenden Bericht Nr. 70, S. 307 mit Anm. 1.

Ernten wie früher gibt es keine mehr, weil es am Dünger und Kunstdünger fehlt und weil nicht richtig gehackt wird so wie früher, manchmal gar nicht. Es fehlt an landwirtschaftlichen Arbeitern, weil viele frühere Landwirte und Kleinbesitzer lieber in Temesvár und Arad in den Fabriken arbeiten, als [dass sie] nicht eigentümlichen Boden verarbeiten. Und die, welche es doch machen, die arbeiten nicht für sich so wie früher; sie arbeiten, weil nach Akkord gezahlt wird, darüber hinaus. So in der Landwirtschaft, wie in den Werkstätten und Betrieben.

Der Bodenertrag ging so weit zurück, dass im Banat, wo früher Tausende Waggons Getreide überschüssig waren, in den letzten Jahren die Bevölkerung Schlange stehen musste wegen Brot. Ich habe in Lipova bei einem Produktionskombinat als Korbflechter gearbeitet. Die «Norma» (Akkord) war so berechnet, dass wir auf eine Stunde 1,55 Lei verdienten. Weil wir mit einem 8-Stunden-Verdienst für den Lebensbedarf nicht auskamen, so machten wir meistens 4–5 Überstunden. Andere Berufe, welche schwerer waren, verdienten um 20–50% mehr. Weil wir staatliche Arbeiter waren, bekamen wir jeden Monat Karten für Brot, Zucker und Speiseöl. In den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Rumänien bekamen wir zweimal wöchentlich Kukurutzmehl statt Brot. Auch in den Arbeiterkantinen war zweimal wöchentlich Mamalica¹. In den Restaurants war immer Weissbrot.

Das kirchliche Leben wurde in der letzten Zeit wieder etwas freier. Man lässt die Leute wieder wallfahrten nach M. Radna; hie und da sieht man einmal wieder eine kleine Prozession dort, doch die Patres sind noch immer fort. Im ganzen sind nur zwei in Radna.

Es folgen Einzelnachrichten über das kirchliche und schulische Leben.

Nr. 70

Befragungsbericht nach Aussagen des Landwirts T.T. aus Hatzfeld (Jimbolia), Plasa Jimbolia, Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 30. Oktober 1952, 19 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Durchführung der Agrarreform in Hatzfeld; Errichtung eines Staatsgutes und – 1949 – einer Kolchose; Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsbedingungen für die volksdeutsche Bevölkerung in den Jahren 1945-1951.

Der erste Teil des Berichts enthält Aussagen des Berichterstatters über seine Erlebnisse als Angehöriger der rumänischen Armee in Temeschburg nach dem 23.8.1944².

Im April [1945] wurde ich entlassen. Ich fuhr nach Hatzfeld. Da es noch keinen Zugverkehr gab, musste ich den Weg zu Fuss und per Anhalter zurücklegen. Überall sah ich die Spuren des Krieges und der Plünderungen.

¹ mămăligă – Maisbrei.

² abgedruckt unter Nr. 45.

Als ich meine Heimatgemeinde betrat, schnürte sich mir das Herz zusammen.

Ein grosser Teil der Häuser war verwüstet, die Zäune niedergerissen, die Fenster zertrümmert. Zigeuner und sonstiges Gesindel hauste in den Höfen. Die noch vorhandenen schwäbischen Bauern und ihre Familien hielten sich in ihren Behausungen. In den Vorderzimmern machten sich Soldaten, Zigeuner, Zugelaufene breit. Mein Haus war bis auf das letzte Möbelstück ausgeplündert, die Speicher geleert, der Garten verwüstet, alles mit Unrat bedeckt. Ich säuberte ein kleines Zimmer und quartierte mich hier ein.

Im März war das Bodenreform-Gesetz der Regierung Groza erschienen und hatte alle Bauern deutscher Volkszugehörigkeit vollkommen enteignet. Eine Kommission hatte die Felder ausgemessen und in Stücke von je 9 Joch¹ eingeteilt. Auch den ärmsten Schwaben wurde alles weggenommen, auch wenn sie nicht mehr als ein halbes Joch und eine einzige Kuh besaßen. Die in 9 Joch zerstückelten Felder kamen gleich nach der formellen Enteignung zur Verteilung an ortsansässige Rumänen, Ungarn und Zigeuner sowie an sogenannte Kolonisten, d.h. Flüchtlinge aus Bessarabien, der Bukowina und der Dobrudscha. In jedes Haus wurde ein Kolonist in die Vorderräume einquartiert. Das Vieh, die Pferde, das Kleinvieh, die Geräte kamen gassenweise zur Enteignung und Verteilung. Wer von den enteigneten schwäbischen Bauern sich auflehnte, wurde geschlagen und eingesperrt.

Etwa 10 schwäbische Familien blieben von der totalen Enteignung verschont. Sie konnten nachweisen, dass sie entweder den Volksbeitrag² in den Jahren vor dem Umsturz nicht bezahlt hatten oder dass sie rumänische Angehörige ersten Grades besaßen. Theoretisch ausgenommen von der Enteignung waren auch jene Schwaben, die nach dem 23. August 1944 an der Front «gegen das hitlerische Deutschland» im Verband der rumänischen Armee gekämpft hatten. In der Praxis wurde ihnen jedoch fast allen die Ausnahme verweigert. Ich selber, der ich auf Grund meiner Akten nachweisen konnte, dass ich als rumänischer Feldwebel bis April 1945 Dienst gemacht hatte, wurde trotzdem enteignet. Man nahm mir meine 110 Joch Grund und steckte mir einen ungarischen Kolonisten ins Vorderhaus, nachdem ich es mit meinen eigenen Händen vorher gesäubert und in Ordnung gebracht hatte. Erst nachdem ich mit meinen Papieren zu höheren Instanzen ging, kam ich in den Genuss der Gesetzesbestimmung, wonach Soldaten ebenfalls mit je 9 Joch zu beteiлен seien. Es wurde mir in der «Pussta» ein Stück Grund zugewiesen. Ein Jahr lang versuchte ich, die mir belassene karge Erde zu bebauen, soweit ich in Ermangelung von ausreichendem Gerät und Zugtieren dazu imstande war. Dann nahm man mir die 9 Joch wieder ab. Der rumänische Pfarrer erklärte mir, ich sei nicht würdig, den Grund zu besitzen, und ich hätte meine Militärpapiere erschwindelt. Obwohl ich wieder zu den höheren Instanzen ging und alles versuchte, wurde die Entscheidung des Pfarrers, der als Chef der Enteignungs- und Beteiligungskommission fungierte, nicht

1 wohl das ungarische Joch zu 0,4316 ha (vgl. S. 286, Anm. 1).

2 Mitgliedsbeitrag in der «Deutschen Volksgruppe in Rumänien», der an sich laut Gesetz alle Volksdeutschen angehörten.

mehr rückgängig gemacht¹. Ich war Deutscher – und damit rechtlos. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich durch Gelegenheitsarbeiten über Wasser zu halten wie alle meine Volksgenossen.

Aus 2'000 Joch überzähligen Bodens war eine Staatsfarm errichtet worden, die bei der Enteignung des schwäbischen Viehs und der Geräte mit den besten und schönsten Stücken beteiligt worden war. Bei Kläri-Szölö, einem Weiler ausserhalb von Hatzfeld und dicht an der Grenze gelegen, wurden die riesigen Stallungen und Verwaltungsgebäude der Farm aufgebaut. Es wurden Brunnen gebohrt, elektrische Anlagen errichtet und sogar eine Eisenbahnlinie geplant. Leiter der Farm waren zunächst zwei Ungarn, richtige «Bicskas» (Messerhelden), die von der Landwirtschaft keine Ahnung hatten. Später wurden sie durch einen Rumänen abgelöst, der sich einen fachkundigen, tüchtigen Schwaben als Faktotum nahm. Dieser, Theissen mit Namen, konnte jedoch gegen die Schlamperei und Korruption auf der Farm nicht an; der Betrieb war absolut defizitär und ein Misserfolg. Es wurde gestohlen, ruiniert und vergeudet, wie bei den Wilden. Die Felder verkamen, das Vieh verelendete, die Leistungen blieben weit hinter dem zurück, was früher auch der dümmste und faulste schwäbische Bauer zustande gebracht hatte.

Auf diese Farm ging ich nun arbeiten. Dass wir Schwaben, die wir dort gegen einen Hungerlohn roboten mussten, uns nicht mit dem Herzen um die uns geraubte Erde bemühten, ist verständlich. Aber die Rumänen, Ungarn und Zigeuner taten ein Übriges. Sie vergeudeten und stahlen nach Strich und Faden. Und so wie der Boden und das Vieh der Staatsfarm verkam, so verkam auch der Privatbesitz. Die mit 9 Joch beteiligten Kolonisten spielten sich als Herren auf und glaubten, die gebratenen Tauben würden ihnen in den Mund fliegen. Das Ergebnis war, dass die Produktion des früher so hervorragenden Hatzfelder Gebietes katastrophal zurückfiel und dass sich eine immer stärkere Knappheit an Erzeugnissen bemerkbar machte.

Die weitere Folge stellte sich dann auch bald ein. Plötzlich begann die Propaganda nachzuweisen, dass die Kleinfelderwirtschaft mit 9 Joch unrentabel sei und dass die Lösung in einem Zusammenschluss zu Kollektivwirtschaften läge. Im Sommer 1949 liessen sich etwa 30 rumänische und ungarische Familien überreden, sich zu einer Kollektivwirtschaft zusammenzutun. Sie kamen jedoch bald dahinter, dass sie auf «ihrer» Kolchose nichts anderes waren als Knechte. Daher unternahmen sie alle Anstrengungen, wieder herauszukommen, was ihnen nicht gelang und was dazu führte, dass man einige von ihnen einsperrte. Andererseits gaben sich die Kommunisten grösste Mühe, die pri-

¹ Der Berichtstatter vermerkt hierzu in einem handschriftlichen Nachtrag: «Es ärgerte mich am meisten, dass man mir das Feld enteignete, und nachher blieb das Feld brach un bebaut liegen; im Checiaer Hottar waren es mehrere 100 Joch. Zuerst wurde mein Feld ja auch angebaut, so lange noch Kraft von mir drinnen war, nachdem fechten [ernteten] sie deshalb nichts mehr, da kein Mist mehr geführt und ihre Pferde zu schwach waren für Winterackerung zu machen und ohne das konnte man bei uns nicht fechten, da das ein schwarzer Lehm Boden war. Und so blieb es dann später un bebaut liegen; bis zu 1½ Meter hohes Gras wuchs darin.»

vaten Bauern für die Kollektivfarm zu gewinnen, indem sie ihnen enorme Vorteile in Aussicht stellten, eine Motoren- und Traktorenstation errichteten, die unentgeltlich für das Kollektiv arbeitete, und die Ablieferungssätze niedrig hielten. Gleichzeitig setzten sie die Privatbauern durch hinaufgeschraubte Steuern und Ablieferungsquoten unter Druck. Doch damit kamen sie nicht weit. Die erpressten Privatbauern sagten: «Sie sollen mir meine Felder und mein Vieh nehmen, dann habe ich Ruhe. Ins Kollektiv gehe ich jedenfalls nicht.»

Der Hungerlohn und die schwere, über meine Kräfte gehende Arbeit auf der Staatsfarm veranlassten, mich, eine andere Beschäftigung zu suchen. Ich meldete mich in der Hatzfelder Hutfabrik, die früher dem Schwaben Decker gehört hatte und 1945 mit einer zweiten, kleineren und ebenfalls schwäbischen Hutfabrik zusammengelegt worden war. Der Direktor der verstaatlichten Hutfabrik war ein Jude, den ich von früher her kannte und mit dem ich häufig Schach gespielt hatte. Er nahm mich auf und wies mich in die Kanzlei als Hilfskraft ein. Bald aber wurde ich auf Betreiben der Parteileute, die mich hassten, aus der Kanzlei entfernt und in die Wollreissabteilung gesteckt. Hier arbeitete ich im Akkord. Aber auch dies passte den Kommunisten nicht. Sie schoben mich zu niedrigen Diensten ab und gaben mir einen elenden Stundenlohn. Ein ähnliches Schicksal erlitten fast alle Schwaben, die in der Fabrik ihr Brot zu verdienen suchten. Endlich befreite mich der Direktor von der schweren Arbeit, die ich zu leisten hatte und die mich fast umbrachte, und setzte mich als Portier ein. Diesen Posten bekleidete ich vier Monate lang, dann war die Herrlichkeit zu Ende, weil ein neuer politischer Leiter einzog, der mich, den «Dreckschwaben», zum Hofkehrer degradierte. Und schliesslich kam das, was ich schon lange befürchtet hatte. Man rief mich ins Büro und verkündete mir, ich möge mich beim Arbeitsamt melden, um eine neue Arbeit zugewiesen zu erhalten.

Dies kam einer Entlassung gleich. Ich meldete mich beim Arbeitsamt und erfuhr, dass vor mir 500 Anwärter auf Arbeit seien und dass ich sehr lange warten müsse, wenn ich überhaupt jemals eine Beschäftigung bekommen werde. Völlig verzweifelt ging ich jeden Tag zum Arbeitsamt. Jedesmal zuckte der Beamte mit den Achseln. Er sagte: «Sie waren Bauer und dürfen sich keine Illusionen machen. Man wird Ihnen nie wieder eine Fabrikarbeit geben.»

Das war mein Todesurteil. Ich versuchte noch einige Male, im Öldepot der Fabrik, wo ein rumänischer Bekannter von mir massgebend war, Beschäftigung zu finden, musste dann jedoch, wollte ich nicht verhungern, wieder zur Staatsfarm gehen und um Arbeit betteln. Man stellte mich an. Und ich schuftete wieder in der Reihe der Tagelöhner, meist Schwaben, denen es wie mir erging. Wir erhielten so geringen Lohn, dass wir uns davon kaum das tägliche Essen kaufen konnten. Dies Essen bestand aus Maisbrei, dünner Suppe, selten Brot und ganz selten ein Stückchen Fleisch.

Das ehemals so wohlhabende deutsche Hatzfeld hatte sich in eine Proletarierortschaft verwandelt. Die Deutschen besaßen keine Rechte, obwohl man sie ihnen auf dem Papier zusicherte. Die schwäbischen Kinder gingen in rumänische Schulen, in denen sie

nur zwei oder drei Stunden in der Woche in deutscher Sprache Unterricht erhielten¹. Das früher so lebhaftes gesellige und kulturelle Leben war dahin. Schlecht gekleidete, um ihr tägliches Brot kämpfende, von den Unterdrückungen und Verfolgungen scheu gewordene Menschen, verelendete Häuser, schmutzige Strassen – das war Hatzfeld 1951.

Der Berichtersteller setzt seine Darstellung mit einer Schilderung seiner Erlebnisse während der Zwangsumsiedlung in die Bărăgansteppe im Sommer 1951 fort² und schliesst mit der Beschreibung seiner Flucht aus dem Deportationsgebiet zur Ausreise nach Deutschland.

Nr. 71

Bericht der Bäuerin T. N. aus Neuirrad (Aradul-Nou), Județ Arad im Banat.
Original, 18. Januar 1956, 16 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Enteignungsaktion in Neuarad; die Besetzung der volksdeutschen Höfe mit rumänischen Kolonisten; die Entwicklung der Lebensverhältnisse bis zur Errichtung der Kollektivwirtschaft.

Der erste Teil des Berichts schildert nach allgemeinen Angaben über die Gemeinde Neuarad die Besetzung durch sowjetische Truppen und die in den ersten Wochen und Monaten der Besetzung vorgekommenen Übergriffe und Ausschreitungen³.

Enteignet wurden nicht alle auf einmal. Das Enteignen war auch ganz verschieden. Es kam ganz auf die Kommission an, ob man enteignet wurde. In der Kommission waren vielleicht 3-4 Personen, die es wussten, was und wer enteignet werden soll; aber dann waren noch 20 solche dabei, die ihren Namen nicht schreiben konnten, aber sie freuten sich ihrer grossen Würde und Rechte. Der Richter der Gemeinde war ein reicher Mann, F.; aber der wurde nicht enteignet, wo doch alle Deutschen enteignet sollten werden, überhaupt die beim Haus noch mehr Feld hatten. Dann haben diese Männer in der Kommission alle, die den Namen F. hatten, nicht enteignet. Also die ganze Familie F. waren alle vermöglich und Deutsche, und keiner wurde enteignet. Es wurde ja längere Zeit darüber verhandelt; immer kamen andere Verordnungen, wie es zu machen ist. Zum Schluss wusste keiner; und die allerärmsten Klein-Häusler wurden auch enteignet. Es wurden 95% enteignet, natürlich nur die Deutschen. Man hätte es auch mit den Herrn der Kommission ausmachen können.

Es war ein Glück, der viel Feld hatte, wenn er enteignet war⁴. Ich war gleich enteignet. Meine Schwester bekam eine Schrift, dass sie nicht enteignet ist. Sie war eine Wit-

1 Nachträglich angemerkt: «Die deutschen Schulen wurden dann später wieder eröffnet.»

2 abgedruckt unter Nr. 87.

3 abgedruckt unter Nr. 46.

4 Angesichts der Lage der nicht enteigneten Bauern schien es der Vfn. wünschenswert, viel Feld zu haben, so dass man sofort enteignet wurde.

we und hatte keine Kinder. Sie bekam ihre 18 Joch Feld, was auf vier Plätze waren, vielleicht auf 25 Plätze unter Rumänen. Wir hatten es bearbeitet, und als wir die Fechsung holen wollten, hat der Major es weggeführt zu sich. Wir klagten den Major ein, es wurde uns zugesagt; der gab es nicht, und bei der zweiten Klage sagte man uns, er ist fortgezogen, wir sollen ihn suchen usw. Das war unsere Fechsung, dass wir das Recht bekamen und er die Ernte. Das zweite Jahr gaben wir es einem anständigen Rumänen um die Hälfte. Wir gaben den ganzen Samen, weil er keinen hatte; bis bei dem Drusch bekommen wir's zurück. Als der Drusch kam, verlangte er alle unsere Säcke, denn die Maschinenbesitzer hatten keine Säcke, und sagte, er richtet alles, und wenn wir drankommen, muss es doch rasch gehn. Ich wartete vergeblich. Die Fechsung hatte er ganz gebraucht, und die Säcke gaben wir noch dazu. Den Sä-Samen und die Steuer durften wir allein bezahlen; und die Bauern-Requisiten hat er zu sich geführt, damit wir etwas doch erhalten, und die hat er auch in seine gewesene Heimat geführt. So hatten wir noch Säcke, Werkzeug, Steuer usw. dazu geben, dass wir noch ein Jahr Eigentümer sein durften. Ich habe ihn eingeklagt, bin bis heute nicht vorgeladen worden.

Dann waren $\frac{3}{4}$ der Felder unbebaut geblieben. In der Weinlese haben sie (ich glaube Firma hat sie sich genannt) die Weintrauben mit Frauen abschneiden lassen und auf die Erde auf einen Haufen geworfen wie wir den Stallmist (aber auch für den hatten wir eine Grube, damit der Saft nicht verloren geht). Dort blieb es liegen, dann kam ein Wagen, mit der Mistgabel hat der Mann es auf den Wagen ins Fass (wo auch noch keine Zeit war, die Fässer zu richten); die Fässer waren verlöcht. Das machte ja nichts aus, denn es waren ja fast nur mehr die leeren Stengel, denn Saft und Perle blieb auf und in der Erde; und der letzte Saft ist von dem verlochtem Fass nicht alle herausgeronnen, es blieb von dem grossen Weingebirge doch noch zum Kosten was da. Das war die Fechsung von einem Jahr. Es sah auch gar nicht aus wie eine Weinlese; man glaubte, man ist im Wald, so hohes Gras war da. Das hat alles versagt.

Jetzt brachten sie die richtigen Bauern herbei, um das deutsche Feld gut zu bearbeiten. Das war eine harte Strafe für die deutschen Menschen. Fast in jedes deutsche Haus kam ein Kolonist und bekam von allem die Hälfte. Wenn zwei Zimmer waren und eine Küche, so bekam jeder ein Zimmer, die Küche jeder die Hälfte. Boden, Keller, Stall, Schupfen gemeinschaftlich, der Garten die Hälfte, auch Glasbeete, Bretter und Strohecke wurde die Hälfte zugesagt. Elektrischer Brunnen, Schlauch gemeinschaftlich. In manchen Häusern war das Leben eine Hölle. Schläge gab es und Raufereien. Die Höfe und Wohnungen alles verschmutzt. Wo die Familie geflüchtet war, da war der Kolonist allein Herr im Haus. An der Gassenfront war ein Tor aus Holz, denn der Zaun war ja von Brennsteinen. Dann war ein schöner Zaun, was Hof und Garten abtrennte, das war dann Holz; dann Schweinestall und der Dachstuhl vom schönen Haus und die Bretter am Boden. Der Winter war kalt; und er dachte, es geht auch ohne Tor an der Gassenfront. Dann nahm er Zaun, Schweinestall, Bodenbretter, das ist unnötig. Zum Schluss verbrannte er den Dachstuhl, und es geht auch ohne Dach. Er legte einige Bund Mais-

laub, und es geht weiter. Diese Menschen gingen nie in eine Schule, und sind doch so erfinderisch. Die ersten Jahre bekamen die Deutschen überhaupt kein Recht. Wo kein Stall war, das war ein Glück; dort konnte kein Kolonist ins Haus. So dass die deutschen Bauern am härtesten in der Beziehung betroffen wurden. Apotheken, Kaufhäuser, alles wurde verstaatlicht, von heut auf morgen alles, das Inventar auch dazu. Die Gewerbetreibenden wurden in die Kollektivs aufgenommen. Als die Kolonisten in der Gemeinde ankamen, das waren Bauern, die hatten keinen Wagen, kein Pferd, Pflug, Maschinerien, alles, alles fehlte. Da kam die Kommission, durchstöberte unsere Häuser und nahmen alles und brachten es auf die Gemeinde, wo sie es unter sich verteilten. Dann fehlte es ihnen an Fleisch; dann gingen sie zu den Deutschen die Schweine holen. So ging es fast jeden Tag. Einen Tag Möbel, dann Schweine, Kühe, Bauernrequisiten; selbst Kleider haben sie an manchen Plätzen genommen.

Die ihr Feld erhalten haben, [von denen] wurde soviel Abgabe gefordert, was gar nicht gewachsen ist darauf. Diese Bauern mussten morgens aufgeweckt werden vom Milizist und in die Arbeit geschickt werden. Bei uns war der Miliz am Dorf ende gestanden, wenn ein National-Feiertag war, dass ja keiner arbeitet; und dabei waren wir schon um 2-3 Uhr, wenn's noch Nacht war, aufs Feld gefahren, damit wir arbeiten können, und abends kamen wir dann spät heim, dass wir deshalb nicht bestraft werden; und die wurden mit Miliz zur Arbeit gejagt. Bei meiner Tante wohnte ein grosser Bauer von diesen Kolonisten. Der bekam 5 Pferde zum Arbeiten. Die Pferde wollten auch fressen, und er hatte nichts. Morgens kamen einige Bauern zu ihm, haben die Pferde aufgehoben; dann fuhr er mit alle 5 Pferde aufs Feld, dort liess er sie laufen, und die suchten sich dort, was sie fanden. Es waren doch noch welche Felder, die den Deutschen gehörten, denn die Halbweisen bekam jedes Kind 8 Joch Feld; und in solches (dort war Weizen) dort liess er seine Pferde fressen. Dem Bauer sind alle 5 Pferde verhungert und krepirt. Das geschah bei mehreren solchen Bauern, was wir nie wussten.

Als es mit diesen Bauern auch nicht ging, so wurden Kollektiv-Wirtschaften gemacht, wo natürlich Deutsche mit Rumänen gemischt die Wirtschaft machen mussten. Sie nahmen dann auch sogenannte Grossbauern herein, um das Ganze in Schwung zu bringen. Unglaublich, wie schön die Ernte war dann. Dann kam wieder der Befehl, alle, die vorher in ihrer Wirtschaft andere angestellt hatten, haben kein Recht in der Kollektiv, die sind so einer Ernte nicht würdig. Diese tüchtigen und fleissigen Bauern wurden rausgeworfen. Aber ihre Pferde, Maschinen und alles war mit [ihnen] schriftlich eingetreten in das Kollektiv und musste dort bleiben; und sie wurden schändlich in der Zeitung herumgeworfen und gesagt, wie schlecht sie waren, und: solche kann man doch nicht brauchen in der Kollektiv, die das Volk ausgesaugt haben. Und das musste ein Deutscher mit seiner Unterschrift bezeugen. Es war der Neffe gegen seinen Onkel. Das war eine freiwillige «Muss»-Unterschrift. Das Traurige war an dem Ganzen, dass wir in dem reichen Banat, selbst die Bauern kamen von 30 km weit entfernt und stellten sich an bei Brot. Wenn's da angefangen wurde zu verteilen, da gab's Schläge und Rauferei.

Diese rumänischen und bulgarischen Bauern (nämlich grosse Bauern) gönnten uns viele unser Schicksal; aber für sie war die Nichtenteignung noch viel härter. Sie sollten und mussten viel mehr abführen, als überhaupt gewachsen ist, und so wurden die arm gemacht. Denen wurden Kleider und alles verlizitiert¹, und viele wurden eingesperrt, weil das Geld nicht zusammenkam. Dann baten sie mit einem Gesuch den Staat, ihr Feld zu übernehmen. So ging es, dass alle freiwillig in das Kollektiv gingen; es war ja kein anderer Ausweg. Am Land wurden 95% der Häuser enteignet. Ausnahmen wurden gemacht, auch für Geld. Letzter Zeit begann es, wo man sein enteignetes Haus zurückbekam, wenn man beim Staat angestellt war. In der Stadt wurden die Häuser nicht enteignet; nur die mehr als drei-vier Parteien waren, wurden nationalisiert. Dasselbe in grün. Am Land hat man nur von Deutschen die Häuser enteignet.

Die Vfn. berichtet im Weiteren über die Verstaatlichung in den Städten, die Behandlung der katholischen Kirche, die Aufhebung der Klöster und die kulturellen Zustände in den Nachkriegsjahren.

¹ versteigert.

2. Das Schicksal der nach Umsiedlung, Evakuierung oder Gefangenschaft zurückgekehrten Volksdeutschen.

Nr. 72

Erlebnisbericht der Bäuerin Emilie Bast aus Sarighiol (Albești), Plasa Mangalia, Județ Constanța in der Dobrukscha.

Original, 10. Mai 1956, 92 Seiten, hschr. (Din A 5).

Erlebnisse dobrudscha-deutscher Umsiedler im Wartheland nach dem Zusammenbruch der deutschen Front: Missglückter Fluchtversuch, Erschiessung und Verschleppung der Männer, Zwangsarbeitseinsatz der Frauen auf polnischen Bauernhöfen. – Rücktransport nach Rumänien im Frühjahr 1946; Aufnahme im Heimatort Sarighiol, Unterbringung und Lebensbedingungen im Winter 1946/47; erneute Ausreise nach Deutschland im März 1947.

Die Vfn, berichtet zunächst über Erlebnisse im Umsiedlungslager Frain, Kr. Znaim, ehem, Gau Niederdonau. Nach einer Übergangszeit in Kirschberg (Brzuwice) und Kalisch wurde ihre Familie im Herbst 1942 auf einem Hof in Malachowice, Kr. Lentschütz (Łęczycza), Bez. Łódź, angesiedelt. Die Vfn. geht kurz auf die Schwierigkeiten ein, die sich aus der Zusammenarbeit mit polnischen Arbeitskräften ergaben. Sie schildert ausführlich die Auseinandersetzungen im Kreise ihrer Familie, nachdem sie am 17. Januar 1945 zuerst davon gesprochen habe, dass man möglicherweise sehr bald fliehen müsse, und fährt dann fort:

Mein Son war schon Ein geschlafen, ich aber noch nicht. So kam der Orts vorster an Fenster: «Frau Bast, sind sie Mundet?» Ich sagte: «Ja.» «In einer Halben Stunde den Hof verlasen, die Russen sind keine 20 Kilometer won uns entvernt.» So beging^{1 2} die Flucht. Wir haben Schnei auf den Wagen die Eingebagte Sachen Getragen, und ich bin Gesprungen zum Sohn seiner Frau. Jetzt war die noch im Bett und konte sich vor schregen nicht helfen. Da musste ich Schinfen: «Was ligest du noch? Auf, die Kinder anziehen und die Sachen auf den Wagen, Schnei wie meglich; die halbe Stunde ist schon Gleich vorbei!» Und die Bolen kamen zur Hilfe, und es ging Gans Rasch vom Hof herrunder.

Und nun Ging unsere Flucht Los. Bis nach Lindschitz³ waren es 12 Kilo meter. Da hat die Genossenschaft schon Gans in Flamen Gestauten. Dann sind wir Dureg⁴ zu gefaren. Jetzt kamen wir dich an Front, an Schützengraben, wo die Deutschen mit den Rus-

1 Sie selbst, zwei Töchter und ein Sohn mit Frau und Kindern. Der Ehemann der Vfn. war kurz vor Beginn der Umsiedlungsaktion gestorben.

2 lies: begann.

3 Lentschütz (Łęczycza).

4 Turek, Bezirk Łódź.

sen gekenft hatten. So mussten wir wieder zurig bis Lendschi tz, und Jetztt ging es nach dem Deutscheck¹ zu. Da wurte es Nacht, und alle Wege waren mit Flichlinge und Mileter. Jetztt musste der Halbe Weg Frei bleiben Fir das Mileter, und die Menschen waren so fernnimdig²: die baten Kartoffel demfer und Dische und Benke aufgeladen, da kamen die nicht Forne weg. So war der Ganse Dreg gesbert, und man konde nicht aus weidien. Und zum andern zogen sich 3 weg in eine Strase; da wurten wir in dieser Nacht 4 Stunten aufgehalten. Und das war ein Jammer; die Weiber und Kinder, die Schrienen alle zu samen: «O Je, o Je!» Das hate so gehalt, wan die Russen noch 10 Kilo Meter von uns waren, baten die schon den hal gehört. Da bin ich an den Wegen inlang³ gesprungen und habe geschrienen: «Seit ihr Fiecher oder Menschen? Ruig!, wan die Russen noch 10 Kilometer von uns sind, so hören die euch Schreien.» Und, so weit wie ich können bin, da wurte es Ruich; also es gibt solche Un Menschen, wo man sich so Etwas Gar nicht vorstellen kan.

Da kamen wir mit dem Dreg Bis an Deutsche Eck⁴, und die Rusen, die waren im Walt auf der Andre Seite und haben mit den Dank⁵ geschosen, und der Dreg ist dann stile Gestauten. Dann bin ich mit meiner Nachbarin, wolten in die Stat hin laufen; und wo wir an den Wegen vorbei gingen, da Stanten 2 Mener, die sagten ein anter: «Wir sind heite ver Ungligt.» Der Andre sagt: «Ja, Schreglich verungligt.» Da Fragte ich: «Warum?» Da schwiegen beide still, und ich sagte: «Woll wegen den Banser⁶, wo do Schiesen?» Und eine Frau Jamerte, die Sprang Hin und her, bait zu ihrem Kinde und halt zu ihr Mutter und Schrie wie wan Sinig: «Liebe Mutter, wir misen heite Sterben», und dann wieder: «Liebes Kind, wir misen Sterben». Und ich Hörte ihr so ein weil zu; da dachte ich, die musst du beruhigen. Da ging ich hin zu ihr und Fragte sie: «Sind sie Deutsch?» Da sagte sie: «Ja.» – «Und wo ist dein Mann?» Sie sagte: «Im Grieg». – «Und du machst eine Jacht wegen deim bisle Leben? Gehe in deine Bute, da drift keine Kugel.» – «Ja und sie?» sagte sie. «Ich habe keine Angst, wan so viel Russen können wie Ziegel auf den Decher.» Die Schaute mich so biet an und wurte still, und wir Gingen langsam weiter.

Mit einmal fing alles an zu fahren, und da waren noch immer deutsche Soldaten zwischen den wegen, die Fingen alle an zu Springen. Un: «Was ist dann Los?» «Die Russen können mit ihren Tanks und schiessen auf uns». Da kamen 4 Rusische; da war ein Ramer Blaz⁷ und die Russen die Schosen mit 4 Dank, und ich musste dadurch renen, dass ich wieder zu unserem Wagen kam. Und von dem Platz gehen 3 Weg, und die wagen sind auf alle wege Gefahren. Und in dem weg, wo Gerate aus Ging, die Wagen wurten

1 Deutscheck (Sompolno), Kreis Warthhrücken (Kolo), Bezirk Hohensalza, (Inowraclaw).

2 lies: unvernünftig.

3 lies: an den Wagen (Wagen) entlang.

4 Deutscheck.

5 lies: Tanks.

6 lies: Panzer.

7 unverständlich, evtl, geräumiger Platz.

zusammen getrigt von den dank. Da sind die Mener zu gelaufen und haben die Fir Fotre¹ Wagen um Geschmissen, um noch Etwas Sachen zu Reten. Und wo die Dank weg waren, da kamen Russen mit Auto und stellten die Manschaft zusammen und Schosen ihnen in das Gnig². Und der Weber Allans³ hate seine Schwiger Muter gehalten; die war verstatt von dem Langen sitzsen auf dem Wagen, die konte nicht stehen. Da solte er auch in den Reien. Da sagte er: «Was soll ich mit der Pabuçga machen?» «No, bleib du bei ihr.» Der ein zige kam mit dem Leben davon, und der Man war auch mit seiner Frau in Rumenuien. Wan die beide Leute erzelten, weinten sie.

Und so ging es weidet. So kamen wir in Jenen Tag vor Gnesen. Da war ein Gutshof und eine Gast Wirtschaft. So da ketten wir ein, un diese Nacht zu bleiben; es war schon am 21. Januar. Wie wir von Wagen ab Stigen, da machte der gleine Johanes noch einen Schrei und Stregte sich aus, und sein Atam blieb aus. Wir brachten in sofort in das Haus und bemiten sich um ihn, und er kam wieder zum Leben. Da heizten wir ein Zimmer zum Übernachten. Das war das 2. mal, wo wir unt körnen⁴ baten über Nacht; und kaum waren wir zu Ruhe gegangen, so kamen deutsche Soldaten und klobften an die Tier und Riefen: «Schnell aus dem Haus herraus; die Rusen, die Pombetieren das Haus!» Und, ob es noch Jemant hörte von uns, wo da drinen waren, das weis ich nicht. Und ich setzte mich in meinem Lager auf und sagte: «Kinder, wan ihr so welet wie ich, so bleibet Ruhig liegen. Vielleicht Schlafen wir, wan die Pombetieren; dann mergen wir es vielleicht nicht, wann wir hir umkommen sollten.» Und es blieb alles in Ruhe bis am Morgen, wo sich der Tag zeigte.

So sagte ich: «Jetzt Schnei, das wir von dem Hof Herunter körnen, das hier nichts Geschit mit den Bolen.» Da weinte meine Schwiger dochter und sagt: «Wo wil sie Jetzt nach?» Ich sagte: «Zu den Rusen, das es Schneier geth, was die mit uns machen. Und gew eind wirt nicht.» «So, also will sie zu den Rusen?» «Ja, ich Mus hin; aber wen du kanst, dann Fare oben über sie, das die dich nicht sehen; ich mus zu ihn hin.» Und so beeilten wir uns wieder, das wir von dem Hof weg kamen. Dann furen wir wietër bis 9 U. Jetzt sahen wir nichts weiter wie so dregete⁵ Russen vor uns. Na, und Jetzt fahren wir von der Strasse herunder und lisen unser wagen stehen und Gingen in ein Polen Haus und blieben an der Tiere Gleich stehen. Dann kamen 3 Russen an: «Zoto Nemce Rummunsge?»⁶ Die bewunter sich, das es hir Deutsche aus Rumenuien gibt. Da sagten die zu uns: «Germansge Soltat?»⁷ «Nima»,⁸ sagte ich zu inen, und die Lachten und gingen weidet. Jetzt kamen 3 Andre, die Fragten uns das Gleiche; und die andern gingen alle an uns vorüber und wolten nichts von uns, bist die Wermacht vorüber waren.

1 lies: vorderen.

2 lies: Genick.

3 Name schlecht leserlich. evtl. auch: Gllaus.

4 lies: Unterkunft.

5 lies: dreckige.

6 «Co, to niemcy rumunscy?» (polnisch): «Was, das sind rumänische Deutsche?»

7 «Germanski Soldat?» (russisch).

8 «Nie ma.» (polnisch): «Es sind keine da.»

Jetzt war es bald wieder Abend, aber jetzt wo hin? Die Nacht kommt schon. Da haben wir eine Frau getroffen, die sagte: «Von hier nicht weit ist ein Haus, wo deutsche her geflüchtet sind, da könnt ihr vielleicht nachts bleiben.» Und so ging es nach diesem Haus, um nachts zu bleiben. Wir kamen auf den Hof; das Haus war da, aber die Tiere waren verschlossen. Wir versuchten, die Tiere aufzubrechen, und das ging richtig auf. Und wir machten sich noch ein Eisen und äßen und machten sich wieder zurecht und gingen schlafen. Es war dann ganz ruhig, man hörte niemand bis am Morgen; [da] kam ein Polnischer Metell, der machte die Tiere auf und gutete uns an und sagte kein Wort. Da geht sie weg; so kamen 6 Männer und fragten uns, ob wir das Haus verlassen, aber so fort. Wir beeilten uns wieder und spannten die Felle an und fuhren weg.

Da kamen wir in den Wald; da standen 3 Polnische Männer, und ein Jäger hatte ein Bein auf dem Arm beugen. Die sagten: «An die Seite fahren und stehenbleiben.» Und ich sagte zu meinen Kindern: «Das sind Räuber, die wollen uns ausrauben oder umbringen.» Da fuhren wir wieder gegen das Melotter¹ zu. Und da kamen die Russen und Spenden der Schwägerin ein Pferd aus. Dann kam ein Offizier dazu, der ruft denen zu: «Der Frau das Pferd lassen! Seht ihr nicht, das die Frau Kinder auf dem Wagen hat und ist auf dem Weg?» Und die brachten das Pferd wieder zurück. Die konnte das Pferd vor sich schreien nicht mehr anspannen. Da geht meine Tochter Frida und Gustav und spannten das Pferd an. Nun geht es wieder weiter. Nicht lange, da sind andere draufzukönnen und spenden das gleiche Pferd wieder aus. Es war aber niemand mehr da, der ihnen das Wert. Sie gaben ihr ein ganz vermiteltes Pferd. Nun geht es weiter, langsam weiter. Da wurtete das andere Pferd auch ausgespannt. Jetzt hatte sie so zwei ganz schwache Pferde. Jetzt ging es mit uns auch los, sie nahmen uns unsere Pferde auch. Da mussten wir so manchmal noch mit helfen am Wagen schieben.

Endlich kamen wir wieder in ein Dorf. Dann stand ein Pole draußen. Meine Tochter ging auf in zu und fragte ihn, ob es in diesem Dorf noch Deutsche gibt. Der sagte: «Was fragt ihr nach Deutschen? Ihr fahrt noch mit Belz und Mandel herum. Das wirt man euch ausziehen!» Ich sagte zu ihr auf Rumänisch: «Las den dummen stehen.» Wir fuhren weiter; so kamen wir bis zur Schule in diesem Dorf. Da stand ein russischer Offizier und schaute uns an. Wir fragten ihn, ob es für uns kein Gwattier gebe. Er war aber ganz vernünftig; der sagte: «Fahrt in das Dorf. Die Polen misen euch ein Gwattier geben. Ich kann euch hier nicht behalten. Es können so viele Soldaten hier zusammen, und ihr seid lauter Frauen, so kann ich euch nicht schützen.» Und wir kamen in das Dorf weidete, so fanden wir noch 2 deutsche Familien, und die nahmen uns auf. Wir waren aber da auch nicht geschützt. Die Polen kamen eine Jete Nacht, bis 7 oder 8 Mann, und suchten immer unsere Sachen durch; und was ihnen gefallen hat, das hießen sie halt mitkönnen.

So waren wir bei diesem Mann 8 Tage. So kamen die Polen und sagten uns an, auf das Polnische Arbeitsamt. Und am Morgen machten wir uns auf, an das polnische Ar-

¹ Militär.

beitsamt. So mussten wir 9 Kilometer Laufen. Jetzt geth es nun los. Die Kinder mussten wir dalasen, und wir gehen von Stefans Dorf nach Gurheim¹. Wo wir da waren, da gab es noch mer Deutsche, und die holen, die sind mit Flinden und mit Peilen immer vor uns herumgelaufen. Da sagte ich auf ein mal auf Rumenisch: «Barga afagut schie neu la Jele ascha gu je Fasche la neu.»² Da kam ein Pole vor mich hin und sagte: «Was hast du gesagt?» Ich sagte zu im: «Ich habe gesagt, ob es hir noch lange dauren wirt.» Und er sagt, und er war gans auf gereget und sagd: «Kein ander Wort nicht sprechen wie nur Bolnisch!» Und wir Schwiegen alle stille, wir sagden kein Wort nicht mehr. Endlich komt unser Reien, das wir vor das Amt misen. So hate man uns zu Geteilet zur Arbeit.

Es war aber noch nicht Abent, da kam ein Polezei und sagt: «Ihr komt mit.» So geth es nun wieder los mit dem Polezei. Er Brachte uns in ein Groses Haus, wo die Deutsche heraus waren, und das war fir ein Abort benitzt. Da waren immer solche häufen herein geleget; es war von menschen, aber die sahen so gros aus wie von einer Kuh. Es waren 8 Zirnern Sauber zu machen, und das mussten wir machen. Das waser musst wir vom Deich holen, das war gefroren. Da hagten wir das Eis auf und holten sich von da wasser und machten das Ganse Haus Sauber. Wie wir Fertig waren, so komt der Polizei wieder und holte uns ab. Nun komt noch ein anderer Pole und sagte, da were noch ein Haus zum Sauber machen; mir solten das auch noch machen. Aber der Bolezei sagte: «Die Leite haben Genug gemacht. Die misen Morgen an ihre Arbeit.» So brachte er uns wieder auf den weg zurig nach Stefansdorf. Es war aber schon gans Nacht, und wir Laufen Jetzt in unser Angst weider. Da baten wir noch in diesem abent ein Besontres Glich: es kam ein Bol an zu Faren, und wir durften uns rauf setzen und Furen mit dem Mane bis zu unsere kinder.

Am negsten Tag komt ein Wagen, es war am 6. Februar 1945, und nun geth es Los zur Arbeit auf eine Landwirtschaft in der Grese mit³ 70 Morgen. Es war aber kein besizer da, und ein Bole, der gab uns dann die Arbeit. Wir mussten in Walt und Brenholz hagen und zu Hause Fahren. Und im Stalle waren 32 stück Vie zum versorgen und 26 Schweine zum Futeren. Da mussten wir auch Steine Samlen, die waren noch an die Erde gefroren. Da hate eine von uns den grosen Hamer und musste die Steine Los Schlagen, und die Andern mussten sie auf den Wagen dragen.

Und am 2. Abend, wo wir da waren, kórnen 2 Russen am Grosen Haus. Und mein Sohn Gustav komt und sagte: «Mama, do kórnen Rusen, die sin drieben am Grosen Haus.» Wir wonden in einem Gleinen Haus; wir haten kein Ofen Hert, wo wir uns etwas warm machen kenen. Nun kórnen die 2 Russen zu uns. Wir Rufen ihnen zu: «Dowarisch, komt zur Tire herein!» Wir haten Furcht, das sie uns das Fenster nicht einhauen; und wir öffneten die Diere, und die Russen kórnen herein. Diese Fragten uns, was wir sind.

1 Stefansdorf (Smolniki) und Kurheim (Powidz), Kreis Gnesen (Gniezno), Bezirk Hohensalza (Inowraclaw).

2 «(Emi) pare, că am facut și noi la ți, așa cum ei fac la noi.» (rumänisch): «Mir scheint, wir haben ihnen auch so getan, wie sie uns tun.» (Sinngemäss: «Sie vergelten jetzt an uns, was wir ihnen angetan haben.»)

3 lies: Grösse von ...

Wir sagten: «Deutsche aus Romenien.» Und eine Frau war noch mit uns (diese hate auch 3 Kinder, es waren 3 Buben), das war eine Russlanddeutsche. So sagte er: «Gebt eure ken karten her!» Und er schaute sie an. Da Fragde er, was wir hir machen. Wir sagden: «Wir misen den Hof versorgen.» Da Fragte er, wer uns die Arbeit giebt. Wir sagten: «Ein Bole.» So sagt er, ob man den holen kan, und ich sagte: «Gustav, ge mit dem Bub und Rufet den man.» Wie der Pole kommt, so reichte er sich die hant mit den und Begriste sie. Der Ruse sah in aber nicht Freuntlig an. Er Fragte in Gans Ernsthaft: «Was ist mit diesen Leute hir?» Der Lachte und saget: «Das sind unsre Arbeiter.» Er sagt im Gleich zurig: «Und was sind ihr, seit Heite Die Heren. Euch befreite man aus den Deutschen hende, und ihr machet es mit unsre Menschen so? Da speret man Frauen herein mit Kinder, wo die noch nich mal Feuer» machen kenen. Hischtu tuma!» (das heist: ge heim)¹. Und ich wingde dem Bolen, er soll doch hir bleiben, weil wir doch Angst baten vor den Rusen. Der Ruse sähe es aber Gleich und sagte: «Babauschka ne Poisch!»² Und zum Pole sagt er: «Jofumat³, Hischi dutum!»⁴ So musste der man halt gehen. Da sagde der Ruse: «Wer hat den Schlisel vom Haus?» Wir sagten: «Den hat ein Metel!» «Kann man sie holen?» Ich sagte: «Ja.» So ging mein Sohn und der andre bub und holte die mit dem Schlisel und den Bolen, der wo uns dahin bracht. Wie das Boler Metchen ka[m], sie Lacht und begriste sich mit den Rusen. Der Ruse Fragte sie aber Gleich: «Was ist mit dene Leite?» «Das sind unsere Rebotnika⁵.» Und der sagte ihr das Gleiche: «Was, ihr seit heite die Heren? Ich werete euch zeigen!» Die wurte Gans Rot im Gesichte. Da sagt er: «Setze dich an die Seite.» Nun kommt der trite Pol herein; das war der Rechte, wo uns dahin brachte. Er Fragte in das Gleiche, und der sagt es wieder: «Das sind unser Rebotnika!» Da wurt der Ruse Gans Pese und saget zu dem bole: «Wan du die Leite nich Heute Abend noch weg schafen du, das die zu Hause kórnen, dann stelle ich dich an die Wand. Und wen eines von den Kindern umkommt oder eine Frau, so erschiesse ich noch für das eine 10 Polen. So macht man es mit unsre Leite. Hir Speret man Frauen und Kinder herein, wo die Fenster bis oben hinnaus gefroren sind, und Gebet ihnen nicht mal Heizung.» Da sagte die Frau Wenz, das ist die Russland deutsch Frau: «Wir deten ihnen Gerne ein Esen machen, wir haben aber kein Feuer.» Der Ruse sagt: «Behaltet euer Esen Fir euch und eure Kinder, das ihr nicht verhungert tut.» Da Fragte der Ruse, ob er unser Licht nemen kan: «Ich bringe es auch wieder.» Und er nam unser Lambe. Da gehen sie in Grose Haus, und da [haben] die Russen alles herum Geschmisen und suchten alles durch im Haus. Danach brachte er unser licht wieder und sagte: «Arbeitet, das ihr mit euren Kinder nicht verhungern. Wan der Sturm voriber ist, so schafe ich euch zu Hause, euch nach Romenien und Frau Wenz mit ihre Kinder nach Russland..

1 «Idz do domu!» (poln.): «Geh heim!»

2 «Babusia, nie boj sie!» (poln.): «Grossmütterchen, fürchte dich nicht!»

3 «Job twojn mat!» (russ. Fluch).

4 «Idz do domu!» (siehe oben).

5 Robotnicy (poln.): Arbeiter.

So ging der Russen mit den Polen fort. Da gehen die mit den Bolen in ein Jetes Boln-sches Haus und Samelten die Scheue Uhren und Hals Ketten und Ringe, so der Gleichen. Am Morgen kórnen die Russen wieder. Sie Reichten uns die Hende und sagten wieder: «Arbeitet, dass ihr nicht verhungern. Wan es ruhig wirt, dann Fahret ihr zu Hause.» Und so mussten wir Arbeiden bei dem Bole. Er war aber noch nicht da, und die Bolen gaben uns die Kiche im Grosen Haus, und ich ging immer da hin kochen. Mit Einem, wo wir den 4. Tag hir waren, kommen 4 Polen und holten unser Gustav Fort¹. Da wurten all zusammen genommen, das war am 10. Februar, bis 65 Jahr, nur Manschaft.

Es folgt die ausführliche Darstellung einer Auseinandersetzung mit dem zurückkehrenden polnischen Gutsbesitzer. Anschliessend schildert die Vfn. die Schwierigkeiten der Brennholz- und Verpflegungsbeschaffung während des folgenden Winters (1945/46), den sie mit der Familie ihrer Schwiegertochter und der russlanddeutschen Familie Wenz – insgesamt 10 Personen – auf dem polnischen Gutshof verbrachte.

Mit einmal kam befel fir die Russ[land] deusehen; da musste Frau Wenz nach Wittingen² und sich da Melten. Es war 10 kilometer von uns. Und die kam zurig, so war es gleich Abend, und die sagte: «Es ist der befehl auch fir euch». Nun, was Jetzt machen! So bin ich gleich nach Gurheim³ gelaufen zum Kommandanten und fragte ihn: «Nemze Rumansge des Boisch ol Rominie?»⁴ Er sagte: «Tag, tag»⁵. Ich sagte: «Zesche Jes Pisch-gone net Wus nima Cone nima Drösche Bagasch Jes.»⁶ Er sagt: «Eure Wert hate Pferte und Wagen, der soll euch Fahren!» Ich verlangte ein Schreiben an unser Wirt. Er hate mir auch das verstauten und hate auf den Zetel geschriben, das 2 Poler wagen uns weg Faren misen. Da wolte er mir den zetel geben. Ich sagte: «Gebe im den Woicye⁷, der soi in hin bringen». Und bis ich zu Hause kam, war der Pole schon da und sagt: «Ich mus euch Morgen weg Faren, baget eure Sachen zusammen!»

Die Vfn. schildert ein Erlebnis während des Heimweges und fährt dann fort:

Wo meine Metel das hörten, das wir wegkommen, – die waren auf dem Feite, es hate Jete einen Ochse an einen Pflug und baten Kartoffel durch gefaren – die dreten die Ochsen Gleich in den Heim weg, und die Schwiegerdochter danzte im Weg voll Freite, das wir doch noch mal vom Pole los kommen. Der sagte immer: «Ich habe das Recht, euch 2 Jahr zu halten.» Nun Geth das ein bagen Los. Am negsten Morgen kommt noch eine Polin, die sagt: «Was, euch fert man? Nimt euer Bintel auf den Bügel und gehet zu

1 Der Sohn der Vfn. kehrte aus Russland erst im August 1947 krank nach Deutschland zurück, wo er bereits im Mai 1948 starb.

2 Wittingen (Witkowo), Kreis Gnesen.

3 Kurheim (Powidz), sieben oben.

4 «Niemcy rum unszy tóz poise do Rumunii?» (poln.): «Die Rumäniendeutschen gehen auch nach Rumänien?»

5 «Tak, tak» (poln.): «Ja, ja».

6 Wohl: «Jeszcze jest piçcioro nas, wozu niema, koni niema, trochç bagazu jest.» (poln.): «Es sind noch fünf von uns, kein Wagen, kein Pferd, aber etwas Gepäck.»

7 Wojt (poln.): Gemeindevorsteher, Ortsbürgermeister.

Fuss!» Da schimpfte die Polin und schrie so unvernünftig herum. Wir sagten ihr kein Wort zurück, wir staunten und hörten ihr zu. Mit einem Mal kommt unser Wirt mit dem wagen. Der sagte zu ihr: «Wir müssen die fahren. Du weisst gar nicht, was die fir ein Recht beim Russen haben.» Die Polin ging ganz aufgeregt zu Hause. So kommt ihr Man auch mit dem Wagen. Also geht die Reise wieder los.

Da fuhren wir bis Witingen. Jetzt mussten wir uns melden, wie wir ins Bro können, uns zu Melten, Jetz war ein Ruse da. Der Schrie auf uns mit einem Heftigen zorn: «So, Jetzt kommt ihr erst; schon 10 Tage schige ich euch den befel, und ihr kommt heite erst!» Wir konten aber nich Russchis. Jetzt war eine Segreterin drinen, die konte Deutsch; und dann durfte ich das ihr Deutsch sagen, das uns nimant scho etwas gesagte hat: «Mir haben es Gestern Abent erst erfahren.» Da sagte er: «Habt ihr eure Kinder da und euer bagasch?» Ich sagte: «Es ist alles da; aber dirfen wir auch noch Bagasch mitnehmen?» Er sagte: «Haten euch die Bolen noch nicht Genug weg genomen? Ihr kenet alles mitnehmen, und wen ihr Mel hab, das kenet ihr auch mitnehmen.» Da wurten wir auch aufgenommen. Und so ging es wieder weiter. Die Russen gaben uns noch Brot mit auf den Weg, aber vom Pole bekamen wir nichts. Wie wir uns verabschiten mit unsrer Bolerin, so weinte sie: «Wer wirt uns Jetzt die Ernte herein schafen?»

Nun geht es wieder nach Freschen¹. Wie wir da hin können An Zug, es waren so viel Russlanddeutsche da, das man sie gar nicht über sehen kan. Drausen untren Freien Himel waren die Leite, und es hate Fast ein Jete Nacht Geregent. Und nun sagte ich zu meine Kinder: «Wan wir hir bleiben misen, so geth es mit uns nach Russland. Wer wirt sich um uns kümmern!» So verlies ich sie und suchte ein Kommandant, fand aber in nicht so gleich. Endlich kommt ein Offizier, und ich wolte ihn Fragen, aber er verstaute mich nicht. Da hate er Jemant Gerufen, wo uns beide zu recht bringen konte. Ich fragte ihn, ob wir hirbleiben misen oder ob die aus Romenien wo anderst hinsollen. Er sagte: «Ihr miset in ein Romenische Kaserne.» Ich fragte: «Ist die weit von hier?» Er sagte: «2 Kilometer.» «Und wer bringt uns bis hin?» «Wer hatte auch bis hierhergebracht?» «Ein Pole.» Er sagte: «Der soll euch auch bis dahin bringen.» So gehe ich zurig, und er schickte einen Soldaten mit mir. Und wo wir hin können, hatten die Gerate unsere Sachen ab gelaten. Der Soltat hate den Pole auf gehalten. Und so hatten wir die Sachen wieder auf den Wagen geleet, und der Pole musste uns Fahren. So geht es nun wieder weider, aber mit einer Grosen Angst: Was wirt da mit meine Metel werten, in der Kaserne?

Wo wir da hin können, Jetz ein Russe am Tor Wache; und meine Frida fragte ihn, ob da die Kaserne ist, auf Polnisch. Er gab keine Antwort. Sie fragte ihn noch einmal, und er schweiget wieder. Da sagte ich: «Unte, Tragu, Jeste Kaserna Romanesga.»² Er sagte aber: «Se sindtez Romun?»³ und machte das Tor gleich auf und wir konnten hereinfah-

1 Wreschen, Bezirk Posen.

2 «Unde, dracu(l), este cazarma Românească?» (rum.): «Wo, zum Teufel, ist die rumänische Kaserne?»

3 «Ce, sinfeti Romani?» (rum.): «Was, seid ihr Rumänen?»

ren. Wo wir da waren, so sind die Romenischen Soldaten und die Deutsche aus Banat gleich zu uns her gekommen¹. Da war die Freute so Gros, wir Freuden sich mit ihnen und sie mit uns. Do kommt auch gleich ein Romenischer Ofezier, der war auch gleich mit in die Freite eingetreten und hat zu meine Metel gesagt: «Kommet ihr beide mit, ich gebe euch Gleich ein zimer.» Und zu den Soldaten sagte er: «Das ihr es wiset, das sind nur Frauen und Kinder. Ihr draget ihre Sachen dann Hoch.» Ich bin mit den Kindern bei den Sachen geblieben, und die beide kerten das Zimer; und die Soldaten blieben bei mir und fragten mich, und ich erzelte ihnen. Wie die im Zimmer fertig waren und kamen zurig, so baten die Soldaten unsre Sachen gegrifen, und es geht schon die drehen hoch. Jetzt kommt der Offizier wieder und sagte: «Heite bekommt ihr noch kein esen, aber ich las euch ein Schreiben. Morgen kenet ihr schon Esen holen.» Der zeigte sich gans gut zu uns.

Und bis den Ändern Tag, da ist er wieder kōren, uns einschreiben in den Dransbort. So sagte er: «Jetzt kōrnet alle mit.» So sind wir mit im gegangen zum Russen ins Bero. Wie wir da waren, Jetzt sagt der: «Weis ich, ob die aus Romenien sind oder nicht.» So kommt der Offizier wieder und eagta zu mir: «Has du kein Babir von zu Haus?» Ich sagte: «Die Dibloma.» Er sagt: «Gehe und hole sie.» Und ich bin gangen und habe es auch gleich gefunden. Der Ruse nam das babir und Gute² es durch. So sagt er, das babir sei gans gut: «Aber ich weis doch nicht, ob das der ihr man war. Wer weis, wo die das Babir her hat.» So sagte der Offizier wieder: «Hast den du kein babir, wo dein Name auch drauf ist?» Ich sagte: «Den Trau Schein; aber ob ich in Jetz gerate Finde, das weis ich nicht.» Und nun gehe ich wieder und hole den Trauschein. Wie ich mit dem hin komm, der gab in den und der Ruse gugte in durch. So hate er gesagt: «Das babir ist Gut.» Und so hate der Ruse uns gleich in den Dransbort ein geschrieben.

Nun waren wir noch 6 Wochen in der Kaserna. Aber es ging uns Sehr gut. Wir bekamen Esen wie ein Soltat. Und der Offizier musste die Mannschaft, all Morgen hate er die zusammen genomen, da wurten die an die Arbeit geschiget. Auch die Weibslait bekamen Arbeit; die mussten fir die Russen Waschen und im Garten hagen und solche arbeit machen, das war aber nicht Schlim. Ich brauchte aber nicht zu arbeiten, ich hate meinen Sohn seine Kinder bei mir.

In einem Morgen hate der Offizier wieder die Soldaten zu samen Gerufen. Und dann war ein Jutei dabei, der ist niemals mit den angetreten. Und er hate an jenem Morgen gerade sein Hemd gewaschen, und der Romenische Offizier holte in dann auch herbei und hatte dem 2 Hiebe geben. Und der hate es angezeigt. Er³ war aber ein SS Man. So hate der Jute das angeben, das er ein SS man war. So wurten die Ganse Romenischen Grube zusammen Gerufen, und ma[n] hate die all durchgesucht und Fanden 40 Man, wo das SS Zeichen baten. Jetz wolten man die Frauen auch durchsuchen, nun Fanten [sie]

1 Es handelte sich dabei offensichtlich um rumänische Kriegsgefangene, zum Teil – wie sich herausstellte – auch volksdeutsche Angehörige der Waffen-SS, die auf ihren Transport nach Rumänien warteten.

2 lies: guckte.

3 der Offizier.

die Blut Grube. Da sagten die: «Es ist auch ein SS Zeichen.» Wir zeigten unsre blut Grube und erglerten ihnen¹. Da sind doch die Weiber alle so durchkommen. Und dem Offizier hate man die Dresen Gleich herunter Gerisen und hatte ihm seine Gleiter ausgezogen, und er bekam ein Hut auf den Kobf und arbeite Kleiter. So wurten 40 Man Gleich ein gespert und am ander Tag von 6 Juten weg gefirt. Die sind aber im September auch loskommen. Wo wir schon in Romenien waren, bekam ein² wir von dem Offizier ein Post karte; aber die war in der Geschribene Seite Gans mit Dinte gestrichen, man konte kein wort davon lesen; nur so fiel sähe man drauf, dass die auch zu Hause sind. Und die Juten haben uns dann über nomen. Man wagte sich kaum noch ein Wort zu sagen. Der eine Jute wurte unser Dransbort Firer und ein Ruse.

Nun Geht es auf die Reise. Wir wurten dann mit den Romenischen Soldaten ein Gelaten in Viewagon, Je 42 Menschen in eine mit den Sachen zusammen. Wie wir am zug waren, da baten wir noch Gleiter Kasten, wo wir unsere Sachen noch drinnen hatten. So kommt der Jute und sagt: «Leret die Kasten aus, die derfet ihr nicht mit in den Zug nehmen.» So mussten wir unsere bar Sachen zusammen in die Sege Stegen und die Kasten da Stehen lasen. Nun geth der Zug los. Wir sind blos ein bar Stunden gefaren, so wurten wir in eine Tote lini gefahren, und da standen wir zwei Tage. Und bis man dem Russen nicht ein Uhr Schenkte, so stand der Dransbort. Der hatte die Zeit recht benitzt. Ein banater zog seinen anzug aus und gab in dem Rusen. So sind wir den ganzen Monat auf dem Wege gestanten, bis wir entlieh an die Rumenische Grense kommen. Unser weg war von Witingen nach Lentschitz und dann Lidzmanstat, nach Gragau und Warschau, Lemberg, Lublin, Scharnawiz³. Sonst ging es gans gut, aber wir konten so viel sehen, wie die deutsche Soldaten geblagt wurten, und was für ein Hunger die leiden mussten.

Wo wir in Lublin waren, so kam der Jute mit dem Ruse und Fragte ein Jeten, wer ein rusisches Geld hatte; das wirt an der Romenischen Grenze aus Gewegselt. Die Frauen gaben das Rusigelt alles hin zum aus wegsein. Und wo wir an der Grense waren, da musste alles heraus, was über 14 Jahr alt war. Und wo wir ausgestiegen waren, so solten wir allen in den Reien stehen. Auf einmal Fart der Zug ab; und wo der Zu[g] los ging, da bin ich mit dem Zuge mitgesprungen, bis der Zug wieder gehalten hatte. So war ich Gerate an der wagone, wo unsere Kinder drinen waren. Und die Tochter und Schwigerdchter, die Suchten mich unter den leiten und fanden mir nicht. Es hatte Gamimant Gemergt, dass ich mit dem Zug mit gesprungen bin. Wie der Zug los ging, da dachte ich: oder werten Jetzt die Kinder verschiebt oder Raubt man uns jetzt aus? Es Tauerte noch eine Halbe stunte, bis meine Metel wieder zu mir kommen in Zug. So sagten die:

1 Die Volksdeutschen waren bei der Gesundheitsuntersuchung im Zuge der Um- und Ansiedlung ebenfalls mit dem Blutgruppen-Zeichen versehen worden.

2 lies: bekamen.

3 Die Route Wittingen–Łęczycza (Lentschütz)–Łódź–Krakau und weiter über Warschau–Lemberg–Lublin–Czernowitz ist nur durch eine nachträgliche Änderung des ursprünglichen Reiseplans zu erklären, evtl. zur Vermeidung der Durchreise durch die Slowakei und Ungarn.

«Wie sind Ihr so schnell hierherkommen?» Ich erzählte es. So betrauen die mich alle, dass ich so gerent bin. Mit einmal sagte der banater: «Wan der Zug Jetzt gleich durchgefahren were, so were die Alte Jetzt schon in Bugarest.» Da wurde ich noch recht verlacht.

Wir wir in Bugarest ankommen sind, so stauten wir noch 2 Tage in der Waggon, bis das Rote Greiz kam und hatte uns aufgeschrieben und holten uns weg ins Rote Greiz. Die haben uns 8 Tage dabehalten. So bekommen wir auch das Esen; da gab es auch Mamelig¹, und dem Son seine Kinder sagten: «Die gelbe Kartoffel essen wir nicht.» So sind 2 Polizei gekommen und haben uns übernommen. Da wurten wir in eine Wagon ein Gelaten. Die mussten sich aber so weren, dass die Waggon für uns geblieben ist. Einer der stote² die Menschen zurig und sagte: «Die wagon ist nur fir Arestazi»³. So kamen wir bis nach Konstanza. Jetzt brachte man uns in die Gistura⁴. Da übernachteten wir trausen im Hof, und 2 Man wache bei uns die ganze Nacht. Als wir auf dem wege waren nach der Gistura, Jetzt arbeiteten da deutsche Gefangen, und ein Jute stand bei ihnen. Wie der uns sah, Rief er: «Was, Deutsche, zurig, zurig!» Ich drete mich nach in und sagte: «Wir sind mit Delegazi hir»⁵. «Na, dann Fahret.» So gingen wir. Und Jetzt haben wir auch den Scheuen Jakob getroffen, ich mit Frau Mas. Der kommt auf uns zu und sagte: «O, ihr Deutsche, was habt ihr gemacht!» Wir konten aber weiter nicht mit im Reten. Mir mussten laufen, dass wir dem Wagen nachkommen. Also, der Schöne Jakob, der war in alle Deutsch Derfer bekant.

Am negsten Morgen kommt wieder einer, der Schrie ganz Heftig auf uns: «Was wolte ihr Jetzt, da in unser Zara⁶. Jetzt bleibt doch bei eurem Hitler.» Ich war aber Gerate nicht da; wie ich kam, da erzelten mir es die andern. Da sagte ich: «Das war bestirmt kein Romener, den ein Romener hat ein weiches Herz.» Da wurten wir Alle auf geschrieben. Und dann baten die uns wieder Fort in die Leschune⁷, und da hatte man uns auch auf geschriben. Da sagten die: «Jetzt Faret ein Jeter in sein dorf, wo ihr alle her seit, bis auf neuer Befel.» Man bekam in Konstanze kein Brot; es war alles auf Karten. Und ver lisen wir die Schwieger dochter mit den kinder und unsere Sachen; und ich und meine Frida sind mit einen Wagen gefahren bis Tigirgol⁸.

Am andren Tag sind wir bis Mangalia. Da bin ich zum Prusala in die Schenke gegangen, die war ganz voll mit Romener. Wie ich da reingekommen bin, alles schaute auf mich; ich bin bis vor gegangen und fragte: «Ist nimant hir von Sarghio»⁹? Da drete sich der Panschu rum und sagte: «Ja, ich bin von Sarghiol.» Ich sagte: «Her Panschu, du bist es!» Da Fragte ich in, ob er mit dem Wagen hir ist. Er sagte: «Ja.» «So kenen wir vielleicht mit dir nach Sarghiol Fahren?» Er sagt: «Ihr kenet mit Fahren.» Und ich sagte:

1 mămăligă (rum.): Maisbrei.

2 lies: stieș.

3 arestazi (rum.): Verhaftete.

4 Quăstur.

6 delegazi (rum.): Abgeordnete, Beauftragte.

6 țara (rum.): Land.

7 legiune (rum.): Gendarmerieposten.

3 Techirghiol, Județ Constanza.

9 Sarighiol (Albești), Plasa Mangalia, Județ Constanza, der Heimatort der VfN.

«Ich gehe bis zu meiner Schwester ihre Dochter. Kaust vileicht, wen du Fertig bist, hin können.» Er sagte: «Ich hole euch ab.» Und so bin ich wege gangen¹. Dann ist er mit seinem Wagen können und hatte uns abgeholt. Dann kamen wir nach Sarighiol. Wo wir sind auf den Hof gefahren, gugte seine Frau zum Fenster raus und komt auch gleich rausgesprungen und sagte: «Bist es tu, oder ist es nur dein Geist?» Ich sagte: «Das bin ich selber.» Es ist auch eine Deutsche, ihr name ist Katharina Knotel. Ich sagte: «Du siest Ja schon gans weis aus.» «Ja», sagte sie, «die weise Hare, die habt ihr mir gemacht.» Sie gab uns zu esen, und sind wir beide bis in unseren Hof gegangen.

Und wo ich das alles anschaute, wie es schon alles zu gerichtet war, so war mir mein Ganser Mut vergangen. Keine Hand voll Stro nicht mer zu sehen im gansen Hof. Der Breter boten auf dem Magesin und Schobfen war herunder, da ist nicht mal ein bret übrig gebliben. Vom Kuhstall war auch ein Holzboten draus; da ist nicht nur das Boten Holz weg, da sind auch die Balgen heraus Geseget. Und die Maul ber beum, die waren 2 auch ab geseget; und einer stant noch, dem waren die ganze Este wegenomen. Was ein bisle starger Baum war, der ist ab geseget. Und das Gurus² Haus, dem bade man die ganze Breter wegenomen, und an einem Ende waren ein bar Soneblumen Stengel. Das dach war aber noch droben; wen das were von Holz gewesen, so were es nicht mer oben gewesen; aber das war von Ziegel. Und das Magesin, wo immer im Herbst mit Getreite gefilet war, Jetzt stände es Gans Ler. Dies eine Mal ware ich in unserem Hof. Aber im Haus, da wohnten noch 3 Familien Romener drinen. Ich sagte: «Gib mir doch die Somer kiche zum wohnen.» Er sagte: «Nicht mal eine Handbreit.»

So sind wir zu den Dataren³ gegangen, ob wir ein wagen bekommen, unsere Sachen zu holen. Wie die mich sahen, da wurte ich so um Ringt, dass ich kein Schritt mer weiter konte. Die Fragten mich, wie es uns bis Jetzt Gangegen⁴ ist. Ich lobte immer Deutschlant. Da sagten die: «Was für Verstand hat euer Hitler gehabt, dass er euch fortholte. Ihr wäret alle ums Leben kommen.» Die Dataren sagten: «Wo ihr Deutsche Fort waren 3 Monat, sind wir in unser Heiser gehen und haben um euch Geweint. Und wan man durch Deutsche Dorf ging, war es so, wie wan durch die Stat gehet; aber Jetzt sehen wir das Deutsche Dorf gar nicht mer.» So komt ein Rumener mir nachgelaufen und sagt: «Ich habe schon ein Wagen, wo eure Sachen holt, braucht nicht mer Fragen.» Und so gehe ich noch bis zum Son sein Haus. Die hatte mir ein Zimmer versprochen. So furen wir am Sonntag Morgen nach Konstanza, unsere Sachen zu holen, und am Abent kommen wir zu rig. Jetzt war der Birger Meister die Leiten alle verboten, es soll nimand einen Deutschen aufnehmen. So hatte die Frau uns auch nicht aufgenommen. Dann waren wir bei dem Romener, wo uns geholt hat. Das war noch einer, wo vorter aus wantrung⁵ da gewonet hat.

1 lies: weggegangen.

2 Kukuruz (dial.): Mais.

3 Nach der Volkszählung von 1930 lebten in Sarighiol neben 299 Deutschen und 117 Rumänen 465 Tataren.

4 verschrieben, lies: gegangen.

5 lies: vor der Auswanderung.

Und am Montag Morgen sind wir Frihe auf das Feit, Bonen Robfen. Das war bei unserm Weingarten ganz dicht. Wo wir zu Hause gehen, wolle ich in uns Weingarten hinein gugen. So bin ich bis hingelaufen, bis noch vielleicht noch 10 Schritt; so drete ich wieder um und gehe zurig; ich dacht, das du ich den Romener nicht zum Gefalen und Guge mir Jetzt den Weingarten an. Da war es 10 Uhr. So gehen wir zu Hause und sind an die Dreschmaschine gegangen und hatten beim Dreschen mitgeholfen, den Tag und den Andren bis Abent; dann war ich so krank, das ich nicht mer konte. Den andern Tag bin ich nicht auf gestauten bis am Mitag; so bin ich auf gestauten und musste fir die Kinder etwas zu Esen. Und am Abent kam der Guts besizer und hatte mich getuugen. So habe ich gesagt, wan ich die 3 Kinder mit nemeu kan, dann kome ich. Und dann am andren Tag ging es los zum Guts besizer. Und wo wir da waren, Ich mit den Kinder, wurt mir mein Doch ter Frida auch weg genomen. Da Kamen die letig metchen ims Zwangs Arbeit. So bin ich mit der Schwieger dochter und den 3 Kinder vom Sohn noch aleine geblieben. Da musste ich fir 40 Menschen Kochen und Brot Bacen ein Monat und 10 Tage. Dann sind wir dort wieder weg und waren noch 1 Monat bei einem Romener. Da war das Gurus zum brechen. So sind wir, ich und Schwiger dochter ein Ganser Monat auf das Feit gegangen, um das Gugerus Brechen. Wan Jemant kam und wolle uns zur Arbeit, dann sagte ich: «Wan ihr Fir die Kinder Esen gibt, dann kenen wir kommen.» So sagten [sie]: «Schigt uns die Kinder!» Und ich sagte ihnen: «Morgen gehe ihr dort hin, dann bekommt ihr Esen.» Und so sind wir ein Jeter Tag auf dem Feite gewesen. Und wan wir Weggeganen sind, da hatten die Kinder noch geschlafen; und wan es dunkel Nacht war, sind wir zu hause gekommen, und die 3 Kinder standen immer auf der Strase und warteten auf uns, bis wir kamen. Da Rufen sie schon vol Freide: «Die Oma und Mama kommen!» Wo das Brechen Fertig war, so haben wir von einen Dater¹ ein Heisle bekommen, und da hatten wir gewöhnet bis wir wieder zu rig kamen.

Und im Herbst und [Winter] meine Bescheftigung war, die Schafwolle spinen mit einem Spinrat von Morgen frie bis Abent Spet. So mus ich den gansen Tag zubringen am Spinrat. – Jetzt sind Grichen aus Mangalia kommen und wolten mich holen. Er war ein Kaufman. Die sagten: «Wir wolten dich verhalten, du soit bei uns sein. Wir geben dir das Esen, du solst nicht Arbeiden.» Ich sollte nur Esen und Spaziren. Ich sagte zu den Leiten: «Ich habe Kinder, die Brauchen auch Esen. Faret ihr nur Ruhig zu Hause. Ich will arbeiten, das dem Son seine Kinder Leben solen.» Die Grichen sagen: «Weil wir dich kenen und wissen, wer du bist», darum wolten die mich haben. Mit ein mal lis mich der Bzirrgasir² holen. Dem seine Frau war krank. Der sagte, ich soi zu im kommen: «Es ist mir Ja eine Schante, dass ich dich an rete, dass du unsere Magt sein solst. Wir woll[en] dich halten als unsere Muter, nicht als Magt.» Ich sagte: «Ich kome.» Da Fragte er mich, was ich Fir einen Monat zum Lon haben wil. Ich sagte: «Ich brauch kein Gelt; meine

¹ Tataren.

² lies: Bezirkskassierer.

Kinder brauchen Brot.» Wen er mir Fir einen Monat 100 Kilo Weizen gibt, so kome ich. Er sagt: «Das gebe i[ch] dir Gans Gerne.» So war ich bei dem Man 3 Monat. In 2. Monat Starb seine Frau. Da wolte ich weg von ihm; da hatte er so angehalten, so blieb ich noch einen Monat bei ihm. Er wolte mir Aber nicht weg lasen. Ich sagte: «Jetzt bleibe ich nicht mer hir.» Und er Fragte imer, warum ich nicht bleibe. Ich sagte: «Die Kinder misen ein Heim haben; die sind Lange Genung auf der Strase herum Gelaufen. Die Schwiger Tochter geth ein Jeden Dag in den Tagelon und die Kinder Laufen auf der Strase herum.» Er sagte: «Die Kinder kenen auch hir Esen.» Und ich habe im Gesagt: «Du hast keine Kinder aufgezogen; du weisst es nicht, wie Kinder sind. Wen ich die hir her bringe, dann sind die vielleicht in 8 Dagen schon zu viel. Liber sitze ich wieder an Spinrat und Spine. Dann vertine ich genau so viel, wie wen ich bei dir bin.» Und so bin ich unsere Dadaren Hide gegangen und Lebte mit der Schwigerdochter und mit den 3 Kinder.

So baten wir in diesem Sommer 800 Kilo Weizen und Mais 7 Huntert Kilo. Nun, so konte uns der winder dieses Jahr nichts an Haben. Dauschten wir uns ein Schwein ein fir Kostüm. So brachte wir den winter¹ Gut vorüber. Im Friejahr wolte ich ein Mal Schein haben. So sagt der Birgermeister: «Was, habt ihr noch Weizen zum Malen?» So habe ich Gesagt: «Das Jahr ist doch nocht nicht Um.» Da sag der Birgermeister: «Unse Romener, wo in eure Heiser Wohnen, die mus der St at verhalten. Mit 10 Hegdar Land kenen sie das Gelt nicht aufbringen, das ihnen Reicht zum Leben. Und die Weiber sind mit lerer Hand gekommen und haben noch Weizen zum Malen.» So sagt der Andre: «He, du kenest die Weiber noch nicht. Die sind wie ein Art Juten; wo die sind, da haben sie.» So hatte ich ein Mal Schein bekommen.

Wir schigten die Kinder auch in die Romenische Schule. Die konten auch schon Sehr Sehen Romenisch sprechen. – Ich kam efter nach Mangalia. Da begegnet mir der bekante Rechtsanwält; sein Name ist Roschgoletz. Der sagte zu mir, wir solen sein Feit Arbeiten. Ich sagte: «Wir sind nur Weiber, wir kenen das nicht Machen.» So sagte er: «Von dann an, wo ihr Deutsche weg sind, gibt es keine Ehrliche Menschen mer, nur noch Räuber.» Da begenet ich mit dem Tier Artz, der sagte: «Von wo körnst du, Frau Bas? Ihr habt nicht nur euer Vermegen verromenirt², ihr habt auch die Ganse deutsche Derfer Kabut gemacht.» Der sagt: «Kein dec³ Butter gebt es nicht.» – Da kaufte ich von einem Romener Weizen und gab im 70 Tausent lei; der hatte eine deutsche Frau. Den kauft ich im Herbt. Und wo wir nicht blatz baten, den Weizen auf zu bewaren, solte der Weizen dableiben, bis wir ihn brauchen. Jetzt kam ich ein Tag zu ihm hin, so sagt die Frau zu mir: «Jetzt kaust du dein Gelt wieder haben, Jetzt kostet der Weizen 100 Tausent.» Das hatte mich ganz aufgeregt. Ich sagte: «Gib her mein Gelt.» Und sie holte es mir. Darauf sagte ich: «Mache dich Reich mit deinem Weizen.» Und ich ging mit einer Wut nach Hause.

1 1946/47.

2 lies: (ver)ruiniert.

3 Dekagramm, 10 g.

Wo wir noch im Gutshof waren, da waren Schefer, die hatten 200 Schafe. Die haben die Schafe auch gemolgen. Und uns Kleiner Johannes war so grank. Dann sagte ich zum Schefer: «Wan ihr die Schafe Milchen du¹, dann seit doch so gut und gebt dem Kleinen ein becherle Schaf milch!⁴⁴ Und die sagten: «Schig die 3 Kinder zum Schafe zu dreiben.» Und ich schigte sie. So bekommen die Kinder immer Schafmil[ch] zu Trinken. Der Monat war noch nicht um, so war der Kleine Johannes Gesund. Und die Schefer sagten: «Seit Ja nur nich so dum. Der Gutsbesitzer hatte 5 Hektar Bohnen; nimmt auch Bohnen mit fir den Winter, das ihr etwas zu Essen habt.» Kein Gelt hatten wir nicht, das wir uns kaufen konten. Dann holte der Schefer mit der Schwiegertochter zusammen ein Gofe² voll Bonen. Das hate uns gereicht, so lange wir in Romenien waren. Da war noch ein Romener, wo schon Frier da wonde; der sagte: «Wan ich euch sehen due, dann komt mir immer das Weinen.» Ich habe dann zu ihm gesagt: «Weine über dich und deine Kinder, den du bist ja genau so dran wie wir.» Und er sagt: «Ich kann dich nicht verstehen, was du mit uns meinen tust.» «Das wirst du noch verstehen.»

Und einer, der Pretig³, mit Namen Barusch: «Im 2. Februar gehet die Welt unter!» Das war 1947. Und die Menchen hatten eine Grose Ängst. Da gehet der Romenische Bfarer zu ihm und sagte zu ihm, was er dann macht; er soi doch die Sachen nicht mer Bretigen. Und er sagt zum Bfarer auch: «Wan es mir der Liebe Gott sagt, dann mus ich es dir auch sagen.» Und es wurte immer Ernster, der 2. Februar komt immer neher. So ging die Bolizei zu ihn und wolten im das weren. Er sagte denen auch: «Wan es der Liebe Gott mir sagte, mus ich es euch auch sagen.» Die Leiten Schlachten die Schweine und Äsen das Fleisch, weil man im März nichts mer braucht. Und Bo kamen so eine Manche Familie in die Not. Da war ein mal der Bfarer zu meinen Wirt gekommen, und die erzelten sich die Geschichte von dem Welt Untergang. Da sagte der Bfarer zu mir, ob ich das auch glaube, das am 2. Februar die Welt Unter gehe. Ich sagte zu ihm: «Nein, das glaube ich nicht.» Wie so ich das nicht Glaube. So habe ich gesagt zu ihm: «Wir haben doch noch nichts durch Gemacht, das die Welt scho Untergeth.» Er sagt zu mir: «Ihr habt doch schon viel mit gemacht.» Ich hatte im gesagt: «Äber ihr noch nicht.» So saget der Bfarer: «Das kann sein, das wir auch noch etwas mitmachen misen.»

Wir versammelten uns immer in Konstanz, sich zu beraten, wie wir wieder nach Deutschland können zu unsere Angehörigen. Und weil wir nur Frauen und Kinder waren, mussten wir uns an Her Prannenburger⁴ und an her Gnauer⁵ wenden. Die sind immer nach Bugerest gefahren wegen einem Dranzbort, und an 46 im August solten wir Frauen und Kinder ein Dransbort weg Faren. Da waren wieder ein bar Mener, wo das nicht zu liesen, das die Frauen Frier weg Fahren als die Mener. Wo Familien zu samen waren, die hatten sich gestriten. Und so verblieb es bis an 47 im Merz. Da hatte eine jede Frau

¹ lies: tut.

² Korb.

³ lies: predigt.

⁴ Brandenburger.

⁵ Lehrer Knauer aus Neue Weingärten (Viile Noi), vgl. Bericht Nr. 73, S. 330.

mit ihrer Familie 50 Tausend Lei bezahlt, das die Mener es in Stante setzten zu einem Dransbort. Dann sind wir am 13. März weggefahren, wieder aus unserer Heimat aus Romenien. Und mit dem Wagen furen wir bis Mischtia¹. Da bezalten wir fir einen Wagen 1 und eine halbe Milione lei fir ungefer 60 Kilo Meter. Und im Mischedia stauten wir noch 3 Tage, und dann solte es Los gehen. Jetzt waren noch etliche Frauen, was in den Dransbort nicht ein Getragen waren. Nun solten die Jenigen in die zwei Letzte Wagons Gehen. Jetzt ging noch ein mal der Jamer los. Wir haben uns nicht lange besonen und gaben noch ein mal Gelt zusamen, damit alle mitgekommen sind. Und so sind wir gans gut gefaren bis an die Ungarische Grenze. Da wurten die Wagons zu Gespert, das nimand herraus schauen konte, wo wir aber durch Ungarin durch waren, so wurten die Wagons geöffnet, und die ungarische Bolezei verlis uns wieder. Die Romenische Bolizei begleitete uns bis Birna², da kamen wir wieder in ein Lager.

Der Schluss des Berichts schildert das weitere Schicksal der Vfn., die zunächst bei Verwandten in Thüringen blieb, dann zu ihrer Tochter nach Westdeutschland kam.

Nr. 73

Protokollierte Aussage der Frau Therese Deeg aus Neue Weingärten (Viile Noi) bei Konstanza (Constanța) in der Dobrudscha.

Original, 19. April 1956, 3 Seiten, mschr.

Rückführung dobrudscha-deutscher Umsiedler durch die sowjetischen Besatzungsbehörden; Treck vom Ansiedlungsort in Mähren über Ödenburg-Arad nach Konstanza; Aufnahme im Heimatort, Lebens- und Arbeitsbedingungen; Sammeltransport nach Deutschland im Frühjahr 1947.

Anfang Mai 1945 nach dem Zusammenbruch sind wir mit mehreren Leuten aus der Dobrudscha wieder zurück in die alte Heimat. Wir sind von der Ansiedlungs-Heimat³ abgefahren mit unseren Pferdewagen. Da sollten wir in Ödenburg an der ungarischen Grenze bei der Kommandantur von den Russen zur Kontrolle; wir sind aber ausserhalb der Stadt geblieben, weil wir Angst hatten, dass uns alles abgenommen wird. Da sind etliche Männer zu Fuss hin und haben das dort gemeldet; da hat man uns einen Wachtposten mitgegeben zur Bewachung. Als wir nach Ungarn kamen, da fingen die Ungarn an zu räubern. Der russische Soldat hatte dauernd zu laufen; wenn er vorne war, da waren die Ungarn hinten. Da sagte der Soldat, er muss ein Pferd haben, er kann nicht mehr laufen. Da haben wir ihm ein Pferd gegeben; da konnte er schneller hin und her kommen. So ging es jeden Tag. Futter für die Pferde und für uns die Verpflegung mussten wir selbst besorgen; da hat sich niemand gekümmert. Aber es ging doch mit Müh und Not weiter.

1 Medgidia, Județ Constanța.

2 Pirna in Sachsen.

3 Die Vfn. war in Bratschitz (Bratčice), Kreis Brünn in Mähren angesiedelt.

So kamen wir bis nach Arad; das ist schon in Rumänien. Da hatten wir 14 Tage Aufenthalt. Von da ging es wieder langsam weiter; schnell fahren konnten wir nicht mehr mit den Pferden, da es zu anstrengend war für die schweren Pferde; und zweitens konnten die auch die grosse Hitze nicht vertragen. So kamen wir nach einem Monat in Craiova an. Da empfing uns Lehrer Mihai, ein Rumäne. Der erzählte uns schon allerhand von unseren Häusern, wie die aussehen: «Da sind Macitonen¹ drin; ihr werdet sie kaum noch erkennen.» Am 4.8.1945 kamen wir in Konstanza an; da mussten wir uns melden bei dem Kommissar Anghilescu. Der war uns allen bekannt. Der hat uns in unsere Häuser geschickt, die Macitonen mussten uns Wohnung geben. Aber die gaben mir nur die Sommer-Küche. Die musste ich mir erst herrichten, da die Macitonen ihre Schweine und Schafe darin hatten. Ich hab es mir aber notdürftig hergerichtet, damit ich erst mal ein Dach über dem Kopf hatte.

Dann gingen wir auf ein Gut arbeiten. Die Rumänen freuten sich, dass sie so billige Arbeiter hatten. Die haben uns nur einen Hungerlohn bezahlt. Aber da blieb ich' nicht lange. Dann hab ich mir in der Stadt eine Arbeit gesucht. Da ging ich zum Hausputz. Die haben uns auch schwer drangekriegt; aber es wurde besser bezahlt, und die Leute haben uns nicht immer den Hitler vorgehalten und uns nicht immer so verspottet wie das Landvolk. Die Leute, die früher in Cobadin wohnten, sind von Konstanza nach Cobadin gefahren; wie die dort empfangen wurden, ist mir unbekannt. Das Leben war sehr teuer, für ein Liter Öl bezahlten wir 10'000 Lei, für ein paar Schuhe 100'000 Lei. So mussten wir uns durchschlagen die ganze Zeit. Die Männer haben meist im Hafen ihre Arbeit gehabt; und überall, wo kein Rumäne hinwollte, da hat man die Deutschen hingestellt. Aber wir waren froh, wenn wir Arbeit hatten, damit wir nicht hungern brauchten. Als Heizmaterial haben wir uns die Maisstengel und Sonnenblumenstengel vom Feld geholt; aber auch das hat man uns oftmals verboten. Es war ein richtiges Sklavenleben, wie man uns behandelt hat. Der Lehrer Knauer aus den Neuen Weingärten (Viile Noi), der hat solange hin und her geschrieben, damit sie wieder nach Deutschland geschickt werden; aber es war immer hoffnungslos. Auf einmal hiess es, wer wieder nach Deutschland will, der soll sich melden. Da sind wir in die Stadt zur Prefecture, das ist das Landratsamt, zur Anmeldung. Da hat man uns aber gleich gesagt, es geht nur bis in die Russische Zone. Da sagte noch der Kommissar: «Wenn ihr mal dort seid, dann könnt ihr auch weiter nach dem Westen.»

So wurde dann im März 1947 ein Transport zusammengestellt in Medgidia². Da mussten wir 6 Tagen warten, bis es so weit war. Da sagten manche, sie gehen mit dem zweiten Transport mit. Da sagte der Transportleiter: «Der zweite Transport geht zu Ba-stelle Cailor»; das heisst: er geht zu den Pferden ihr Ostern³. Dann sind wir bis nach

1 Mazedonier, Rumänen aus Bulgarien, die 1940 im Zuge des rumänisch-bulgarischen Bevölkerungsaustausches nach Rumänien umgesiedelt worden sind. – Vgl. Einleitende Darstellung, Kap. IV, d.

2 vgl. auch Bericht Nr. 72, S. 328 f.

3 «Paçtile cailor», volkstümliche rumänische Bezeichnung für den Himmelfahrtstag, hier im Sinne der deutschen Redensart: «Wenn Weihnachten und Ostern auf einen Tag fallen.»

Bukarest, und dort haben wir 6 Soldaten zur Bewachung mitbekommen. Da ging die Fahrt nach Deutschland los. Als wir in Birna, Tschechoslowakei¹, ankamen, da mussten wir 14 Tage warten, bis es weiter ging. Gerade zu Ostern 1947 kamen wir in Dresden an. Da wurden wir gleich untergebracht; da gingen wir gleich arbeiten. Da hab ich gleich nach dem Westen geschrieben an meinen Mann, und bei der ersten Gelegenheit bin mit den Kindern rüber nach Stuttgart, wo wir heute noch wohnen. Es befinden sich immer noch deutsche Leute in Rumänien, die das schwere Leben unter den Rumänen tragen müssen.

Nr. 74

Protokollarische Aussage der Bäuerin A. S. aus M., Județ Câmputlung (Kimpolung) in der Bukowina.

Original, 1. Februar 1951, 6 Seiten, hschr.

**Erlebnisse einer volksdeutschen Umsiedlerfamilie nach dem Kriege:
Flucht aus dem Ansiedlungskreis Saybusch ins Egerland; Einmarsch
der Roten Armee; Rückführungs transport in die Süd-Bukowina;
schwierige Lebensverhältnisse im Heimatort; illegale Ausreise
nach Deutschland im Juli 1947**

Ich bin am 25. Nov. 1940 aus Jakobeni nach Deutschland umgesiedelt.

In Rycerka, Kr. Saybusch in Oberschlesien² wurden ich, mein Mann und 7 Kinder und meine Schwiegereltern angesiedelt am 9. Sept. 1941. Wir bekamen 8 ha Feld und ein Haus. Dazu eine Dresch- und Häckselmaschine. Diese Wirtschaft übernahmen wir in einem ganz verlotterten Zustand. Mit grosser Mühe brachten [wir] die Wirtschaft zum Emporblühen. Wir schafften mit der Zeit auch Pferde und Kühe an sowie verschiedene Wirtschaftsgeräte. Im August 1944 wurde mein Mann zum Militär eingezogen.

Als die Russen vormarschierten, mussten wir fliehen. In 2 Stunden mussten wir den Ort räumen. Zum Glück war ein Zug da, und nur das notwendigste Handgepäck konnte ich mitnehmen. So floh ich von dort mit 8 Kindern und meiner alten Schwiegermutter.

Wir gelangten Anfang Februar nach Graslitz im Egerland. Am 10. Mai 1945 marschierten hier die Russen ein.

Jetzt begann eine so qualvolle Zeit, dass es kaum zu beschreiben ist und ich heute nicht begreife, wie ich noch mein nacktes Leben retten konnte. Als die Russen in den Ort kamen, begannen sie zuerst zu plündern und die Frauen zu vergewaltigen. Der Ort wurde von allen Seiten von den Russen umstellt, dass ja niemand flüchten sollte. Sie drangen in die Wohnungen ein und nahmen, was ihnen brauchbar schien. Die Sachen wurden zu den Fenstern herausgeworfen und zerbrochen meist.

Ein Mädchen von 18 Jahren, die sich am 2. Stock versteckt hatte, wurde von den Russen entdeckt, und die Russen schleppten sie mit Gewalt in den Keller. Hier wurde sie von so vielen Russen missbraucht, dass, nachdem die Russen weggingen, wir das arme Mädchen in bewusstlosen Zustand fanden.

1 Pirna in Sachsen.

2 Saybusch (Zywiec) war 1939 mit einer Reihe anderer sudostpolnischer Bezirke der Provinz Oberschlesien angegliedert worden.

Sie ist von uns sofort in das Krankenhaus geschafft worden, aber schon nach paar Stunden ist sie gestorben. Das war nicht der einzige Fall, sondern solche Fälle ereigneten sich immer wieder. So sind an solch bestialischen Vergewaltigungen in anliegenden Dorf Silberbach 3 Mädchen verstorben, und ein anderes stürzte sich aus dem 2. Stock durch das Fenster und hatte sich schwer verletzt und wurde ins Krankenhaus geschafft. Es entzieht sich meiner Kenntns, ob dies Mädchen noch aufgekommen ist.

Viele deutsche Soldaten wurden von den Tschechen aufgestöbert, obwohl sie sich in Zivilkleidung in den Wäldern aufhielten, und im Dorf erschossen.

Die ersten 6 Wochen mussten wir um's Essen betteln und zusehen, wie wir unsere Kinder ernähren. Denn von keiner Stelle bekamen wir zu essen. Trotzdem mussten die Frauen Tag und Nacht den Russen herhalten und sich alles gefallen lassen. Jeder Schritt, den wir taten, geschah nur in Angst und Bangen. Trotzdem trieb uns der Hunger aus unseren Verstecken. Nach 6 Wochen bekamen die Deutschen Lebensmittelkarten – aber was für welche! 1'500 g Brot oder Mehl für eine Woche, Fleisch gar nicht, Fett kaum für ein Butterbrot zu schmieren.

Im Nov. 1945 wurde ich mit den Kindern per Schub nach Pilsen geschafft, und von hier wurden Transporte zusammengestellt. Die Soldaten, die sich in Zivilkleider gesteckt hatten und das Glück hatten, nicht erkannt zu werden, konnten [in] unserem Transport, der von den Russen zusammengestellt war, mitkommen. So kamen wir bis Arad. Diese Reise dauerte 6 Wochen in Viehwagen, ohne Verpflegung, in Kälte und nur eingehüllt in unsere uns noch verbliebenen Kleider.

öfter wurde der Zug von Russen überfallen und uns noch die letzten wertvolleren Sachen ausgeraubt. Mir selbst hatten die Russen einen Koffer mit Kleidern und Wäsche aus der Hand gerissen und ein zweiter Koffer [wurde] aus dem Waggon von den Russen mitgenommen. In diesem befanden sich gerade die besseren Schuhe der Kinder, denn auf den Füßen wagten wir gar nicht bessere Schuhe anzuziehen. Auch wollten wir die besseren Kleider schonen. Und öfters wurden die jüngeren Frauen und Mädchen von den Russen herausgeschleppt und vergewaltigt. Viele dieser Mädchen und Frauen kamen gar nicht wieder. Sogar einige junge Burschen wurden auch aus dem Zug herausgeschleift. Es hiess, zur Arbeit. Sie kamen nicht mehr wieder, und ich weiss nicht, was mit diesen Leuten geschah.

Ein junges Mädchen, die von den Russen aus dem Waggon herausgeschleppt wurde und der es noch gelang, diesen zu entkommen und dem schon anfahrenenden Zug nachzueilien, wurden beide Beine überfahren und ist dort liegengeblieben.

In Arad wurden wir entladen. Unser Gepäck wurde kontrolliert, und auch das, was uns gelungen ist, noch zu retten, wurde uns weggenommen von den Rumänen. Nach 2 Tagen wurde ich mit den Kindern und meiner Schwiegermutter entlassen. So mussten wir uns bis nach Kimpolung durchbetteln. 3 Tage lang lagen wir in Kimpolung, und da auch hier unseres Bleibens nicht war, versuchten wir noch weiter nach M. zu gelangen. In M. angelangt, wo unsere Wirtschaft sich befand, fanden wir diese ganz zerstört an. Keine Fenster, keine Öfen, nur die kahlen Wände. Da ich dort nicht wohnen konnte,

ging ich zu meinem Onkel und fand für's erste Unterkunft. Ich bekam die Erlaubnis, mein Haus wieder aufzubauen. Mit der Zeit konnte ich mir ein Zimmer so weit herrichten, dass man dort wohnen konnte. Das war gerade zu Weihnachten 1945. Mit meinen Kindern schuftete ich schwer, um das Haus, und zwar nur 1 Zimmer herzurichten, so dass man dort wohnen konnte. Das Feld und den Garten durfte ich nicht benutzen. Es [war] gerade Inflationszeit in Rumänien, und um das sauer verdiente Geld konnte ich am nächsten Tag nichts mehr kaufen. So musste ich mit den Kindern mehrere Tage in der Woche hungern.

Im Mai 1947 bekam ich Befehl, auch dieses eine Zimmer zu räumen. Ich bat um Aufschub, und es gelang mir dies, bis Juli 1947 noch hier zu verbleiben. Als ich dann im Juli 1947 das Zimmer doch räumen musste und auf der Strasse nicht leben konnte, entschloss ich mich mit noch einigen anderen Deutschen, die dasselbe Los hatten, nach Deutschland zurückzukehren. Natürlich schwarz, da wir für die Reise kein Geld besaßen und auch keine Auswanderungsgenehmigung hatten. Ende Juli 1947 kam ich wieder auf deutschen Boden mit den Kindern und Mutter.

Nr. 75

Protokollarische Aussage der Bäuerin G. K. aus Jakobeni (Iacobeni), Plasa Dornei, Județ Cămpulung (Kimpolung) in der Bukowina.

Original, 22. Januar 1951, 5 Seiten, hschr.

Flucht bukowina-deutscher Umsiedler aus dem polnischen Ansiedlungsgebiet im Februar 1945; Internierung in tschechischen Lagern nach dem Zusammenbruch; Abtransport nach Grosswardein im August 1945; nach mehrmonatigem Lageraufenthalt armselige Unterkunft bei rumänischen Bauern bis zur Ausreise nach Deutschland im April 1947.

Ich bin am 22. Nov. 1940 aus Jakobeni, Bukowina, nach Deutschland umgesiedelt worden. Hier wurden wir in Sqblowka, Kr. Saybusch, angesiedelt. Wir bekamen hier eine Wirtschaft, die in sehr verwahrlostem Zustand war. Bis 1945 gelang es uns durch Fleiss und mühselige Arbeit, diese Wirtschaft hochzubringen, aber leider war auch diese Aufbauarbeit vergebens, denn 1945, beim Vormarsch der Russen, mussten wir am 17. Februar 1945 fliehen, und ich mit 4 kleinen Kindern gelangten nach Falkenau bei Eger in der Tschechoslowakei.

Nach dem Umsturz im Mai 1945 wurden wir von den Tschechen in ein Lager gesteckt. 700 Volksdeutsche und Schlesier in 3 grossen Räumen, ohne Betten, ohne Decken, nicht einmal Stühle, mussten wir auf blossem Zementfussboden schlafen. Zu essen bekamen wir zweimal täglich einen Löffel Suppe und eine Scheibe Brot für 5 Personen. Wir mussten Betteln gehen und auf den Feldern nach zurückgebliebenen Ernteresten suchen, um unser Leben fristen zu können.

Nach dem Zusammenbruch kamen die Russen nach Falkenau, das damals Freistadt gewesen ist und sowohl die Russen, Tschechen als auch Amerikaner besuchen konnten. Wir versteckten uns in den Kellern, in Kom[post]-haufen, Schuppen usw., nur um den Nachstellungen der Russen und Tschechen zu entgehen. – Eine Frau mit ihrer 14jährigen Tochter wurde von den Russen im Keller vor allen Leuten vergewaltigt. Zuerst kam die Tochter dran und nachher wurde sie noch mit Fusstritten bearbeitet. Als die Mutter mit Jammern und Bitten die Russen abhalten wollte, die Tochter weiter zu missbrauchen, stürzten sich die Russen auf diese, und sie wurde von mehreren Russen vergewaltigt. Dies vor den Augen aller im Keller Anwesenden. Solche Fälle ereigneten sich Tag und Nacht. Wir Frauen mussten herhalten, wann es den Russen und auch Tschechen beliebte, und dabei waren wir halb verhungert, da sich niemand darum kümmerte, dass wir was zu essen bekommen.

So ging es bis August 1945. Dann wurden wir in das Durchgangslager Pilsen per Transport gebracht. Hier verbrachten wir nur eine Nacht und wurden wieder einwaggoniert und nach Prag geschafft. Hier lagen wir 14 Tage in offenen Waggons, wieder ohne dass uns jemand zu essen gab. Da wir rumänisch sprechen konnten, gaben wir uns als rumänische Staatsbürger aus und konnten so dem allgemeinen Massaker gegen die Deutschen entgehen. Wir durften in die Stadt gehen und zusehen, etwas Essbares aufzutreiben. Wir wurden dann in denselben Waggons nach Budapest geschafft. Hier ging es erbärmlich zu. Die Russen überfielen den Zug, schleppten die Frauen und Mädchen aus den Waggons und vergewaltigten sie.

Nach 3 Wochen wurden wir nach Oradea-Mare weitergeleitet. Hier wiederholte sich das Plündern und Vergewaltigen. Nicht nur Russen, auch Ungarn und allerhand Pöbel stürzte sich auf den Zug. Die Koffer, die noch einige besaßen, wurden einfach aufgeschnitten und der Inhalt herausgestohlen und zerstreut. Die Leute wurden geprügelt, bis sie zusammenbrachen. Wir wurden in ein Lager geschafft. Es war dies ein burgähnliches Gebäude, das wie eine Festung aussah. Hier bekamen wir einmal täglich zu essen, dafür aber umso mehr Prügel, besonders Leute, die angaben, krank zu sein und nicht arbeiten konnten.

Dieses Lager wurde von Juden kommandiert, die ihre Wut auf die Deutschen loslassen konnten und sagten, das wäre ihre Rache. Wir waren alle verlaust und voll Krätze. Dann brach Hungertyphus aus und ca. 20% sind gestorben. In diesem Lager befanden sich viele Wehrmachtsangehörige, Zivilisten aus dem Banat und Siebenbürgen als auch viele Landsleute aus Radautz, Kimpolung, Fratautz, Varna und Jakobeni.

Dort starb die Mutter des Buchenländers Andriof und auch ein Kind. Von dem Landsmann Borcutian aus Mariensee (Cârlibaba-Veche) sind seine 2 Kinder, Zwillinge, ebenso an Hungertyphus in diesem Lager gestorben.

Hier bin ich bis Ende Oktober verblieben. Frauen mit Kindern und alte Leute, die nicht mehr arbeitsfähig waren, wurden entlassen. So auch ich mit meinen 4 Kindern. Heimatlos in Rumänien, musste ich jetzt zusehen, wie ich meine Kinder ernähren konnte. So musste ich bei verschiedenen Bauern arbeiten, um nur das Leben fristen zu können.

Als Fremde registriert hatte ich kein Recht und musste alles hinnehmen. Im April 1947 wurde ich wieder nach Oradea in das Lager geschafft und von da mit einem Transport nach Deutschland ausgewiesen.

Nr. 76

Erlebnisbericht der N.T. aus Katzendorf (Cafa), Plasa Rupea (Reps), Județ Taruava-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 10. April 1956, 8 Seiten, hschr.

Rückführung von evakuierten Volksdeutschen der Gemeinde Katzendorf aus der sowjetischen Zone Österreichs; Bahntransport nach Siebenbürgen im Sommer 1945; widerwillige Aufnahme in der Heimatgemeinde; die Lage der von ihrem Besitz verdrängten Rückkehrer bis zur Ausreise der Vfn. im Jahre 1950.

Als am 23. August 1944 Rumänien mit den Alliierten Waffenstillstand schloss, begann für uns die schlimmste Zeit in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Unter Hoffen und Bangen, ob die deutsche Wehrmacht wenigstens Siebenbürgen und Banat, also diejenigen Teile des Landes, die nördlich des Karpatenbogens liegen, würde halten können, vergingen zwei Wochen, Wochen voller Aufregung, Angst und allerhand Gerüchten. Am 5. September hiess es, dass starke deutsche Verbände über die nur 6 km entfernte ungarisch-rumänische Grenze einrücken würden, um die Russen über die Karpaten zurückzudrängen. Darauf verliessen sämtliche Rumänen fluchtartig das Dorf. Katzendorf war nämlich von $\frac{2}{3}$ Sachsen und $\frac{1}{3}$ Rumänen bewohnt. Alles atmete auf, aber nicht lange. Gegen Mittag des 7. Sept. fuhr von Draas (Draas liegt von Katzendorf 7 km entfernt und gehörte damals nach dem Wiener Schiedsspruch zu Ungarn) ein mit Soldaten besetzter LKW ins Dorf, und der Befehl wurde bekannt, dass alle Sachsen innerhalb 2 Stunden das Dorf verlassen müssten, da von Süden her die Russen im Anmarsch wären; das wurde auch bestätigt von einem Mädchen aus Hamruden (Hamruden liegt 7 km südlich von Katzendorf), das vor den einmarschierenden Russen Hals über Kopf geflohen war und ganz atemlos die Dorfstrasse heraufgerannt kam. Zwar weigerten sich einige Bewohner, besonders die älteren, zu fliehen, aber dem Druck der Soldaten gaben sie doch nach, und alles packte in fieberhafter Eile das in der Aufregung am notwendigsten und wertvollsten Scheinende auf die Wagen, und in 2 Stunden brach der Treck, bestehend aus Pferde- und Ochsenwagen, auf. Unser Dorf blieb, da ja die Rumänen auch geflohen waren, bis auf die Zigeuner und einige hartnäckige Sachsen, die sich entschieden weigerten, ihr Hab und Gut dem Feind zu überlassen, leer zurück.

Über die Flucht selber viel zu schreiben, das würde zu weit führen¹. Erwähnen möchte ich nur, dass die Ochsenfahrzeuge lediglich bis Sächsisch-Regen mitkamen. Dort wurde alles, Sachen und Leute, auf LKW aufgeteilt, und weiter ging's. Die Pferdewagen mussten weiterfahren, die Ochsen wurden von der Wehrmacht beschlagnahmt.

¹ Über die Evakuierung der Gemeinden Katzendorf und Draas vgl. auch Bericht Nr. 21.

Wir bekamen einen Schein, der einmal eingelöst werden sollte. Geld habe ich für meine zwei Ochsen, zwei Pferde und zwei Wagen nie auch nur einen Pfennig erhalten.

In Sächsisch-Regen musste ich mich vom Treck trennen, denn am Tag, bevor wir es erreichten, erhielt meine damals 5jährige Tochter von einem Pferd einen Schlag an die Stirn und musste sofort in ärztliche Behandlung gebracht werden. Da sie durch den Blutverlust so geschwächt war, nahm mich ein Wehrmachtsauto mit meiner verwundeten Tochter und meinem 4jährigen Sohn mit. Ich kam über Debrecen, Budapest (wo wir allerhand Bombardierungen mitmachten) nach Ödenburg, von hier nach St. Johann, dicht an der ungarisch-österreichischen Grenze. Hier hatte ich das Glück, dass mein Mann, dessen Einheit in Ungarn stationiert war und den ich durch Telegramm verständigte, für zehn kurze aber glückliche Tage bei uns sein konnte. Am letzten Tag seines Urlaubs kam auch der Treck an, wo ich wieder mein Pferdegespann erhielt und mit ihnen weiterfuhr, bis wir endlich nach 7wöchiger Fahrt, bei Bauern zwischen Linz und Amstetten einquartiert wurden. Während dieser ganzen Fahrt wurde mein Töchterchen überall, wo ein Lazarett war, verbunden und sehr sorgfältig behandelt. Auch was die Verpflegung und Hilfsbereitschaft von Seiten sämtliche Wehrmachtsdienststellen, mit denen wir während der ganzen Zeit unserer Flucht in Berührung kamen, anbelangt, so kann ich heute nur sagen, dass sie wirklich einmalig gross war und alle sich sehr unser angenommen haben.

Auf den österreichischen Einödhöfen verbrachten wir schlecht und recht den Winter. Wenn die Leute auch nicht gerade erbaut waren über unser unfreiwilliges Dortsein, so kann ich doch sagen, dass wir gut mit ihnen ausgekommen sind. Jeder von uns sah zu, dass er in Haus und Hof tatkräftig mithalf. An den Sonntagen hielt unser Herr Pfarrer S. immer Gottesdienst in einem Klassenzimmer. Langsam begannen wir uns mit dem Schicksal abzufinden. Aber dann kam der Zusammenbruch. Und damit war auch für uns die ruhige Zeit wieder vorüber. Laut Abmachung der Alliierten fiel das Gebiet östlich von Linz den Russen zu. Mit ihm fielen auch wir ihnen, vor denen wir von zu hause geflohn waren, jetzt doch noch in die Hände. Dass wir, meine Schwester und ich, ungeschoren über diese Zeit hinwegkamen, verdanken wir einzig und allein dem Umstand, dass in unserem Haus der Regimentsstab einquartiert war und der Kommandeur, zumindest in seiner nächsten Umgebung, auf strenge Zucht und Ordnung sah. Schlimmer wurde es, als er für einige Wochen eine Dienstreise antreten musste. Damals haben wir zusammen mit den zwei Töchtern unseres Bauern oft tage- und nächtelang in einem in den Heustock hineingearbeiteten Loch auf dem Heuboden zugebracht, um der besoffenen und auf Stillung ihrer Gelüste ausgehenden Meute zu entgehen, was uns auch Gott sei Dank immer gelungen ist.

Eines Tages, es war Anfang Juni, kam der Befehl, wir müssten wieder zurück in unsere Heimat. Ein russischer Offizier, der gebrochen rumänisch sprach, versuchte uns damit zu trösten, dass er sagte: «La rom. este Petru Groza, acolo este bun.»¹ Nun, was

¹ «în Romanian este Petru Groza, acolo este bine» (rumänisch): «In Rumänien ist Petru Groza, dort ist es gut.»

blieb uns anderes übrig, als wieder die Heimreise anzutreten. Also wurden wir in Güterwagen hineingepfercht, je 70 Personen in einen Waggon. Dazu ihr ganzes, noch vorhandenes Gepäck, und los ging's in Richtung Heimat. Die Fahrt bis nach Hause dauerte volle 6 Wochen und war das Furchtbarste, was ich bis dahin erlebt hatte. Während der ganzen Fahrt kümmerte sich niemand um unsere Verpflegung. Die eigenen kleinen Vorräte waren bald verzehrt. Dann ging das Organisieren los. Oft standen wir tagelang auf irgend-einem toten Geleise und sahen mit wehem Herzen die Transporte mit deutschen Landsern, jetzt als russische Gefangene, in Richtung Osten an uns vorüberrollen. Dann ging's in die nächstgelegenen Gehöfte, um irgendetwas Essbares, und wenn es oft auch nur ein paar alte Kartoffeln oder Rüben waren, die schon lange Keime aufwiesen. Sowie der Zug irgendwo hielt, wurden zwei Steine zusammengestellt, und der «Herd» war fertig, auf dem nun gekocht wurde. Am schlimmsten empfanden wir den Wassermangel und die fehlende Möglichkeit, sich wenigstens von Zeit zu Zeit waschen zu können. So war es denn kein Wunder, dass nach einiger Zeit viele von Krätze und Ungeziefer befallen wurden.

Endlich aber kamen wir zuhause in Katzendorf an. Alle waren wir voll banger Erwartung, als unser Heimatdorf in Sicht kam: Wird der Zug halten oder fährt er durch und wir dürfen nicht nach Hause? Und wohin geht die Fahrt dann? Diese bange Frage bewegte uns alle. Viele sah man mit Tränen in den Augen, besonders die älteren Leute. Aber siehe da: der Zug hielt, und unsere Waggons wurden auf ein Rangiergeleis ausgeschieden. Und dann betraten wir zum erstenmal seit langer Zeit wieder heimatlichen Boden. Hatten wir aber gedacht, wir könnten jetzt ohne Weiteres auf unsere Höfe, so sollten wir bald eines Besseren belehrt werden. Zuerst kam der amtierende Richter (Primär) Bucur Petra heraus und sagte uns, wir hätten im Dorf nichts mehr verloren. Erst nach stundenlangem Verhandeln und Bitten erlaubte er uns, das Dorf zu betreten. Wir wurden alle in unseren i. J. 1936 erbauten Gemeindesaal geführt; die Gepäcksachen durften uns einige alte Männer, die nicht geflüchtet waren, in den Saal bringen, mit ihren Wägen, die sie damals noch besaßen. Und nun wurde lebhaft darüber verhandelt, was mit uns geschehen sollte. Einige von den jetzt «Grossen» im Dorf (es waren fast durchwegs Zigeuner oder früher zum Dorfpöbel gehörende Rumänen und Ungaren) wollten uns auf die umliegenden Dörfer als Arbeiter verteilen. Die andern wollten uns einfach wieder zum Bahnhof jagen, und wir sollten zusehn, wo wir blieben, nur aus dem Dorf sollten wir hinaus. Es waren furchtbare Stunden, sich vom Pöbel verurteilen zu lassen und kein Wort dazu sagen dürfen.

Es kam keine Einigung zustande, der Stuhlrichter musste geholt werden aus der Kreisstadt, und mit ihm kam der Schwiegersohn unseres früheren Dorfrichters. Der machte dann zusammen mit dem Stuhlrichter den Vorschlag, uns alle als Arbeiter und Tagelöhner im Dorf zu behalten. So hart uns der Vorschlag dieses Mannes auch traf, so war es für uns doch die einzige Möglichkeit, im Dorf bleiben zu können. Es wurde uns also gestattet, in leerstehende Häuser einzuziehen. Bald aber stellte sich heraus, dass im ganzen Dorf kein leerer Hof war, sondern nur die Lehmuden der Zigeuner ausserhalb

des Dorfes leer und verlassen waren. Ihre früheren Insassen, die sich jetzt nicht mehr «zigani», sondern «romi» nannten, sassen auf den sächsischen Höfen. Nur in ganz seltenen Fällen erlaubten sie dem früheren Besitzer, in eine leere Kammer einzuziehen. Also mussten die meisten Sachsen in die Zigeunerbuden einziehen. Ich hatte das Glück, dass ich mit meiner Mutter und den Kindern [bei] meiner Tante, die nicht geflüchtet war, wohnen konnte. Sie war es auch, von der wir das erste warme Essen und meine Kinder die ersten sauberen Kleidchen erhielten.

Jetzt musste jeder zuschauen, wie er sich seinen Lebensunterhalt erwarb. Jeder war froh, wenn er wenigstens bei einem Rumänen als Tagelöhner arbeiten konnte. Da bekam man doch noch wenigstens etwas zu essen, die Zigeuner waren nämlich, wenn sie jetzt auch auf unseren Höfen und Grund sassen, noch immer dieselben geblieben. Auch auf die Dörfer in der Umgebung gingen wir als Erntearbeiter. Schwer war es, etwas Milch für die Kinder aufzutreiben. Wegen einem Liter mussten wir oft in das benachbarte 6 km entfernte rumänische Dorf Paloç gehn. In dieser Zeit haben überhaupt viele von den vor dem Krieg angesehenen Rumänen viel für uns getan, z.B. der Militärkamerad meines Mannes und Sohn des langjährigen Dorfrichters. Er gab uns durch Monate hindurch Milch und Arbeit und zahlte uns auch pünktlich.

Trotz bitterer Not und Elend wäre das Leben in dieser Zeit zu ertragen gewesen, wenn die täglichen Demütigungen von Seiten des ordinären Pöbels nicht gewesen wären. Auf offener Strasse schrieen sie uns die unflätigsten Reden nach, ohne dass wir uns auch nur getrauen durften, ihnen ein Wort zu erwidern. Zugleich durcheilten Gerüchte von Zwangsverschickungen der jüngeren Jahrgänge das Dorf. Aber auch in solchen Fällen gab es Rumänen, die für uns sorgten. So kam in einer Nacht im August 1946 ein Rumäne, dessen Namen ich nicht nennen möchte, an unsere Tür geschlichen und sagte uns, die Miliz sei schon am Ausheben, wir sollten so schnell wie möglich verschwinden. So schnell wie es ging, rannten wir, meine Cousine und ich, durch den Garten ins freie Feld hinaus, wohin mein Onkel nachkam und uns in mehrstündigem Nachtmarsch durch den Wald in das 18 km entfernte rumänische Dorf Mateia? führte. Hier hatte er einen guten Freund. Zu dem ging er im Morgengrauen ins Dorf hinein, während wir beide müde und frierend zurückblieben. Bald darauf kam der gute alte nene¹ Nicolae, so hiess der Freund meines Onkels, mähte eine Fuhre Gras und gebot uns, uns unten in den Wagen zu legen, lud das taunasse Gras auf uns lind brachte uns sicher in seine Scheune. Oben auf dem Stroh, ganz unter dem Scheunengiebel, hausten wir volle zwei Wochen, währenddessen uns die Bäuerin mit Essen und allem Notwendigen versorgte.

Endlich durften wir dann wieder nach Hause. Wenn man bedenkt, welch schwere Strafe den Rumänen bei einem etwaigen Entdecktwerden getroffen hätte, so muss ich heute noch voller Dankbarkeit an ihn zurückdenken. Er hat uns damals vor der sicheren Deportation nach Russland bewahrt. Und das, man kann es ruhig sagen, unter Einsatz seines Lebens. Noch mehr solcher Beispiele von der Hilfsbereitschaft der Rumänen

1 «Vetter».

könnte ich aufzählen. Es würde aber zu weit führen. Ich möchte nur ausdrücklich betonen, dass ich mit einer Kollektivschuld des rumänischen Volkes nie einverstanden sein könnte.

In der Nacht vom 23.–24. August 1945 wurden wir jäh aus dem Schlaf gerissen. Einige junge fanatische Rumänen und Zigeuner durchzogen johlend das Dorf, und überall, wo Sachsen wohnten, wurden ihnen sämtliche Fenster zertrümmert.

Gegen Herbst des Jahres 1945 erlaubte uns der Bewohner unseres Hofes, ein Flüchtling aus der Bukowina, in eine leerstehende Kammer einzuziehen. Das Zimmer war 14 m² gross und ist an die Nordseite des Gemeindehauses eingebaut, so dass niemals ein Sonnenstrahl hineinfindet. Dieses Zimmer war nun unsere Wohnung, bis ich im August 1950 zu meinem Mann nach Deutschland kam. In diesem Zimmer wohnte ich mit meinen zwei Kindern, meiner Mutter und meiner Schwester, also fünf Personen, während die frühere «gute Stube» als Fruchtmagazin benutzt wurde.

Unter viel Not und Entbehrungen vergingen die Jahre bis 1950. Eine grosse Freude und Trost für mich war es, als ich endlich und ausgerechnet am Pfingstsonntag 1946 das erste Lebenszeichen von meinem Mann, wenn auch aus russischer Gefangenschaft, erhielt. Als er 1947 entlassen wurde, war es das erste, dass er mir die nötigen Papiere schickte, so dass ich im Frühjahr 1948 wegen meiner Ausreise nach Deutschland ansuchen konnte. Ganze zwei Jahre dauerte es, bis ich endlich meinen Pass in der Hand hatte und nach einem schweren Abschied von meinen Angehörigen zu meinem Mann abreisen konnte.

Der Bericht schliesst mit kurzen allgemeinen Betrachtungen.

Nr. 77

Erlebnisbericht der Lehrerin Mathilde Maurer aus Sächsisch-Sankt Georgen
(Sangeorzul-Nou), **Plasa Şieu** (Grossschogen), **Judet, Năsaud (Nassod) in Nord-Siebenbürgen.**
Original, 22. Mai 1956, 35 Seiten, hschr.

Rückführung nord-siebenbürgischer Flüchtlinge aus Niederösterreich durch sowjetische Truppen; Treck durch Ungarn nach Arad; Lageraufenthalt und Heimkehr nach Sächsisch-Sankt Georgen im Juli 1945; die Lage im Heimatort; behördliche Zwangsmassnahmen, Arbeitseinsatz und allgemeines Elend der enteigneten und entrechteten Rückkehrer; die Entwicklung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse bis zur Flucht der Vfn. im Frühjahr 1947.

Sächsisch-St. Georgen, eine südlich Lechnitz im Raum von Bistritz gelegene Gemeinde, zählte vor ihrer Evakuierung im September 1944 ca. 950 Einwohner, davon rund 800 Deutsche. Von den rund 5'000 Katasterjoch¹ Grund, dem Gemeindehatter, besaßen die deutschen Bauern wohl gut drei Viertel, und zwar vorwiegend den besten

¹ wohl das in Siebenbürgen gebräuchliche Katastraljoch zu 0,5755 ha (vgl. S. 286, Anm. 1).

Boden. Die Zahl der Höfe betrug 245, davon 180-190 sächsische. Somit entfielen pro sächsischen Hof im Durchschnitt gegen 20 Joch Grundbesitz, was zwar keinen Reichtum, immerhin aber ein gutes Mittel darstellte. Das kulturelle Leben war gut entwickelt und hob die sächsische Bevölkerung gegenüber den Rumänen und Zigeunern stark hervor.

Als die deutsche Wehrmacht Nordsiebenbürgen im September 1944 aufgeben musste, wurde auch St. Georgen evakuiert. Der Aufbruch erfolgte am 17. September in einem geschlossenen Treck. Es blieben nur 4 Personen sächsischer Volkszugehörigkeit – alte Leute, die sich nicht zur Flucht entschliessen konnten und sich weigerten, die Heimat zu verlassen – in St. Georgen zurück.

Unser Fluchtweg führte uns durch Ungarn nach Österreich. Der Treck bestand aus ungefähr 187 Wagen; der überwiegende Teil dieser Wagen wurde von Hornvieh gezogen. So kam es, dass in Hatvan (Ungarn) alle Hornviehgespanne Zurückbleiben mussten; sie wurden gegen einen Gutschein von der deutschen Wehrmacht übernommen, und die Flüchtlinge wurden von hier mit der Eisenbahn nach Österreich gebracht. In verschiedenen Dörfern der Landkreise Hollabrunn und Znaim wurden sie von den Einwohnern freundlich aufgenommen. Alle, die mit Pferdewagen unterwegs waren, etwa 300 Personen, kamen bis Amstetten in Österreich. Von hier aus wurden je 4–5 Familien in je eine der umliegenden Ortschaften eingewiesen. Meine Familie mit noch 4 anderen kam nach Ennsdorf an der Enns (Grenze Nieder-Oberösterreich). Wir trafen hier am 5. November 1944 ein, aber kurz vor Weihnachten zogen meine Eltern und ich mit meinen zwei Kindern nach Schöngrafenu, Kreis Znaim. Verwandte hatten uns hier eine entsprechende Wohnung beschafft. Wir verbrachten hier, von Heimweh und Sorgen gepeinigt, den Winter. Und dann begann unser bitterer Leidensweg.

Mitte April 1945 näherten sich die Russen. Wir sollten wieder fliehen – aber womit? Unsere Pferde waren auch noch von der Wehrmacht, und wieder gegen Gutschein, eingezogen worden. – Viele andere hatten doch schon in Ungarn ihr Fahrzeug zurücklassen müssen. In Danowitz, in dem damaligen Protektorat, versuchten wir Pferde zu bekommen. Es gab da ein Pferdelaazarett, jedoch bekamen wir nur schwache, ausgemergelte Tiere. Am 16. April brachen wir auf. Unser Treck trieb inmitten fliehender Kolonnen über die Strassen; wir kämpften uns verzweifelt vorwärts, von Angst gehetzt, denn hinter uns kamen die Russen immer näher und wir wussten, dass wir von diesen nichts Gutes zu erwarten hatten. Unser Ziel sollte Freiberg in Oberösterreich sein, aber wir erreichten es nicht.

Als wir nach Altweitra kamen, im Waldviertel von Niederösterreich, begegneten uns Flüchtlinge, die an der Grenze von oberösterreichischen Behörden zurückgeschickt worden waren. Oberösterreich konnte keine Flüchtlinge mehr aufnehmen. Wir waren ratlos, und nachdem wir auch noch zwei Tage lang im Regen unter freiem Himmel verbracht hatten, wandten wir uns an den Landrat und das dort stationierte Wehrmachtskommando. Daraufhin wurde der Treck aufgelöst, und wir wurden wieder angewiesen,

uns zu je 3-5 Familien in die umliegenden Weiler und Ortschaften zu verteilen und hier die weitere Entwicklung abzuwarten. Die Einwohner waren aber unfreundlich und wollten uns nicht aufnehmen, trotzdem wir sie baten, doch wenigstens auf die Kinder Rücksicht zu nehmen. Wir waren durchnässt und durchgefroren, denn die ganze Zeit regnete es in Strömen. Ich selbst hatte am rechten Bein eine schwere Blutvergiftung und konnte mich kaum aufrecht halten. Nachdem wir so vier Tage vergeblich auf Aufnahme gewartet hatten, fuhren wir in das nächste Dorf. Endlich durften wir bei einem Bauern in die Scheune, sogar in der Küche durften wir uns aufhalten; ich legte mich mit meinem wehen Bein unter den Küchentisch. Als der Bauer von meinem Zustand erfuhr, stellte er uns sofort einen kleinen Wagen zur Verfügung. Ich wurde zurück nach Altweitra gefahren, wo ein Militärarzt gleich eine kleine Operation vornahm.

Leider konnten wir nicht länger bei diesen guten Leuten bleiben. Wir hatten uns aber doch etwas erholt und suchten weiter nach einer Unterkunft. Wir fanden sie auch, zur Ruhe kamen wir aber nicht, denn schon waren die Russen bis Altweitra vorgedrungen. Als unsere Versuche, auf versteckten Waldwegen doch noch nach Oberösterreich zu gelangen, vergeblich waren, ergaben wir uns in unser Schicksal. Noch kümmerten sich die Russen nicht um uns, aber bald kamen kleinere Gruppen russischer Soldaten und Entlassene aus den Gefangenenerlagern auch in die kleinen Ortschaften. Plünderungen und Belästigungen nahmen kein Ende.

Sehr schlimm wurde es, als ganze Regimenter Russen durch den Ort zogen. Viele österreichische Bauern verliessen ihre Höfe und versteckten sich in dichten Wäldern. Zu versorgen hatten sie nichts mehr, denn alles Vieh, Schweine und Geflügel war von den Soldaten einfach niedergeschossen worden. Auch viele Menschen, die ihr Hab und Gut oder ihre Angehörigen verteidigen wollten, kamen auf diese Weise um. Es war grauenhaft. In allen Winkeln der Häuser suchten sie nach Nahrungsmitteln, Getränken und Wertsachen. Die Fussböden wurden aufgerissen, das Heu auf den Böden um- und umgewühlt. So hatte uns einmal eine Gruppe Russen das noch nicht fertig gebackene Brot aus dem heissen Backofen gestohlen. Es muss wohl einer unter ihnen etwas menschlicher gewesen sein, denn ein Brot hatten sie für uns zurückgelassen – oder hatten sie es vergessen? Am traurigsten war aber der Anblick der vielen deutschen Gefangenen, die von den Russen hier durchgetrieben wurden. Getrieben und gejagt – mit Peitschen und gezogenen Säbeln gingen halbwüchsige sowjetische Soldaten neben ihnen her. Krank und völlig entkräftet fielen die Gefangenen um, sie wurden sofort erschossen. An der Strasse von Gmünd nach Zwettl lagen die Toten wie Perlen an der Schnur. Sie durften nicht weggetragen und beerdigt werden.

Einen Monat lang, von Ende April bis Ende Mai, hofften wir auf Klärung unserer Lage, aber diese verschlimmerte sich immer mehr. Die örtlichen Behörden verweigerten uns die Lebensmittelkarten und drängten uns, in die Heimat zurückzukehren. Am 31. Mai brachen wir wieder auf. Auf eine Durchsage hin versammelten sich alle St. Georgener – bis auf einige, die im Kreise von Amstetten zurückgeblieben waren oder die sich

früher auf die zweite Flucht begeben hatten und so noch nach Oberösterreich entkommen konnten – in Göpfritz/Niederösterreich. Hier wurde beschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen. Von den Russen war der Befehl ausgegangen, dass alle Flüchtlinge zu repatriieren seien. Ausserdem ging das Gerücht um, König Michael von Rumänien habe in einer Rede alle Volksdeutschen und andere Flüchtlinge aus Rumänien aufgefordert, in die Heimat zurückkehren; jedermann werde alle bürgerlichen Rechte geniessen und nichts zu befürchten haben. In unserer hoffnungslosen Situation, in der wir uns befanden, war dies ein rettender Strohalm. Trotzdem wir den Gerüchten nicht viel Glauben schenkten, waren wir entschlossen, den Heimweg anzutreten, denn: konnte es noch schlimmer werden?

In Göpfritz wollten wir einige Tage verbringen. In ständiger Furcht vor russischen Übergriffen hatten wir unsere Wagen zu einer Wagenburg zusammengeschoben und begannen Geschirr und Wagen instand zu setzen. Die Pferde brauchten auch dringend Ruhe. Wir selbst waren ja schon an die Unannehmlichkeiten einer Flucht gewöhnt. Und doch kam es noch ärger. Kaum, dass wir unser Lager aufgeschlagen hatten, kamen schon russische Soldaten und schnüffelten herum. Sie taten, als hätten sie es auf Pferde abgesehen. Wir, schon vorsichtig, wurden jetzt auch argwöhnisch und noch wachsamer, und trotzdem haben wir kaum wieder so einen Schrecken erlebt wie in der drauffolgenden Nacht. Um Mitternacht drangen drei besoffene sowjetische Soldaten in unser Lager ein und versuchten, mehrere Frauen und Mädchen zu vergewaltigen. Das Einschreiten unserer Männer vereitelte den Anschlag, dabei aber kamen einige in Lebensgefahr. Zweien unserer Männer gelang es, den Russen die Waffen zu entreissen. Mit fürchterlichem Fluchen und Drohen begannen diese, alle Wagen nach ihren Pistolen zu durchsuchen. Dabei traten sie auf die neben den Wagen liegenden Kinder, den Frauen rissen sie die Tüchter vom Kopfe und hielten ihnen brennende Streichhölzer ins Gesicht, um festzustellen, ob sie alt oder jung seien. Ein Mädchen erlitt einen so heftigen Schreck, dass es einige Wochen später, zermürbt von furchtbaren Angstzuständen, starb. Noch schlotternd vor Angst bereiteten wir uns sofort zur Weiterfahrt vor. Hier wollten wir nicht länger bleiben. Noch einmal erlebten wir eine solche Nacht. Es war in Stockerau vor Wien. Nachdem wir bei der nächsten sowjetrussischen Kommandantur Anzeige erstattet hatten, blieben wir auf unserem weiteren Weg bis Ungarn so ziemlich unbehelligt. Tagsüber treckend, nachts in unserer Wagenburg wachend, erreichten wir am 6. Juni Wien. Hier wurde von der sowjetrussischen Kommandantur ein grosser Treck zusammengestellt, zu dem auch Flüchtlinge mehrerer anderer nord-siebenbürgischer Gemeinden stiessen, so aus Lechnitz, Petersdorf, Tatsch und Burghalle. Ferner kamen einige schwäbische Familien aus dem rumänischen Banat und aus Ungarn hinzu. Am 9. Juni 1945 brachen wir auf, von fünf russischen Soldaten «beschützt».

Wir kamen bis Wiener-Neustadt. Hier wurde unser Treck auf eine grosse Wiese gelenkt, auf der einige Baracken standen. Es war heiss, die Luft stank fürchterlich nach Verwesung, und Myriaden von Fliegenschwärmen umtanzten uns. Nachdem wir abgestiegen waren und umhergingen, entdeckten wir die Ursache. Es waren Massengräber.

Die Toten waren kaum mit Erde bedeckt. Hier sah noch ein Stiefel, dort ein helmbedeckter Kopf oder eine Hand heraus. Wir wandten uns schauernd ab und trachteten danach, ausser Sicht- und Reichweite der Gräber zu gelangen.

Nach einiger Zeit kamen mehrere Russen zu uns, darunter auch eine uniformierte Frau, die fließend Deutsch sprach und uns eine Rede hielt, deren Einleitung mir wegen ihrer grotesken Formulierung in Erinnerung geblieben ist. Sie sagte: «Liebe deutsche Volksgenossen, wir heissen euch herzlich willkommen!» Wir waren von dieser Anrede verblüfft, nicht weniger auch von dem Inhalt der weiteren Rede, die uns eröffnete, dass man uns in die Heimat geleiten, für unser Wohl sorgen und alles für uns tun werde. An uns sei es, Vertrauen zu fassen und Ordnung zu bewahren. Schliesslich verkündete sie uns, man werde uns nun ärztlich untersuchen, unsere Kleider desinfizieren und uns eine Badegelegenheit geben. Sie warnte uns, ungekochtes Wasser zu trinken, da Typhus- und Ruhrgefahr bestehe. Es seien am vorangegangenen Tag sieben Personen an Ruhr gestorben, da sollten wir doch die Zahl der vielen Toten nicht noch durch Unvorsichtigkeit erhöhen.

Tatsächlich führte man uns in einen jämmerlichen Waschraum, nahm uns unsere Kleider und Wäsche ab, die jedoch in bester Ordnung und sauber waren. Als wir unsere Kleider zurückerhielten, fanden wir Läuse darin, und in der Folgezeit hatten wir Mühe damit, des Ungeziefers Herr zu werden. Viel schlimmer aber war, dass man einen Teil unserer Wäsche und Sachen völlig «desinfiziert», d.h. gestohlen hatte. Alle unsere Reklamationen nützten nichts, die entwendeten Kleidungsstücke und Gegenstände tauchten nicht mehr auf; unser Gepäck wurde auch untersucht, und dabei kam wohl die Hälfte weg.

Nachdem wir im «Büro» unsere Personalien angegeben und einen Ausweis erhalten hatten, bekamen wir ein sehr gutes und kräftiges Mittagessen. Als Reiseproviand wurde uns Zwieback, Weissbrot, Salzfleisch, Zucker und Tabak zugeteilt.

Der Aufbruch erfolgte drei Tage nach unserer Ankunft. Kurz vorher gaben uns die Russen eine kleine Probe ihrer Hilfsbereitschaft. Sie nahmen den Schwaben die guten Pferde und Wagen ab. Auch unsere Fahrzeuge wurden auf ihre Qualität geprüft und die besseren weggenommen; da unsere Pferde schon zuviel Strapazen hinter sich hatten, erweckten sie nur geringes Interesse, so dass wir unseren Weg nach Umladung der Gepäckstücke von den enteigneten Wagen fortsetzen konnten, während der grösste Teil der Schwaben mittels Eisenbahn weitergeschafft wurde. Da nun die Zahl unserer Fahrzeuge bis auf ein Drittel zusammenschmolzen war, mussten wir Jüngeren zu Fuss neben den mit den Habseligkeiten beladenen Wagen einhergehen. Nur alte Leute und Kinder genossen den Vorzug, fahren zu dürfen. Unablässig von unseren «Begleitern» angetrieben, marschierten wir vom Morgengrauen bis in die Nacht. Es wurden anfangs täglich bis 60 km zurückgelegt. Mit uns marschierten auch einige Rumänen, die sich uns in Wiener-Neustadt angeschlossen hatten und von uns mitverpflegt wurden.

Unter ihnen war ein junger Mann, der sich als Sohn Grozas ausgab. Ob er dieser wirklich war, weiss ich nicht.

In Ungarn kamen uns die Zerstörungen und die Folgen des Krieges erst richtig ganz zu Bewusstsein. Hier drängte sich uns zum erstenmal die Frage auf: Wie wird es zu Hause aussehen? Eine grosse Bangigkeit beschlich uns, Zweifel, ob wir nicht doch hätten versuchen müssen, in Österreich bleiben zu dürfen. Wir sahen die zerstörten Ortschaften, aber viel trauriger waren die Getreidefelder. Russen trieben grosse Rinder- und Pferdeherden darüber hinweg, alles wurde zertrampelt, wie auf einer gewöhnlichen Viehweide. Es gab keine Ernte, und der Hunger war jetzt schon gross. Die ungarische Bevölkerung war so ausgeplündert worden, dass sie mit Neid und unverhohlener Gier unsere paar Habseligkeiten ansah. Immer wieder versuchten Leute, die früher vielleicht nie fremdes Gut angetastet hätten, uns zu berauben.

Ich ging, mein abgetriebenes Pferd hinter mir herzerrend, mit wunden Füssen durch Staub und Hitze, die mitunter von Regen und Schlamm abgelöst wurden. Hinter mir auf dem rumpelnden Wagen sassens meine zwei kleinen Kinder. Dumpf vor Müdigkeit und Kummer, von Sorgen um meinen Mann, der irgendwo an der Front als Soldat gekämpft hatte, um meine irgendwo in Österreich zurückgebliebenen Eltern, und um unsere Zukunft. Nur von dem Gedanken an meine Kinder aufrechtgehalten, trottete ich dahin. Vor und hinter mir die Kolonne des Elends. Was würde aus uns werden, wo würden wir endlich Ruhe finden und wann?

Als mein Pferd eines Tages umfiel und verendete, brachte ich kaum noch soviel Kraft auf, mein Gepäck auf andere Wagen zu verteilen. Nun mussten meine Kinder auch zu Fuss gehen. Das älteste von ihnen war acht, das jüngste 6% Jahre alt. Sie trabten an meiner Hand, bald klagten sie vor Erschöpfung, und ihre kleinen Füsse taten weh. Als wir endlich Budapest erreichten, waren wir alle dem Zusammenbruch nahe.

Einige Tage Erholung am Stadtrand von Budapest liessen uns wieder etwas zu Kräften kommen. Unser Vorrat an Lebensmitteln, bis auf etwas Mehl und eingebratenes Fleisch aus der Heimat und Zucker, waren bis auf einen kleinen Rest verbraucht. Wir vertauschten Zucker gegen Brot, Gemüse und Obst. Unsere Gaumen waren von dem harten Zwieback schon wund, und all die Tauschwaren brachten eine willkommene Abwechslung in unseren Küchenzetteln. Die Russen verteilten wieder Zwieback, Salzfleisch, Zucker und Tabak. Den Tabak verkauften wir. Nun planten wir den Weitermarsch. Unsere Absicht war, über Grosswardein zu ziehen, aber die uns begleitenden Russen warnten uns davor. Das Durchgangslager dort stehe unter jüdischer Leitung und man würde uns böse mitspielen. Wir befolgten den Rat und nahmen den langen Umweg über Szegedin in Kauf. Ende Juni brachen wir in dieser Richtung auf. Unsere Begleitrusen waren sehr anständig, wenn auch grob. Sie schützten uns gegen die raublüsternen ungarischen Zigeuner, die uns immer wieder belästigten. Zwischen uns und den Russen entwickelte sich ein rauhes, aber freundliches Verhältnis. Wir zogen über Kecskemet nach Szegedin und von dort den Mieresch aufwärts nach Rumänien hinein.

An der Grenze empfingen uns die rumänischen Posten herzlich. Sie gaben uns die Hand und hiessen uns willkommen. Auch die Zivilbevölkerung begegnete uns freundlich. Sie brachte uns Lebensmittel und Getränke und half uns an schweren Wegstellen. Schlimm war, dass der Typhus, der sich auf dem Weg durch Ungarn in unseren Treck eingeschlichen hatte, immer mehr um sich griff. Auf dem Weg durch die Pussta gab es kein Trinkwasser. Wir stillten unseren Durst, indem wir unreife Maulbeeren und Kirschen assen, und die Hitze war oft mörderisch. Wir mussten einige Tote zurücklassen. Dann erlosch die Epidemie plötzlich. Die Genesenen konnten sich jedoch infolge ihrer Schwäche kaum weiterschleppen.

Am 3. Juli 1945 erreichten wir Arad. Am Stadtrand empfing uns rumänische Gendarmerie und lenkte uns über den Mieresch hinüber nach Neuarad, wo wir bei schwäbischen Familien, die 1944 nicht geflohen waren, einquartiert wurden. Täglich mussten wir nach Arad hinein und uns bei der Polizei melden. Hier war die Stimmung gegen uns durchaus nicht freundlich. Jeden Morgen wurden die Arbeitsfähigen unter uns zusammengetrieben und zur Zwangsarbeit – meist für die Russen – in grossen Lastwagen gefahren. Abends kehrten wir dann todmüde in unsere Unterkünfte zurück.

Anfangs hiess es, man werde uns in ein Lager bei Temeschburg schaffen, dann wieder, man werde uns aus dem Lande jagen oder nach Russland deportieren. Vor Temeschburg hatten wir grosse Angst. Gerüchte gingen um, dass die Lagerinsassen regelrecht zu Tode geprügelt würden. Die Zustände dort seien bedeutend schlimmer als in Grosswarden. Schliesslich beschlossen wir, das Letzte zu opfern. Wir boten dem Polizeichef eine Million Lei Lösegeld an. Das Geld brachten wir durch den Verkauf unserer letzten besten Bekleidungsstücke auf. Als der Polizeichef nicht recht darauf eingehen wollte, erhöhten wir unser Angebot, indem wir unsere aus Stüdmähren mitgebrachten Zuckervorräte daraufschlugen – Zucker war eine der grössten Kostbarkeiten. Die Bevölkerung erhielt trotz Marken pro Kopf und Jahr kaum 100 Gramm Zucker. Nun erhielten wir Papiere, sogenannte «Fiçe de control çi triere» (Kontroll- und Prüfungsscheine), diese mussten genauestens ausgefüllt werden.

Endlich, am neunten Tage unseres Aufenthaltes in Neuarad, war es so weit. Die vom Polizeichef unterschriebenen Papiere wurden uns ausgehändigt, und wir durften in Richtung Heimat aufbrechen. Erleichtert und voll neuer Hoffnung machten wir uns auf den Weg. Der Sommer hatte seinen Höhepunkt erreicht. Es herrschte glühende Hitze, die uns, die wir durch viele Entbehrungen und grosse Anstrengungen bis auf Haut und Knochen abgemagert waren, rasch ermüden liess; und trotzdem gönnten wir uns kaum noch Rast, denn mit jedem Tage kamen wir unserer Heimat näher. Am 14. Juli 1945 gegen Abend sahen wir unser Dorf, unser St. Georgen. Der Ruf «Wir sind daheim!» ging wie eine Erlösung durch unsere Kolonne. Wir weinten und lachten und es schien, als wäre wieder alles schön und gut.

Unser Kalvarienweg war aber nicht zu Ende. Eine grosse Enttäuschung stand gleich am Anfang unserer Heimkehr. Vor dem Ortseingang erwarteten uns rumänische Bauern,

mit Knütteln in den Händen blickten sie uns drohend entgegen. Als wir näher heran waren, schrien sie: «Niemand von euch betritt das Dorf, ihr habt hier nichts mehr zu suchen!» Wir hielten an. Die Rumänen und Zigeuner umringten uns und überhäuften uns mit Drohungen. Von den uns bekannten ortsansässigen Rumänen waren nur wenige darunter; es handelte sich vielmehr um «Kolonisten», Motzen¹ aus dem Gebirge, die – wie wir später erfuhren – unsere Höfe in Besitz genommen hatten. Die Zigeuner, ehemals Tagelöhner und Knechte bei sächsischen Bauern, gebärdeten sich am wildesten. Sie brüllten, dass jeder erschlagen würde, der es wagen sollte, ins Dorf hineinzugehen. Schliesslich, als kein Verhandeln fruchtete, schlugen wir auf einer Wiese unser Lager auf und verbrachten, fassungslos über die neue Wendung der Dinge, die Nacht. Am nächsten Morgen erschien die Polizei und der Bürgermeister. Es war ein junger, gutsituierter ansässiger Rumäne, ganz offensichtlich war es ihm peinlich, dass wir so viel Unannehmlichkeiten hatten, aber unsere Lage zu verbessern war ihm nicht erlaubt. Während uns die Kolonisten und Zigeuner mit Schimpfreden überhäuften, zogen wir von der Gendarmerie begleitet in die Gemeinde ein. Ich kann gar nicht beschreiben, was wir dabei empfanden. Das Mass unserer Erniedrigung war voll. Von Gendarmen eskortiert, beschimpft und immer wieder bedroht, einem Verbrecherhaufen gleich, nahm uns die Heimat, um die wir so viel gelitten, in Empfang.

Auf dem Dorfplatz mussten wir halten. Der Reihe nach wurden wir nach unseren Personalien gefragt und unsere Ausweise geprüft. Dann gab der Feldwebel Anweisung, uns in leere Scheunen einzuquartieren, bis er, wie er sagte, um weitere Befehle angesucht haben würde. Während der Vernehmung wurden wir immer noch von den neuen Dorfbewohnern angegafft und geschmäht, nur die ortsansässigen Rumänen zeigten sich freundlich. Sie brachten uns Lebensmittel und trösteten uns. Auch sie lehnten das Verhalten der Kolonisten und Zigeuner ab und lagen mit diesen in Streit. Es werde schon besser werden, so versicherten sie uns. Wir wurden je 5-7 Familien in leerstehende Scheunen dirigiert, wo wir uns, so gut es ging, einrichteten. Wir hatten ja nichts und wollten auch nicht viel. Mit einer Strohschütte als Lager waren wir vorerst sehr zufrieden. In unseren Häusern hätten wir es auch nicht besser gehabt, denn die meisten Einrichtungsgegenstände waren zum Teil von den Russen und zum anderen Teil von Rumänen aus der Heide verschleppt worden. Fenster und Türstöcke waren ausgebrochen, sogar Dachrinnen abgenommen und viele Tausende Dachziegel gestohlen worden. Fussböden, Zäune und oft auch das Dachgebälk von Scheunen und Ställen wurden von den Motz abgetragen und als Brennholz verbraucht. Es war für sie zu mühevoll, sich in den nahen Wäldern mit Brennmaterial zu versehen. So und ähnlich sah es in allen Gemeinden Nordsiebenbürgens aus. Der Krieg selbst hat hier nicht gewütet, aber umso mehr die zurückgebliebene Bevölkerung.

Tatsächlich begannen die Kolonisten schon nach wenigen Tagen ein weniger gehässiges Verhalten uns gegenüber an den Tag zu legen. Sie sahen, dass wir von der Gendar-

¹ Armer rumänischer Volksstamm aus dem siebenbürgischen Erzgebirge.

merie Asyl erhalten hatten, und fürchteten nun, man werde sie aus den von ihnen besetzten sächsischen Höfen hinauswerfen. Daher versuchten sie einzulenken. Einige erlaubten den früheren sächsischen Besitzern, zu ihnen zu ziehen. Das geschah. Allmählich leerten sich die Scheunen, und schliesslich wurden diejenigen Heimkehrer, die keine Aufnahme in ihren Höfen fanden, in die rumänische Staatsschule, in das sächsische Pfarrhaus und in ein grosses leerstehendes Bauernhaus einquartiert. Darüber vergingen 14 Tage. Währenddessen mussten wir unsere Fahrzeuge den Motz zur Verfügung stellen und Heu damit einfahren. Feldarbeit gab es kaum, denn der grösste Teil des Hatterts war un bebaut und die Weingärten, das wertvollste Gut unserer Bauern, waren verwildert. – Auf dem Dorfplatz wurde die Weizen- und Sonnenblumenerte des vorigen Jahres gedroschen, dabei mussten wir ebenfalls mithelfen.

Von der Gendarmerie waren uns blaue Scheine, die uns als Deutsche legitimierten, ausgehändigt worden. Ausserdem erhielten wir Befehl, die Hattertgrenze nicht zu verlassen. Täglich mussten wir uns beim Gendarmerieposten und beim Notär melden. Und täglich mussten Männer und Frauen zu Fuss nach Lechnitz, 10 km hin und 10 km zurück, zur Arbeit. Die Männer mussten Heu und Stroh zu Ballen pressen, und die Frauen mussten für die Soldaten kochen, putzen und waschen. Dafür erhielten sie nicht einmal ein Stück Brot oder Maisbrei. Brot gab's ja kaum. Nicht genug damit. Fast jede Nacht unternahm die Gendarmerie Kontrollen in unseren Unterkünften, um festzustellen, ob wir noch da seien. Dabei waren sie immer grob und rücksichtslos. Die Türen wurden mit den Stiefeln oder den Gewehrkolben aufgestossen und die Schlafenden, ob alt oder jung, wurden auf die gleiche Weise aufgeweckt.

Nach Ablauf der ersten zwei Wochen versammelte man uns zu ungewohnter Stunde vor der Gemeindeganzlei. Es war ein förmliches Massenverhör, das nun angestellt wurde: Wer vor der Evakuierung im Herbst 1944 bei uns politisch leitend oder tätig gewesen sei, wer bei der deutschen Wehrmacht gedient habe usw. Der Feldweibel und der Gemeindeganzleisekretär, ein Rumäne, erhielten jedoch auf ihre Fragen keine Antwort. Ich selber hatte mich vor der Flucht völkisch betätigt und in der Frauenschaft gewirkt. Aber niemand verriet mich. Am Schluss des Verhörs verkündete der Gendarm, bis zum Abend müsse jedermann seine Sachen gepackt haben. Eine Garnitur Wäsche und Mundvorrat für einige Tage und sonstige notwendige Dinge dürften mitgenommen werden, der Rest habe zurückzubleiben. Wohin man uns zu bringen beabsichtigte und zu welchem Zweck, wurde nicht gesagt.

Unter unseren Leuten entstand eine grosse Panik. Der Gemeindeganzleisekretär wurde bestürmt, doch zu sagen, was man mit uns vorhabe; er verschwor sich, nichts zu wissen. Das bestärkte unsere Vermutung, man werde uns nach Russland deportieren. Gelähmt vor Schrecken, begannen wir unsere Bündel zu schnüren. Hatten wir unser Schicksal nicht schon zur Neige ausgekostet.? Was sollte mit uns geschehen? Gott hatte uns, so dachten wir verzweifelt, verlassen. All diese verzweifelten Menschen musste ich immer und immer wieder zur Ruhe ermahnen und trösten. Dabei hatte ich doch auch zwei klei-

ne Kinder, und meine alten und kranken Eltern waren einige Tage zuvor aus dem Lager bei Grosswardein auch eingetroffen. Nun sollten wir schon wieder weiter. Allmählich beruhigten wir uns, und scheinbar gefasst traten wir abends zur befohlenen Stunde vor der Gemeindeganzlei an. Der Sekretär verkündete, der Aufbruch sei auf den nächsten Morgen verschoben worden, wir könnten heimgehen, müssten uns aber am folgenden Tag pünktlich um 5 Uhr wieder einfinden. Das dünkte uns ein gutes Zeichen. Und schon waren wir wieder voller Hoffnung. Sie haben es sich nochmals überlegt, hiess es, sie werden uns doch nicht deportieren.

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht traten wir am nächsten Morgen wieder an. Unsere leise Hoffnung, man werde uns wieder nach Hause schicken, erfüllte sich nicht. Gendarmen erschienen und begannen sofort mit der Kontrolle unserer kleinen Bündel. Pferde und Wagen mussten Zurückbleiben. Erst nach vielem Bitten und Betteln erhielten wir zwei Pferdegespanne für unsere ganz Alten – es befanden sich einige Neunzigjährige unter uns – und Kranken. Nachdem wir diese armen Leute – sie klagten und weinten leise, hatten sie doch nur noch den einen Wunsch, in der Heimat zu sterben, und nun sollte der auch nicht erfüllt werden – auf die Wagen gepackt hatten, trieben uns die Gendarmen zum Dorfe hinaus.

Unsere Habseligkeiten auf den Schultern, weinende und erschreckte Kinder an den Händen und Mütter ihre Säuglinge in den Armen tragend, Alte und Gebrechliche stützend, zogen wir die staubige Landstrasse entlang. Wohin? – Niemand wusste es. Und niemand wusste, ob wir jemals wieder zurückkehren würden. Diesmal nahmen wir endgültig Abschied von der Heimat; aber unsere Peiniger liessen wir es nicht merken. Auch diesmal fehlten die Kolonisten und Zigeuner nicht als Zuschauer, höhnisch grinsten sie hinter uns her und gaben deutlich zu erkennen, wie beutegierig sie auf unsere zurückgebliebenen Sachen waren.

Unser Marsch führte uns über Lechnitz und Kyrieleis bis an den Schajo-Fluss. Die Brücke war zerstört, und die Strömung war ziemlich stark, aber hinüber mussten wir. Viele watenen durch das tiefe Wasser, andere versuchten über die Trümmer der Brücke an das andere Ufer zu gelangen. Endlich waren wir in Ungersdorf. 19 km hatten wir unter glühendheisser Sonne, es war beginnender August, von fürchterlichen Schimpfworten und Kolbenstossen angetrieben, zurückgelegt. Wir waren am Ende unserer Kräfte. Endlich durften wir etwas ausruhen. Dann wurden wir einer Kommission, bestehend aus rumänischen Offizieren und Zivilisten, vorgeführt. Es war wieder eine «Comisie de triere». Diese Kommissionen übten nach dem Umsturz überall in Rumänien ihre Tätigkeit aus und sortierten die politisch belasteten Personen heraus. Der Leiter der Kommission, ein Hauptmann, hiess uns antreten und hielt uns eine Ansprache, in der er uns die beruhigende Erklärung abgab, dass wir nicht nach Russland deportiert würden. Zwar müssten von nun an alle Frauen und Mädchen im Alter von 18–30 Jahren und alle Männer im Alter von 18–45 Jahren Zwangsarbeit leisten, aber diese werde in Rumänien erfolgen. Frauen mit Kindern unter 1 Jahr und Schwerkranke seien davon ausgenommen. Er wolle auch bei der oberen Behörde dahin wirken, dass die Gruppe der Arbeits-

pflichtigen nicht allzuweit von ihrem Heimatort, also in Klausenburg oder sogar Dej, eingesetzt werden. Auch sollten wir in Briefwechsel stehen dürfen.

Uns wurde nach dieser Mitteilung leichter ums Herz, und da der Hauptmann wirklich mit Achtung und echtem Mitgefühl zu uns gesprochen hatte, glaubten wir ihm. Nachdem unsere Namensliste vorgelesen und die Anwesenheit aller festgestellt worden war, wurden diejenigen von uns, die in die erwähnten Altersklassen fielen, nochmals aufgerufen. Es waren etwas über 50 Mädchen, Frauen und Männer. Ich selber war zu jenem Zeitpunkt 31 Jahre alt, also knapp über der gefährlichen Altersgrenze.

Der Abschied der auseinandergerissenen Familien war herzzerreissend. Die meisten Frauen in diesem Alter hatten Kinder, die sie allein zurücklassen mussten, die Väter waren irgendwo im Krieg geblieben. Niemand wusste, was uns die Zukunft bringen, was mit den Zwangsarbeitern und was mit den Zurückbleibenden geschehen würde. Und schon zogen die zur Zwangsarbeit Verurteilten unter Eskorte ab. Um ihren Schmerz und ihre Verzweiflung zu verbergen und um ihre grosse Müdigkeit überwinden zu können, stimmten sie ein Marschlied an. Als sie unseren Blicken schon längst entschwunden waren, hörten wir noch immer ihren Gesang.

Wir erhielten Befehl, wieder nach St. Georgen zurückzukehren. Hatten wir richtig gehört, oder wurden wir getäuscht? Warum hatte man uns alle, Kinder und Greise, hierhergeschleppt, wenn man uns dann doch in St. Georgen belassen wollte?

Am selben Tage kehrten wir zurück. Als wir uns St. Georgen näherten, sahen wir Rauchwolken aufsteigen. Atemlos eilten wir ins Dorf, um den Brand zu löschen. Zwei ehemals sächsische Höfe brannten lichterloh. Die Kolonisten standen mit verschränkten Armen dabei und freuten sich sichtlich an den Flammen. Als wir mit dem Löschen beginnen wollten, stürzten sie sich vielmehr auf uns und schrien, wir, die «Hitleristen», hätten den Brand gelegt¹. Das war nun doch nicht möglich, war doch das Feuer schon vor unserer Rückkehr ausgebrochen. Schliesslich brachen diese grotesken Anschuldigungen in sich zusammen. Immerhin wurden viele «zur Strafe» wieder in die Scheunen einquartiert. Die Kolonisten hatten, als man uns davonführte, Zuversicht geschöpft, dass es mit den Sachsen nun dennoch endgültig vorbei sei und dass man sie nicht mehr fürchten müsse. So verweigerten sie ihren vorherigen «Untermietern» endgültig den Zutritt zu ihren Höfen. Wir mussten von da an in unseren Gesprächen sehr vorsichtig sein. Schon die Äusserung, «das war einmal mein» oder «unser», war strafbar.

Das Schlimmste bei unserer Rückkehr von Ungersdorf war aber die Feststellung, dass unsere zurückgelassenen Sachen zum grössten Teil verschwunden waren. Suchen durften wir nicht. Wir waren vollkommen rechtlos. Auch die ortsansässigen Rumänen gaben die ihnen zur Verwahrung anvertrauten Dinge nicht mehr heraus. Unsere Armut war nicht mehr zu steigern.

¹ Anmerkung der Vfn.: Bei einem weiteren Brand mussten wir feststellen, dass alle Wasserschlauche verschwunden waren. Angeblich sollen die Motz sie zerschnitten und Opinken (Fussbekleidung) daraus gemacht haben. Die Spritzen waren auch verdorben.

In der nun folgenden Zeit fristeten wir unser Leben durch Handlangerarbeit und sonstige Dienste, für die wir mit Lebensmitteln entlohnt wurden. Im September tauchten im Ort mehrere sächsische Flüchtlingsfamilien auf, die auch aus Österreich zurückgekehrt und durch das Gross ward einer Lager durchgeschleust worden waren. Was sie uns darüber erzählten, bestätigte, wie recht unsere Begleitrusen gehabt hatten, als sie uns vor Grosswardein warnten. Juden, Ungarn und Kommunisten übten im Lager ein Terrorregime, und die Insassen deutscher Volkszugehörigkeit hatten schlimmste seelische und körperliche Peinigungen auszustehen. In diesem Lager waren alle Mädchen von 15 Jahren und darüber zurückgehalten worden. Sie mussten die grössten Arbeiten hier und in den von den Russen belegten Kasernen verrichten. Allein aus meiner Familie waren 3 Mädchen dabei.

Später trafen auch aus dem Lager Târgu-Jiu/Oltenien und Turnu-Măgurele/ Muntenien St. Georgener ein. Sie waren, als sie in kleineren Gruppen nach Rumänien zurückkehrten, dort interniert worden, nun wurden die durch Alter und Entbehrungen Arbeitsunfähigen entlassen. Schliesslich waren wir in St. Georgen insgesamt rund 450 Sachsen, also mehr als die Hälfte der seinerzeitigen deutschen Bevölkerung.

Von den in Ungersdorf von uns getrennten Zwangsarbeitern kam nach einigen Wochen Nachricht. Sie befanden sich in einem Arbeitslager in Klausenburg. Anfangs ging es ihnen nicht gar so schlecht, sie bekamen ordentliches Essen und sogar einen kleinen Lohn. Später aber übernahmen Juden die Lagerleitung, und von da an wurde es schlecht. Die Verpflegung bestand aus 400 g kaltem Maisbrei und ½ Liter Kümmeltee täglich. Von einem Lohn war gar keine Rede mehr. Dabei mussten sie aber schwere Arbeit leisten: Stroh und Heu pressen und verladen oder aber Bahngeleise, die auf grosse Strecken hin zerstört und völlig verunkrautet waren, instandsetzen. Unsere Leute begannen, da sie hungerten, aus den Lagern zu flüchten. Sie flohen in die Nachbarkomitate und verdingten sich bei rumänischen Bauern, die sie vor dem Zugriff der Gendarmerie schützten. Mitte 1946 kamen nur noch 10 oder 12 Sachsen aus St. Georgen ins Lager.

Wir «Daheimgebliebenen» kämpften auch schwer um unser nacktes Dasein. Der Hunger hielt Einzug. Es gab Tage, an denen wir nichts oder nur Maisbrei assen. Auch die Rumänen hungerten, weil die Ernte 1944 verbraucht war und es 1945 praktisch keine gab. Die Felder waren doch unbestellt geblieben. Übermütig und nicht vorausschauend hatten die Rumänen und Zigeuner einen Teil der Vorjahrsernte zu Schnaps gebrannt und schon längst aufgetrunken. Zu diesen Sorgen kam noch die Furcht vor dem herannahenden Winter. Wenn man uns keine anderen Unterkünfte gab, mussten wir in den zugigen Scheunen erfrieren. Immer wieder wurden wir in der Gemeindekanzlei und bei der Gendarmerie vorstellig. Endlich stellte man uns leerstehende Häuser zur Verfügung. Den Zustand dieser Häuser habe ich schon geschildert. Ich will nur noch erwähnen, dass wir, um uns vor Wind und Wetter zu schützen, die ausgebrochenen Fenster zumauerten. Türen wurden behelfsmässig aus alten Brettern zusammengenagelt. Wir sassen in diesen Räumen wie die Schildbürger in ihrem neuen Rathaus. Anfangs hatten wir weder Lam-

pen noch Petroleum. Später beschafften uns Rumänen aus der Heide Lampen und kleine, alte Küchenherde. Bis dahin hatten wir wie fahrende Zigeuner im Hof in Erdlöchern und auf Dreifüssen unser kärgliches Essen gekocht. Ein grosses Glück war eine alte, etwa 30 Liter grosse Fettbüchse, sie diente uns allen als Waschtopf. Ohne sie wären wir wohl elend verlaust und vor Schmutz und Krätze umgekommen. Wir waren peinlichst darauf bedacht, ja keine Infektionskrankheiten auf kommen zu lassen. Und doch traten im Frühjahr 1946 einige Typhusfälle auf, die dank unserer strengen Einhaltung aller Verhaltensmassregeln ziemlich rasch verliefen. Der im Winter 1946 eingesetzte rumänische Kreisarzt wunderte sich immer über die peinlichste Sauberkeit in unseren Unterkünften und äusserte oft, er wäre der glücklichste Mensch, wenn er die anderen Bewohner, vor allem die Motz, auch nur zu halb so viel Sauberkeit veranlassen könnte.

Viele unserer Leute, auch Kinder, meine damals noch nicht neunjährige Tochter war auch dabei, hatten im August und September 1945 an der Bahnstrecke Bistritz–Lugosch, die bei St. Georgen durchkam, gearbeitet. Mit dem verdienten Geld kauften wir die Weiden, die am Bahndamm entlang abgehackt wurden, auf und verteilten sie dann gleichmässig nach Grösse der Familie. Ausserdem hatten wir auch aus den Wäldern Holz herangeraten. Damit waren wir für den Winter versehen. Aber woher alles andere Notwendige? In dieser fürchterlichen Situation verbrachten wir den kalten Winter. Wir Frauen übernahmen von den Rumänen aus der Heide verschiedene Aufträge. Wir spannen Wolle und verstrickten sie zu Westen und Strümpfen. Aus grobem Hanfgewebe stückten und nähten wir Hemden. Der Lohn bestand aus Lebensmitteln und selten etwas Geld. Eine Handvoll Mehl oder gar ein Esslöffel Fett oder ein winziges Stückchen Speck besaßen Goldeswert. Wir mussten Tag und Nacht arbeiten, um uns und unsere Kinder einigermassen ernähren zu können.

Als das Frühjahr kam, verschlechterte sich die Lebensmittellage noch mehr. Manche alten Leute begannen betteln zu gehen. Später machten sich auch jüngere Männer und Frauen auf und wanderten in die Gegend von Mediasch, Schässburg und Hermannstadt, um dort bei Volksgenossen vielleicht Arbeit in den Weinbergen und auf den Feldern zu finden. Die sächsische Bevölkerung dieser Gegenden war aber ihres Grundbesitzes, bis 1 oder 2 Joch, auch enteignet worden. Viele durften in den eigenen Häusern auch nur höchstens 2 Räume bewohnen. Die übrigen Räume, Ställe und Höfe hatten sich Rumänen und Zigeuner angeeignet und waren besonders stolz auf ihren neuen Besitz. Die öffentliche Verwaltung der Gemeinden und Städte lag auch hier in Händen von Rumänen und Zigeunern. Viele der neuen Bürgermeister und Präfekten¹ waren Analphabeten. In Schässburg z.B. war der ehemalige Abortfeger (Nachtkönig) Bürgermeister geworden. – Die Sachsen waren mit ihren Lebensmittelvorräten sehr sparsam gewesen, von diesen spendeten sie uns.

Ich selber habe auch in der Osterwoche 1946 mit noch einigen anderen Frauen in der Umgebung von Hermannstadt und Mediasch von Haus zu Haus gebettelt. Ich habe

¹ Landräte.

es nicht gerne getan, aber ohne mich trauten sich die anderen Frauen nicht zu dem ungewöhnlichen Tun. Mir war es besonders unangenehm, weil doch die meisten Pfarrer dieser Gegend mich oder meine Familie kannten; und ohne Erlaubnis des Gemeindepfarrers wollte ich nicht sammeln gehen. Im Pfarrhaus zu Mediasch erlebte ich wohl die grösste Demütigung meines Lebens. Der dortige Stadtpfarrer war mein ehemaliger Professor. Er rügte mich mit furchtbaren Worten und sprach mich mit Du an und stellte unsere ganze Situation so hin, als ob wir nicht arbeiten wollten. Meine Entgegnungen auf alle Beleidigungen, denn anderes war die Rüge nicht, blieben mir im Halse stecken. Ein Stadtpfarrer erkannte unsere Lage nicht und wollte uns nicht verstehen. Seine Schwägerin, eine Schulfreundin von mir, rettete mich aus dieser schrecklich peinvollen Lage. Meine Begleiterinnen und ich verliessen so rasch als möglich das Pfarrhaus und versuchten, auf dem kürzesten Weg nach St. Georgen zu gelangen. Zu Hause angekommen, verteilten wir die mitgebrachten Spenden. Für einige Zeit war die allerärgste Not wieder behoben. Einige Zeit später stellten sich unsere Kinder mit kleinen Säckchen an die Tür der Dorfmühle und bekamen oft von den Rumänen aus der Heide, die hier ihren Mais vermahlten, etwas Mehl. Die meisten unserer Leute sparten verzweifelt, um sich für den Winter ein kleines Schwein und fürs nächste Frühjahr eine Glucke mit Eiern zum Brüten beschaffen zu können. Den Familien mit arbeitsfähigen Kindern und Alten gelang dies auch.

Zu allen diesen körperlichen und seelischen Leiden kamen die Verfolgungen, denen wir als Deutsche ausgesetzt waren. Immer wieder hob die Gendarmerie Männer und Frauen aus, wobei keine Altersbegrenzungen gemacht wurden, und schafften sie zur Zwangsarbeit. 78jährige Männer mussten im strengsten Winter mit Viehtransporten unter schwersten Bedingungen in die verschiedenen Gebiete Altrumäniens und sogar bis Konstanza am Schwarzen Meer; jederzeit noch von der Furcht gequält, nach Russland verschleppt zu werden. Das Grausame war, dass die Aushebungen fast nur nachts erfolgten. Wir schliefen keine Nacht in Ruhe. Wenn unsere Augen vor Übermüdung zufielen, horchten unsere Ohren dennoch weiter auf vorbeigehende Schritte und auf die gefürchteten Kolbenschläge an der Tür.

Winter und Frühjahr vergingen. Unsere Kinder wuchsen auf, wir mussten daran denken, sie zu unterrichten. Der rumänische Lehrer, ein deutsch-freundlich gesinnter Mann, der auf der Krim das EK I erhalten hatte (er hielt dies vor den Rumänen geheim), nahm die Kinder in die Schule auf (unsere ehemalige Schule war zur rumänischen Staatsschule gemacht worden). Bald aber verlausten sie, trotzdem der Lehrer sie gesondert von den verdreckten Kindern der Zigeuner und Kolonisten setzte, und steckten sich sogar mit Krätze an. Daraufhin behielten wir die Kinder daheim. Jede Mutter bemühte sich, ihnen etwas Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. In die Schule gingen sie nur, wenn Inspektion angesagt war, denn sie konnten immer noch mehr als die anderen Schüler, die den Lehrer vor dem Inspektor nur blamiert hätten.

Ich selbst durfte nicht Schule halten, ausserdem wäre es mir zeitlich kaum möglich gewesen, musste ich doch genau wie alle anderen für meine Familie das tägliche Brot verdienen. Wenn wir spannen und strickten, sangen wir den Kindern deutsche Lieder vor und übten sie ein. Um die heranwachsende Jugend kümmerte ich mich so gut es ging; besonders um unsere Mädchen, die von noch ledigen rumänischen Pfarrern, Lehrern und anderen Beamteten stark umworben wurden. Rumänische Bauernburschen hielten sich zurück. Trotzdem wir arm wie Kirchenmäuse waren, erkannten sie doch den Standesunterschied und waren sich bewusst, dass ein sächsisches Mädchen keinen Rumänen heiraten würde. Junge sächsische Männer gab es nur sehr wenige. Die meisten waren als Soldaten irgendwo in Deutschland oder in Gefangenschaft geblieben. Viele waren in Russland und Frankreich gefallen.

Kirche besaßen wir auch keine mehr. Unsere alte Kirche, eine der ehrwürdigsten Siebenbürgens, verfiel. Man verbot uns, darin Gottesdienst abzuhalten oder die Schäden des Gebäudes, soweit es unsere bescheidenen Kräfte zuliessen, zu beheben. Von den Tasten der Orgel war alles Elfenbein weggebrochen und viele Orgelpfeifen herausgenommen worden. Der Altar war von Menschenkot und anderem Unrat besudelt. Nicht einmal diesen durften wir reinigen. Unser Ortspfarrer war in Österreich geblieben. Einen andere bekamen wir auch nicht, denn noch war jeder Verkehr nach Bistritz stillgelegt, und selbst dorthin war noch kein Geistlicher zurückgekehrt. An manchen Sonntagen hielten wir bescheidene Andachtsübungen, wurden aber oft von den Motz gestört.

Vom griechisch-katholischen Ortspfarrer¹ wurden wir oft zum Gottesdienst eingeladen. Wir folgten diesen Einladungen nicht, denn die Art des Gottesdienstes war uns fremd, und ausserdem hatten die Rumänen ihre schöne kleine Kirche aufgegeben und hielten in unserem ehemaligen Kulturhaus Kirche, politische Kundgebungen und auch Tanzvergnügungen ab. Unter diesen Zuständen litt wohl unsere Jugend am meisten. Sie, die an regelmässigen Kirchengang gewöhnt war, war erschüttert, und es war ihr unfasslich, dass nach 10 Monaten Abwesenheit aus der Heimat sich alles aufgelöst hatte. Alles war so hoffnungslos und niederdrückend. Die Motz hatten sogar den Friedhof geschändet. Alle Grabsteine waren umgeworfen und die Totenkränze, die in der Friedhofskapelle aufgehängt waren, waren zerrissen und zum Teil verschleppt. Von den Sitzbänken der Kapelle war keine Spur mehr zu finden, Teile der Wände und des Daches waren herausgehoben worden. Sobald wir die Grabsteine aufstellten, wurden sie über Nacht wieder umgeworfen.

Im Frühjahr 1946 verdingten sich viele unserer Leute als Tagelöhner bei Rumänen auf der Heide. Andere arbeiteten bei den Kolonisten. Diese kamen mit der Bestellung des Feldes und den vielen Weingärten, die sie sich zugeeignet hatten, nicht zurecht. Sie boten den ehemaligen Besitzern die Hälfte der Ernte an, wenn sie alle anfallenden Arbeiten auf Acker und im Weinberg übernehmen wollten. Unsere Leute griffen gerne zu,

¹ Anmerkung der Vf.n.: Die ortsansässigen Rumänen waren griechisch-katholischen Glaubens.

waren sie doch in der Hoffnung, auf diese Art ihren verwahrlosten Besitz in Ordnung zu bringen, denn laut Versprechungen sollten sie ihn bald zurückerhalten. Aber da trat die KP auf und verbot jede Teilung. Die Sachsen müssten, so hiess es, Knechte bleiben, und man dürfe ihnen nicht mehr Gelegenheit geben, ihr altes «Herrenregime» wieder an sich zu reissen. So wurden nun viele von uns auf rumänische Gemeinden unseres Kreises verteilt. Es durften höchstens 4 Familien in ein Dorf. Die Behörden versuchten auf diese Art, die Sachsen zu assimilieren, auch fürchteten sie, die wir doch 450 Personen stark waren, wir könnten eines Tages gegen die ständigen Misshandlungen aufbegehren. Denn es hiess immer wieder, dass wir in der allernächsten Zeit die rumänische Staatsbürgerschaft (zu diesem Zwecke hatten wir jeder schon 5'000 Lei eingezahlt) und somit alle Rechte und einen Teil unseres Vermögens zurückerhalten würden.

Völlig besitzlos, entrechtet und stündlich in unserer Freiheit bedroht, lebten wir dahin. Immer mehr Personen wurden zu Zwangsarbeit verschleppt und kehrten jeweils erst nach Monaten zurück. Oft musste ich nachts allein in die Gemeindekanzlei und sollte über Frauen, die aus den Arbeitslagern entflohen waren und sich bei Rumänen in der Heide aufhielten, Auskunft geben. Selbstverständlich wusste ich nie etwas. Das fiel auf, nun wurde ich auch mit Verschleppung bedroht. Damit hatte ich schon lange gerechnet. Nun entschloss ich mich aber endgültig, Rumänien zu verlassen.

Ich fuhr nach Schässburg, wo ich Verwandte besass. Hier arbeitete ich 4 Monate lang als Schusterin, sparte eine schöne Summe Geld zusammen und versuchte von hier aus, alles für eine neue Flucht nach Deutschland vorzubereiten. Ich beschaffte mir einen Schein, der mich als Reichsdeutsche auswies und aus dem hervorging, dass ich bei der Wehrmacht während des Krieges als Dolmetscherin tätig war, nun aus dem gefürchtesten Gefangenenlager, Ghencea bei Bukarest, entlassen sei; meine beiden Kinder waren als Töchter meiner angeblich im Lager verstorbenen Schwester angegeben. Dieser Schein bot mir die Möglichkeit, nach Deutschland «repatriert» zu werden. Nachdem ich meine Kinder, die mit meinen Eltern während des Sommers nach Micheisdorf umgezogen waren, abgeholt hatte, verliess ich im Oktober 1946 Rumänien. Diese letzte Flucht war auch voller Gefahren, und erst im Mai 1947 erreichte ich endlich Bayern.

Erlebnisbericht des R.G. aus Gross-Schamm (Jamul-Mare), Plasa Deta, Județ Timiș-Torontal im Banat. Original, 1. April 1956, 21 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Rückführung von evakuierten Banater Deutschen aus dem sowjetisch besetzten Teil Österreichs; Treck über Raab-Bukarest-Szeged nach Àrad; die Behandlung der Rückkehrer durch die rumänischen Behörden; willkürliche Verhaftung des Vfs. und Inhaftierung in Slobozia und Bukarest bis Januar 1946.

Der Vf., nach der Evakuierung aus dem Banat in deutschen KLV-Lagern eingesetzt, erlebte das Ende des Krieges in Prägarten/Ober Österreich, das zunächst von amerikanischen, dann von sowjetischen Truppen besetzt wurde.

Am 12. Mai 1945 wurde der Markt Prägarten überraschend von russischen Truppen besetzt. Schreiend und schiessend jagten sie durch die Strassen. Die Bevölkerung versteckte sich in den Häusern, die Kaufläden schlossen, und die Angst begann alles zu lähmen. Während die Männer von den Russen Tag für Tag zur Arbeit abgeholt wurden, war keine Frau und kein Mädchen vor den Befreiern sicher. Tag und Nacht fanden Hausdurchsuchungen statt, die Türen durften nicht verschlossen sein. Unser Zimmer, in dem meine Eltern und meine Familie wohnten, wurde durchschnittlich einmal im Tag durchstöbert. Das Leben war zur Qual geworden.

Am 20. Mai 1945 erhielten wir, auf Grund einer von der Besatzungsmacht erlassenen Verordnung, die gemeindeamtliche Aufforderung zugestellt, in unsere Heimat zurückzukehren. Gleichzeitig wurden wir verständigt, dass uns ab sofort keine Lebensmittelkarten mehr ausgefolgt werden würden.

Am 27. Mai 1945 versammelten sich die Flüchtlinge mit ihren Bauernwagen auf dem Marktplatz. Es waren dies Bauern aus Gross-Schamm, Schag und anderen Gemeinden des Banats. Ich erinnere mich an folgende Familien: [Es folgen sechs Namen]. Wie wir im Herbst des Jahres 1944 dem deutschen Evakuierungsbefehl – erlassen von dem Ortskommandanten der Deutschen Wehrmacht – im Banat Folge geleistet hatten, so entsprachen wir nun sofort den Anordnungen der russischen Besatzungsmacht in Österreich. Wir waren überzeugt, unser Tun und Handeln habe in beiden Fällen den jeweiligen Gesetzen Genüge getan, und wir selbst hätten nie den Boden einer Gesetzlosigkeit beschritten.

Von der Marktgemeinde Prägarten erhielt jede Familie eine polizeiliche Abmeldung. Der russische Ortskommandant beantwortete unsere Frage nach Reisepapieren mit den Worten: «Reisepass – nix brauchen. Fahren! Hier bis Wladiwostok – alles Russland!» Am gleichen Tag noch fuhren wir ab.

Am 30. Mai setzten wir bei Ybbs über die Donau. Wagen um Wagen wurde von russischen Soldaten durchsucht. Ein Rotarmist wollte mir die Geige nehmen, griff aber dann doch lieber nach meinen Stiefeln. Irgendetwas hiess allenfalls jeder Russe mitgehen.

In Ybbs wurden wir einige Tage aufgehalten und mussten den Russen helfen, aus Brettern Pferdeställe zu bauen. Unsere Wagen standen auf einem freien Platz neben der

Landstrasse. Tag für Tag kamen Soldaten der Roten Armee, führten unsere guterhaltenen Pferde mit sich fort und liessen uns dafür ihre schwachen Gäule zurück. Sie belästigten dabei Frauen, begannen Zank und Streit und machten uns den unfreiwilligen Aufenthalt zur Hölle. Bei einer solchen Gelegenheit wurde der schwerkriegsversehrte und beinamputierte M. aus Schag als «Faschist» und «Russentöter» beschimpft und so lange geprügelt, bis er zusammenbrach.

Am 3. Juni 1945 konnten wir endlich weiterfahren. Es ging über St. Pölten, Wilhelmshurg und Traisen Wiener-Neustadt zu. Vor jeder grösseren Ortschaft musste die Kolonne halten. Der Kolonnenführer, Georg W., der gut Russisch sprach, hatte sich beim russischen Ortskommandanten zu melden und bekam von diesem den weiteren Marschbefehl. Dies wiederholte sich zwei-, dreimal während eines Tages.

Am 7. Juni 1945 erreichten wir Wiener-Neustadt. Hier traf unsere kleine Wagenkolonne auf viele Flüchtlingswagen aus dem Banat und Siebenbürgen. Noch am gleichen Tage konnten wir warm baden und wurden registriert. Selbstverständlich wurden auch die Wagen wieder durchsucht. Nur um eines kümmerte sich niemand: um Futter für die Pferde und um Lebensmittel für die Menschen.

Am 8. Juni 1945 verliess die nun 150 Wagen zählende Kolonne die Stadt. Es goss aus allen Wolken. Ein russischer Offizier und zwei russische Soldaten leiteten den Transport. Es herrschte Ordnung und Disziplin. Die Russen gaben das Tempo an, bestimmten die Rastzeiten und die Nachtlager. Abend für Abend verliessen wir die Landstrasse und fuhren ausserhalb einer geschlossenen Ortschaft die Wagen auf freiem Felde dicht nebeneinander. Diese Vorsichtsmassnahmen wurden getroffen, weil einige Transporte vor uns von den Ungarn und Juden ausgeplündert worden waren.

Auf Befehl des russischen Offiziers standen abwechselnd Männer von uns des Nachts Wache. Kein Mensch durfte ohne sein Wissen das Lager betreten. Taten es vorbeiziehende russische Soldaten, musste er sofort geweckt werden.

Schwierig war während des ganzen Transportes – wir waren mehr als fünf Wochen unterwegs – das Beschaffen des nötigen Futters für die Pferde. Aber links und rechts der Strasse lagen Felder und Wiesen. Wir holten uns dort, was wir unbedingt brauchten. Oft hatten wir dabei auch Pech. An einem späten Abend waren zum Beispiel 40–50 Männer von uns auf Heusuche. Wir waren ungefähr 5-6 km durch Sumpf und Moor gewatet und hatten jeder ein Bündel halbverfaulten und verschimmelten Heues ergattert. Kurz vor dem Nachtlager hielten einige ungarische Bauern mit ihren Wagen. Wir sollten das Heu darauf abladen. Einige taten es. Die meisten aber warfen es in den nahen Fluss. Es war nicht das erste und letzte Mal, dass unsere braven Pferde nichts zu fressen hatten.

Am schrecklichsten jedoch wurde die Wassernot empfunden. Das Wasser der Pussta-Brunnen wollte und wollte nicht reichen. Es waren aber auch 300 Pferde und 700-800 Menschen zu versorgen. Im Nu war so ein Brunnen ausgeschöpft.

Über Kapuvár, Győr und Komorn ging es weiter. Am 14. Juni durchfuhren wir ohne jeden Anstand die stark zerbombte und zerschossene ungarische Hauptstadt. Wer Geld

hatte, konnte einkaufen. In Budapest bekamen wir das erst und letzte Mal Verpflegung: 1 kg Weissbrot pro Kopf, 5 kg Hafer und 10 kg Heu pro Pferd. Ansonsten mussten wir das Nötige selbst kaufen, eintauschen oder erbetteln. Gut, dass fast alle Flüchtlinge Ungarisch sprachen! Über Kecskemet erreichten wir am 20. Juni 1945 Szededin. Am 22. Juni 1945 passierten wir bei Mako die ungarisch-rumänische Grenze. Hier fand die letzte Wagenkontrolle statt. Am 23. Juni durchfuhren wir Arad und erreichten das südlich der Maros gelegene deutsche Dorf Neuarad. Hier erfuhren wir Näheres über die Verschleppung der Deutschen nach Russland, die im Jänner 1945 stattgefunden und praktisch die gesamte deutsche Jugend Rumäniens betroffen hatte.

Am 24. Juni 1945 übergab uns die russische Begleitmannschaft der rumänischen Polizeibehörde. Diese wies uns Quartiere an. Nach fünf Wochen konnten wir wieder in Häusern übernachten und in Betten schlafen. Die Russen hatten den Transport klaglos geleitet. Dass wir unterwegs zwei Frauen begraben mussten, daran trug unsere Begleitmannschaft keine Schuld, ebenso nicht, dass es nie Verpflegung (Budapest ausgenommen) und keinerlei Betreuung gab, obzwar viele Kinder und alte Leute den Transport mitmachten. Auf unserem Wagen waren sechs Personen: mein Vater, meine Mutter, meine Frau, ich und unsere 2 Kinder (fünf- bzw. zweijährig).

Am 26. Juni 1945 hatte jedes Familienoberhaupt vor der Polizei eine Declara^{ti}oⁿe (Erklärung) abzugeben. In dieser mussten neben den Personalien die Gründe und Umstände angeführt werden, wieso man im Herbst 1944 Rumänien verlassen hatte. Am nächsten Tag fuhr meine Frau, ohne Erlaubnis zu haben, nach Temesvár und fand ihre Eltern wohl auf.

Am 3. Juli 1945 erhielten wir unsere Papiere und konnten die Heimreise antreten. Am 4. Juli durchfuhr die kleine Kolonne Temesvár. Ich blieb mit meiner Familie bei meinen Schwiegereltern in der Stadt. Meine Eltern fuhren heim nach Gross-Schamm, 70 km südlich Temesvár. Sie durften aber nicht mehr in ihr Haus und mussten sich irgendwo eine Bleibe suchen. Den Wagen und die beiden Pferde nahm man ihnen nach ein paar Tagen ohne Begründung weg. Nachdem sie schon Haus und Hof, 2 Joch Weingarten und 36 Joch Bau Feld verloren hatten (all dies war ihnen während ihrer Abwesenheit auf Grund eines neu erlassenen Agrarreformgesetzes enteignet worden), büssten sie damit auch noch das allerletzte nennenswerte Kapital ein. Zudem blieb die allzeit gehegte schwache Hoffnung, meinen 16jährigen, auf der Flucht 1944 verlorenen Bruder daheim vorzufinden, unerfüllt. Er war und blieb verschollen.

In Rumänien bestand für alle Deutschen Arbeitsdienstplicht: für Männer bis zum 45., für Frauen vom 18. bis zum 30. Lebensjahr. Den Einsatz leitete die Polizei und Gendarmerie. Diese bewachte die Menschen, sorgte für Unterkunft und Verpflegung. Für Kleidung, Wäsche und Schuhe aber musste jeder selber aufkommen. Bezahlt wurde für die geleistete Arbeit nichts. Es handelte sich also um richtige Zwangsarbeitslager.

Meinen Schwiegereltern hatte man zwar das Wohnhaus belassen, die Einnahmequelle jedoch, eine sehr gut gehende Trafik bei der «Maria», enteignet. Allen Deutschen war es so ergangen. Kein Mensch fragte danach, wie und von was die vielen alten und

enteigneten Leute leben sollten. Kinder, die sie eventuell hätten erhalten können, waren entweder gefallen, vermisst, nach Russland verschleppt, nach dem Westen geflüchtet oder, im besten Falle, in ein Arbeitslager Rumäniens verpflichtet.

Am 9. Juli 1945 musste ich mich mit meiner Familie bei der rumänischen Sicherheitspolizei (Siguranța) melden. Man nahm mir die in Neuarad abgefasste Declarație ab und erklärte uns als festgenommen. Auf meine Frage, was mit meinem fünfjährigen Sohn und meiner zweijährigen Tochter geschähe, antwortete man mir, dass diese in eine staatliche Erziehungsanstalt kämen, falls die Grosseltern sie nicht bei sich halten würden.

Am 13. Juli wurden meine Frau und ich nochmals verhört. Obzwar ich beweisen konnte, nur im rumänischen und nie im deutschen Heer gedient zu haben, konnte ich keine Freilassung erwirken. Andererseits aber gab man mir auch keinen Grund unserer Festnahme an. An unserem Hochzeitstage, am 15. Juli 1945, wurden wir mit mehreren anderen Deutschen aus Rumänien in der Früh zum Bahnhof geleitet. Meinen Schwiegereltern gelang es, uns dort noch kurz vor Abfahrt zu sprechen. Von den menschlich denkenden rumänischen Polizisten, die den Transport zu begleiten hatten, erfuhren wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass wir in das politische Internierungslager Slobozia an der Jalomița (Bărăgan) gebracht werden würden. Wir waren etwa 20 Deutsche: Männer und Frauen und auch 15–18jährige Mädchen und Jungen. Unser Viehwagen wurde an den Personenzug Temesvár–Bukarest angehängt.

Am 18. Juli 1945 betraten wir das Internierungslager. Über; 1'000 Menschen waren hier untergebracht, zumeist Rumänen, Mitglieder der «Eisernen Garde», Minister, Präfekten des Antonescu-Regimes und Schriftsteller und Studenten. Die Deutschen, etwas 120 Mann, rekrutierten sich aus folgenden Schichten: zwei Ärzte (darunter Dr. W. aus Reschitza), drei Volksschullehrer, Kaufleute und Handwerker. Aber auch Bauern und Industriearbeiter waren vertreten.

Die Unterkünfte bestanden aus ehemaligen Getreidespeichern. Bis 100 Mann waren in einem Riesensaal untergebracht. Jedem Mann stand ein Strohsack zur Verfügung, der auf den Betonfussboden gelegt werden musste. Sitzgelegenheiten und Tische fehlten. Die Frauen hausten in einem abgeschlossenen Seitenhof in Baracken, die sehr brüchig und verwandt waren. Ein aktiver rumänischer Hauptmann – wir nannten ihn «Negru-Voda»¹ – war Lagerkommandant und unterstand direkt dem Innenministerium. Zwei Offiziere der Reserve standen ihm zur Seite. Stacheldrahtzäune und zahlreiche Militärwachposten schlossen uns von der übrigen Welt ab. Morgens und abends war Appell. Innerhalb des Lagerbereichs konnte man sich frei bewegen, lesen, schreiben und tun und lassen, was man wollte. (Zeitungen, Post, Pakete kamen in das Lager). Hie und da sprach auch der Lagerkommandant zur gesamten Belegschaft. Dies waren übrigens die einzigen Gelegenheiten, meine Frau sprechen zu können. An einem solchen Abend hielt der La-

1 Negru-Vodă war ein ob seiner Grausamkeit berühmter Woiwode von Fogarasch (Fagăraș), der nach der rumänischen Geschichtsüberlieferung im Jahre 1290 das Fürstentum Walachei gegründet haben soll.

gerkommandant eine seiner (vielbelachten) politischen Schulungen. Er sprach über die Vorzüge der Volksdemokratie und führte folgende Beweissätze merkwürdiger Logik an: «Solange Rumänien nicht kommunistisch gewesen war, hatte ich kein eigenes Haus. Jetzt, wo die Volkdemokratie herrscht, besitze ich eines.» Er schloss mit den Worten: «Vezi, ce bine e comunismul!» («Seht, wie gut der Kommunismus ist!»)

Offiziere und Soldaten behandelten uns gut und waren stets höflich. Die Verpflegung bestand aus $\frac{1}{3}$ kg Brot pro Tag, das in der Früh mit einem Schöpfer ungesüssten schwarzen Kaffees ausgegeben wurde. Mittags und abends gab es regelmässig, Tag für Tag, ohne Fett zubereitete Bohnensuppe, die oft nicht einmal gesalzen war.

Täglich kamen neu eingewiesene Leute in das Lager. Am 29. August 1945 waren die ersten Entlassungen, am 27. September, 26. Oktober und 6. November erfolgten weitere. Im Lager waren zahlreiche Spitzel untergebracht.

Seit Allerheiligen sprach man davon, dass die politischen Internierungslager aufgelöst werden müssten. Am 1. Dezember 1945 wurde das Lager Caracal zu uns nach Slobozia verlegt. Am 15. Dezember wurden wieder einige Leute entlassen und der Rest der beiden Lager in Viehwaggons nach Bukarest transportiert. Am 16. Dez. 1945 kamen wir in der Hauptstadt an. Es war sehr, sehr kalt. Verpflegung gab es keine. Die Begleitmannschaft fror und hungerte mit uns. Man liess uns einen ganzen Tag ausserhalb des Bahnhofes stehen. Die Lager waren inzwischen wirklich gesetzlich aufgelöst worden. Dass die ehemaligen Insassen derselben nun in das Kriegsgericht gebracht wurden, stand auf einem anderen Blatt. Während des Autotransportes in das Kriegsgericht schriean wir in Sprechchören: «So hat man die Lager aufgelöst!»

Mit Lehrer G. aus Königshof¹ und R. S. aus Reschitza teilte ich eine Zelle. Sie war über 5 Meter hoch, 1,5 Meter breit (!) und 6 Meter lang. Knapp unter der Decke gab ein

¹ Lehrer N. G. aus Königshof (Remetea-Mică), Plasa Lipova, Județ Timiș-Torontal, erklärt in seinem Bericht, er habe sich, nachdem er als Angehöriger der rumänischen Armee von der Internierungsaktion nach dem 23. August 1944 verschont geblieben war, im September 1944 den über Werschetz auf Temeschburg vorrückenden Einheiten angeschlossen und sei so über Jugoslawien und Ungarn in das Sudetenland gelangt. Er berichtet dann: «Ich kam nach dem Zusammenbruch im Juni 45 in meine Heimat zurück, von der Verschleppung nichts ahnend. In Reichenberg bekam ich von der russischen Behörde einen Reisepass, mit dem [ich] anstandslos bis nach Rumänien kam. Schon an der Grenze hörte ich, was hier alles geschah. Ich schlich mich dann von einer Gemeinde in die andere, bis ich dann am 1. 7. 45 von der Polizei doch erwischt wurde. Als Verhafteter wurde ich nach Temesvár abgeliefert. Hier sammelte man alle Heimkehrer. Nach zwei Tagen hatten sie soviel beisammen, dass ein Transport abgehen konnte. Ich kam in einen Transport, der nach Slobozia kam, ein KZ., ein Lager, in dem nicht gearbeitet werden durfte. Die Behandlung war sehr schlecht, das Essen miserabel. 120 Männer waren in einem gewissen Pferdestall untergebracht, kein Tisch, Stuhl, Bett war vorhanden, schliefen auf der Erde. Zweimal täglich strenge Kontrolle, ein Ausreissen unmöglich, da 3facher Stacheldraht mit vielen Posten das ganze Lager hermetisch abschlossen. Das Wasser wurde mit Fässern von einem weiten Feldbrunnen herbeigebracht. Verhört wurden wir auch hier nicht. Im Januar 46 wurde das Lager aufgelöst und jeder in das betreffende Kriegsgericht überwiesen. Ich kam nach Temesvár. Hier hörte ich zum erstenmal, weswegen ich gefangen wurde: «unbefugte Grenzüberschreitung». Hatte aber

Fenster Licht. Eine Schilfmatte bedeckte eine Holzpritsche. Die Zentralheizung war täglich 30 Minuten angedreht: 15 Minuten morgens und 15 Minuten abends. Decken gab es keine. Wer eine hatte, konnte von Glück sprechen. Der Fussboden war betoniert. Die Verpflegung war wie die im Lager, nur gab es hier statt der Bohnensuppe täglich zweimal Erbsensuppe. Auch zu Weihnachten und Neujahr änderte sich darin nichts.

Der Vf. berichtet im Folgenden kurz Über das Schicksal verschiedener Mithäftlinge. Er selbst wurde schliesslich mit seiner Frau nach Temeschburg überführt und dort nach insgesamt 192-tägiger Haft am 16. Januar 1946 vom Kriegsgericht auf freien Fuss gesetzt, da sich in den Akten kein Grund für seine Verhaftung feststellen liess. -Der Vf. schildert anschliessend verschiedene Erlebnisse während des Jahres 1946, die ihn veranlassten, im Oktober 1946 aus Rumänien zu fliehen. Eine ausführliche Darstellung dieser Flucht bildet den Schluss des Berichts¹.

Nr. 79

Erlebnisbericht der Hausfrau A. N. aus Lovrin, Plasa Periam (Perjamosch), Judet Timiș-Torontal im Banat.

Original, ohne Datum (Sommer 1955), 8 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Rückführung von Banater Flüchtlingen aus dem österreichischen Evakuierungsgebiet im Juni 1945; Einweisung der arbeitsfähigen Rückkehrer ins Lager Temeschburg und landwirtschaftlicher Arbeitseinsatz in der Heimatgemeinde Lovrin.

Die Vfn. berichtet zunächst über ihre Erlebnisse unmittelbar nach der rumänischen Kapitulation und über die überstürzte Evakuierung der Gemeinde Lovrin am 6. Oktober 1944 bis zur Ankunft in Zwettl/Oberösterreich.

Dort blieben wir bis 1. Juni 1945, dann brachen wir auf, und zwar auf den Heimweg, weil wir ja vom Russen dazu aufgefordert wurden. 21 Tage waren wir am Wege; ich lief die meiste Zeit zu Fuss, war ja froh, dass die Kinder bei der Hitze und Wassernot im Wagen bei Landsleuten auf genommen wurden. Meine Kinder waren bis auf die Knochen abgemagert und batten alle beide Durchfall. In unserer Heimat angelangt, vernahmen wir schon an der Grenze die Hiobsbotschaft, dass es keine junge Leute daheim gäbe; wir konnten es nicht begreifen, unsere Leute nach Russland verschleppt!

einen Reisepass. Hier wurde ich dann nach Hause geschickt und sollte mich in 8 Tagen zur Gerichtsverhandlung im Kriegsgericht melden. Ich zog es aber vor, mich nicht zu melden, sondern zog es vor, unter Lebensgefahr, nochmals die Grenze zu überschreiten, kam nach Ungarn, nach Österreich, und nach vielen Gefahren landete ich am 17. 4. 46 in Württemberg.» (Erlebnisbericht; Original, 1. August 1955, 4 Seiten, hschr.)

¹ abgedruckt unter Nr. 83.

Im Heimatorte angelangt und unter Tränen und tausend Fragen empfangen, wurden wir 14 Tage in Ruhe gelassen. Dann ging es los, wir wurden (alle Flüchtlinge) zur Miliz gerufen, von dort durften wir nicht mehr heim; unsere Angehörigen brachten uns das Nötigste, und auf ging es nach Temesvár zur Legiunea, von dort ins Lager, und vom Lager aus wurden wir auf Arbeit eingeteilt. Ich wurde in meine Heimatgemeinde eingeteilt, da ich ja meine beiden Kinder bei meinem Schwiegervater [hatte], und der war schon 70 Jahre alt.

Wir mussten für ein wenig Geld auf einem rumänischen Oberst seinem Gut sämtliche Arbeiten verrichten. Schnitt, Drusch und alles, was mit der Landwirtschaft einbegriffen ist. Dies ging bis spät in den Herbst hinein. Im Frühjahr 1946 nahmen sie den Oberst, da er Burschui¹ war, verhafteten ihn, und niemand hörte mehr etwas über ihn. Sein Gut wurde verstaatlicht. Wir mussten weiter arbeiten, und zwar freiwilligen Arbeitsdienst in der Gemeinde leisten; wo ein Dreckloch war, wurden wir zum Säubern geholt.

Dies ging so bis zum Herbst; dann wurden wir freigesprochen und konnten wenigstens mal etwas Geld verdienen. Dies war die schlimmste Zeit für uns, da ja damals alles verstaatlicht wurde. Wir hatten 3 Häuser im Orte, meine Mutter, meine Schwester und ich. Ich musste aber bei fremden Menschen wohnen. Die Kolonisten kamen vom Altreich und stürzten sich wie die Wilden auf unsere Sachen; die zogen in Scharen durch das Dorf mit Knüppeln in der Hand und nahmen sich, was ihnen gefällt. Wir durften keinen Ton dazu sagen; wir waren angewiesen, auf die Kolchose arbeiten zu gehn, bekamen wenig Geld und pro Tag 150 g Brot. Dies ging so recht und schlecht bis 1951.

Die Vfn. berichtet abschliessend über die Aushebung zur Bărăganverschleppung am 17. Juni 1951.

Nr. 80

Befragungsbericht nach Aussagen des Anton Schneider aus Deutsch Tschanad (Cenadul-Vechiu), **Plasa Sănnicolaul-Mare** (Gross-Sankt Nikolaus), **Județ Timiș-Torontal im Banat**. Original, 2. November 1952, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Freiwillige Heimkehr von evakuierten Volksdeutschen aus Tschanad nach der Besetzung des Evakuierungsgebiets durch sowjetische Truppen; Rückführungstransport im Juni 1945 und Entlassung im Durchgangslager Arad; Lebensverhältnisse, Schule und Handwerk in der Banater Heimatgemeinde.

Im Herbst 1944 floh meine Mutter mit mir und meinen Brüdern aus Tschanad nach Österreich. In St. Johann bei Amstetten (Österreich), wo wir bei einem Bauern einquartiert waren, erlebten wir das Kriegsende. In St. Johann befanden sich noch einige Familien aus meiner Heimatgemeinde Tschanad.

¹ gemeint ist: Bourgeois.

Um uns Flüchtlinge hat sich niemand gekümmert. Meine Mutter schloss sich der Meinung der Tschanader in St. Johann an, die besagte, es sei gleichgültig, ob wir hier oder zu Hause unter sowjetischer Herrschaft leben. Unter diesen Umständen schien es uns richtiger, wenn wir anstatt der sowjetischen Herrschaft in der Fremde die in der alten Heimat eintauschen. Diese Ansicht teilten vor allem die Familien Glaskin, Tulus, Frau Koreck und Frau Theresia Schneider. Zu unserem Wortführer machte sich Hans Glaskin. Er fuhr nach Amstetten, wo er sich mit der Kommandantur in Verbindung setzte. Dort erfuhr er, dass die Russen die Heimkehrertransporte fördern. Nicht nur er, sondern auch andere Rumäniendeutsche erhielten positive Zusagen.

Ende Juni 1945 fuhren wir dann mit einem Transport, bestehend aus drei Waggons mit etwa 80–100 Personen, in Richtung Rumänien ab. Durch Ungarn kamen wir anstandslos bis auf einen Zwischenfall beim Umladen in Szolnok, wo uns Russen einige Koffer stahlen. Für Verpflegung mussten wir auf dem Transport selbst sorgen.

Nach vier Tagen Fahrt trafen wir Anfang Juli 1945 in Arad ein. Die rumänischen Grenzbeamten liessen uns aussteigen und lieferten uns in einem Anhaltelager in der Stadtmitte ab (ehemalige Schule). Im Lager befanden sich ausnahmslos Deutsche aus dem Banat und aus Siebenbürgen. Es hiess, hier müssten wir etwa eine Woche bleiben, bis man uns die Entlassungspapiere aushändigt. Die Dolmetscherdienste wurden von Deutschen aus Siebenbürgen geleistet, deren Landsleute bereits nach 4 Tagen entlassen wurden. Wir Tschanader bekamen nach 8 Tagen unsere Papiere. Im Lager war ein ständiges Kommen und Gehen. Unsere Tschanader Gruppe vergrösserte sich noch um einige Familien.

Am 9. oder 10. Juli 1945 nachmittags trafen wir in Tschanad ein. Am Bahnhof warteten viele zu Hause gebliebene Landsleute auf die Züge in der Hoffnung, dass auch ihre nächsten Angehörigen kommen würden oder sie zumindest Nachricht von ihnen erhalten könnten. Hier erfuhren wir, dass sich in unserem Hause, welches etwa 30 Meter vom Bahnhof entfernt liegt, eine rumänische Familie niedergelassen hat, die 1944 vor den Sowjets aus Altrumänien hierher flüchtete. Unsere Nachbarin Magdalena Pinn el, eine Witwe, die sich ebenfalls am Bahnhof aufhielt, erklärte sich bereit, uns aufzunehmen. Wir zogen dann bei ihr ein. Der Rumäne hatte aus unserem Haus eine behelfsmässige Übernachtungsstätte hergerichtet. Er hat uns auch keine Unterkunftsmöglichkeit in unserem eigenen Haus angeboten.

Das Gemeindeamt war von Rumänen besetzt. Lediglich der Gemeindepfarrer Josef Petla war auch noch im Amte. Er predigte zwar selten, jedoch in deutscher Sprache.

Unsere zurückgebliebenen Landsleute lobten uns, dass wir 1944 nach Österreich geflüchtet sind und dass uns so die Deportation erspart blieb. Jetzt traf auch gerade die erste Post der Deportierten aus der Sowjetunion ein.

Die zu Hause gebliebenen deutschen Geschäftsleute besaßen ihre Geschäfte noch. Die Häuser der Evakuierten waren teilweise von den Rumänen belegt oder standen leer.

Die leerstehenden Häuser waren allerdings völlig ausgeplündert. Es ist auch vorgekommen, dass sich unsere ärmeren Landsleute, die kein eigenes Haus besaßen, ohne behördliche Genehmigung in einem solchen Haus niedergelassen haben, wie z.B. die Familie Schulde. Rumänischerseits wurde dagegen nicht eingeschritten.

Der deutsche Ackerboden war im Gegensatz zum rumänischen wenig bebaut. Auf vielen Feldern lag noch der Mais aus dem vergangenen Jahre.

Meine Mutter musste für uns drei Buben sorgen. Sie hat «gefratschelt», d.h. sie kaufte in der Ortschaft Obst, Gemüse, Eier, Käse usw. für billiges Geld ein und hat dann diese Lebensmittel für entsprechende Preise auf dem Markt in Temeschburg weiterverkauft. Durch diesen Verdienst fristeten wie vier unser Leben. Hie und da fuhr ich auch mit in die Stadt, um der Mutter zu helfen.

Im Herbst gingen wir Kinder zur Schule. Ich kam in die 6. Klasse. Unsere Klasse zählte 32 Schüler, davon waren $\frac{3}{4}$ Deutsche, der Rest Rumänen. Unser Lehrer war ein Rumäne. Der Unterricht wurde in rumänischer Sprache abgehalten. In der Woche hatten wir drei Stunden Unterricht in deutscher Sprache. Sie fielen stets mit den letzten Tagesstunden zusammen. Der einheimische Lehrer Swobodnik unterrichtete 2 Stunden im Rechnen und eine Stunde im deutschen Rechtschreiben. Die rumänischen Kinder konnten diesem Deutschunterricht auch beiwohnen; es sind nur wenige weggeblieben. Dieser Zustand dauerte nur ein Schuljahr lang (1945/46).

Im nächsten Schuljahr wurde eine vollständige deutsche Volksschule mit 7 Klassen errichtet, neben der bestehenden rumänischen. Die beiden Schulen waren räumlich getrennt. Zum Schuldirektor der deutschen Schule wurde Lehrer Swobodnik ernannt. Die 7. Klasse wurde von der Lehrerin Frau Hilger geleitet. Obwohl die Schule als Deutsche Volksschule bezeichnet wurde, ist trotzdem der Unterrichtsstoff zu vier Fünftel in rumänischer Sprache gelehrt worden. Wöchentlich gab es 28 Unterrichtsstunden. Vormittags im allgemeinen 4 Stunden, nachmittags je 2 Stunden, mit Ausnahme von Dienstag und Samstag. In deutscher Sprache erfolgte der Unterricht in Deutsch (Lesen und Schreiben) und im Rechnen, insgesamt 6 Stunden in der Woche. Es ist auch vorgekommen, dass in diesen Fächern vorübergehend rumänische Lehrkräfte unterrichteten, so dass derselbe Zustand herrschte wie im vergangenen Schuljahr. An der deutschen Schule gab es insgesamt 7 Lehrkräfte, davon 4 Rumänen und 3 Deutsche (die beiden bereits erwähnten und Herr Lehrer Kopp). Der Pfarrer Petla hielt Religionsunterricht 2 Stunden wöchentlich in deutscher Sprache. Im Schuljahr 1945/46 gab es keinen Religionsunterricht.

Im Schuljahr 1946/47 begann allmählich die Propaganda für die kommunistische Jugendorganisation der sog. Pioniere. Ihr Abzeichen war die rote Halsbinde. In der rumänischen Volksschule waren etwa 25 vom Hundert bei den Pionieren organisiert. Hie und da waren auch deutsche Schulkinder unter den Pionieren. Um Pionier zu werden, musste man im Schuljahr 1946/47 noch bestimmte Bedingungen erfüllen. Vorbedingung waren gute Führung und gutes Zeugnis. Erst ab 1949 wurde die Organisation zur Massenorganisation.

Meine Mutter verstarb im Sommer 1947. Pfarrer Petla hielt am Grabe eine Abschiedsrede in deutscher Sprache. Vier Wochen darauf kam ich zum Schneidermeister Hüpfel nach Grabatz in die Lehre. Meine beiden Brüder blieben zu Hause bei der Tante. 1948 gingen sie dann als landwirtschaftliche Arbeiter zu serbischen Bauern.

Grabatz zählte 1944 etwa 3'000 deutsche Einwohner. Nachher kamen etwa 1'500 Rumänen dazu. Da 1944 fast die Hälfte der Einwohnerschaft geflüchtet war, so ist Grabatz 1947 eine gemischt deutsch-rumänische Gemeinde geworden.

Ich blieb bis September 1951 in Grabatz, wo ich das Schneiderhandwerk erlernte. Meister Hüpfel konnte sein Gewerbe noch 1^{1/2} Jahre nach meiner Ankunft selbständig ausüben. In der zweiten Hälfte des Jahres 1948 bemerkte ich, dass Handwerksgenossenschaften ins Leben gerufen wurden. In Grabatz gab es die Genossenschaften der Schuhmacher, der Schmiede, der Schneider und der Friseure. Die Tischler arbeiteten bei Firmen, die auch unter staatlicher Aufsicht standen. Auch die Kaufleute taten sich zu Genossenschaften zusammen.

Die Gründer der Genossenschaften waren meistens schlechte Meister ihres Faches. Die Genossenschaften hatten grosse Steuerbegünstigungen, dagegen wurden die privaten Handwerker mit verhältnismässig hohen Steuern belegt. Die besseren Kaufleute und Handwerker glaubten, sie könnten den Genossenschaften Konkurrenz machen. Aber allmählich unterlagen sie in diesem Kampf. Als ich 1951 Grabatz verliess, gab es dort nur noch zwei Kaufleute: Zwergall (Gemischtwaren) und Pasch (Gemischtwaren).

Mein Meister hatte drei deutsche Gehilfen, einen Gesellen und zwei Lehrbuben. Schon Ende 1948 erklärte er uns, er könne wegen der hohen Steuern nicht mehr auskommen und werde der Genossenschaft beitreten müssen. Die örtliche Schneidergenossenschaft, die uns beim Beitritt unseres Meisters auch mit übernahm, zählte 7 ehemalige selbständige Meister, 5 ehemalige selbständige Schneiderinnen und 7 Gehilfen. Die Werkstätten befanden sich in einem leerstehenden deutschen Haus. Der Genossenschaftsvorsteher war ein Rumäne, der Chefmeister dagegen mein ehemaliger Chef. Im Juni 1951 zählte die Belegschaft 42, nach der Zwangsumsiedlung in die Baragansteppe nur noch 35 Angestellte. Ein Jahr später löste sich diese Genossenschaft auf. (Dies habe ich durch Briefe meiner Arbeitskollegen erfahren)

Der Bericht schliesst mit einer Schilderung der Ausbeutung zur Deportation in die Bărăgan-Steppe in der Gemeinde Grabatz.

Bericht des Angestellten F.E. aus Mediasch (Medias), Județ Târnava-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 4. April 1956, 4 Seiten, mschr.

Das Schicksal volksdeutscher Kriegsgefangener nach der Rückkehr aus der Sowjetunion im Dezember 1950; Übergabe an die rumänischen Behörden, Gefängnishaft in Bukarest bis zur Entlassung nach Deutschland im März 1952.

Nachdem ich 1950 mit mehreren ehemaligen Landsleuten in dem Kriegsgefangenenlager Kiew für einen angeblichen Entlassungstransport gesammelt wurde, wurden wir Anfang Dezember 1950 mit den Versprechungen, nach Deutschland bzw. Österreich über Sighet entlassen zu werden, mit Eisenbahntransporten in Marsch gesetzt.

Unsere Hoffnung auf Entlassung wurde jedoch bereits auf dem Wege nach Sighet zunichte gemacht, als der Zug plötzlich in einer Ortschaft stark besetzt und die Türen verschlossen wurden. Unter strengster Bewachung durchfuhren wir das Grenzgebiet, und als wir an einem Güterbahnhof in Sighet hielten, war unser Transportzug bereits von starken rumänischen Grenzjägerverbänden, ausgestattet mit Maschinengewehren, umstellt. Wie wir bald erfuhren, war an eine Entlassung nach Österreich bzw. nach der Bundesrepublik Deutschland nicht zu denken, sondern wir wurden als ehemalige rumänische Staatsangehörige den rumänischen Behörden übergeben.

Als erstes fiel mir die besonders gut ausgerüstete und genährte Grenzgendarmarie auf. Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Sighet konnte ich verschiedene Beobachtungen machen. Ein grosser Teil der Wohnhäuser stand leer, die Fenster vieler Wohnungen waren mit Brettern vernagelt. Die Zivilbevölkerung – es waren meistens alte Männer und Frauen – waren schlecht genährt und machten einen sehr scheuen und verängstigten Eindruck. Geschäfte waren nicht zu erkennen, ausser einigen Magazinen.

Das Benehmen der rumänischen Wachmannschaften war korrekt, und die einzelnen Landsler, die uns mit Wasser versorgten, waren gern bereit, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, von ihren Offizieren nicht beobachtet zu werden, kleine Tauschgeschäfte mit uns durchzuführen. Hierzu muss ich bemerken, dass wir vor der Abreise aus Kiew vor allen Dingen Seife, Eau de Cologne und Zigaretten für unsere erarbeiteten Rubel kaufen konnten.

Nach einer kurzen Erholung von zwei bis drei Tagen wurden wir schubweise in plombierten Viehwagen bzw. Gefängniswagen auf der neuen Strecke (die Strecke soll angeblich erst nach Beendigung des Krieges fertiggestellt worden sein) von Sighet über Gheorgeni, Tu[^]nad nach Kronstadt und von dort weiter über Ploești nach Bukarest ins Gefängnis Rahova III transportiert. Auf der Fahrt durch Nordsevenbürgen sowie durch das Szeklerland, das ich früher oft durchwandert hatte, musste ich folgendes feststellen:

Die Weinberge sahen zum grossen Teil kahl und ungepflegt aus. Die Bauernhöfe verkommen, viele Äcker lagen brach. Da wir an Güterzüge angeschlossen waren, fuhren wir langsam und hielten an vielen kleinen Stationen. Wir konnten uns durch Klopfzeichen und durch Rufen bemerkbar machen. Da ich der ungarischen Sprache mächtig bin, konnte ich mich verschiedentlich mit Streckenarbeitern oder Personen, die gerade an den Bahnhöfen anwesend waren, durch die Gitter der Waggons verständigen. Die Ungarn waren sofort freundlich und mitfühlend, als sie hörten, dass wir Siebenbürger-Sachsen und ehemalige Angehörige der deutschen Wehrmacht bzw. der Waffen-SS waren. Verschiedene wagten es trotz der Wachmannschaften, uns Zigaretten oder Brot durch Türspalten oder Fensterritzen zu schieben. Verschiedentlich wurde von diesen einfachen Arbeitern und Bauern der Unwille über die zur Zeit herrschende Lage geäussert. Diese Äusserungen geschahen natürlich versteckt und wurden mehr durch Gesten und Blicke als durch Worte kundgetan, da alle die Bahnpolizei und die Wachmannschaften fürchteten.

Auf der Fahrt durch das Burzenland fuhr der Zug auch an einer Ortschaft vorbei, in der ich viele Ferientage auf dem Pfarrhof meines Onkels verbrachte. Es gelang mir, eine anwesende Bäuerin anzusprechen und sie zu bitten, meinen Onkel aufzusuchen und ihm mitzuteilen, dass ich mit vielen meiner Kameraden aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt, mich auf dem Transport mit unbekanntem Ziel befinde. Wie ich später erfahren konnte, hat diese Frau meine Bitte ausgeführt, und bis Weihnachten wussten alle Deutschen in Siebenbürgen und im Banat, dass wir uns im Lande befänden.

Bei der Fahrt durch Sinaia konnte ich feststellen, dass die ehemals prächtigen Villen öde und leer und verkommen an den Karpatenhängen standen. Das Bild durch das Altreich von Ploesti nach Bukarest war den Eindrücken, was Zustand der Ortschaften und Haltung der Menschen anbelangt, gleich; nämlich: verwahrlost! Besonders fiel jedoch auf, dass im Gegensatz zu früher öfter deutsche Laute und, nach Tracht und Gebaren, deutsche Menschen auffielen. Wie ich erfahren konnte, sind sehr viele siebenbürgische Bauern nach hier umgesiedelt worden.

In der Nacht bzw. im Morgengrauen gelangten wir in Bukarest an. Unter sehr starker Bewachung, in dicht verschlossenen Lastkraftwagen, wurden wir in das Gefängnislager Rahova III gebracht.

Während unseres fast zweijährigen Aufenthaltes hier in Rahova III konnte ich folgende Feststellungen machen:

Die Behandlung seitens der Wachmannschaften sowie seitens der Securitate war korrekt. Da ich von meinen Kameraden als Sprecher bestimmt wurde, hatte ich des öfteren den Auftrag, mit dem Gefängnisdirektor bezüglich unserer Unterbringung, Verpflegung usw. zu verhandeln. Dieser Direktor, ein Oberleutnant der Securitate – etwa Anfang 40, Nationalität aller Wahrscheinlichkeit nach Zigeuner – hiess Spira und stammte aus einem Dorf im Banat und soll angeblich Schmied von Beruf gewesen sein. Da dieser Herr mit Lesen und Schreiben, vor allen Dingen in der Abfassung von Berichten, auf Kriegsfuss stand, freute er sich sehr, dass ich der rumänischen Sprache mächtig und als

«Baiat eu carte» (gebildeter Mensch) ihm bei der Abfassung von Berichten über unsere Wünsche behilflich war. U. a. sagte er mir einmal, als ich ihn wieder mit neuen Wünschen traktierte und er nicht ein und aus wusste: «Domnule ce sa fac? statul ma facut ofizer – e frumos dar mar costa nervi.»¹

Neben unserem Lager befand sich ein Aufenthaltslager für politische Gefangene und Kriminelle, die aus den Gefängnissen Jilava und vom Donau-Schwarzmeer-Kanal zur Erholung hingebbracht wurden. Einige von ihnen waren sogar an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt. Ich kann mich nur an einen Siebenbürger-Sachsen in diesem Lager erinnern, und zwar war es ein gewisser Herr Petrowici aus Schässburg, der wegen Wirtschaftssabotage angeblich verhaftet wurde.

Weiterhin konnte ich feststellen, dass [sich] die Wachmannschaften in Bukarest zum grossen Teil aus Ungarn rekrutierten, während in Siebenbürgen die Posten Rumänen waren.

Die Gefängnisverwaltung sowie die verantwortlichen Behörden haben unseren Status als Kriegsgefangene insoweit respektiert, dass wir zu keiner Arbeit gezwungen wurden und im Verhältnis zu den übrigen Gefangenen unvergleichlich mehr Bequemlichkeiten und Freiheiten hatten.

Nach mehrmaligen Interventionen, Hungerstreiks usw. wurden wir im März 1952 nach Deutschland entlassen, da wir uns weigerten, in Rumänien entlassen zu werden. Auf der Fahrt von Bukarest durch Siebenbürgen, Ungarn, Tschechoslowakei, Ostzone und endlich Lager Friedland führte mich mein Weg auch durch meine Heimatstadt Mediasch. Durch eine glückliche Fügung gelang es mir, meine Angehörigen über meine Durchfahrt zu benachrichtigen, und als der Zug in Mediasch auf der Station kurz hielt, konnte ich tatsächlich von meinen nächsten Angehörigen und von sehr vielen bekannten Menschen, die alle zum Bahnhof gekommen waren, Abschied nehmen. Auf der Fahrt durch die Heimat war es mir möglich, verschiedentlich an Bahnhöfen Landsleute zu sprechen.

Der Vf. schliesst mit einer Zusammenfassung seiner Beobachtungen über die allg.-meine Situation in Rumänien zur Zeit seiner Entlassung.

«Mein Herr, was soll ich tun? Der Staat hat mich zum Offizier gemacht – es ist schön, aber es kostet mich Nerven.»

3. Flucht Volksdeutscher aus Rumänien.

Nr. 82

Erlebnisbericht der Geschäftsinhaberin A. K. ans Kronstadt (Braşov) in Süd-Siebenbürgen.
Original, ohne Datum (Frühjahr 1956), 7 Seiten, mschr./hschr.

Flucht einer Volksdeutschen aus Kronstadt im Herbst 1945; illegale Überschreitung der ungarischen Grenze; Durchquerung Ungarns und Österreichs bis zum Erreichen deutschen Gebiets.

Die Vfn. schildert zunächst Ereignisse und Erlebnisse nach der rumänischen Kapitulation und der Besetzung Kronstadts durch sowjetische Truppen, die Lahmlegung des Geschäftslebens durch Kontrollen, Beschlagnahmen und Verhaftungen sowie auch das Schicksal der deutschen Landbevölkerung. Sie geht anschliessend kurz auf die Aushebungen zur Zwangsdeportation in die Sowjetunion im Januar 1945 ein.

Nach der endgültigen Niederwerfung Deutschlands begann das kommunistische Regime sich systematisch zu entwickeln und ging mit viel Gewalttätigkeiten vor. Diese äusserten sich in den Verschleppungen vieler Menschen aus allen Nationen. Wir Frauen mussten öffentliche Gebäude sauberhalten, und hier wurde auch vor 70jährigen nicht haltgemacht. Nur mit viel Geld konnte man sich loskaufen.

Von der Kanzel konnten wir dann, nach mehreren Monaten, die ersten Nachrichten von unserer verschleppten Jugend aus den russischen Lagern erfahren. Ein Alpdruck löste sich, denn die unglaublichsten Gerüchte kursierten. Im Sommer 1945 kamen viele unserer technischen Spezialisten aus den Lagern wieder in die Heimat, um hier von der KP eingesetzt zu werden und lebenswichtige Betriebe wieder in Gang zu bringen.

In meinem grossen Bekanntenkreis unter den Ungarn liess die anfängliche Begeisterung für das neue Regime sehr schnell wieder nach. Auch viele Rumänen machten keinen Hehl aus ihrem Glauben an die baldige Rückkehr der Westmächte im Vereine mit den Deutschen. Die Bahnlinien um Kronstadt waren verstopft mit Güterzügen, voll beladen mit Beutegut, andere wieder mit deutschen Gefangenen. Von einem dieser Züge wurde eine persönliche Nachricht meiner Schwester, die mit ihrer Familie nach dem Westen geflohen war, für mich abgeworfen. Ein kleiner Zettel wurde mir gebracht; da beschloss ich, sie aufzusuchen. Still und heimlich erkundigte ich mich, wie und wo über die Grenzen. Reiseroute, Adressen lernte ich auswendig, um keine verdächtigen Papiere

bei mir zu haben. Devisen konnte man sehr wenig und nur auf Umwegen erhalten. Es hiess, mit dem Erlös eines grossen Stücks Speck käme man durch Ungarn durch. Ein Vetter, der zu seiner Frau strebte, schloss sich mir an. Männer wurden verfolgt, es war ein Wagnis.

Im August 1945 machten wir uns auf, fuhren trotz Verbot bis vor die Grenze. Hier kehrten wir in eine Spelunke ein, um die Nacht abzuwarten. Ein junger Honvéd gesellte sich zu uns. Im Lokal spielte ein Zigeuner seine Weise, der entpuppte sich als Führer. Um viel Geld führte er uns auf Fusspfaden über die Grenze. Diesmal gefiel uns der schöne Mondschein gar nicht. Jeder von uns trug 40 kg Gepäck; der Zigeuner lief rasch, dass wir ihm kaum folgen konnten. Der Morgen graute; er sagte, wir seien am Ziel. Müde waren wir schon, es ging sich sehr schwer im weichen sandigen Boden-Hügel auf und ab durch Gestrüpp und Hecken. Wenn man nicht Angst gehabt hätte, den Grenzposten zu begegnen, so wäre es eine sehr romantische Tour gewesen. Wir ruhten uns als erstes aus im dichten Wald, brachten uns Melonen vom Feld und erlabten uns daran. Hier erwarteten wir die Nacht. Gut ausgeruht wanderten wir landeinwärts, nie auf Hauptstrassen. In den Geschäften holten wir uns Erkundigungen ein. Unser kleiner Honvéd, glücklich in seinem Land zu sein, schritt die Strasse ab. Wir ruhten noch im Gebüsch. Eilig kam er zu uns zurück und flüsterte, es kämen Soldaten, von denen er gesehen worden war. Schnell nahmen wir unser Gepäck und huschten tiefer in den Wald. Bange Minuten vergingen, und wir hörten, wie die ungarischen Soldaten mit ihm verhandelten und nach einer Zeit mit ihm weiterfuhren. Obwohl ein Gepäckstück liegengeblieben war, hatte er uns nicht verraten.

Wir eilten so rasch es ging, um in Sicherheit zu kommen. Die Gehöfte, die wir streiften, waren menschenleer, Kinder, schlecht bekleidet, gaben uns Auskunft. In der Dämmerung schlichen wir uns an das kleine Bahnhofsgebäude, das einsam in der Gegend stand. Der Bahnwärter, mit dem wir uns rasch befreundeten, meinte, wir seien ausser Gefahr, hiess uns im Warteraum auf den Morgen warten, weil nur einmal am Tag ein Zug zur Stadt fuhr. Etwas Geld besass ich. In der Nacht wurde ich aus dem Schlaf geweckt. Was sah ich: 2 junge Soldaten, o Schreck. Er frag, von wo ich herkäme. Verwirrt, schlaftrunken stammelte ich etwas; aus der anderen Ecke wurde geantwortet; ich kannte ja nicht die benachbarte Ortschaft. Die Soldaten waren damit zufrieden und gingen zum Wärter, wo sie sich noch lange unterhielten. Im stillen überlegten wir, ob wir hierbleiben sollten oder im nahen Wald. Verhielten uns ganz ruhig. Das war unser Glück. In der Morgendämmerung patrouillierten die Soldaten und verschwanden.

Die Eisenbahn hörte man schon lange herankommen. Inzwischen füllte sich der Warteraum mit Arbeitern. Froh, die Fahrkarte zu haben, drängten wir uns in den überfüllten Zug. Eine Gepäckkontrolle kam; tat sehr ruhig und willig mein Gepäck öffnen. Die Kontrolle winkte ab und sah viel gründlicher bei dem Nachbar nach. Auf Schnaps und Lebensmittel wurde untersucht. Auf der ganzen Fahrt brachte ich kein Wort über die Lippen, man hätte mich sofort als Flüchtling erkannt. In der gr. Stadt angekommen, drängten wir uns mit den vielen andern durch die Sperre und kamen gut durch. Gutmütig waren

die Beamten, man fühlte direkt, dass sie ja wussten, wen sie vor sich hatten, man wurde zum weitergehen geschoben. Wir verschwanden in einem grossen Hof, wo ich meinen Begleiter beim Gepäck liess. Musste nun zusehen, wie ich zu Geld kam. Hatte Pech, 1 Tag vorher war die Währungsreform durchgeführt worden. Meine schönen Stoffe, Wollsachen gefielen sehr, nur Geld war überall knapp. Mit Müh und Not bekam ich die Summe zusammen.

Die Fahrt bis Budapest verlief reibungslos, stiegen in einem Vorortbahnhof ab, um der Sperre zu entgehen. Fuhren mit der Elektrischen in das Stadttinnere. In der Strassenbahn wurde laut geflucht über die Verhältnisse. Alles war aufgeregert und unzufrieden. Durch Bekannte kam ich wieder zu Geld; selbst am Bankschalter, wo ich dieses eintauschte, musste ich mich nicht ausweisen. Gut ausgeruht und satt machten wir uns wieder auf, den guten Ratschlägen folgend. Wir benützten Arbeiterzüge. Die Bevölkerung war sehr schlecht bekleidet. Die Waggons hatten keine Fenster; ein Glück, dass es so warm war. Der Schaffner war sehr höflich und verlangte nur die Fahrkarte. Am Bestimmungsort angekommen, fanden wir auch bald das Haus, worin wir weitere Verhaltensmassregeln bekommen sollten. Gepackt und zaghaft ging ich allein in [den] Hof. Entsetzt trat ich zurück; was sah ich: Männer am Tisch sitzend und Karten spielend, darunter auch Gendarmen. Ein Bäcsi¹ erhob sich, winkte, hiess mich freundlich grüssend nähertreten. Gingen in die Küche; als er hörte, dass ich Peter, meinen Vetter, auf der Strasse habe stehenlassen, holte er ihn auch, herein. Eine warme Suppe wurde uns vorgesetzt, die wir dankend und mit Appetit assen.

Um Mitternacht wanderten wir nach seinen Angaben weiter; vorher tauschten wir Geld bei ihm ein, um Mitternacht mit der Bahn bis nach Wien zu kommen. In strömendem Regen und ohne besondere Vorfälle gelang der Grenzübertritt. In Wien angekommen, suchte ich Verwandte auf. Mein Reisegefährte war hier am Ziel. Hielt mich 3 Tage hier auf, machte mir die Reiseroute zurecht. Über Brüchen ging es nicht, musste diese umgehen. Diesmal ging ich am hellichten Tag über die Demarkationslinie. Dann mit der Bahn bis nach Salzburg. Eine Frau, die ich um Auskunft bat, nahm mich in ihre Wohnung und versprach, mir nächsten Morgen weiter zu helfen. Das tat sie insofern, dass sie mich 4 Stunden der Grenze zu begleitete und mein Gepäck tragen half. In einer kleinen Ortschaft trennten wir uns. Ich erkundigte mich immer nur bei arbeitenden Menschen, so auch hier, die am Felde schafften. blieb bis Abend bei ihnen und half fleissig mit. Abends fuhr ich mit ihnen in die Gemeinde, ein gutes Stück der Grenze näher. Nach ihren Angaben durfte ich auch hier nur um Mitternacht weitergehen. Dies war meine schwerste Nacht, auf schmalen Pfaden durch Dickicht, Moor und Bäche, oft ganz unheimlich, erschöpfend. Zucker, den ich zu mir nahm, gab mir wieder Kraft. Stand oft vor Übermüdung still, man hörte auf der Autobahn das regelmässige Marschieren der Grenzwaiche. Diese fürchtete ich, ihre deutsche Genauigkeit.

Am Morgen kam mir ein junges Mädchen, das zur Kirche eilte, entgegen; diese half mir sofort, nahm mir Gepäck ab, brachte mich zur Bahn.

1 ungarisch: «Onkelchen, Väterchen»; älterer Mann.

Löste mir die Fahrkarte, und so dachten die umstehenden Grenzier, ich sei aus dieser Gegend. Beglückt und erschöpft vor Seligkeit sass ich im überfüllten Zug. Meine Angehörigen fühlten, dass ich eines Tages erscheinen würde, aber dass es so rasch ging, waren sie doch überrascht. Die Freude muss man erleben, die ist unbeschreiblich.

Der letzte Absatz schildert kurz die Erlebnisse der Vfn, auf einer Fahrt nach Österreich im Oktober 1945, auf der sie in Salzburg vorübergehend verhaftet wurde.

Nr. 83

Erlebnisbericht des R. G. aus Gross-Schamm (Jamul-Mare), Plasa Deta, Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 1. April 1956, 21 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Flucht einer volksdeutschen Familie aus Temeschburg im Oktober 1946; Überschreitung der rumänisch-ungarischen Grenze mit Hilfe bestochener Grenzjäger; illegale Fahrt durch Ungarn und die sowjetische Besatzungszone Österreichs bis nach Linz.

Der Vf. berichtet zunächst über die Rückführung aus Österreich, über seine Verhaftung im Juli 1945 und die folgende Haftzeit in Slobozia und Bukarest,¹ daran anschliessend schildert er seine Lage im Sommer 1946, die ihn schliesslich den Entschluss zur Flucht fassen liess,

Im September 1946 begannen wir mit den Vorbereitungen zur Flucht. Es gestaltete sich alles sehr, sehr schwierig. Am 4. Oktober besuchten uns meine Eltern aus Gross-Schamm. Sie brachten eine Grosstante mit, die mit uns zu ihren Kindern nach Deutschland wollte. Es war ein bewusstes Abschiednehmen für immer. Und darum war es schwer, wie nur etwas schwer sein kann. Noch schwerer aber war der Abschied am 10. Oktober 1946. Wir wären nämlich nach langem, kaltem Überlegen zur Einsicht gekommen, nur unseren Buben mit uns zu nehmen und unser Töchterchen bei den Grosseltern in Temesvár zu lassen. Irgendwie sollte sie später nachgebracht werden.

Ein Rumäne, der uns schwarz über die Grenze bringen sollte und dafür schwer bezahlt worden war, versagte, und wir fielen der Gendarmerie und dem Grenzschutz in die Hände. Von 20 Uhr abends bis nach 2 Uhr früh des nächsten Tages wurden wir verhört und ausgeforscht. Alle Bestechungsversuche unsererseits schlugen fehl. Das sonst so weiche rumänische Herz blieb hart. Die Angst vor eventuellen Folgen war eben grösser als der vielleicht vorhandene gute Wille. Wir blieben in Haft. Der Gendarmerieunteroffizier und ein Feldwebel des Grenzschutzes nahmen uns in ihre persönliche Obhut und Überwachung. Gegen 3 Uhr morgens legten wir uns nieder. Wir sollten mit Tagesanbruch nach Arad gebracht werden. Die beiden Unteroffiziere spielten mit dem Gemeinotdar im Zimmer nebenan Karten und tranken. Endlich legten auch sie sich nieder.

¹ abgedruckt unter Nr. 78.

Zu allem entschlossen weckte ich meine Frau, die Grosstante und unseren Buben. Das Unwahrscheinliche gelang. Wir kamen unbemerkt aus dem Hause, bogen in eine Seitenstrasse ein und schlichen mit dem Kinde und unserem schweren Gepäck den Bäumen entlang dahin. Schliesslich betraten wir ein ungarisches Haus und erklärten dem verschlafenen Bauern rasch unsere Lage. Er begriff rasch und versteckte uns in einer halbverfallenen Spreuhütte. Darin verbrachten wir den ganzen Tag. Im Dorf wurden wir bis Mittag wie ein Stechnadel gesucht.

Die schwerste Nacht sollte uns aber noch bevorstehen. Der ungarische Bauer wusste, dass wir ihm sicher waren. Er trat mit Grenzsoldaten in Verbindung, mit denen er gut bekannt zu sein schien. Um Mitternacht erschienen zwei Soldaten. Sie verlangten Riesensummen, uns schwarz über die Grenze zu bringen. Sie sagten ganz offen, dass sie uns, wenn wir nicht zu zahlen bereit wären, ja ohne Weiteres auch zum Grenzhaus und zum Feldweibel bringen könnten. Hartnäckig verhandelten wir beim Licht einer Stallaterne zwei Stunden lang. Endlich waren wir uns handelseinig geworden. Unser ganzes rumänisches Geld, fast alle Forint, einen Anzug, einen Mantel, 2 neue Hemden von mir, 3 Paar Schuhe und Kleider und Wäsche sowie Seidenstrümpfe von meiner Frau mussten wir abtreten. Schliesslich mussten aber auch noch meine Armbanduhr und meine Füllfeder geopfert werden. Wir waren also sehr «erleichtert».

Gegen 3 Uhr morgens brachen wir auf. Die Grenzsoldaten halfen uns das Gepäck tragen. Wir kamen gut bis zum Grenzgraben. Dort drückten uns die Soldaten die Hand und verabschiedeten sich mit: «Drum bun!», «Guten Weg!» Weiter ging es querfeldein. Im Morgengrauen erreichten wir den ersten in Ungarn liegenden Hof. Den Vormittag verbrachten wir in einem Kuhstall. Nachmittags fuhr uns der Bauer zur nächsten Eisenbahnstation. Wir bestiegen anstandslos den Zug und waren am Abend des 12. Oktober 1946 in Szegedin.

Gott sei Dank, die Tante meiner Frau lebte noch, und wir fanden sie in ihrer alten Wohnung. Bei ihr hielten wir uns auf. Dank ihrer Vermittlung konnten wir Wäsche, Strümpfe, Decken usw. in Forint umsetzen, um die Fahrkarten Szegedin–Sopron damit zu bezahlen. Am 15. Oktober 1946 bestiegen wir den Zug und gelangten gut nach Budapest. In den Strassen der Hauptstadt Ungarns wurde gerade der Selbstmord Hermann Görings durch die Zeitungsverkäufer ausgeschrien. Im Zug Budapest–Győr wollte der Schaffner unsere Fahrkarten beanstanden. Er nahm sie an sich und verschwand damit. Wir sassen unterdessen auf Nadeln. Schliesslich gab er uns sie aber nach einigen Stationen wieder mit den Worten zurück: «Was geht es mich an, dass sie von einer Grenze Ungarns zur anderen fahren. Ich bin ja kein Gendarm!» Das war mal wieder gut gegangen, und wir durften erleichtert aufatmen.

Aber die Schwierigkeiten wollten nicht aufhören. In Győr mussten wir umsteigen. Im Wartesaal entgingen wir nur ganz knapp einer Ausweiskontrolle. Hier trafen wir auf Banater, die, schwarz aus Deutschland kommend, auf der Heimreise waren. Im Zug nach Sopron stellte der Schaffner fest, dass wir keine richtigen Fahrscheine hätten. Auf dieser

Strecke verkehrten nämlich Staats- und Privatzüge, und wir hatten ausgerechnet einen privaten erwischt. Wir mussten neue Karten lösen und standen wieder ohne Geld da.

In Sopron hielten wir uns bei einem Bekannten auf, den das Schicksal aus dem Banat hierher verschlagen hatte. Er erklärte uns die Grenzörtlichkeiten, und wir gingen noch in derselben Nacht nach Österreich. Bei Einbruch der Dunkelheit brachen wir auf. Der Kirchturm des ersten österreichischen Dorfes und dahinter ein dunkler Berg diente uns als Kompass. Wieder ging es querfeldein. Wir hatten schwer an dem Gepäck zu tragen. Ab und zu hörten wir Schüsse fallen. Scheinwerfer der ungarischen Grenzier flammten auf, strichen über das Grenzgebiet und erloschen wieder. Unser kleiner Junge hielt sich sehr tapfer. Oft fiel er, weinte leise, biss dann aber die Zähne zusammen und hielt mit uns Schritt. Erschöpft trafen wir in dem Dorf ein. Schon beim ersten Anklopfen würde uns geöffnet. Es war Schattendorf, wir waren in Österreich.

In dem Dorf hatten wir Gelegenheit, die Seele der Grenzbewohner von der allerbesten Seite kennenzulernen. Das Haus, an dem wir angeklopft hatten, nahm uns gastfreundlich auf. Wir konnten uns waschen, ausruhen und vor allem ohne Sorgen schlafen. Die Nachbarn halfen mit, uns zu verpflegen und lehnten – wir hatten österreichische Schillinge – jede Bezahlung entschieden ab. Mein Junge und ich waren froh; denn jetzt durften wir wieder reden. Durch ganz Ungarn mussten wir zwei die Stummen spielen, weil wir nicht Ungarisch konnten. Bei dem Kinde war es weniger aufgefallen, bei mir aber. –

Die grösste Schwierigkeit bereitete uns der Umstand, dass der Eisenbahnverkehr in Österreich eingeschränkt war und man für jede Reise eine Dringlichkeitsbescheinigung brauchte. Der Bürgermeister von Schattendorf stellte uns eine solche aus, und wir verliessen am 23. Oktober 1946 den Grenzort in Richtung Wien. Abends erreichten wir die Hauptstadt Österreichs. Bei Landsleuten, deren Adresse wir von daheim kannten, fanden wir Unterschlupf.

Interessant ist die Tatsache., dass die Wiener Volksdeutsche Mittelstelle¹, die wir um Rat und Hilfe baten, uns vor einer Weiterreise in die westlichen Bundesländer warnte und uns über eine Stunde lang zuredete, bei dieser oder jener Baufirma als Hilfsarbeiter einzutreten und in Wien zu bleiben. Als ich darauf erwiderte, dass ich auf meinem Berufe arbeiten möchte und gerade deshalb ja Rumänien verlassen habe, wurde ich grob angefahren: «Was fällt Ihnen eigentlich ein? Wären Sie doch unten geblieben!» Ich empfahl mich, und wir fuhren noch am gleichen Tage weiter. Wenn ich die Hilfsbereitschaft des

¹ Die Wiener Dienststelle der «Volksdeutschen Mittelstelle» (VOMI) wurde unmittelbar nach Kriegsende aufgelöst. Gemeint ist hier wahrscheinlich die sogenannte «Zentralberatungsstelle der Volksdeutschen», die im Mai 1946 durch private Initiative geschaffen worden war. Daneben bestanden in den ersten Nachkriegsjahren als private Selbsthilfeorganisationen der in Österreich lebenden Reichsdeutschen in Wien wie in anderen österreichischen Städten «Deutsche Fürsorgestellen», deren Aufgaben erst nach Abschluss des österreichischen Staatsvertrages von offiziellen konsularischen Vertretungen der Bundesrepublik Deutschland übernommen wurden.

Schattendorfer Bürgermeisters mit der Haltung der Volksdeutschen Mittelstelle vergleiche, muss ich mich heute noch für die letztere schämen.

Auf der Reise von Wien über St. Pölten und St. Valentin nach Prägarten wurden wir zweimal zur Ausweisleistung aufgefordert. In beiden Fällen gab man sich mit der Dringlichkeitsbescheinigung aus Schattendorf zufrieden. Wir waren am Ende unserer Kräfte, als wir am 26. Oktober 1946 in Prägarten anlangten. Die Nerven wollten auch nicht mehr. Wie oft hatte ich Reisende beneidet, die sicheren Schrittes aussteigen konnten, die ein Weg in das vertraute Heim ihrer Heimat führte.

Landsleute aus Prägarten halfen uns über die russische Demarkationslinie. Am 31. Oktober 1946 betraten wir in der Frühe die Stadt Linz, waren dann noch bis 7. November bei Bekannten in St. Marienkirchen an der Polzenz Gast und erhielten schliesslich vom Amt für Umsiedlung in Linz eine Wohn-Einweisung in das DP.-Lager 63, Am Bindermichl.

Abschliessend berichtet der Vf. über die Situation im Lager und über die Ankunft seiner kleinen Tochter, die von ihrer Grossmutter im April 1947 über die Grenze gebracht wurde.

Nr. 84

Erlebnisbericht der H. D. aus Jahrmarkt (Giarmata), Plasa Centrale, Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 15. Juli 1955, 6 Seiten, hschr. (Din A 5), Teilabdruck.

Die Lebensbedingungen in Jahrmarkt im Banat nach den Agrarreformen; Flucht einer volksdeutschen Frau mit ihren Kindern zum Ehemann nach Deutschland im Herbst 1947.

Die Vfn. macht zunächst kurze Angaben über den Einmarsch der Russen, die Internierung führender Volksdeutscher sowie auch der aus deutschem Wehrdienst heimkehrender Soldaten¹ und die Aushebung zur Zwangsverschleppung im Januar 1945, von der auch die Tochter der Vfn. betroffen wurde.

Die Enteignung wurde vollständig durchgeführt, als die Kolonisten ins Dorf gekommen sind; denn was vorher die Russen nicht mitgenommen haben, haben die Kolonisten genommen. Sie gingen in die schönsten Häuser des Dorfes, und der Deutsche musste weichen, entweder ganz aus seinem Haus und Besitz oder in die hinteren und Nebenräume. Die Felder konnten die Deutschen nicht mehr bearbeiten, denn sie hatten keine Zugkräfte und Geräte zur Feldarbeit. Es wurde den Deutschen unmöglich gemacht, sich etwas aus den Feldern herauszuholen. Es kamen unmögliche und schwere Zeiten. Man hatte sich auf eine Art durchgeschlagen, dass man sich mit dem rumänischen Kolonisten verständigt hat und mit ihm auf die Felder ging, denn sie verstanden nichts. Auch aus den

¹ vgl. dazu Bericht Nr. 81.

Gärten hatte man noch herausholen können. Man hat auch Kleider und sonstige Sachen verkauft oder im Handel sich das Nötige geschafft. Ältere Leute hatten es sehr schwer; sie trugen die Not mit ins Grab und fanden so ihre Glückseligkeit. Man kann die Zustände nicht mit Worten schildern, denn sie waren zu grauenhaft. Und so habe ich mich in Not und Elend gehalten mit meinen kleineren drei Kindern, die noch zu jung waren zur Verschleppung; denn die ältere Tochter musste von mir weg und wurde nach Russland verschleppt.

Im August 1947 habe ich voll lauter Kummer und Sorge mich mit meinen drei Kindern auf die Flucht gemacht und bin auf die Bahn, um zur ungarischen Grenze zu gelangen; ich kam auch dort an, aber leider nahmen sie uns hopp und transportierten uns von Curtici nach Arad, von dort nach Temeschburg¹-. Da liessen sie mich frei, und ich begab mich jetzt nach Tschanad an die Grenze. Da hatte ich Glück und konnte mit den vielen Flüchtlingen aus den jugoslawischen Vernichtungslagern nach Ungarn kommen. In Ungarn und Budapest auf Eisenbahn, per Fuss und Auto kamen wir an die österreichische Grenze. Eins muss noch gesagt werden, dass die Ungarn-Deutschen uns sehr wohlwollend unterstützt haben und uns mit den Kindern Quartier sowie auch Essen gaben. Gott sei ihnen noch heute zum Dank gesagt, denn dieser Leidensweg wäre noch bitterer ausgefallen. Die österreichischen Grenzer (Polizei) haben uns ohne Weiteres übernommen, und so waren.' wir schon eine Last von unseren Herzen los, nämlich das Unsichere und Vogelfreie; und hier [sind wir] wieder als Mensch behandelt worden. Von da ging es dann schon leichter bis nach Deutschland und schliesslich zu meinem Ehegatten nach Rastatt. Gross war die Freude, als auch die Tochter aus Russland schon hier vor einigen Tagen eingetroffen war.

1 Im Gegensatz dazu berichtet Frau A. E. aus Mercydorf (Carani), Plasa Vinga, im Banat, deren Mann erst Ende 1946 aus der Gefangenschaft nach Rumänien heimgekehrt war: «Am 15. Juni 1947 haben sie uns gefragt, wer sich will ausweisen lassen; bei der Gendarmerie konnten wir uns melden. Wir hörten dann aber nichts mehr. Unser Herr Pfarrer versprach mir, uns in einen Transport zu bringen. Bei Z.R. in Tschanad, im Hof versammelten wir uns; es waren so 150 Leute. Die Koffer wurden durchsucht; sie sprachen rumänisch. Dem T. und Frau R. haben sie kleine Goldstücke weggenommen, aber nachher wiedergegeben. Von Tschanad gingen wir zu Fuss, das Gepäck war auf die Wagen gepackt, zur ungarischen Grenze nach Kiszombor. Mein Mann, ich und der elfjährige T. An der Grenze machte man uns scheinbar Schwierigkeiten, liess uns aber durch. Wir bildeten kleine Gruppen. Unsere Bettfedern und viel anderes Gepäck liessen wir liegen, nahmen nur die Rucksäcke und was in den Koffer ging. Wir gingen zu Fuss, dann wieder mit der Bahn, wie wir die Möglichkeit hatten, über Hegyeshalom, Mosony, Szolnok, Budapest. Bei sehr starkem Regen und Gewitter überschritten wir die österreichische Grenze bei Nickelsdorf.» (Protokollarische Aussage; Original, 1. Februar 1957, 6 Seiten, hschr.)

V. Zwangsumsiedlungen von Volksdeutschen innerhalb Rumäniens.

1. Die Zwangsumsiedlung aus dem Banat in die Baragan-Steppe im Sommer 1951.

Nr. 85

Bericht des F. S. aus Temeschburg (Timișoara), Județ Timiș-Torontal im Banat.
Original, 1. April 1956, 8 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Zwangsumsiedlung im Grenzgebiet des rumänischen Banats im Juni 1951.

Der Vf. berichtet zunächst über die Aushebung deutscher Arbeitskräfte zur Zwangsverschickung in die Sowjetunion im Januar 1945¹. Ein zweiter Abschnitt seines Berichts behandelt die «Deportation in die Bărăgan-Steppe».

Die Aktion erfolgte im Juni 1952² entlang der romanisch-serbischen Grenze bis ins Regat (Turnu-Severiner Gebiet) in einer Tiefe von 35 km. Da im Banat in dieser Sperrzone vornehmlich Dörfer mit deutscher Bevölkerung sich befinden, wurde dabei der schwäbische Teil am härtesten betroffen.

Die Massnahmen, die zur Aussiedlung getroffen waren, waren ähnlich wie bei der Russlandaktion, mit dem Unterschied, dass die Durchführung von einem Securitate-Regiment vorgenommen wurde. Die Dörfer in der Sperrzone wurden besetzt, jede Verkehrsmöglichkeit innerhalb des Ortes unterbunden. In der Grossgemeinde Hatzfeld wurden nicht nur die Strassen abgeriegelt, sondern in den Hausgärten Posten aufgestellt, die in der bestimmten Nachtstunde durch Scharfschüsse das Signal für den Beginn der Aktion einleiteten. Die zur Aussiedlung bestimmten Familien wurden verständigt, ihre Habseligkeiten, ausser landwirtschaftliche Produkte, Lebendvieh und Klaviere, zu packen und sich bis zum Morgen zum Abtransport bereit zu halten. Das zurückgelassene Inventar hat man mancherorts – nicht allgemein – mit einem unterbewerteten Pauschalbetrag abgelöst.

Die Familien, die der Deportation anheimfielen, waren früher meistens gutsituierte Menschen (nach jetziger Bezeichnung Chiabur = Steinreiche, Exploatatore = Ausbeuter), die aber ihren gesamten ländlichen [un]beweglichen und beweglichen Besitz durch das Bodenreformgesetz vom 20. März 1945 bereits de facto verloren hatten. Diese Kategorie

1 abgedruckt unter Nr. 56.

2 Die Jahreszahl 1952 – statt 1951 – entspringt offensichtlich einem Versehen des Vf.

der ländlichen Bewohner (die Städte Temesvár und Arad waren nicht einbezogen) wurden auf Grund von dörflichen «Sfatul Populär» aufgestellter Listen deportiert, so dass auch Ärzte, Rechtsanwälte, die keinen nennenswerten Besitz besaßen, davon betroffen wurden. Seelsorger und Lehrer blieben im allgemeinen verschont. Auch rumänische, serbische, ungarische und bulgarische (nur aus Altbeschenowa) wurden ausgesiedelt, jedoch die prozentuale Zahl war viel geringer als jene der Deutschen. In einer Heidegemeinde mit ca. 5'000 Einwohnern, wovon 2'700 Deutsche und 2'300 Serben [waren], wurden 68 deutsche und nur 12 serbische Familien deportiert, obwohl unter den Serben, die von der Bodenreform gar nicht betroffen waren (der Maximalbesitz konnte 80 Hektar sein¹, den man beim deutschen Landwirt nicht anwendete, wegen seiner Kollaboration mit der deutschen Wehrmacht), auch sehr begüterte Familien sind.

Die Ansiedlung vollzog man nicht nur in der Bărăgan-Steppe, im Raume zwischen Jalomita-Fluss und Donau, sondern auch nördlich entlang des linken Donaufufers gegen die Stadt Braila, in der Nähe des Brückenkopfes Cernavoda bis zum Pruth-Fluss.

Der Vf. berichtet anschliessend kurz – jedoch nicht aus eigener Anschauung – über die Erlebnisse der Umgesiedelten im Bărăgan-Gebiet; er schliesst seinen Bericht mit einigen Bemerkungen zur allgemeinen Lage des rumänischen Deutschtums in den Nachkriegsjahren.

Nr. 86

Brief des R.L. aus Ulmbach (Pecul-Nou), Plasa Ciacova (Tschakowa), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 21. Juni 1951², 4 Seiten, bschr.

Aushebung und Abtransport der von der Umsiedlung betroffenen Familien in Ulmbach.

Die Einleitungen für diesen Tag begannen schon früher. Am Samstag, 16. 6. kamen abends mit dem Personenzug zwei Waggons Miliz. Die Leute waren sehr aufgeregt, und man erzählte, dass in der Nacht werden die Waggons für die Leute kommen. Samstag Abend war Ball. Es waren im ganzen vielleicht zehn Mädchen. Sonntag in der Frühe standen 35 Viehwaggons im Bahnhof; gegen Mittag trommelte [es], dass niemand das Dorf verlassen darf. Am Bahnhof bekam man keine Fahrkarten mehr. Sonntag Nachmittag sollte dort Sport sein, war aber nichts. Abends sollte Kino und anschliessend Ball sein. Der Ball wurde untersagt. Es war Kino. Die Leute erzählten, dass jene, welche ins Kino gehen, von dort direkt verladen werden. Als wir um 12 Uhr aus dem Kino kamen, sassen die Leute noch immer auf der Gasse. Um ein Uhr kam ein Lastzug, welcher noch 20 Waggons hier liess.

1 Die in der Bodenreform von 1945 vorgesehene Höchstgrenze lag bei 50 ha. (vgl. Einleitende Darstellung, Kap. IV b sowie den Text des Gesetzes, Anlage 10, Art. 3 h.)

2 Das Datum ergibt sich aus einer Bemerkung auf Seite 3 des Briefes: «Gestern (Mittwoch, 20.)»; die Darstellung der Aushebung ist überschrieben «Montag, den 18. Juni 1951».

Montag in der Frühe wollte ich in die Stadt fahren; ich ging auch bis zum Bahnhof, wurde dort von einem Soldat, welcher auf der Rampe an der Mühlgasse Posten stand, zurückgeschickt. Im Wartesaal wirtschafteten zwei Krankenschwestern herum. Als ich nach Haus kam, wollte Vater in die Mühle gehn, kam aber nur bis zu W. S. an die Ecke, von wo auch er zurückgeschickt wurde. Dann sagte L. T., dass bei W. S. ein Posten auf der Gasse steht, und sie müssen in 2 Stunden fertig gepackt haben. In unserer Gasse konnten wir uns frei bewegen; bei W. S. in der Gasse durften die Leute nicht mal den Kopf herausstrecken. Bei P. S. an der Ecke waren zwei Soldaten mit einem Maschinengewehr.

Gegen Mittag hörte man, dass am Bahnhof schon eingeladen wird. Man konnte dann auch zum Bahnhof gehn. Als wir hinkamen, waren ein paar schon eingeladen: T. P., K. S. und noch andere. Die ganze Familie und alle Möbel. Jede Familie bekam einen Waggon. Hinten am Bahnhof (von Steinwirt bis zu Awender) stand alles voll mit beladenen Wägen und vom Bahnhof dann noch eine Reihe bis längst die Mühle. Die Leute, welche Pferde hatten, waren eingesagt und mussten fahren. Jede Familie hatte einen Posten, und mit jedem Wagen fuhr eine Miliz mit. Viele Leute nahmen Kuh, Pferd, Schweine und Hühner mit. Wir hatten einen sehr heissen Tag, und bis Nachmittag waren schon ein paar Schweine und eine Reihe Hühner krepirt. Von dem, was die Leute zurücklassen mussten, wurde ein Inventar gemacht, und die Leute bekamen bezahlt dafür. Die Wohnungen wurden abgesiegelt. Dort, wo die Leute einmal heraus waren aus dem Hof, durften sie nicht mehr hinein.

Kurz nach Mittag fragte mich jemand, ob es wahr ist, dass wir auch fortmüssen. Ich wusste nichts davon und ging nach Haus. Mutter war zuhaus und traf Vorbereitungen, wusste aber auch nur vom hören. Dann kam Vater und wusste nichts davon, also war es nichts. Ich ging dann wieder ins Dorf. Als ich ging, kamen gerade die Serben an von Sanmartin¹ und Dinač. Sie wurden droben am End auf der Wiese gelagert, weil keine Waggon mehr waren². Nachmittags geschah dann das erste Unglück: während dem

1 Sânmărtinul-Sărbesc.

2 In einem anderen Brief aus Ulmbach (Ende Juni 1951, Abschrift) wird die Aushebung wie folgt geschildert:

«Meine lieben! Nun wollen wir euch den hergang der Katastrophe schildern. Am 17. Juni hat es getrommelt: niemand darf den Ort verlassen, da ein Militärisches Manöver sein wird. In der Nacht jedoch wurden wir geweckt und wurde uns befohlen, zu packen und auf den Bahnhof zu fahren. Es waren jedoch nicht für alle genügend Wagone, so dass nur ein teil davon um 7 Uhr abfuhr. Die anderen durften jedoch nicht in ihre Häuser zurück und wurden mit Autos auf eine grosse Wiese neben dem Dorfe gebracht, wo sie noch zwei Tage lagen und dann doch mit der Bahn fortgeschafft wurden. Auch ans den Nachbarsdörfer Dinač? und Szerbszentmarton mussten die Menschen nach Neupetsch. In den beiden genannten Dörfern lebten nur Serbische Bevölkerung, die sich gegen die austreibung weigerte und aufständisch wurde. Es nützte aber nichts, alle mussten den Weg, der ihnen bestimmt war, gehen. Alle wurden in Neupetsch einwaggoniert und fortgeschafft, und haben nun einige schon von Feteți geschrieben. Sie liegen auf freiem Feld, es wurde ihnen gesagt, sie müssen nur noch warten, bis die nächsten Transporte eintreffen, dann werden sie von dort mit Autos weitergeschafft, bekommen dann Holz und alles nötige Baumaterial, mit dem sie sich dann ein neues Banat bauen können.. »

Verschieben fiel Schlitter M. seine Frau mit einem Kasten aus dem Waggon. Sie fiel mit dem Kopf gegen eine Telegrafentaste, und der Kasten schlug ihr mit der Kante den Kopf über der Nase ein. Sie war nach kurzer Zeit tot. Ich half M. P. einladen. Wenn die eine lange Reise vor sich haben, geht es ihnen schlecht. Die eine Hälfte des Waggons ist voll bis oben hin mit Möbel, Bettzeug, Gewand, Lebensmittel und anderem. In der anderen Hälfte steht eine Schweinskiste mit zwei Schweinen, ein Pferd und eine Kuh. Dazu sind sie noch 6 Personen, davon ein altes Weib, welches sich nicht mehr helfen kann, und ein ganz kleines Kind. Als alle Waggons voll waren, wurden sie alle zusammengehängt. H. seine Eltern sind auch weg.

Zwischen 8 und 9 Uhr fuhr dann der Zug weg. Fünfundfünfzig Waggons mit etwa hundert Familien fahren ihrem unbekanntem Schicksal entgegen. Der Zug wird von rumänischem Militär bewacht. Die Leute sollen angeblich in der Dobrogea oder dort irgendwo angesiedelt werden. Der Rest, was nicht mehr verladen werden konnte, wurde auch auf der Wiese gelagert. Es gingen Leute, welche früher arm waren und weder bei der SS oder politisch betätigt waren, wie zum Beispiel N. T.; es waren auch etliche Rumänen darunter. Es gingen im ganzen 111 Familien Deutsche weg. Von Sackelhausen gehen 320 Familien Rumänen und nur 60 Deutsche weg. Man weiss aber nicht, ob endgültig Schluss ist.

Ich war gestern (Mittwoch, 20.) in der Stadt. Dort ist alles noch ruhig, man erwartet aber auch auf die Evakuierung. In der Schule waren wir zu zweit, zwei von meinen Kollegen sind auch weg. Einer ist von Kettel und der andere von Marienfeld. Die Züge gehen sehr unregelmässig. Im Zug sein Platz geht bei uns ein Motor¹. Gestern war es statt um ½ 3 um 5 Uhr hier. Andere sind schon ganz eingestellt. Fahrkarten bekommt man nur, wenn man eine Autorisation von der Miliz hat. Nur jene, welche Monatskarten haben, können ungehindert fahren. Jetzt sagen die Leute, man darf von dem ganzen nicht erzählen, wer erzählt wird eingesperrt. Hier bei uns haben die Leute sich so ziemlich beruhigt. Ob noch [etwas] nachkommt, weiss man nicht.

Der Brief schliesst mit persönlichen Bemerkungen.

Nr. 87

Befragungsbericht nach Aussagen des Landwirts T.T. aus Hatzfeld (Jimbolia), Plasa Jimbolia, Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 30. Oktober 1952, 19 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Durchführung der Umsiedlungsaktion in Hatzfeld; Transport von Umsiedlern nach Dudești im Bărăgan-Gebiet; die Verhältnisse am Ansiedlungsort bis zum Herbst 1951.

Der erste Teil des Berichts schildert die Erlebnisse des zur rumänischen Armee eingezogenen Berichterstatters nach der rumänischen Kapitulation und während des Russeneinmarsches in Temeschburg². Es folgt eine Darstellung der Entwicklung in Hatzfeld bis zum Ende des Jahres 1951.³

1 Omnibus.

2 abgedruckt unter Nr. 45.

3 abgedruckt unter Nr. 70.

Anfang Juni 1951 konnten wir auf der Bahnstation eine ungewöhnliche Anzahl geschlossener Güterwaggons beobachten. Die Deutung dieser auffallenden Erscheinung war verschieden. Wir glaubten sie im Zusammenhang mit den bessarabischen und buchenländischen rumänischen Flüchtlingen, die von den Russen seit 1945 immer wieder aufgefordert worden waren, in ihre Heimat zurückzukehren; schliesslich hatten die Russen gedroht, sie würden die «refugiaji» (Flüchtlinge) gewaltsam zurückschaffen. Nun nahmen wir an, dass die bereitgestellten Waggons einer solchen Massnahme dienen würden. Die «refugiați» hingegen glaubten, man werde uns Schwaben deportieren. Auf diese Weise wurden sowohl wir als auch die Bessarabier und Bukowiner (die sich in unseren Höfen grossartig fühlten) von der Verschleppung überrascht.

Am 13. Juni, einem Freitag, sah ich die Frau eines befreundeten schwäbischen Rechtsanwaltes mit Koffern zum Bahnhof eilen. Ich suchte den Rechtsanwalt auf, um von ihm den Grund der überstürzten Abreise zu erfahren, traf ihn aber nicht an. Er war offenbar über das Bevorstehende informiert worden und hatte mit seiner Familie das Weite gesucht. Am Samstag, dem 16. Juni, erschien in Hatzfeld eine grössere Abteilung Securitate-Truppen (rumänische NKWD), und am Sonntag wurde der Eisenbahnverkehr eingestellt. Nun bestand kein Zweifel mehr, dass eine Grossaktion bevorstand.

Ich habe erst später erfahren, dass die nun folgenden Aushebungen auf Grund von Listen durchgeführt wurden. Die Verschickungslisten erfassten in erster Linie die ehemaligen Gross- und Mittelbauern, während die schwäbischen Kleinbauern z.T. geschont wurden. Angeblich sind die Listen von zwei schwäbischen Kleinbauern, die in der Gemeindekanzlei arbeiteten, zusammengestellt worden.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni ging es los. Gegen 2 Uhr wurde an meine Zimmertür getrommelt, ich öffnete und stand einer Gruppe von Sicherheitssoldaten gegenüber. Der Anführer war ein Offizier. Dieser forderte mich zur Legitimierung auf, blickte in eine Liste, sagte: «In Ordnung!» und nahm mir den Ausweis und sämtliche andere Personalpapiere ab. Dann befahl er mir, mich fertigzumachen und in spätestens zwei Stunden auf dem Bahnhof zu sein. Auf meine Frage, wohin ich geschafft würde und warum man mich deportiere, zuckte er mit den Achseln. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Was ich mitnehmen dürfe, wollte ich wissen, als der Offizier sich zum Gehen wandte. Er rief mir im Davongehen zu: «Nimm dir nicht zu viel mit; dort wo du hinkommst, wirst du alles Nötige vorfinden.»

Erst später erfuhren wir, dass die Bestimmungen dahingehend lauteten, dass die Zwangsausgesiedelten alle ihre Habe mitnehmen durften. Möbel, Lebensmittel, Kleinvieh, ja sogar Pferde, Wagen und Kühe, soweit die Betroffenen solche noch besaßen, konnten mitgenommen werden. Es wurden zu diesem Zweck Waggons in genügender Anzahl zur Verfügung gestellt. Dass jedoch nur ein Teil der Evakuierten von dieser Bestimmung Gebrauch machte, war die Schuld der Durchführungsorgane, die die Dinge so darstellten, als sei die Mitnahme des gesamten beweglichen Gutes nur eine unnötige Be-

lastung, da die ausgesiedelten Familien an ihrem Bestimmungsort «ohnehin alles zum Leben Nötige» vorfinden würden. Grund dieser bewussten Täuschung dürfte gewesen sein: man wollte uns armen Teufeln noch in letzter Stunde auch die allerletzten Habseligkeiten abjagen und diese verteilen.

Ich liess mich zunächst irreführen und packte lediglich zwei Koffer mit dem Allerdingendsten. Dann aber beobachtete ich, dass meine Nachbarn ihre Möbel und gesamten Lebensmittelvorräte auf Pferdewägen verluden – die Fahrzeuge wurden seitens der zurückbleibenden Kolonisten auf Geheiss der Behörde beigelegt – und alles mitnahmen, was ihnen gehörte. Ich änderte meinen Entschluss und begann ebenfalls alles, was ich besass, zusammenzutragen. Mein Kolonist, ein Ungar, stellte mir seinen Einspänner zur Verfügung, und ich lud alles auf; vor allem versorgte ich mich mit Mehl, Brot, Fett und Speck. Das war, wie ich später erleben musste, mein Glück.

Leider sind viele meiner Leidensgenossen weniger misstrauisch gewesen. Sie liessen sich von der Aushebungskommission überreden, ihr Vieh und ihre Möbel zurückzulassen. Man schätzte den Wert des Zurückbleibenden ab und zahlte den scheidenden Besitzer aus – allerdings gab man ihm einen lächerlichen Preis. Sie haben dies dann furchtbar bereut.

Innerhalb von zwei Stunden war ich fertig und karte meine Habseligkeiten zum Bahnhof. Jede evakuierte Familie hatte, nachdem sie zum Fertigmachen aufgefordert worden war, einen Wachtposten erhalten, der mit geladenem Gewehr achtgab, dass niemand flüchtete. Auch ich wurde von einem Soldaten begleitet. Geschlagen wurde niemand. Ich habe erst später gehört, dass in der Gemeinde Lerchenfeld ein Schwabe erschossen wurde. Ein 76jähriger, alleinstehender Mann aus Hatzfeld verübte, als man ihn abholte, Selbstmord durch Erhängen. Er hiess Johann Hepp. Mit welcher Härte vorgegangen wurde, erhellt sich an einem Beispiel: eine junge Wöchnerin, die zwei Tage vorher entbunden hatte, wurde rücksichtslos mitgezerrt, obwohl sie völlig entkräftet und vor Aufregung mehr tot als lebendig war.

Auf dem Bahnhof sammelten sich die Kolonnen der Evakuierten. Vorwiegend Schwaben, aber auch viele Bessarabier und Bukowiner. Ein Bild des Jammers entrollte sich: weinende Frauen, schluchzende Kinder, verstörte Familienväter. Jene, die ihr Grossvieh mitgenommen hatten, erhielten für dieses gesonderte Waggons. Das Kleinvieh wurde mit den Menschen gemeinsam verladen. Grössere Familien erhielten für sich und ihre Möbel und Vorräte eigene Waggons, kleinere Familien mussten mit anderen Waggons teilen. Der Bahnhof war umstellt, niemand hätte durch die Postenketten hindurchschlüpfen können. Wohin auch? Er wäre ohnehin nicht weit gelangt.

Ich wurde dem ersten Transport zugeteilt. Dieser ging am Nachmittag des 18. Juni von Hatzfeld ab. Er bestand aus 65 Waggons. Ihm folgten drei weitere Transporte mit ebenfalls 60-65 Waggons. Ein fünfter Transport, der als letzter folgen sollte, wurde zusammengestellt, aber dann wieder aufgelöst und die Evakuierten nach Hatzfeld zurück-

geschafft. Warum er nicht abging, ist mir nicht bekannt. Ich kann auch nicht genau angeben, wieviele Hatzfelder in den abgegangenen vier Transporten deportiert wurden. Es dürften jedoch 800 bis 1'000 Personen gewesen sein. Insgesamt sind angeblich 50'000 Menschen (Schwaben, Rumänen, Serben, Ungarn) aus dem Banat evakuiert worden.

Zwei Tage lang waren wir unterwegs. Temeschburg glitt vorbei, unsere Leute weinten, als sie die Konturen der Stadt im Abenddunst versinken sahen. Niemand hatte auch nur eine Ahnung, wohin es ging. Wir fuhren an Schässburg und Kronstadt vorüber und in den Predealpass hinauf. Nun wussten wir: wir kamen ins rumänische Altreich oder – der Atem stockte uns – gar nach Russland. Von Plocești ging's nach Südosten in die weite, baumlose Ebene des Bărăgans hinein. Endlich hielten wir auf einer kleinen Station. Sie hiess Dudecți und lag, wie uns Eisenbahner sagten, 100 km südlich von Galatz. Der Ort hinter der Station war ein jämmerliches Nest. War dies unser Ziel?

Als wir auswaggonierten, versammelten sich am Bahnhof viele Pferdefahrzeuge, rumänische Bauern mit elenden Karren und dürren Gäulen. Sie waren für uns bereitgestellt. Schon beim Ausladen und Beladen der Leiterwagen bekamen wir eine Vorstellung, in welchem Milieu wir uns befanden: die Fuhrwerket stahlen wie die Raben. Noch immer waren wir, trotz unserer Armut, verlockende Plünderungsobjekte für das Gesindel.

Ich warf mein Zeug auf eines der Gefährte und setzte mich neben den Fahrer. Auch er wusste nicht, wohin es ging. Unsere Kolonne ratterte durch das Nest hindurch in die Steppe hinaus. Das Getreide war schon gelb, ein heisser Wind strich uns entgegen. So fuhren wir wohl eine gute Stunde, als mich mein Fahrer plötzlich aufschreckte und vom Weg hinaus ins Feld wies: mitten in einer riesigen Weizentafel sah man die vor uns fahrenden Wagen halten. «Ich glaube», sagte der Rumäne, «hier ist euer Ziel.»

Es war tatsächlich so. Man lud uns mitten in der Steppe ab, mitten im Weizen, der unter den Rädern und Hufen zerstampft wurde. Offiziere brüllten Befehle. Jede Familie erhielt eine Fläche von 7'000-8'000 Quadratklaftern zugewiesen. Die Möbel und sonstigen Habseligkeiten wurden aus den Wagen geworfen. Bald bot sich ein groteskes, erschütterndes Bild: in mitten der Weizensteppe türmten sich Kästen, Betten, Matratzen, Tische, Ballen, um die herum ratlose Menschen standen und den davonfahrenden Fahrzeugen nachblickten. Einige begannen sofort, den Weizen abzumähen, andere hockten stumpf herum, andere fluchten und weinten. Die Miliz gab bekannt, dass jede Familie Bretter erhalten werde, um sich ein Dach zu bauen. Man führte uns in ein Holzlager, das etwa eine halbe Stunde weit lag, und gab jedem Familienoberhaupt sage und schreibe 8 meterlange Bretter. Damit sollten wir, so sagte man uns, Dächer bauen!

Heizmaterial gab es nicht. So weit man blickte, war die Steppe völlig baumlos. Wir wussten nicht, wie wir unser Essen zubereiten sollten. Auch Petroleum wurde nicht ausgeteilt. Man überliess uns einfach unserem Schicksal, und wenn wir nicht die mitgebrachten Lebensmittel gehabt hätten, wären wir schon nach wenigen Tagen verhungert.

Es vergingen die erste Nacht, der zweite Tag, die folgenden Tage und Nächte. Wir

gruben uns «Bunker», Erdlöcher, in die wir unsere Möbel stellten und mit Hilfe der 8 Bretter und Strohbindeln abdeckten. Als es nach einigen Tagen zu regnen begann, füllten sich die Erdlöcher mit Wasser und Schlamm. Die Leute legten sich in die Betten und spannten Regenschirme auf, soweit sie welche besaßen. Bald waren wir bis auf die Haut durchnässt, und die Kleider begannen auf uns zu faulen. Am schlimmsten war es für die Kinder, die hustend und frierend in den Winkeln bockten und weinten. Endlich kam wieder die Sonne und trocknete uns.

Unsere Securitatetruppe hatte uns verlassen. An ihre Stelle traten Wächter der nächstgelegenen Milizbehörde. Es wurde uns bekanntgegeben, dass wir nicht in die umliegenden Dörfer gehen dürfen und dass es auch den rumänischen Bauern der Umgebung verboten sei, mit uns Fühlung zu nehmen. So waren wir nicht in der Lage, etwas einzukaufen. Am 3. Tag erschienen einige Funktionäre der in der Nähe gelegenen Staatsfarm, eines ehemaligen Bojarenguts, und riefen aus, wer Arbeit suche, könne auf der Farm im Drusch Beschäftigung finden. Ich meldete mich sofort, weil ich hoffte, mir auf diese Weise die Nahrung für die nächsten Wochen sicherzustellen. Das war ein Irrtum, denn nach drei Wochen schwerster Arbeit erhielt ich gerade soviel Lohn, um einen halben Kubikmeter Weizen zu kaufen. Daraufhin ging ich nicht mehr zur Farm.

In der Zwischenzeit hatten die Wächter unseres «Feldlagers» die Leute angetrieben, mit dem Schlagen von Ziegeln zu beginnen. Zunächst geschah dies im Kollektiv, dann aber erzeugte sich jeder die von ihm benötigten Ziegeln selber. Wer sich weigerte, wurde von der Miliz nachts geholt und bis aufs Blut geschlagen. Es hatten sich nämlich einige mit der Erklärung geweigert: «Der Staat hat mir mein Haus in Hatzfeld genommen, nun muss er mir eins herstellen.» Solche Aufsässigkeiten unterblieben dann, als die Miliz zeigte, dass sie jeden Widerstand brutal zu unterdrücken verstand.

Ich tat mich mit zwei Mädchen zusammen, die keine Angehörigen besaßen, und begann Ziegeln zu schlagen. Die beiden Mädchen waren Russlandheimkehrerinnen und erst 1949 entlassen worden. Sie arbeiteten stumm und fleissig, und bald konnten wir mit dem Bau beginnen.

Es waren zwei Häusertypen vorgeschrieben: das «grosse» und das «kleine» Haus. Das erstere bestand aus zwei Zimmern, Küche und Korridor, das zweite aus Zimmer, Küche und Korridor. Die «grossen» Haustypen waren für umfangreichere Familien, die «kleinen» für Einzelpersonen bestimmt. Mit erstaunlicher Schnelligkeit wuchs die Siedlung heran. Die Häuser standen auf den Zentimeter genau in einer Front, der Platz für den Vorgarten war in vorgeschriebenen Abmessungen gehalten. Wir arbeiteten fieberhaft, um dem nahenden Herbst zuvorzukommen. Kommissionen aus Bukarest und unsere Milizbehörde feuerten uns an mit den Worten: «Denkt nicht mehr an euer Banat, ihr werdet dorthin nicht mehr zurückkehren! Seht zu, dass hier ein neues, schönes Banat schafft!»

Unter dem Hausbau mussten wir kostenlos Pflichtarbeit leisten. Es galt eine Schule, das Verwaltungsgebäude, das Milizhaus, ein Spital und sonstige Gemeindebauten zu errichten. Da unsere mitgebrachten Nahrungsmittel zu Ende gingen, verlangten wir, dass man uns, wenn schon kein Geld und keine Vorräte, zumindest die tägliche Kost geben

solle. Daraufhin wurde eine öffentliche Küche eingerichtet, die die Pflichtarbeiter beköstigte. Nach drei Wochen wurde die Küche jedoch wieder aufgelöst, Begründung: es ist kein Geld da zur Anschaffung der Lebensmittel. Nun versuchte sich jeder um die Pflichtarbeit zu drücken und lieber in den Feldern Früchte zu stehlen, um nicht zu verhungern. Die Rumänen und Ungarn trieben es am dreistesten: sie fuhren mit ihren Hand- und Pferdekarren einfach in die Felder der Staatsfarm; dann kam es entweder zu Schlägereien oder die Wächter liessen sich bestechen.

Unsere Häuser machten unterdessen gute Fortschritte; als der Spätherbst kam, standen 90% der Bauten unter Dach und Fach. Was übrigens die Dächer betrifft: sie waren aus Stroh und ständig in Gefahr, davongeweht zu werden. Der unablässig wehende Wind steigerte sich immer wieder zum Sturm und warf das Stroh von den Sparren. Wir versuchten uns zu helfen, indem wir das Stroh mit erbetteltem Draht niederbanden, aber auch dies nutzte nicht viel. Der Wind riss ein Loch und der Regen troff hindurch und weichte Wände und Lehmfußboden auf. Es war zum Verzweifeln.

Eines Tages wurden 100 Personen aus unserer Siedlung zusammengetrieben und 10 km weit auf eine Baumwollfarm geführt. Ich befand mich unter ihnen. Wir mussten bei der Baumwollernte helfen, einer mühseligen, erschöpfenden Arbeit, weil man den ganzen Tag in tief gebückter Stellung verbringen musste. Für unsere Leistung erhielten wir 70 Lei täglich, gerade soviel, um die Tageskost zu kaufen. Ich schnitt als Einzelstehender dabei noch gut ab, schlimm war es jedoch für die Familienväter, die viel zu wenig verdienten, um ihre Kinder zu ernähren.

Nach zwei Wochen war auch diese klägliche Erwerbsquelle zu Ende. Es begann wieder das Problem, Nahrung zu beschaffen. Fallweise konnten wir in der Umgebung gruppenweise wie Sträflinge gegen Tageslohn und Lebensmittel arbeiten; das aber reichte nicht aus, die Existenz der 450 Familien, davon zirka 300 schwäbische Familien, sicherzustellen. Wie aber würde es im Winter sein?

Die Siedlung bot rein äusserlich mit ihren schnurgeraden Strassen und ihren weissgekalkten Häusern ein recht gutes Bild. Wieviel Kummer, Verzweiflung und Sehnsucht sie beherbergte, kann ich in Worten gar nicht beschreiben. Es gab kein ordentliches Trinkwasser. Die von uns ausgehobenen Brunnen erwiesen sich zum grössten Teil als ungeniessbar, und die Folge dieses Zustandes in der Trinkwasserversorgung war, dass eine Typhusepidemie ausbrach. Das neuerrichtete Spital war mit Kranken überbelegt, mehrere starben, darunter auch Kinder. Es erschien eine Sanitätskommission, die die Brunnen mit Hilfe eines weissen Pulvers «tötete»¹⁴, d.h. endgültig ungeniessbar machte. Damit war jedoch das Problem der Wasserversorgung nicht gelöst. Und ebenso lastete auf uns die Sorge um das Heizmaterial. Womit sollten wir in dem hereinbrechenden Winter die noch feuchten, von Wind und Regen heimgesuchten Behausungen heizen? Das Stroh reichte nicht aus, und Holz gab es nicht, soweit das Auge in der Runde sah. Und wovon sollten die 450 Familien in der Zukunft, vor allem aber im Winter leben?

Alle diese Sorgen lasteten wie Gespenster auf uns. Für mich persönlich schien sich eine Chance herauszuschälen, dieser Hölle zu entrinnen: ich erhielt in den ersten Oktobertagen von Bukarest Nachricht, dass mein Ansuchen um Ausreise und Familienzusammenführung – meine Familie lebte in Deutschland – günstig beschieden worden sei. Die freudige Nachricht warf mich fast um. Ich unternahm nun alles, um nur endlich wegzukommen.

Im Schlussteil seiner Darstellung schildert der Berichter statt er seine Bemühungen um die Erlangung einer Ausreisegenehmigung, seine erfolgreiche Flucht aus dem Deportationsgebiet nach Grosswardein, dem Abgangsort des Ausreisetransports, und die Abfahrt des Transports am 1. November 1951.

Nr. 88

Briefe der Familie G. aus Hatzfeld (Jimbolia), Plasa Jimbolia, Județ Timiș-Torontal im Banat. Photokopien, Juli bis Dezember 1951. Auswahl (7 Briefe) aus einer Sammlung von insgesamt 27 Briefen einer Volksdeutschen Familie aus Hatzfeld und aus ihrem Umsiedlungsort in der Bărăgan-Steppe.

Zwangsumsiedlung von Hatzfeld in die Bărăgan-Steppe; die äussere Lage der Zwangsverschickten un die Entwicklung der Neusiedlung in den ersten Monaten nach der Deportation.

Lieber Vati!

P. 5. Julie 1951

Ich versuche Dir von hier zu schreiben, hoffe, dass Du vielleicht schon von zuhause erfahren hast, wo wir gelandet sind.

Am 17. Juni abends gingen wir, Mutti, Hedi, Hansi und Ich ruhig schlafen, und um 3 Uhr kamen die Milizi, klopfte uns aus den Betten heraus, nahmen uns unsere Buletine¹ weg, und in 2 Stunden müssen wir gepackt sein; kannst Dir vorstellen, in der aufregung was man schon packen kann. Aber da keine Wägen zu Verfügung standen, hat es sich in die länge gezogen, und am Nachmittag um 3 Uhr haben wir mit einem Wagen unser Haus verlassen. Was in der Wohnung blieb, ist dem Staat zugefallen; natürlich war ein Posten die ganze Zeit bei uns, das wir nichts in die Nachbarschaft schaffen können. Ota und Oma waren zuhause; sie sind ohne nichts geblieben, den das Lebensmittel war bei uns, den sie schliefen ja nur zuhause; etwas konnten wir durch das Fenster in den Nachbarhof schmeissen. Aus unserer Gasse gingen N. T. mit Familie, Dein Bruder Peter, Frau, Kinder, und auch Deine alten Eltern mussten mit, auch unser Kolonist, sodass unser Haus leer blieb. Wir sind in verschiedenen Transporte gekommen. Am 21. Junie ist unser Transport in Giulnița gelandet, wo wir in der Nacht ausgeladet sind und 7 km von der Station sind wir unter freiem Himmel hingeworfen. Das ist unser los, hier müssen wir uns Häuser bauen, aber ohne Material. Wir müssen uns zuerst Ziegel schlagen, aber

¹ Ausweise.

das grösste Problem ist: keinen Brunnen, kein Wasser. Das ist ein Elend. Diese Gegend musst Du ja kennen, es sind nur einige km von Jegălia, wo du eingerückt warst.

Von Hatzfeld sind 1.000 Familie und bei uns im neuen Dorf sind nur 28 Hatzfelder Familien deutsche, es sind auch viele Fremden hir, über 500 Familien¹.

Ich schliesse mit hoffnung, das Du die Zeilen erhaltest.

Herzliche Grüsse und Küsse
Anny

Liebe Eltern

28. Juli 1951

Ihr könt Euch denken, wie es uns war, als wir hir auf den Hotar² abgeladen worden sind, kein Dach ober dem Kopf. Wir haben 6 Bretter bekommen; dann habe ich die Matratzen aufgestellt, die Bretter und Tepich darüber. So haben wird die erste Nacht geschlafen. Am anderen Tag haben wir uns eine Csater³ aufgeschlagen. Der Weise Kasten ist die eine Wand, die Kisten und Köpfer [in der Mitte]⁴, auf beiden Seiten die zwei Tepiche und von vorn 2 Leintücher; das Dach ist von 4 Bretter und dem grossen Tuch, das ich auch mitgenome habe. So wohnen wir jetzt noch imer, weil unsere Erdhütte noch nicht fertig ist; den wen man kein Geld hat, ist man dum, und wer kein Mann hat, ist verlassen und auf sich selbst angewiesen. K. T. ist sehr gut und [hat] uns ja geholfen. Sie haben ihre Erdhütte schon fertig, ich habe noch nicht Holz genuch für den Dach. Decken tun wir mit unkraut, dann abschmiren. Die was Geld haben, konten sich Rohr kaufen für eine Dach machen.

Liebe Mutter, ich koche auf dem Öl Kocher, konte mir hir auch schon 6 liter Petroleum kaufen. Von Evi hole ich immer die Trömel für auf den Kocher, und so habe ich schon oft Brot und Kuchen gebacken. Wir stampfen jetzt Häuser, es geht langsam und schwer. Wir sind 5 Familien, und jeder stellt 2 zur Arbeit. Ich und Anni sind beim Bau-

1 Frau D. F. aus Warjasch (Varias), Plasa Periam, Județ Timiș-Torontal, berichtet in einem Brief vom 12. Juli 1951 über ihre ins Bărăgan-Gebiet umgesiedelten Verwandten:

«Einen Brief haben wir schon bekommen von Ihnen. Sie schreiben folgendes: Sie sind Gottseidank noch Gesund, liegen auf einem offenen Weizenfeld, wo sie sich ein Zelt aufschlugen, damit sie doch wenigstens vom Regen verschont bleiben, Sonne und Wind haben sie ja genug und können vorläufig auch nichts dagegen tun. Mit dem Wasser war es die erste Zeit schlecht, aber jetzt geht es doch schon halbwegs. Vater geht schon zur Firma in den Taglohn, Mutter ist eben noch bei den Sachen. Um sie herum wohnen ausser Grossvater fast lauter Serben, Romanen, Tschechen und allerlei. Sie schreibt aber, man gewöhnt sich auch an diese Nachbarschaft. Es soll dort ein neues Dorf entstehen mit 700 Familien. Sie sind auch schon in Gassen eingeteilt. Kartoffel sollen in dem Gebiet keine wachsen, aber dafür soll sehr viel Reisfeld sein und sie denken, dass dies auch ihre Hauptbeschäftigung wird sein. Dann zum Schluss schreibt sie noch, sie danke Gott, dass Peter sich entschloss, hier zu bleiben; damit wissen auch wir, wie es ihnen geht.»

2 hotar {ungarisch}: Gemeindeareal, Feldmark.

3 satar {ungarisch}: Zelt.

4 unleserlich, etwa: «inrumtun».

ern, und Hansi geht zur Dresch 6 Kilometer zu Fuss alle Tage. Hat erst einmal Zahlung gehabt und hat auf 10 Tage 1'000 Lei erhalten. Liebe Mutter, wen ihr sehen würdet, wie schwer Anni arbeitet und sich plagt. Gestern hat sie noch einen Brief aus den Csek¹ von Temesvár erhalten mit der Entlassung und 3'792 Lei. Hedi mus auch hir das Brot holen gehen und sich in die Reihe stellen, wen was da ist. Wir bekommen jeden Tag ein kilo Brot zu kaufen um 60 Lei. Gestern hat Hedi auch Paradeis und Lekwar² gebracht. Ich wolte Hedi gerne zu Euch schiken, aber es geht leider nicht. Ich habe auch schon an Jani geschriben, aber noch nichts erhalten. Wir haben zu Euch schon 16mal geschriben, zu D's 8mal, dann zur Eva und Resi; und, wie ich hörte, habt ihr nichts bekommen.

Liebe Mutter. Der rote Weidling³ und Pasirer⁴ habe ich mitgenommen und das ganze Porzellan geschir, auch den Essenträger samt Riemen. Es ist nichts gebrochen, so gut habett die Kinder es eingepakt. Der Kasten ist auch noch ganz, trotzdem er auf der Bahn rumgefallen ist, und der Spiegel ist gerade auf ein Bündel Betzeug gefallen, sodass nichts passiert ist. Der liebe Gott helft uns doch. Es hat erst einmal geregnet, dann haben wir alle Pfauen und topfe untergestellt, das das Betzeug nicht nas wurde. Am Sonntag war N. J. und H. J. hir auf besuch, die sind 30 km fon uns. S. J. und S. T. sind in Dálga, das ist auch 32 km. Onkel und Kati sind über 70 km von uns. Die Hatzfelder sind sehr verstreut auf 5 plätzen. Anni hat an ihr Schef N. Z. schon 6mal geschriben und noch keine antwort erhalten. Bitte sagen sie ihm das und auch, wie es uns geht. Wir lassen ihm Grüssen und Seine Schwester Agi soll Any ihre Sachen aufbewahren, bis sie es abholen kau. Wir sind noch alle Gesund, was Wir Euch auch noch wünschen; haltet nur aus, dass wir Euch nochmals wiedersehen können.

Liebe Eltern, es tut mir leid, dass Ihr nicht wenigstens die Uhr und die grosse Bilder gerettet habt; hättet es doch zu N's geben können, wenigstens hätten H. und I. ein andenken gehabt. Na, aber jetzt kann mans nicht endern, aber ich glaube nicht, das ihr die Möbel bekomt, wen ja sowiso schon die hälfte fehlt.

Lieber Vater, wen ihr disen Brief bekommen habt, dann wist ihr ja, wie es uns geht, aber seit nur stark und haltet aus, wir werden auch auf uns Acht geben, soweit es möglich ist. Seit gestern stampfen wir am ersten Haus. Unsere Arbeitsgruppe besteht aus: [*Es folgen die Namen.*]

Ein jeder stellt 2 Mann zum Bau. Das Wasser wird 7 km weit holengefahren. Da wurden ja schon 4 Brunnen gemacht, aber alle über 30 meter tief und noch nicht wasser genuch für Menschen und Vih...

Liebe Mutter, macht euch keine unötige Sorgen und Weint nicht sofiel. Es sind ja tausende Menschen so grausam dran wie wir, und der Liebe Gott wird uns nicht im Stiche lassen. Seit nur stark und Danket dem Lieben Gott, das Ihr Zuhause seid. So könt ihr uns helfen und Ihr habt doch ein Dach über den Kopf und einen Ofen. Wir werden auch aus-

1 ungarisch: Abteilung, Behörde.

2 Tomaten und Pflaumenmus.

3 Schüssel.

4 Sieb.

halten, wen ich weiss, das ihr nicht den ganzen Tag weint, was ja doch nichts helft. Ihr braucht vorläufig keine Kartoffell mehr verkaufen, und im Herbst dann könnt ihr uns fileicht mehr schiken und auch Bohnen für den Winter.

Es grüst Euch

Midi und Kinder

Lieber Jani!

15. August 51

Ich will versuchen, Dir einige Zeilen auf umwegen zuschreiben, vielleicht erreicht es Dich.

Ich habe Dir nach unserer ankunft geschrieben, aber leider bekommen wir keine Post hirher, nichtmal aus dem Inland. Wie es uns geht, hast Du fileicht erfahren, aber es ist unbeschreiblich und was dann wird, wen mal die Kälte eintritt und von zuhause keine Pakete mehr kommen, den hir bekommt man nicht mal ums Geld Brot zu kaufen. Ich habe von meinen Eltern schon fünf Pakete erhalten, auch eins von Famile H., und so fristen wir neben schwerer Arbeit unser dasein. Wir müssen Heuser bauen, das heist, wir Stampfen. Wir haben Fünf Familien zusammengeschlossen und haben das dritte Haus bald fertig» Dann noch zwei, aber bis noch das Dach droben ist und es wohnbar ist, das dauert noch sehr lange. Forleufig haben wir uns Erdlöcher gemacht, irgendwie wird es schon werden.

Lieber Vati! Eva hat mir geschriben, dass Sie dich verständigt hat, um uns zu helfen. Ich wäre sehr froh, wen es dir möglich ist, auch an uns hirher vileicht ein Paket mit Konserwe oder sonst etwas Lebensmittel zu schiken, den die Pakete bekommen wir, nur keine Post, und Lebensmittel ist nicht so hoh verzolt, den Luxus artikel brauchen wir hier am Paragan nicht mehr. Wir sehen aus wie die Zigeuner, so schwartz und staubig – und kein Wasser zum Trinken noch weniger zum Waschen. Ist das Paket schon zurük gekommen, was Du uns geschickt batest? H. hat mir deinen Brief im Paket geschickt, was Du an sie geschrieben hast.

Lieber Vati. Das Schiksal hat uns sehr hart getroffen, aber am meisten tut es mir leid um unsere Kinder. Anny und Ich sind in unserer Baubartie, und Hansi ist bei L. aus Grabatz im Taglohn auch Häuser stampfen. Er bekommt 200 Lei auf den Tag und die Kost. Vorher war er auf der Fenna bei der Dresch, wo er nicht mal 100 Lei hatte auf den Tag, bis die Kost und Steuer abgerechnet war. Also vür das hat er 4 Jahre gelernt und Anny ebenfals. Sie batte die Hände voller Wasserplatern von der schweren Arbeit. Und die Hedi mus den ganzen [Tag] nun laufen, wen es brot oder sonst was gibt, das wir bekommen. Und helfen eine Schule aufbauen solten auch die Kinder. Es ist einfach Gesetzwidrig, wie man uns auf den freien Hottar geworfen hat, aber unabänderlich vorläufig. Wir trösten uns einem an dem andern und hoffen, dass der Liebe Gott uns nicht im Stiche lassen wird! Es wäre ein grosses Glück für uns, wen wir zu Dir hinaus könnten, aber ich gebe mich keiner Ilusion mehr hin. Ich habe schon zufiele entteuschungen erlebt. Es wäre ja auch zu schön, um wahr zu sein.

Wir sind noch alle Gesund, was wir von Dier auch hoffen. Vielleicht kanst einen Brief gut getarnt ins Paket geben oder so über Hatzfeld an uns Schreiben.

Es grüsst und küsst Dich

Deine Midi und Kinder

Liebe Eltern!

Anfang September 51

Wir haben aus dem Brief erfahren, das unsere Oma Gestorben ist. Es ist sehr traurig, dass sie noch soweit in die Welt musste für Sterben. Gott gebe ihr die Ewige Ruhe. Sie ist von allem erlöst, sie war die erste, wer weiss, wifiele noch hir Sterben werden?

Wir waren doch getroffen von der Nachricht. Any hat geweint, es ist doch ihre Grosnmutter gewesen und hätte doch ein Menschliches Begräbnis verdient. Ich kann mir vorstellen, der arme alte Vater auf dem Wagen, wie mus es ihm gewesen sein. Der Jani wird nicht wenig überrascht sein über das traurige Ableben seiner Mutter.

Wen ihr mir Briefe von Jani schickt, dann nur in die Pakete versteckehn, den andere Post bekommen wir überhaupt keine.

Liebe Eltern! Auch wir haben vorigen Sonntag ein trauriges erlebnis gesehen. Es hatte nemlich gut geregnet, und in der Nacht ist ein grosser Regen gekommen, und hir läuft das Wasser alles im Saal zusammen, weil die Erde es nicht einziht wie bei uns, und so ist das Wasser in 4 Erdhütten eingedrungen und eine überschwemung verursacht, sodass S. und Z. ihre Buden voll Wasser waren, das die Betten und alles drinen geschwommen ist. Der L. Z. ist bald Ertrunken. Es war ein trauriges Bild. Wir haben alle geholfen. Wir haben Glück gehabt, wir und der Z. K. liegen höher, sodass wir das wasser rausschöpfen konten, was bei den stigen heruntergelaufen ist. Nur durch unser Dach hat es bisel getropft, der Liebe Gott hat uns halt wieder geholfen. S. haben par Nachten bei uns geschlafen und E. bei L, aber das schlimmste ist, das denen ihre Häuser auch schon fertig gestanpft waren, das wasser hat sie ausgeschwemt und sind zusammen gefallen. Jetz müssen wir wieder zwei andere Stanpfen, und so werden wir nie fertig mit unserer schweren Arbeit. Bettet nur, dass es noch lange schönes Wetter bleibt. I. sein Haus wird morgen fertig, und am Dienstag wird unseres angefangen zu stanpfen. Gedeckt werden sie mit Stroh. Es ist ein jammer, das ganze, aber es hilft kein jamern, nur arbeiten und wider arbeiten, dann ist keine Zeit zu denken. Liebe Eltern, wen ihr Pakete schickt, nur trachten, trokenes zusammenschicken, dann verderbt nichts. Nur nicht Trauben und Mehlspeise zusammen schiken. Die Kruppiren¹ sind sehr schön. Im Herbst könnt ihr uns auch für den Winter schiken. Mutter kann dann auch Grünzeug troknen oder Einlegen, aber das ist zu schwer für Mahlen. Troknen ist leichter, auch für schiken. Ihr werdet ja sehen, was sich machen lässt und was ihr eben aus dem Garten oder Kaul uns schiken könnt. Ich bin sehr

¹ Kartoffeln.

froh, dass ich schon Befehl bekommen habe und danke Euch vilmals dafür. Ich bin froh, dass die Kinder bei mir sind. Hansi und Any sind mir doch schon eine Stütze und Hedi leistet auch soviel wie manche grosse.

Lieber Vater, bleibt nur tapfer wie immer, damit wir uns nochmals Widersehen. Ich lasse Fam. R. und N. Z. Grüssen und Alle Bekante und Nachbarsläute, die Euch helfen, Euer schweres los zu tragen.

Es küsst Euch Euer Kind Midi und Kinder

Lieber Jani!

23. September 51

Deine beiden Briefe sowie auch das Paket mit grösster Freude erhalten. Gleichzeitig auch das Geld von K.A., sodass die vergangene Woche uns nur Gutes gebracht hat, ausser dem Irrtum, was in Bucarest auf dem Zollamt geschehen ist. Diese Idioten haben die Linsen für Kaffeebohnen verzolt mit 400 Lei, sodass eine teure Zuspis wird, aber gefehlt hat nichts, nur die Stanitzel¹ waren alle zerissen, so das Mehl, Nudeln, Spätzeln und Linsen alles durcheinander war, aber ich hatte es in einen Nachmittag alles rein sortiert und bin sehr froh damit. Wir hatten heute Rindsuppe gehabt und haben dann von den Spätzeln eingekocht, es war sehr gut.

Lieber Jani, Du kannst also die Pakete hither schicken, denn wir hatten es in 20 Tage gehabt. Aber wenn es Dir möglich ist, [so schicke] uns Zucker (aber kein Zaharin, den das wird sehr hoch verzolt) oder Obst Konserve oder auch Fleisch Konserve sowie trockene Salani oder Pudingpulver oder Butter oder Margarine, aber wenn Du kannst, in einer kleinen Holzkiste. Unser Paket ist auf 1'051 Lei gekommen an Zoll und Postspesen. Mehl brauchst vorläufig keins schicken, obzwar das sehr schön ist, was Du geschickt hast. Ich habe heute Mackstrudel davon gebacken. Du kannst uns auch Marmelade schicken. Also Du wirst ja sehen, was Dir eben möglich ist, und wir werden ausbalden. Wenn nur mal die schwere Arbeit mit dem Hausbau zuende wäre. Der Estrich ist geschlagen, der Dachstuhl steht, nur noch das Stroh daraufgeben, dann beginnt das schmieren. Aber wenn es nur noch trocknet, denn der Herbst ist schon da. Es ist schon sehr kalt nachts, aber in unserem Erdloch ist warm unter der Duche². Die Schuble für Hedilein hat begonnen, aber nicht mit Unterricht, sondern mit Baumwolle pflücken. Die Kinder müssen um 6 Uhr in der Früh sich versammeln, werden mit den Wägen auf eine Fenna geführt und müssen den ganzen Tag fleissig Baumwolle pflücken. Bekommen auch dort Zuesen und am Abend ist es stöckfinster, bis die Kinder heimkommen. Anny muss auch 5 Tage Baumwollropfen gehen, wer nicht geht, wenn er eingesagt ist, muss von 500 Lei bis zu 2'000 L Straffe zahlen. Hansi war gestern auch bei der Militz Arbeiten, hat aber am Abend 200 Lei als Bezahlung bekommen. Ich war den ganzen Tag allein, so habe ich mal alles gelüftet und gewaschen. So leben wir halt dahin, bis der Liebe Gott uns irgendwie erlösen wird!

Lieber Vati, die beste Kratulation zu deinem 46ten Geburtstag. Der Liebe Gott mö-

1 Tüten.

2 mit Daunen gefüllte Bettdecke.

ge Dir die Gesundheit schenken und Dir die Kraft geben, um uns nochmals in deine Arme schliessen zu können.

Vorige Woche ist ein altes Ehepaar von hir aus ins Reich gefahren, aber ihre Schriften waren bereits vor der Teportierung fertig. Du kanst ja mal nachfragen dort beim Konsulat, was sich eben tun last, obzwar ich sehr wenig hofnung habe. Frau R. hat das Geld an meine Eltern geschickt, so hoffe ich, das Sie die Hose erhalten hat. Wir sind noch alle Gesund und danken für das Geld und Paket. Mit Vielen Grüsse und Küsse von

Midi und Kinder.

Lieber Jani!

11.11. [1951]

Es ist schon lange, seit ich das letzte schreiben von dir erhalten habe, weil es mit der Post so umständig ist.

Lieber Jani, bitte schike keine Pakete mehr, den es ist nicht sicher, ob wir sie bekommen. Vorigen Monat hatte H. S. einen von seinen Söhnen und es wurde ihm nicht ausgefolgt. Wen du uns helfen kanst, ist dann beser in Geld, dann können wir uns in Calaras¹ oder in Slobozia kaufen, was wir brauchen. Auch die grosse pakete von Zuhause wurden konfiszirt und an die Kantine ausgefolgt, sodass wir nichts bekommen haben. Nur die Postpakete kommen forleufig noch. Wir stehen vor dem Winter ohne vorat an Lebensmittel. Aber ich denke oft an die Worte aus dem Evangelium: «Suchet zuerst das Reich Gottes, das andere wird Euch hinzugegeben werden.»

Lieber Jani, heute ist wider der 11. Nowenber und leider schon der 21. Traungstag, von denen wir nur 12 beisamen waren und Du nun schon fast 9 Jahre von uns bist. Wie lange geht es noch so weiter, oder gibt es noch überhaupt ein Widersehen? Angeblich ist S. O. an 30. Oktober von Duest² zu seiner Familie ins Reich gefahren, aber ich weis, das er schon über zwei Jahren an seinen Schriften gearbeitet hat, aber es ist doch interessant, das Er von hir aus dem Baragan die ausreise bekommen hat. Lieber Jani, wir können von da aus nichts unternehmen, aber Du kanst ja mal Dich dort interesiren vileicht gäbe es wirklich eine letzte möglichkeit, von hir aus noch zu Dir zu kommen!

Lieber Jani, am 5. Nowenber sind wir in unser Haus eingezogen. Der Weise Kaderobkasten ist unser einziges Möbelstück von zuhause. Hansi hat uns aus Bretten und Latten Better gemacht, die ich geweiselt habe. Mit den Grünen Vorhänge habe ich sie austapezirt, die gelbe seite nach ausen. Es siht ganz gut aus. Die Bilder habe ich auch aufgehängt, sodass es ganz freundlich aussiht. In der Küche haben wir den Blechsparger, ein Stelash und Tisch, auch von Hansi verfertigt, sodass wir jetzt doch Menschlicher wohnen als in dem Erdloch, das jetzt für unsere Händel und das Brenmaterial als Schopf dint.

Wir sind noch alle Gesund. Hedi geht fleisig in die Schule. Anny ist auch heute Baumwolle ropfen, und Hansi ist in Calaras etwas einkaufen, da er Gelegenheit hatte, mit

1 Călarați.

2 Duesti.

K. Z. mitzufahren. Aus Any ihren Stelle ist nichts geworden; ihre leistung hätte ja entsprochen, aber für einen verantwortlichen posten sind wir doch nicht verlässlich genug. So bleibt uns nichts weiter übrig, als auf der Firma zu arbeiten. Die bezahlung ist wenig, die Kost dasselbe, aber tapfer sind wir und schauen allem mutig in die Augen, was auch noch kommen mag!

Grüsse auch Fam. D., da ich auf solchen umwege nicht schreiben kan. Sei vilmals gegrüsst und Geküst von

Deiner Midi und Kinder

Lieber Vati!

13. Nov. 1951

Da ich Heute zu Hause bin und ein wenig zeit habe, möchte ich Dir einige Zeilen schreiben.

Lieber Vati, am 5. Nov. sind wir in unser neues und selbst erbautes Haus eingezogen. Da wir aber keine Betten hier haben, nur die Matrazen, mussten wir uns zuerst Möbel machen und zwar von Brettern und Laten, die ich am Abend immer auf dem Holzplatz gestohlen habe, den anderst kommt man zu nicht. Mutti und Hansi sind in dieser Hinsicht ein wenig feig, aber sie gewöhnen sich auch mit der Zeit daran; jetzt haben wir schnee weise Betten, mit Kalk angestrichen.

Unsere verdinst möglichkeiten sind in den Baumwoll Plantagen. Man bekommt 16 Lei für ein Kilo. Durchschnittlich macht man 10 Kg im Tage, das sind 160 Lei, von denen 60 Lei die Kost ist und noch steuer abgezogen ist; bleibt gar nichts übrig. Das Brot ist 40 Lei und man bekommt nur selten. Weil die Leute nicht in die Baumwolle gehen, bekommt man nicht die Bahnpakete heraus, und die Lebensmittel sind beschlagnahmt und auf die Staatsfarm, der die Baumwollplantagen gehören, überführt worden. Wir haben auch ein Sak Kartoffel gehabt und ein Paket mit Gemüse. Gestern wurde in unserem Dorfe für die alten und armen Familien Kartoffel u.a. verteilt, das die Staatsfarm dem neuen Dorfe zugeschickt hat (natürlich haben sie unsere Pakete ausgeleert und herein in das Dorf geschickt, wie grosszügig sie sind und uns almosen austeilen).

Ich bin in der früh nicht in die Baumwolle und bin auf das Sfat Popular¹ und forderte meine Pakete. Dann hat man mir gesagt, die Pakete sind zurückgeschickt worden, aber derweil haben sie neben an im Zimmer gelegen; und mit allen machen und streiten hat man mich berücksichtigt und auch auf die Liste geschrieben, weil wir auch eine arme Familie sind und mein Vater in 1945 nach Russland und noch nicht heimgekehrt. So haben wir von den 100 kg, was unser war, 40 kg Kortoffel, 4 kg Gemüse und 214 kg Zwiebel und ½ Makaroni Nudeln bekommen. So ist es doch immer gut, wen man sich auf die Füsse stellt und sein recht behauptet.

Lieber Vati, Pakete brauchst Du uns keine mehr schicken, uns ist es lieber, wen Du Schritte einleiten kannst, für uns hinaus zu holen. Für Hedi wäre es ein besonderer vorteil, den sie hätte doch Schulen dort. Hier geht sie ja auch in die Schule, trotzdem das al-

¹ Volksrat.

les rumänisch ist, ist sie wieder bei den ersten. Es sind schon einige Familien hinaus, die schon lange angesucht haben und die Ausreise nicht bekommen haben. Aber in dem Moment, wo man sie auf den Baragan gebracht hat, haben sie die Ausreise bekommen. Es ist auch eine Frau mit Kindern zu ihrem Mann hinausgefahren, hat erst hier im Baragan angesucht und in 6 Wochen hatte sie alles in der Hand und fuhr hinaus.

Wir sind noch alle gesund und verbleiben mit Herzlichen Grüsse und Küsse von Deiner Familie aus der Ferne.

Ani

Nr. 89

Brief des N. H. aus G., Plasa Jimbolia (Hatzfeld), Județ, Timiș-Torontal im Banat.
Original, 16. Juli 1951, 2 Seiten, hschr.

Die Ankunft von Banater Zwangsumsiedlern im Gebiet von Brăila; allgemeine Lage und Lebensbedingungen im Ansiedlungsgebiet.

Liebe E., Liebe Kinder!

Urleasca¹, 16. VII. 51

Vor einem Monat hat man uns aus den Betten aufgeweckt und 5 Stunden Zeit gegeben für alles zusammenpacken und an die Bahn fahren in den Wagon, welchen jede Familie erhielt. Alles konnten wir mitnehmen, nur die Hühner nicht, bloss 7 Stück und die Geis. Nach vier tägiger Fahrt kamen wir hier in Muntenien an. Im Weizenflur wurden wir abgeladen, mit einem Platz von 14 Joch, was unser sein soll mit grossem Weizen, aber kein Obdach! Ich und Mutter gingen gleich mit der Sense und Sichel daran, um uns eine Nothütte zu machen. Als dies fertig war, da grub ich eine Höhle in die Erde, deckten das Dach mit Stroh, das wir ausgeklopft hatten, und machen jetzt aus Lehm Ziegel! Brunnen haben wir selbst gegraben, das Wasser ist hart gesalzen. Besseres Wasser ist bis an die Bahnstation, 4 Kilometer weit. Grosse Hitze ist hier in der Brailaer Gegend. Die Stadt ist 12 Kilometer entfernt. Eine Strasse kommt von Bulgarien und geht bis Arad, von den Deutschen gebaut, wie am Tische glatt; darauf darf kein Traktor fahren.

Hier sind 17'000 Joch Feld, was den Bujaren waren, alles mit Weizen, Mais, Erbsen und Hirsch² bebaut. Auf dem Gebäude sitzt die Firma mit den Maschinen, welche mähen und dreschen gleichzeitig. Hier ist alles ausgemessen wie ein Dorf, eine gerade Strasse, gleiche Häuser, aus Grund gestampft; und wo keine grosse Familie ist als wie wir, die machen Ziegel für ein Haus 8 Meter lang, 4 Meter breit. Braucht man 2'300 Stück Ziegel, gross 38 cm lang, 20 cm breit, 12 cm dick. So dick wird die Mauer, als der Ziegel lang ist. Hier sind Bretterbaracken, der Svat³, die Milliz, das Dispensar⁴, die Cooperativa⁵, wo man zu kaufen erhält, nur für Bonn⁶; und diesen erhält derjenige, was

1 Urleasca satu nou, Plasa lanca, Județ Brăila in der Grossen Walachei.

2 Hirse.

3 Sfat popular (rumänisch): Volksrat.

4 Fürsorgestelle.

5 Cooperativa (rumänisch): Genossenschaft.

6 Bon, Gutschein.

baut oder Ziegel schlägt für sein Haus bauen, oder der, was arbeitet bei der Firma. Auch verkaufen viele ihre Pferde, bis 50 Tausend Lei, an die Mil. Kommission. Hier ist guter Boden, nur schlecht verarbeitet. Wir haben so 4 Säcke Weizen uns klopfen können, welchen wir hier mahlen auf der Mühle. Sogar Backöfen sind schon, aber kein Fett noch Öl. Das Brot ist 50 Lei braun, und weis 100 Lei das Kilo. Der neue weitzen ist 3'000 Lei, und man sagt, noch billiger wird er werden, nachdem die druschzeit vorüber ist. Arbeiten gehen alle zur Firma, wo auch zu essen ist. Natürlich wie überall, es lässt noch vieles zu wünschen. Sonst ist hier als ein wagen mit kleine aprikosen 20 Lei und Birnen 60 Lei Kilo. Wir haben kein Gemüse und keine Kartoffeln. Es regnet zu wenig hier, und es geht täglich der Ostwind mit einer Hitze, die uns viel wasser trincken macht.

Es waren schon von den rumänischen Familien aus G. hier, sodas wir wissen, wie es zuhause zugeht. Aber Post müssen wir schon haben. Die habe ich zu meinem Nachbarn gebeten, dass er mir sie sendet. Jetzt bitten wir auch dich, liebe E., schreibe unsere Kinder; sende diesen brief mit, da wir noch nicht wissen, ob es uns erlaubt ist, nach der Zone zu schreiben. Wir hörten, dass die Frau K. ihre ausreise erhielt nach zwei tagen, als sie fort war. Wir hatten zusammengearbeitet, nur war bei ihr nichts im wege als jetzt die repatriierung. Wir sind so 150 Familien, rumänische! und deutsche. Alles unser Feld, was wir bearbeitet hatten, ist der Kolekt übergangen. Da wir nun eine adresse haben, so sende ich dier sie, und schreibe uns. Recht hertzlichen gruss an deine schw[ieger]-Eltern und dich mit Kindern,

deine Eltern.

Nr. 90

Brief der L. N. aus Lovrin, Plasa Periam (Perjamosch), Județ Timiș-Torontal im im Banat.
Beglaubigte Abschrift, 31. Oktober 1951, 1 Seite, mschr.

Elend und Verwahrlosung in einer Neusiedlung von zwangsverschickten Banater Deutschen in der Grossen Walachei.

Alle meine Lieben!

Ich muss mein trauriges Schicksal mitteilen, da Lisi euch ja schon geschrieben hat, dass ich meine Heimat verlassen habe und bin mit Franz und Madien mit. Ich habe nicht gewusst, wie ich es machen soll, dass es gut ist. Aber ich habe es schlecht gemacht, dass ich nicht zu Hause geblieben bin^{1 2}. Ich habe Sorge getragen, ich verhungere, da ich nicht

1 Rechtschreibung und Interpunktion sind dabei korrigiert worden.

2 Die Vfn. hatte sich wegen ihres Alters (70 Jahre) entschlossen, freiwillig mit den Umsiedlern mitzufahren, aus Furcht, sie würde in der Heimat ohne ihre engsten Verwandten nicht mehr existieren können. Der Brief ist an Bekannte in Lovrin gerichtet; er wurde in leeren Säcken nach Lovrin und von da nach Deutschland geschickt.

mehr viel arbeiten kann, weil meine Glieder so schlecht sind. Aber so viel hätte ich zu Hause doch nicht ausgestanden wie hier in der weiten Welt. Schon beinahe 4 Monate liegen wir in der Wüste unter freiem Himmel, gerade nur mit Teppich ein Zelt aufgeschlagen. Im August Monat hat es geregnet, so geregnet, dass wir 4 Stunden im Wasser in den Betten gelegen waren. Es war bei der Nacht. Und einmal am Tag hat es auch so geregnet, dass alles nass war. Und jetzt haben wir den 3. Oktober und liegen noch immer unter freiem Himmel, und es ist doch so kalt, dass es schon bald nicht mehr zum Aushalten ist. Und dabei nichts zu essen, aber nicht nur mir, alle was hier sind, und kein Mensch kümmert sich um uns arme Volksdeutsche. Und so müssen wir alle zugrunde gehen. Ja, meine Lieben, zu Hause hätte ich vielleicht auch nicht satt zu essen gehabt, aber doch in meinem Heim, in meinem Zimmer. Da haben wir als vier bis fünf Tage kein Maul voll Brot. Wenn Lisi und Stani und die Nachbarsleute uns nicht Lebensmittel geschickt hätten, wären wir schon längst verhungert. Aber sie haben uns viel Krumbieren¹ geschickt. Da essen wir immer davon. Aber da müssen wir auch schon sparen, sonst was machen wir, wenn die alle sind.

Ja, meine Lieben, den Fehler, was ich gemacht habe und bin mit. Ich hätte zu Hause auch verhungern können, hätte nicht 800 km weit fahren brauchen fürs Verhungern. Alle meine Lieben, das Elend, den Jammer, das kann man gar nicht beschreiben, die grosse Not, die vielen, vielen Leute, was hier liegen, hier in der Wüste. Und niemand kümmert sich um die Menschen hier. Wir gehen alle zugrunde hier. Jetzt ist der 3. Oktober, jetzt tun die Leute bauen. Sie haben eher nicht bauen können, weil sie kein Material gehabt haben. Das muss meistens alles bezahlt werden, aber kein Geld dazu. Jetzt tun sie noch Steine schlagen und stampfen, aber es werden auch schon gedeckt mit Stroh und das ist doch so teuer. Auch wir haben jetzt Stroh gekriegt zum Dechen. Das kostet 4'000 Lei und kein Geld. O, o alle meine Lieben, jetzt am 1. Oktober war mein Geburtstag, war ich 70 Jahre alt, aber so ein Jammer, so ein Elend habe ich in meinem ganzen Lebenslauf noch nicht mitgemacht. Alle hier die Leute haben bald nichts zum Essen, und sie müssen hier ein Dorf ansiedeln. Wer hat denn das gedacht, dass die Menschen ihr Heim verlassen müssen und müssen bauen und alles mit Dreck und Pantsch, ja und dazu kein Wasser für den Dreck anmachen. Das Trinkwasser ist 3 km weg von hier, und das ist so tief, dass man zwei lange Wagenstricke zusammenbinden muss fürs Wasser raufziehen. Die Donau ist 4 km weg von hier. O, das ist eine Trauer hier und Elend. Meine Lieben, was hört man bei Euch? Gibt es bald andere Zeiten, dass alle Menschen erlöst werden aus ihrer Qual? O lieber Gott, ich bitte Dich, hilf uns und lass uns in unsere Heimat zurückziehen. Alle meine Lieben, wie geht es Euch noch? Seid Ihr noch alle am Leben und gesund? Liebe Marjan, ich habe noch nicht können hören, ob Katis auch fort sind, nur wenn immer Säcke heimgeschickt werden, wo die Leute Pakete schicken, dann stecken wir Briefe hinein. Alle meine Lieben, nehmet alle, alle meine herzlichsten Grüsse an und viele, viele Bussi an die kleinen Schwalben.

Schwester Leni

1 Kartoffeln.

Brief des L. W. aus Grabatz (Grabați), Plasa Jimbolia (Hatzfeld), Județ Timiș-Torontal im Banat.

Original, 8. Februar 1956, 4 Seiten, hschr. (Din A 5).

**Rückkehr von Banater Umsiedlern aus der Bărăgan-Steppe;
die Aufnahme in den Heimatgemeinden.**

Lieber Freund!

Grabați, 8. Febr. 1956

Es hat ein wenig lange getauert mit meinem Schreiben; wollte warten und dir dann mit theilen, bis das die «Baraganer» alle zu Hause kommen; es gebt aber nicht so scharf bei unsseren Leuten. Zum ersten haben wir sehr kaltes Wetter seit 1. Feber, dass die Fensterscheiben den ganzen Tag zugefroren sind; hatten 25 Grad Kälte. Der Transport ist eingestellt. Es sind schon etliche zu Haus, haben auch in ihre Häusser dürfen, aber mit dem Walach¹, wo drinen war, mit sam; der «Runde» ist forne in der Stub, und unssere Leut hat man, wo schlecht und bald nicht mehr zum Wohnen ist, also in die Kammer gestopft². Nach Haus sind schon gekommen: *[es folgen 10 Namen]* und noch etliche.

Sie stehen sich alle nicht schlecht, weil sie hatten gute gelegenheit zum Hamstern. Es ist ein jeder mit seinem eugenen Wagon gekommen; etliche haben auch zwei voll mitgebracht.

Wen sie alle nach Haus kommen, dann sind wir wieder so ticht bevölkert, das wieder die deutsche Leut arbeits los werden bleiben. Es wird gesagt, das im frühjahr die Komission nach Banat komt, um die, wo zu gewandert sind, müssen fort. Gebe Gott, das es so wäre, wenn es nur nicht wieder uns bedrückt; aber wir sind ja schon ab gehärtet in dieser Sache.

Deine Weinachts Karte haben wir erhalten und daraus erfahren, das ihr unser schreiben, wo wir euch auf euer Oster schreiben euch, antwortete, nicht erhalten habt. Du schreibst uns, dass ihr eine Neue Wohnung habt. Habt ihr gebaut? Wen schon, das können wir uns aber nicht leisten. Ich kann dir schreiben, wir gehn jetzt zu viert in die arbeit, Tag Täglich, und es bleibt nicht so viel übrig, dass wir uns noch mal ein Radio kaufen können, man brauch alles zur Kleidung und zum Leben.

Du schreibst, dass ihr einen Bierabend habt; bei uns gibts für uns ältere Leut keine Unterhaltung. Wir haben die Zeitung, und die lügt uns fest an. Sende dir einen Ausschnitt daraus; kanst schauen, wie die uns etwas vordrucken.

1 Gemeint sind die rumänischen Kolonisten aus dem Altreich (Walachei).

2 In einem Brief aus der Gegend von Perjamosch (Periam), Județ Timiș-Torontal, heisst es schon am 3.1.1956: «Jetzt mus ich euch die freud schreiben, was überall herrscht: die Paraganner sind frei; schon sind zuhaus. Kann schauen um ihre heuser, ob Platz ist. Sind welche lehr, was können hinnein. Aber es ist noch ein aber dabei. Der S. ist jetzt bei Schwiegermutter. Der Kolonist ist im M. sei Haus. Wann der kommt, wil doch au in sei haus. Unssere sind im Z. seim haus. Ich bin froh, dass ich die Buben hab, sie sind in unser Haus aufgenommen.»

Du schreibst auch in deiner Karte vom Schweine Schlachten; wir haben auch schon 2 geschlachtet, haben noch eins zu Schlachten, sodass wir für ein Jahr wieder versorgt sind. Wir haben beim Schlachten von eigenem Wein getrunken, haben das vergangene Jahr Weingarten verarbeitet. Dann haben wir 20% Trauben bekommen, und das hat 100 Liter gegeben; aber die Kuh ist jetzt schon kriebiert, er ist alle.

Der Brief schliesst mit persönlichen Mitteilungen und Familiennachrichten,

2. Die Zwangsumsiedlung zur «Entlastung der Städte» im Jahre 1952.

Nr. 92

Bericht (Brief) der H.T. aus Hermannstadt (Sibiu) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 23. November 1956, 2 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Evakuierungsaktion des Jahres 1952 in den Städten Süd-Siebenbürgens.

Die Vfn. berichtet zunächst kurz über die Deportationen aus dem Banater Grenzgebiet, in deren Verlauf einige hundert Bauern, zumeist ungarischer und rumänischer Abstammung, auch nach Hermannstadt gekommen seien. Sie fährt dann fort:

Die dritte Aktion ist die Evakuierung der Städter gewesen, wenn ich mich nicht irre im Winter 1951/52¹. Betroffen wurden alle sogenannten Kapitalisten Kronstadts und des Burzenlandes und Mühlbachs. Hermannstadt wurde von dieser Aktion gar nicht berührt. Als Kapitalisten galten alle, denen vorher ein Besitz enteignet worden war, wahllos ob sie zu dem Zeitpunkt Arbeiter, Angestellte oder sogar Schüler waren. Die Evakuierung erfolgte in wenigen Stunden, der ganze Hausrat konnte mitgenommen werden. Allerdings standen die Möbel dann in Kronstadt in strömendem Regen auf dem Hauptbahnhof, weil die notwendigen Güterzüge nicht zur Verfügung standen. In vorbildlicher Haltung hat sich damals das deutsche Gymnasium in Kronstadt eingeschaltet und den Betroffenen beim Auszug geholfen, ohne Rücksicht darauf, dass sie sich damit der politischen Verfolgung des Sicherheitsdienstes aussetzten. Damals wurden nur Deutsche evakuiert. Wohin sie fahren sollten, war scheinbar anfangs gar nicht klar. Ab Reps versuchten sie auszustiegen, den ersten Transporten gelang es auch, in der Nähe zu bleiben. Die Späteren wurden von den jeweiligen örtlichen Behörden gezwungen, weiterzufahren bis Mediasch, und ein grosser Teil kam nach Elisabethstadt. Viele kamen auch nach Heltau.

Kronstadt wurde nachher zur Arbeiterstadt erklärt und Oraçul Stalin genannt. Es sollte wohl ein proletarisches Zentrum hier gebildet werden. Als Arbeiterstadt hatte die Bevölkerung gewisse Vorteile in der Zuteilung der Lebensmittel, und die Kapitalisten sollten wahrscheinlich keinen Anteil daran haben (Hermannstadt wurde 1953 auch Arbeiterstadt).

Die Evakuierten hatten ein schweres Leben. Ich kenne einige Schicksale. Sie zogen in Scheunen ein und hatten keine Möglichkeit, Arbeit zu bekommen. Viele arbeiteten dann auf den Staatsfarmen. Oft lebten 10 Personen in einem Raum.

¹ Das Gesetz über die Entlastung der städtischen Zentren erging am 9. Februar 1952.

Warum Mühlbach auch von diesem Schicksal betroffen wurde, ist uns nie klar geworden. Allerdings ging man da nicht so konsequent vor. In Hermannstadt wartete man monatelang, dass sich dasselbe ereigne, aber bei diesem System der Systemlosigkeit geschah das Merkwürdige, dass Hermannstadt stattdessen eine Menge deutscher Schulen bekam, mehr als es jemals besessen hatte. Aber auch das änderte sich von Jahr zu Jahr.

In Mühlbach war ich zufällig gerade dort. Mit Evakuierten aus Kronstadt konnte ich mehrfach in Heltau und Mediasch sprechen. Ausserdem besuchten Hermannstädter regelmässig Bekannte in Elisabethstadt und versuchten, ihnen Lebensmittel und Kleider hinzuschaffen. Das war anfangs nicht ganz ungefährlich; Staatsfeinden durfte man nicht helfen, wenn man sich nicht selbst verdächtig machen wollte.

Im Jahre 1954 wurde den Evakuierten die Rückreise gestattet. Allerdings bekamen sie keine Wohnung zurück, so dass die wenigsten von diesem Recht Gebrauch machen konnten. In vielen Familien zog dann nur der Vater oder die Mutter zurück, wegen der besseren Arbeitsbedingungen, und die Kinder blieben mit einer alten Grossmutter weiter in Elisabethstadt usw.

Es folgen weitere Bemerkungen zur Situation der Schulen.

Nr. 93

Erlebnisbericht der E. H. aus Schässburg (Sighișoara), Județ Tarnavă-Mare (Gross-Kokel) in Süd-Siebenbürgen.

Original, 18. Januar 1957, 8 Seiten, hschr.

Die Evakuierung aus Kronstadt und Umgebung; Unterbringung und Lebensbedingungen der Evakuierten in Schässburg und Elisabethstadt; Erschwerung der 1955 genehmigten Rückkehr durch die allgemeine Wohnungsnot.

Wenn ich mir recht entsinne, war es im Frühjahr 1951 (?)¹, als ich im Laufe eines Vormittags zwei ganz überraschende Besuche erhielt. Ich lebte damals in Schässburg. Die Dame, die mich am frühen Morgen schon aufsuchte, kannte ich persönlich noch nicht; aber im Rundfunk hatte sie als Sängerin schon oft von sich hören lassen. Ihr bleiches und verstörtes Aussehen versetzte mich in Schrecken. «Entschuldigen Sie, Frau H., dass ich Sie so zeitig aufsuche, dazu als Unbekannte, aber man hat mich an Sie verwiesen. Sicherlich können Sie mir als Kollegin helfen. Wissen Sie schon von der Katastrophe in Kronstadt? Man hat eine grosse Menge von deutschen Familien evakuiert. Ich weiss gar nicht wohin, mich und meine Schwester jedenfalls her nach Schässburg.» «Ja, wieso denn, ich weiss von gar nichts», [fragte ich. Sie berichtete:]

«Ja, vor 24 Stunden haben wir auch von gar nichts gewusst. Ahnungslos sassen wir mit meiner Schwester am Mittagstisch. Wir hörten im Treppenhaus grossen Lärm, Ge-

1 Für die von der Vfn. in Frage gestellte Zeitangabe vgl. Anm. 1, S. 401, sowie wie einleitende Darstellung, Kap. V, c.

schrei. Da öffnete sich schon die Türe; ein Milizmann mit einigen Zivilisten fragte, ob hier Frau M. wohne. ‚Ja, das bin ich!‘ – ‚Gut, dass ich Sie zu Hause treffe. Bis heute Abend, 8 Uhr muss Ihre Wohnung geräumt sein.‘ – ‚Was, wieso, warum? Wieder in ein anderes Haus? Wir haben ja mit meiner Schwester zu zweit sowieso nur dies eine Zimmer. Weniger als ein Zimmer kann man ja gar nicht bewohnen.‘ – ‚Diesmal müsst ihr auch den Ort verlassen. Am Bahnhof könnt ihr euch einen Waggon nehmen (natürlich gegen Bezahlung) und eure Möbel aufladen. Dort werdet ihr noch viele Kameraden treffen.‘ – ‚Ja, was habt ihr denn vor mit uns beiden alten Schwestern?‘ – ‚Macht nicht viel Umstände. Räumen müsst ihr. In zwei Stunden sind wir wieder hier, um zu sehen, wie weit ihr euch gerührt habt. Ihr wisst, was unser Befehl bedeutet, und die Folgen, falls ihr euch widersetzt, sind allen wohl bekannt.‘

Wir waren wie vom Blitz gerührt. Meine Schwester ging zum Fenster und sah gegenüber einen grossen Volksauflauf. Wir öffneten, erkannten unseren Nachbarn, umgeben vom Pöbel. In der Hand hielt er einen schönen Sessel, gepolstert, neu furniert, und schrie mit heiserer Stimme: ‚Und jetzt dieser Stuhl: wer will ihn kaufen, was zahlt ihr dafür?‘ Gemurmel, die Leute hatten schon lauter Möbelzeug und schienen nichts mehr zu brauchen. Endlich rief einer: ‚5 Lei gebe ich dafür.‘ Stellen Sie sich vor, Frau H., für 5 Lei hat er den Stuhl und die anderen fünf weggegeben, und nachher noch eine Nähmaschine, die ungefähr 4'000 Lei kostet, für 200 Lei. Als wir das sahen, kam uns erst richtig zum Bewusstsein, dass wir doch in derselben Situation waren. Sollten wir auch Möbel verkaufen, verschenken? Wir rannten hinaus, um zu sehen, was eigentlich los war, wer ausser uns noch räumen musste. Im Allgemeinen stellten wir fest, dass es Leute waren, die früher Vermögen hatten, in guten Stellungen standen oder eigene Werkstätten hatten. Wie kamen wir beiden armseligen Schwestern in diese Kategorie? Das musste ein Irrtum sein. Wir hatten doch als Künstlerinnen immer von der Hilfe anderer gelebt. Ein Hoffnungsschimmer leuchtete uns. Wir gingen zur Miliz und brachten unseren Fall vor, baten, uns doch von der Liste zu streichen; es müsse ein Irrtum sein. Sie haben uns nur ausgelacht und gemeint, es mag sein, dass es ein Irrtum sei, aber hinaus aus der Wohnung müssten wir. Wir waren nicht die einzigen. Noch unzählige andere Bittsteller füllten den Korridor vor dem Milizchef, aber alle wurden sie wie wir abgewiesen.

Auf der Strasse panikartige Stimmung. Die Betroffenen rannten hin und her, räumten, holten Lastkraftwagen, soweit welche zu haben waren, luden sie mit den ganzen Einrichtungsgegenständen voll. Die Nichtbetroffenen zogen sich zurück, versperrten sich, befürchtend, dass sie auch noch geholt würden. Alle Leute waren wie irr. Man fragte, erhielt keine Antwort; man kann es gar nicht beschreiben, was sich auf den Strassen und in den Häusern zugetragen hat. Eine Frau schrie und weinte und beteuerte dem Milizmann, ihr Kind läge im Spital, und sie könne doch nicht ohne das Kind wegfahren. ‚Warum denn nicht? Das Kind ist im Spital gut aufgehoben und wird euch dann schon

nachkommen, wenn es gesund ist'. Eine andere Frau schrie: ‚Wartet doch noch einige Tage! Mein Mann ist verreist; ich kann doch nicht mit den Kindern die schweren Möbel wegschleppen. Wartet doch, bis er zurück ist‘. An allen Ecken wurden Möbel versteigert; jeder brauchte Geld, um einen Waggon oder Lastkraftwagen bezahlen zu können. Wir haben natürlich noch viele gute Bekannte und Verwandte in Kronstadt; aber weiss man, ob sie morgen nicht auch räumen müssen? Sonst hätten wir dort einiges untergestellt, und haben es auch auf gut Glück mit einem schönen antiken Schrank gemacht. Man weiss ja gar nichts; ist es ein Fort für immer, ist es nicht der Anfang einer neuen Verschleppung nach Russland? Soll man trauen, dass wir in Siebenbürgen bleiben? Wird es nicht auch in die Bărăgansteppe gehen, wie die Banater aus den Grenzdörfern?

Wir kamen also wieder nach Hause und waren nicht klüger wie zuvor. Einige gute Nachbarn halfen uns dazu, unsere Habseligkeiten zu packen. Einen Teil machten wir auch zu Geld. Fragen Sie nicht, wie. Aber soviel Geld brauchten wir doch, um uns die Fahrkarten nach Schässburg zu lösen. Das Gepäck haben Freunde mit zu ihren Sachen geladen, und wir beeilten uns, loszufahren, damit wir möglichst vor der grossen Menge hier in Schässburg einträfen. Der grösste Teil muss nach Elisabethstadt gehen, wenige nach Schässburg, Reps und Mediasch, und der Rest, weiss Gott wohin, auf die Dörfer. Nun sind wir hier und wissen nicht, was weiter. Gibt es irgendwo ein Zimmer, und sei es nur ein Schuppen?»

Ja, alles hätte sie verlangen sollen, aber Unterkunft! Das Problem ist heute in Rumänien noch viel schwieriger als hier in der Bundesrepublik. Weiss Gott, woher die vielen Menschen auftauchen, die ganze Bessarabien- und Bukowinabevölkerung hat sich nach dem Zusammenbruch in unsere Städte ergossen. Gebaut wurde im ganzen Land kein einziges Privathaus. Bloss Parkanlagen, und Lautsprecher wurden in allen Strassen angebracht. Die Zigeuner, die früher in ihren Zelten hausten oder in den Lehmhütten, sind jetzt Fabrikarbeiter und beanspruchen natürlich auch Wohnraum. In den Dörfern bewohnen sie die «gute Stube», und der Bauer sitzt mit seiner Familie rückwärts im Stall. Ja, wo sollen wir nur diese armen Kronstädter unterbringen?

Nach kurzer Zeit läutete es wieder und es erschien Herr Th.: «Wissen Sie keine Wohnung, ein Zimmer, irgendeinen Raum für mich, meine Frau und drei Kinder? Über Nacht sind wir heimatlos und stellungsslos geworden. Hier am Marktplatz steht ein LKW mit meinem Gepäck und dem kleinsten fieberkranken Kind.» «Ja, bekommen Sie denn keine Wohnung zugewiesen? Nachdem man Sie hierher zwangsumgesiedelt hat, muss man Sie doch auch unterbringen.» «Natürlich müsste man. Aber ehe ich ein Massenquartier komme, möchte ich lieber selbst etwas suchen. Ich habe auch Geld. Vor einer halben Stunde habe ich ein gutes Klavier verkauft und auch noch ziemlich preiswert; die Schässburger scheinen noch nicht zu wissen, dass sie innerhalb einiger Tage, auch zu ganz billigen Preisen, Möbel und Sachwerte erhalten können.» Ich hätte ja gerne die Leute vorübergehend bei mir aufgenommen. Das kranke Kind holte ich natürlich

gleich ab; aber die übrigen zu beherbergen wäre zu riskant gewesen. So war es damals: Hätten die Behörden festgestellt, dass ich auch nur für eine Person ein Bett aufschlagen kann, hätte ich für diesen Bettplatz sofort eine Person für immer zugewiesen bekommen. Wehe, wenn in einer Wohnung ein Sofa stand oder eine Couch, von denen man annehmen konnte, dass niemand darauf schläft. Warum sind heute die Betten so gesucht? Weil früher jeder danach trachtete, seine Betten zu verkaufen. Heute fehlen sie natürlich.

Es gelang uns dann, nach einigen Tagen, für Herrn Th. mit Familie in einem Baumgarten, ausserhalb der Stadt, ein Zimmer und Küche zu finden. Der Zufall wollte es, dass dieses Sommerfrischehäuschen noch nur zum Teil von der in der Umgebung wohnenden Bevölkerung abgekleidet und verfeuert worden war, so dass Herr Th. zwar Fensterstöcke und Türrahmen frisch einsetzen musste, aber immerhin ein Dach über dem Kopf fand. Die Möbel stellten wir unter die gedeckte Toreinfahrt eines alten Burghauses. Es war höchste Zeit, denn die ganze Fahrt hindurch von Kronstadt bis Schässburg hatte es in Strömen auf den vollgepackten offenen Wagen geregnet.

Inzwischen trafen auch die anderen Aussiedler in Schässburg ein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Greuelnachricht. Am Bahnhof rollte ein Zug nach dem anderen durch, lauter Evakuierte. Nun war schon die Bevölkerung aus der Umgebung Kronstadts dran, bald werden auch wir vorgenommen. Was soll das bedeuten? Der Güterbahnhof war voll mit Lastzügen, welche Hab und Gut vieler Burzenländer Bauern fassten. Was war in den Waggons? Vieh, Schweine, Federvieh, Möbel, alte Leute, Kinder und natürlich die Bäuerin und der Bauer, soweit er nicht in Deutschland war. Meist hatten zwei Familien einen Waggon genommen. Wir sprachen mit den Bauern, fragten sie, wohin sie fahren. Das habe ich leider vergessen; aber jedenfalls sind sie irgendwo innerhalb Siebenbürgens gelandet. Eine richtige Kolonie von Evakuierten wurde Elisabethstadt. Ausser den Kronstädtern kamen auch Brooser¹ Familien hinzu. In Schässburg blieb nur ein ganz kleiner Teil. Die Miliz hatte keine Order, diese Flüchtlinge aufzunehmen, und schickte alle weiter nach Elisabethstadt. Dort wurden sie auch alle einquartiert, gut und schön sicher nicht, aber das Wohnungsamt musste sie unterbringen. Zufällig weiss ich, dass ein Hotel für diese Kronstädter freigemacht wurde. Dort wohnt es sich sicher angenehmer als in Schlupfwinkeln, die sonstwie noch aufzutreiben waren. Ich kann mich erinnern, dass ein bis zwei Jahre später, nachdem diese Verfolgten sich irgendwie schon zurechtgefunden hatten, gerade in diesem Hotel viele lustige und gemütliche Abende in geselligem Beisammensein verbracht wurden. Eine Menge Jugendliche, die darunter waren, liess sich nicht unterkriegen und genoss in vielleicht noch viel reichere Masse als in Kronstadt ein tanzfreudiges Leben.

Nun waren sie also hier in Elisabethstadt gelandet, einer kleinen Stadt, die schier keine deutsche Bevölkerung mehr hatte. Ja, anfangs sah es trostlos aus. Niemand hatte Lust, etwas zu beginnen, etwas zu verdienen. Man war es ja sowieso schon gewöhnt, vom Verkauf der alten Sachen zu leben.

¹ Broos (Orație), Județ Hunedoara (Eisenmarkt) in Südwest-Siebenbürgen.

So warteten sie also vorläufig ab. Einerseits befürchteten sie, dass dies nur ein Übergangsstadium zu noch schlechteren Zuständen (Bărăgan) sein sollte, andererseits hofften sie, bald wieder nach Kronstadt zurückzukommen. Jeder suchte nach Beziehungen zum Ministerium, die ihn aus dieser misslichen Lage herausreissen sollten. Die übrige deutsche Bevölkerung aus Siebenbürgen zitterte auch, und jeder machte sich schon mit dem Gedanken vertraut, dass er auch evakuiert würde. Aber nachdem dann Monate verstrichen und ausser einigen Nachzählern aus Kronstadt und einigen ganz wenigen auch aus Hermannstadt Ruhe eintrat, atmeten alle auf und dankten unserem Herrgott, dass er sie diesmal verschont habe. Ich erinnere mich übrigens, dass bei der ersten grossen Evakuierung aus Kronstadt auch einige rumänische Familien betroffen wurden.

Die in Elisabethstadt lebenden Kronstädter hatten anfangs gar keine Ausweispapiere. Das «Buletin» wurde ihnen entzogen, und ohne ein solches war es eine gefährliche Sache, den Standort zu verlassen. Man konnte keine 20 Minuten sich bewegen, ohne irgendwie sich ausweisen zu müssen. Damals hatten auch die Partisanen aus den Fogarascher Gebirgen sich ziemlich weit bis nach Agnetheln hereingetraut, beraubten ganze Betriebe und gefährdeten dadurch die deutsche Bevölkerung sehr. Natürlich wurde angenommen, dass wir Deutsche mit diesen Partisanen irgendwie in Verbindung stünden oder zumindestens froh über ihre Überfälle seien. So waren die Ausgesiedelten also in Elisabethstadt eingesperrt. Es wurde ihnen ganz strikt verboten, den Ort zu verlassen. Bei ganz dringenden Fällen, z.B. Schwerkranken, wurde ein Begleitschein für eine Fahrt nach Schässburg in das Spital mitgegeben. Natürlich getrauten sich doch einige Wahnsinnige, auch ohne Schein bis Schässburg oder gar bis Kronstadt vorzustossen, um die Fühler auszustrecken usw. Nach zwei Jahren, so glaube ich, erhielten sie dann neue Ausweise, worin ihre Zuständigkeit nach Elisabethstadt eingetragen war. Warum diese ganze Umsiedlung vorgenommen wurde und warum so ganz plötzlich, weiss man bis heute nicht recht zu deuten. Nachdem im Jahre 1955 alle, die wollten, wieder zurückdurften, konnte man es nur als eine Schikane betrachten. In die Wohnungen, die die Kronstädter freimachen mussten, kamen gar nicht Arbeiter, wie es anfangs hiess, sondern Beamte, Partei- und Milizmitglieder.

Nach einigen Wochen fing es sich in Elisabethstadt an zu regen; lange konnte man nicht ohne Verdienst leben. Diejenigen, die wirklich nichts mehr hatten, zwang die Not dazu; und andere, die entweder von Verwandten unterstützt wurden oder noch vom Verkauf lebten, mussten auch zusehen, dass sie arbeiteten, sonst hätte das bei den Behörden bald böses Blut gemacht und den Verdacht erweckt, dass sie noch unheimliche Reserven hätten. So ging bald alles, alt und jung, Mann und Frau und Kind als Tagelöhner auf das Feld arbeiten oder auf irgendeinen Bauplatz. Das Glück, an einem Bauplatz als Handlanger zu arbeiten, hatten sie nur vorübergehend, da ja überhaupt nur Industriebauten gemacht werden, und dafür ist Elisabethstadt kein günstiger Ort. Bis Scharosch und Halvelagen¹ wimmelte es auf den Feldern von Kronstädtern in Tirolerhosen. Schwer haben

1 Halvelagen (Hoghilag) liegt unmittelbar östlich von Elisabethstadt, Scharosch (Șaroșul) südlich, jenseits der Kokel (Plasa Mediaș, Județ Tamavâ-Mică).

sie sich ihr Geld verdient. Ein Tagelohn für Feldarbeit betrug 10 Lei. Die Kinder mussten fest mithelfen, vormittags in die Schule und nachher wieder zur Arbeit. Anfangs gingen die Kinder in Elisabethstadt in die deutsche Volksschule und später, als sie dann auch den Ausweis erhielten und vor allem auch etwas verdienten, konnten die Kinder in die höhere Schule nach Mediasch und Schässburg gehen. Damals, als sie Kronstadt räumen mussten, standen einige Schüler gerade vor dem Abitur. Sie durften es nicht machen, obwohl es sich nur noch um 10 Tage handelte. So haben diejenigen, die nach zwei Jahren nicht mehr die Energie hatten, sich dafür vorzubereiten, diese Abschlussprüfung verloren. Allmählich gelang es dann vielen, eine Anstellung zu finden, im Laufe der Zeit eine annehmbare Wohnung; und so kam es, dass dann, als die Möglichkeit bestand, wieder heimzukehren, manche es vorzogen, dort zu bleiben. Allerdings war eine Heimkehr auch mit grossen Kosten verbunden. Man musste sich in Kronstadt wieder nach einer Stellung umsehen, und vor allem, die alte Wohnung bekam man nicht wieder zurück.

Als dann im Jahre 1955 die Erlaubnis kam, wieder nach Kronstadt zu gehen, war die Freude gross. Unermüdlich hatten die «Eisabethstädter» ihre Bittgesuche an die verschiedenen Ministerien gerichtet, hatten sich Erlaubnis zu Sonderfahrten nach Bukarest erbeten. Andererseits hatten auch die Betriebe in Kronstadt beharrlich und dringend immer wieder ihre gut eingearbeiteten und verlässlichen Fachkräfte angefordert. So hatte ein grosser Teil sofort wieder die Möglichkeit, in Kronstadt seinen früheren Beruf oder Anstellung fortzusetzen. Bloss die Wohnungsfrage war so ein Problem, dass viele aus diesem Grunde bis auf den heutigen Tag nicht nach Kronstadt zurückkehren konnten. Wer also Beziehungen oder Geld hatte, hat es dann doch geschafft. Zuerst kamen die Kronstädter mit der Rücksiedlung an die Reihe (viele waren auch nach Tartlau evakuiert), und dann allmählich nach Monaten die Burzenländer Bauern. Aber niemand kam in seine frühere Wohnung zurück.

Inzwischen trat das Mietschutzgesetz in Kraft, wonach niemand aus der Wohnung «hinausgeschmissen» werden durfte. Im Allgemeinen eine Erlösung, besonders für die deutsche Bevölkerung, weil die doch hin und her gehetzt wurde und stets in Angst war, dass jemand vom Wohnungsamt kommt und über Nacht die Wohnung freihaben will, weil andere, die mehr Berechtigung dazu haben, darin wohnen sollen. Für die Kronstädter Heimkehrer war es ein Schlag. Viele hatten doch vor dieser Katastrophe, wenn auch sehr zusammengedrängt, womöglich hinten im Hof, aber doch im eigenen Haus gewohnt, oder im Haus, welches einmal Eigentum war und inzwischen verstaatlicht wurde. Jetzt mussten sie ungeheure Summen Geldes aufbringen, um die «Abtretungskosten» für eine Wohnung zahlen zu können. Das ist ungefähr so, wie heute hier der Baukostenzuschuss, auch als Summe soviel, bloss mit dem Unterschied, dass mit dem Geld erstens die Wohnung nicht hergerichtet wird, zweitens dies Geld nicht in monatlichen Raten von der Miete abgezogen wird, sondern dies ist eine Summe, die man einer Familie zahlt, damit sie einem die Wohnung, oder besser gesagt, das Loch von einem alten bau-

fälligen Zimmer abtritt. Diese Familie lebt dann von dem Geld zwei Jahre in Freuden und beschränkt sich ihrerseits, falls viele Kinder sind, auf ein einziges Zimmer statt bisher auf zwei. Das ist der einzige Weg, heute in Rumänien zu einer Wohnung zu kommen. Meistens macht man es so, dass man ein halbes Zimmer abtritt, mit Schränken eine Wand aufzieht. Es gibt fast keine einzige Wohnung in Rumänien unter der deutschen Bevölkerung, die nicht durch Schränke, Vorhänge oder durch Leinwand geteilte Zimmer hätte. In jeder Hälfte wohnen wildfremde Menschen. Eine Wand wird nirgends eingebaut, weil erstens niemand das Geld dazu hat und zweitens weil dann für immer und ewige Zeiten auch die Hoffnung aufgegeben wird, dass man einmal allein das ganze Zimmer bewohnen darf.

Elisabethstadt hat durch die Kronstädter sehr gewonnen, das kulturelle Niveau wurde sehr gehoben und vor allem, die deutsche Schule ist dadurch erweitert worden und besteht auch heute noch weiter.

Ortsregister

- Acsa 132
Adjud 275
Agemler (Ciobanița) 35 f.
Agendorf 142
Agnetheln (Agnita) 240ff., 406
Agnita siehe Agnetheln
Agram (Zagreb) 60
Alud 50
Akkerman (Cetatea-Albă) 12, 29
Alba-Julia siehe Karlsburg/Rumänien
Alberndorf 143
Albesti siehe Sarighiol
Albota 141 E, 6f.
Albrány 132
Albrechtsflor (Teremia-Mică; Kleintermin)
271, 304
Aleksandrovo 184
Alibunar 179, 217
Almasna 259 f.
Alör 146, 150
Alparét 146
Alsóbalázsfalva siehe Blasendorf
Alsóhomoród 130
Alsónána 186
Altbeschnowa 111 E, 212
Alt-Écska 184
Altheide 115
Alt-Klösitz 12
Altmünster 167, 169f.
Alt-Ötting 140
Altsandez 156
Altweitra 340 f.
Alt-Werbass siehe Werbass
Alzen 238
Amstetten 106f., 128, 149, 336, 340f., 361 f.
Arad 9E, 18 E, 72 Ef., 75 E, 95 E, 97 E, 101
E, 110 E, 59, 128, 191ff., 222, 304, 306,
310, 329f., 332, 339, 345, 355, 357, 361
f., 371, 375, 380
Aradul-Nou siehe Neuarad
Aranyosmedgyes 153
Arded (Erdöd) 166 f., 261 f.
Arpás 148
Arzis 7, 11f.
Asten 149
Aue 282
Aur eishausen 175
Aussig 79
Azuga 70
Bácsalmás 185
Bad Buziasch 103
Bad Ullersdorf 151 f., 157f.
Baia-Mare siehe Neustadt/Rumänien
Baierdorf 152 f., 161
Baja 74 E, 185, 205
Bakonybánk 133
Bakonyszombathely 133
Balatonkenese 187 f.
Balavásár 111
Balkány 131, 147
Balmazuvaros 142
Bälti 250
Banatsko-Karadjordjevo 184
Bátaszék 186
Bayreuth 115, 118
Begej Sveli Djuradj siehe Sankt Geor-
gen/Bega
Békécsaba 72f.
Beled 133, 148
Belgrad (Beograd) 74 E, 22, 37, 43, 58, 172f.
Beltiug siehe Bildegg
Bendery siehe Tighina
Bentschen (Zbaszyn) 25
Berchtesgaden 34 E
Béreg 185
Beregşaul 175
Beregşasz 152 ff.
Beresina/Bessarabien 12 E, 141 E, 6f.
Berlin 34 E ff, 60 E f., 5, 11f., 16, 19, 25, 27,
57, 63, 91, 123, 171 ff, 208, 282
Beschenowa 274
Bethlen 142
Betschkerek siehe Gross-Betschkerek
Bezdán 185
Bikafalva 106
Bildegg (Beltiug) 261 f.
Biled 91 E, 177
Billak 130
Birk 126f., 130, 139
Bischofswerda 115 E
Bischwitz 115
Bistritz/Siebenbürgen 7 E, 58 E, 66 Ef., 71 E,
72, 74, 76ff., 119f., 122, 126ff, 133ff,
144f., 150ff, 159f., 164, 167, 339, 351,
353
Bitterfeld 17
Blajenii-de-Jos siehe Blasendorf
Blasendorf (Blajenii-de-Jos; Alsóbalázsfalva)
146

Bodenbach 117f.
 Bodrogszerdahely 155
 Borzsova 151 ff., 155
 Botsch 121, 126, 129f.
 Brăila 13 E, 21, 85, 380, 396
 Brasov siehe Kronstadt
 Bratčice siehe Bratschitz
 Bratschitz (Bratčice) 329
 Breaza 48
 Brenndorf 235, 299f.
 Breslau (Wrocław) 42, 115, 156
 Bross (Orastie) 113 E, 405
 Bruck/Leitha 74, 78
 Brünn 95 E, 329
 Buchenwald 72 E
 București siehe Bukarest
 Budaörs 71 E, 161, 169
 Budapest 46 E, 66 E, 68 E, 70 E f., 77 E, 71,
 73, 84, 105f., 118, 120f., 128, 133ff., 138,
 147f., 153, 155, 161, 164ff, 169f., 297,
 336, 344, 355, 357, 370, 372, 375
 Bugas 143 E
 Bukarest (București) 13 E, 53 E f., 59 E ff.,
 75 E, 78 E, 101 E, 113 E, 8, 11, 14, 36,
 47, 56, 63, 67 ff, 75, 80f., 86, 94, 96f.,
 103, 129, 135, 171, 207, 219, 229ff, 245,
 248, 255, 280, 304, 324, 328, 331, 354,
 358f., 365ff, 386, 389, 393
 Bulgarisch-Beschenowa 203
 Burghalle 124, 342
 Burlescht 71 E, 165
 Burosk 280
 Bussd 51
 Bușteni 62 E, 66ff, 74f., 77f.

 Călărași 394
 Calimaneșty 237
 Câmpina 77
 Câmpulung siehe Kimpolung
 Caracal 359
 Caramurat 43 f.
 Carani siehe Mercydorf
 Cârlibaba-Noua siehe Ludwigsdorf/
 Siebenbürgen
 Cârlibaba-Veche siehe Mariensee/
 Rumänien
 Caslau 158
 Cața siehe Katzendorf
 Cataloi siehe Catalui
 Catalui (Cataloi) 43
 Căușani 27 f.
 Cece 215
 Cegléd 73
 Celldömölk 215

 Cenadul-Vechiu siehe Tschanad
 Cepari siehe Tschippendorf
 Cernăuți siehe Czernowitz
 Cernavoda 46 E, 117 E, 19, 21, 23, 37, 47,
 380
 Cetatea-Albă siehe Akkerman
 Cetatea-de-Baltă (Kükülôvâr) 290
 Cheb siehe Eger
 Chijasa-de-Sus siehe Obergesäss
 Chilia Noua siehe Kilia
 Chirales siehe Kyrieleis Chotieschau 188
 Ciacova (Tschakowa) 217f., 265, 267, 380
 Ciobanița siehe Agemeler
 Ciré (Cséres) 156
 Cișmele siehe Tschitschma
 Ciulnița 388
 Cluj siehe Klausenburg
 Cobadin 18, 36f., 43f., 330
 Coburg 17
 Comioșul-Mare 58, 304
 Comioșul-Mic 304
 Constanza siehe Konstanza
 Coșlariu 81
 Coșna 10 E
 Craiova 13 E, 95 E, 93, 177, 179, 208, 330
 Craiova, Vertrag von 4 E, 12 E, 47 E
 Crimmitschau 267
 Crnja siehe Zerne
 Csanalós 131
 Csap 154f.
 Csapód 169
 Csatád siehe Lenauheim
 Csenger 137
 Csép 133
 Cséres siehe Ciré
 Csermek 146
 Cservenka 185
 Csicsókeresztur 146
 Csörgö 155
 Csözstelek 184
 Csövár 132
 Csongrád 72 f., 194
 Curtici 59, 375
 Czece 187
 Czernowitz (Cernăuți) 4 E, 10 E f., 23 E f.,
 43 E ff, 138 E, 141 E, 12, 14ff, 30f., 33,
 281, 323
 Czigányi 147
 Czirak 143

 Dachau 72 E
 Dálga 106

Dálga 390
 Damásd 132
 Danowitz 340
 Danzig 49 E, 84
 Debrecen 72, 128, 136, 154, 161, 163f., 336
 Déda 72
 Dedrad siehe Deutsch-Zepling
 Dej (Dés) 68 E, 72, 120, 127, 130, 139,
 142, 146, 150, 161
 Dés siehe Dej
 Deta 171, 355, 371
 Detk 132
 Deutsch-Budak 121 f.
 Deutscheneck (Sompolno) 315
 Deutsch Gabel 150
 Deutschkreuz 216
 Deutsch Preschau siehe Eperjes
 Deutsch-Sankt Michael 175
 Deutsch Tschanad siehe Tschanad
 Deutsch-Zepling (Dedrad) 106, 121, 126ff.
 Deutsch-Zerne siehe Zerne
 Dicsöszentmárton siehe Martinskirch
 Dinlaş 381
 Dnjeproderschinsk 271 f. 1
 Dnjepropetrowsk 80 E, 251, 272, 275
 Dorotheia siehe Tariverde
 Draas (Dräußen) 65 E, 105ff., 125f., 335
 Dräußeni siehe Draas
 Dresden 79, 124, 297, 331
 Dudeşti 382, 385, 394
 Dürrbach 121, 154
 Dumbrăveni siehe Elisabethstadt
 Dunaalmas 133
 Dunaföldvár 74 E, 185, 195, 199, 204 f., 214

 Ebenfurth 140, 149, 188, 205
 Êcska siehe Etschka
 Edelsberg 149
 Edve 133
 Eger 118, 333
 Eggenburg 205
 Egyed ,133
 Eibreichsdorf 138
 Eidau 126
 Eisenmarkt (Hunedoara) 405
 Elek 128
 Elisabethstadt (Dumbrăveni) 113 E, 107, 401
 f., 404ff.
 Emöd 132, 147
 Engelsbrunn 193
 Enns 149, 169
 Ennsdorf 340

 Eperjes (Deutsch Preschau) 156
 Erdöd siehe Arded
 Erdökürt 132, 147
 Ermihályfalva 72
 Ernstbrunn 134
 Esztergom siehe Gran
 Ete 133
 Etschka (Êcska) 184
 Euratsfeld 205

 Fachria (Făclia) 21
 Făclia siehe Fachria
 Falkenau 333 f.
 Felldorf (Filitelnic) 65 E, 68 E, 109
 111ff., 125, 288, 291
 Felsöság 188
 Filitelnic siehe Felldorf
 Focşani 239
 Frain 314
 Frankfurt/Oder 80 E, 239, 249, 260
 265, 267, 270, 281
 Fratautz 334
 Freck 238
 Freiberg/Oberösterreich 340
 Freistadt 124, 162
 Friedenstal (Fridenstal) 29
 Friedland, Kreis Göttingen 367
 Füzesabony 132, 137f.

 Gablonz/Neisse 138
 Galatz 13 E, 43 E f., 46 E, 5f., 9f., 47,
 99, 385
 Garsten 170
 Gdânsk siehe Danzig
 Gencs 147
 General-Praporgescu siehe Jakobsonstal
 Gerolding 195
 Gertianosch 73 E, 83, 173, 175, 180ff.,
 184f., 187, 190, 205f.
 Geszteréd 131
 Ghencia 354
 Gheorgheni 365
 Giarmata siehe Jahrmarkt
 Gicz 133
 Giulváz 175
 Glatz 78, 116
 Gleiwitz 151
 Gmünd/Niederdonau 124, 341
 Gmunden 150
 Gnesen (Gniezno) 318, 320
 Gniezno siehe Gnesen
 Göcs siehe Götsch
 Gödöllő 138
 Göpfritz 206, 342
 Görlitz 35

- Götsch (Goes) 112
 Gotha 281
 Gottlob 272, 304
 Grabaț siehe Grabatz
 Grabatz (GrabaQ 91 E, 175, 304, 364
 Gradisca 58
 Grätz (Grodzisk) 25
 Grafenberg 205
 Gran (Esztergom) 68 E, 132, 139, 143, 148
 Graslitz 331
 Graz 46 E, 23, 37, 43
 Griesbach 144
 Grodzisk siehe Grätz
 Grossalisch 109, 111
 Gross-Betschkerek (Veliki Betschkerek;
 Zrenjanin) 84, 185, 209, 218
 Grosshöflein 205
 Grossjetscha 175
 Gross Karol (Nagykároly) 58 E, 68 E, 71 E,
 72f., 126ff., 133, 139, 141f, 147, 150,
 163ff., 168ff.
 Gross-Kikinda siehe Kikinda
 Grossmarosch siehe Nagymaros
 Gross-Sankt Nikolaus (Sânnicolaul Mare;
 Nagyszentmiklós) 74 E, 59, 196, 203,
 211f, 271, 273, 304, 361
 Gross-Sankt Peter 200, 210
 Gross-Schamm (Jamul-Mare) 355, 357, 371
 Grossschogen (Șieu) 121, 130, 139, 141,
 150, 154, 158, 339
 Grosswardein (Oradea) 4 E, 9 E, 68 E, 72 E,
 75 E, 95 E, 97 E, 114 E, 121 E, 72, 163,
 290, 297, 333ff., 344f., 348, 350, 388
 Gurahumora (Gura Humorului) 45 E, 13,
 15f., 19
 Gura Humorului siehe Gurahumora
 Gutenfürst 281
 Gutenstein 37, 40
 Guttenbrunn 192
 Gyömöre 133
 Gyöngyös 132, 139, 142, 147
 Győr siehe Raab
 Győr 143
- Habelschwerdt 115
 Hainfeld 149
 Hajdúböszörmény 131, 143, 147
 Hajdúhadház 131, 147
 Halvelagen (Hoghilag) 406
 Hamburg 123
 Hamroth (Homorodul-de-Jos) 166 f.
 Hamruden 105f., 335
 Hatvan 132, 139, 142, 147
- Hatzfeld (Jimbolia) 91 E, 111 E, 58, 82f.,
 175, 183f., 189, 218ff., 239, 273, 304,
 306, 308ff., 379, 382ff., 388ff., 392, 396,
 399
 Hegyeshalom (Strass-Somerein) 74, 128,
 375
 Hegyfalú 215
 Heidendorf 121, 124, 152, 154, 158ff.
 Heidenheim 79
 Heinrichsthal 78
 Heltau 401 f.
 Heökerez túr 131
 Heréd 132, 147
 Herkulesbad 173
 Hermannstadt (Sibiu) 6 E, 15 E, 22 E, 32 E,
 34 E, 36 Eff., 61 E f., 75 E f., 89 E, 91 Ef.,
 101 E, 105 E f., 113 E, 119 E, 46, 50f.,
 54ff., 79ff., 85ff., 90ff., 96f., 103, 105,
 177, 229, 231 ff., 236ff., 243 ff., 287, 295
 ff., 351, 401f.
 Heudorf 83
 Heves 169
 Hidas Németi 155 f.
 Hirschberg/Riesengebirge 116f.
 Hochstüblau 29
 Hof 281
 Hoghilag siehe Halvelagen
 Hohenebe 117
 Hohensalza (Inowroclaw) 23, 315, 318
 Hollabrunn 143, 340
 Homorodul-de-Jos siehe Hamroth
 Horn 124, 144, 205
 Hort 132
 Hoyerswerda 267
 Hunedoara siehe Eisenmarkt
- Iacobeni siehe Jakobeni
 Iakobstal siehe Jacobstal
 Ilmenau 254
 Inowroclaw siehe Hohensalza
 Ipoly 132
 Ipolyszalka 148
 Istanbul 59 E
- Jahrmarkt (Giarmata) 275, 374
 Jakobeni (Iacobeni) 49 E, 333 f.
 Jakobsdorf/ Siebenbürgen 143
 Jakobsonstal (General-Praporgescu) 21
 Jakobstal (Iacobstal) 28
 Jamul-Mare siehe Gross-Schamm
 Jánosfalva 106
 Jánosháza 188, 215
 Jassy 13 E, 59 E, 79 E, 90, 178, 189, 245f.,
 262

Jászberény 169
 Jegălia 389
 Jimbolia siehe Hatzfeld
 Johannsfeld 175
 Josephsfeld siehe Kula

Kairo 59 E
 Kaliningrad siehe Königsberg Pr.
 Kallersdorf 130
 Kálló 132
 Kalocsa 205, 214
 Kaplitz 162
 Kaplony 131
 Kápolna 132, 147
 Kapuvár 356
 Karácsond 132
 Karlsbad 118
 Karlsburg/Rumänien (Alba-Julia) 27
 E, 123 E, 81 f., 249
 Karlsburger Beschlüsse 27 E, 30
 E, 123 E, 127 E
 Karlstift 206
 Karol siehe Gross-Karol
 Kaschau 71 E, 151, 155f.
 Kassel 35
 Kathrinenfeld 184
 Kattowitz 49 E
 Katzendorf (Ca[^]) 65 E, 105 f., 125 ff., 335,
 337
 Katzbach/Bessarabien 12 E
 Kecskemet 73, 344, 357
 Keglevich 199, 203f., 212f., 217
 Keglevichhausen 213
 Kerecsend 132
 Ketfel 382
 Kiew 99 E, 365
 Kikinda 72 E ff., 83f., 171, 198, 210,
 212,304
 Kilija (Kilija; Chilia Noua) 44 E, 143 E, 9,
 24f.
 Kimpolung (Câmpulung) 95 E, 13, 331 ff.
 Királyháza 153
 Kirchberg 238
 Kischinew 79 E, 138 E, 141 E, 6f., 12, 28
 Kischoda 221
 Kisfentős 130
 Kiskér siehe Klein-Ker
 Kiskunfélegyháza 73, 175
 Kismaros 132
 Kisomkút 146
 Kiszombor 213, 375
 Kitzingen 140
 Klári 190

Klausenburg (Cluj; Kolozsvár) 6 E, 65 E, 66,
 81, 349
 Kleinbetschkerek (siehe auch Gross-Betsch-
 kerek) 173, 274 f.
 Klein-Ker (Pribičevičevo; Kiskér) 185 Klein-
 Kopisch 103
 Klein-Sankt Nikolaus 224
 Kleintermin siehe Albrechtsflor
 Klingenbach 133, 149, 188
 Klokuczka (Czernowitz-) 33
 Kničanin siehe Rudolfsgrad Kocs 133, 148
 Köln 60
 Köln-Wahn 60
 Königsberg Pr. (Kaliningrad) 49 E
 Königsbrunn 200
 Königshof (Remetea-Mică) 359
 Kolo siehe Warthbrücken
 Kolozsvár siehe Klausenburg
 Komárno siehe Komárom
 Komárom (Komárno, Komorn) 68 E, 140,
 356
 Komlosch 272
 Komorn siehe Komárom
 Komotau 115
 Konstanz (Constanza) 13 E, 45 E f., 117 E,
 18f., 21, 35, 43, 314, 324f., 328ff.
 Kópháza 133, 148, 169, 188
 Košice siehe Kaschau
 Krakau 44 E, 15, 48, 156f., 323
 Kramatorskaja 265f.
 Krappitz 74, 78
 Kremling (Németkér) 187
 Krens 74, 78, 124, 195
 Kriegsdorf (Sathmar Gebiet) 71 E, 165
 Kriwoi-Rog 80 E, 178, 237, 239, 249, 251
 Kronstadt (Braşov; Oraşul Stalin) 6 Ef., 15 E,
 36 E, 59 E, 61 Ef., 65E, 75 E, 78 E, 87 E,
 89 E, 92 E, 101 E, 106 E, 113 E, 119 E,
 36, 53, 63ff., 71, 74ff., 91, 103, 109, 164,
 234f., 240, 255f., 285f., 298f., 302, 365,
 368, 385, 401 f., 404ff.

Krumbach 188
 Krummnussbaum 166
 Kübekháza 213
 Kükülövár siehe Cetatea-de-Baltă
 Küllöd 185
 Kula (Josephsfeld) 185
 Kulm/Bessarabien 12 E
 Kulm/Weichsel 71 E, 150
 Kunszentmarton 73
 Kurheim (Powidz) 318, 320
 Kutno 29

Kwidzyn siehe Marienwerder
 Kyrieleis (Chirales) 139, 348
 Kysak (Sarosköszeg) 156

Laakirchen 149
 Lábatlan 133
 Lambach 149
 Langenau, Kreis Bromberg 116, 587
 Langenlois 78
 Lauban 34
 Lazarevo siehe Lazarfeld
 Lazarfeld (Lazarevo) 184
 Lázi 133
 Lechnitz (Lechința) 124, 141 ff., 339, 342, 347 f.
 Lechința siehe Lechnitz
 Łęczycza siehe Lentschütz
 Leipzig 26
 Leipzig/Bessarabien 12 E, 11
 Lemberg 28 E, 323
 Lenaueheim (Csatad) 91 E, 175, 304
 Lentschütz (Łęczycza) 29, 40, 314, 323
 Leova 60 E
 Lerchenfeld/Banat 384
 Leschkirch (Nocrich) 85 f., 237 f., 240
 Limbach/Sachsen 272
 Linz 49 E, 96 E, 60, 118, 124, 149f., 169, 207, 336, 371, 374
 Lippa (Lipova) 72E, 192, 304, 306, 359
 Łódź (Litzmannstadt) 23, 35, 40, 314, 323
 Lökösháza 59
 Lörinczi 132, 142
 Lövö 188
 Lovászpátona 133, 148
 Lovrin 91 E, 172, 175, 203f., 272f., 360, 397
 Lublin 50 E, 323
 Lubowka 255 ff.
 Luckenwalde 249
 Ludwigsdorf/Siebenbürgen (Cârlibaba-Noua) 10 E, 126
 Ludu;125
 Lugösch 192, 220f., 351
 Lunga 58
 Madéfalva 71
 Măgheruș siehe Maniersch
 Magyarláros 130
 Magyaróvár siehe Ungarisch Altenburg
 Makejewka 280
 Mangalia 314, 324, 327
 Maniersch (Măgheruș) 65 E, 107, 109, 111, 113, 118, 125, 127
 Mannsburg 141 E, 6f.
 Máramarossziget 160

Marbach 43 f.
 Mariathai 204
 Marianca-de-Jos siehe Mariewka
 Marienfeld (Teremia-Mare) 104, 172, 196, 199, 273, 304, 382
 Mariensee/Rumänien (Cârlibaba-Veche) 334
 Marienwerder (Kwidzyn) 29
 Mariewka (Marianca-de-Jos) 27 ff.
 Maros 125
 Marosvásárhely siehe Neumarkt/Siebenbürgen
 Martinskirch (Dicsőszentmárton) 100
 Massdorf siehe Mastort
 Mastort (Massdorf) 83
 Matelaș 338
 Mátészalka 137
 Maudorf 151
 Medgidia 36, 329f.
 Mediasch (Mediaș) 38 E, 40 E, 61 E, 113 E, 97, 99ff., 351f., 365, 367, 401 f., 404, 406f.,
 Mediaș siehe Mediasch
 Melk 149, 166, 195
 Melodia 17
 Mercydorf (Carani) 375
 Meseritz 25
 Mettersdorf 146, 157
 Mezökövesd 132, 138, 147
 Mezötárpa 155
 Mezötúr 73
 Mezőzilas 215
 Michelsdorf/Rumänien 354
 Mies 188
 Miskolc 68 E, 71 E, 128, 137 f., 155
 Mistelbach 124, 134
 Mönchsorf 121
 Mokrin 198 f.
 Monorfalva 126
 Mór 195
 Moravitz 209
 Moriczhida 133
 Moskau 42 E, 63 E, 139 E, 7f., 15, 27, 247
 Moson siehe Wieselburg
 Mosonszentjános siehe Sankt Johann
 Mosony 375
 Mühlbach 62 E, 113 E, 239, 401 f.
 Mühlhausen/Thüringen 41
 München 205, 303
 Muhi 131
 Munkatsch 127f.

Nadesch 109
 Nagyczenk 133, 148, 169
 Nagydem 133

- Nagyfentös 130
 Nagyigmánd 133, 139, 148
 Nagyilonda 135
 Nagykálló 169
 Nagykároly siehe Gross Karol
 Nagykend 109
 Nagykökényes 132
 Nagymaros (Grossmarosch) 132, 165
 Nagy muzsaly (Borzsova-) 152 ff.
 Nagysomkút 136
 Nagyszalánc siehe Slanec
 Nagyszentmiklós siehe Gross-Sankt Nikolaus
 Nakadorf siehe Nakovo
 Nakovo (Nakadorf) 304
 Näsäud (Nassod) 119, 134, 139, 141, 144, 150f., 158, 160, 339
 Nassod siehe Näsäud
 Nemačka Crnja siehe Zerne
 Németkér siehe Kremling Neppendorf 50
 Neräu siehe Nero
 Nero (Neräu) 273
 Neszmély 133
 Neurad (Aradul-Nou) 9 E, 191, 194, 222f., 310, 345, 357f.
 Neubeschenowa 217, 275
 Neuburg 175
 Neue Weingärten (Viile Noi) 329 f.
 Neufeld/Leitha 188, 204 f.
 Neuilly, Vertrag von 3 E
 Neumarkt/Siebenbürgen (Targ-Mureş; Marosvásárhely) 6 E, 65 E, 68 E, 72 E, 66, 106, 109, Ulf., 126, 154
 Neu Palanka siehe Palanka
 Neupetsch 381
 Neu-Sagusch siehe Novy Zagorsz
 Neu Sandez 71 E, 151, 156
 Neu-Sankt Peter (Sanpetru-Nou) 200
 Neustadt/Oberschlesien 78
 Neustadt/Rumänien (Baia-Mare) 121 E
 Neu-Werbass siehe Werbass
 Neu-Zerne siehe Zerne
 Nickelsdorf/Leitha 375
 Niedereidisch 122 f., 126, 130, 139
 Nieder Lindewiese 157
 Nieder-Wallendorf (Bistriz-) 152
 Nikolsburg 124, 158, 161 f.
 Nocrich siehe Leschkirch
 Nösen 121
 Novi Vrbas siehe Werbass
 Novy Zagorsz (Neu-Sagusch) 138 E, 143 E
 Nowomoskowsk 275
 Nürnberg 118
 Nürtingen 39f.
 Nyergesujfalu 133
 Nyirbátor 147, 169
 Nyirbogát 131, 147
 Nyiregyháza 68 E, 169f.
 Nyirmihálydi 131
 Nyirvasvári 131
 Óbék 213
 Obereidisch 122, 126, 130
 Obergesäss (Chijasa-de-Sus) 137
 Oberpullendorf 76
 Odessa 138
 Ódenburg (Sopron) 70 E f., 95 E, 84, 124f., 128f., 131, 133, 139ff., 154, 161, 166, 169, 188, 195, 200, 204f., 207f., 215f., 329, 336, 372f.
 Ökörítő 147
 Oelsnitz 115 E, 297
 Ókér 185
 Olchowce 143 E
 Oradea siehe Grosswardein
 Orastie siehe Broos
 Oraşul Stalin siehe Kronstadt
 Orawitza 179
 Orló 156
 Orschowa siehe Orşova
 Orşova (Orschowa) 47, 173
 Ostern 58, 175
 Ószivács 185
 Palanca 77
 Páli 133
 Paloş 338
 Pancevo siehe Pantschowa
 Pantschowa (Pančevo) 58
 Papa 84
 Paris/Bessarabien 12 E
 Parkány 148
 Passarowitz, Frieden von 8 E
 Passau 118, 144, 163, 195, 272
 Pauliş siehe Paulisch
 Paulisch (Pauliş), Judeţ Arad 304
 Pencz 132, 147
 Periam siehe Perjamosch
 Perjamosch (Periam) 74 E, 59, 176 f., 200ff., 206, 209, 215, 272, 360, 389, 397, 399
 Perlez siehe Perlas
 Persenbeug 44
 Pesac siehe Pesak
 Pesak (Pesac) 201, 203f.
 Petersdorf/Nordsiebenbürgen 342
 Petreşti siehe Petrifeld
 Petriefeld (Petreşti) 170
 Pilsen 95 E, 332, 334

- Pirna 331
 Piszke 133
 Pitești 208
 Piwniczna 156
 Plast 244, 246
 Plauen 282
 Ploești 13 E, 232, 245, 250, 280, 365f., 385
 Poarta-Alba 117 E
 Polgár 68 E, 131, 139, 169
 Poroszló 169
 Posen (Poznań) 49 E, 23ff., 42, 45, 321
 Pottenbrunn 217
 Powidz siehe Kurheim
 Poznań siehe Posen
 Prägarten 355, 374
 Prag 95 E, 48, 79, 158, 297, 334
 Prahovo 44 E, 9f.
 Predeal 69ff., 75
 Preussisch Stargard 29
 Pribičevičevo siehe Klein-Ker
 Probstdorf 100
 Przemysl 138 E, 143 E, 15
 Puchberg 140
 Puntigam 43

 Raab (Győr) 68 E, 84, 128, 143
 Rábacsanak 133, 169
 Rád 132
 Radautz 15, 19, 334
 Radna 304, 306
 Radymno 15
 Ragendorf (Rajka) 128, 133
 Rajka siehe Ragendorf
 Rákos 74
 Rákoskeresztur 169
 Rastatt 375
 Recklinghausen 156
 Reen siehe Sächsisch-Reen
 Regensburg 118, 188
 Regeteruszka 155
 Reghin siehe Sächsisch-Reen
 Rehhof/Österreich 149, 217
 Reichenau (bei Linz) 206
 Reichenberg/Sudetenland 117, 124f., 359
 Remetea-Mică siehe Königshof
 Reni 44 E, 143 E, 5, 9
 Reps siehe Rupea
 Reschitza (Reșița) 8 E, 101 E, 178 ff., 245f., 248, 276ff, 358f.
 Reșița siehe Reschitza
 Rettig 146
 Reussen (Szeretfalva; Sărățel) 72, 119, 152f.

 Rigycza 185
 Rodach 17
 Rode (Zagăr) 65 E, 109, 113, 125
 Röttök Muzsaj 148
 Roșa (Czemowitz-) 31
 Rothenburg ob der Tauber 144
 Rozyce 40, 42
 Rudolfsgnad (Kniöanin) 73 E, 180, 184ff, 188
 Rückers 115
 Rupea (Reps) 105, 335, 401, 404
 Rycerka 331

 Săblówka 333
 Sacalaz siehe Sackelhausen
 Sackelhausen (Sacalaz) 112 E, 175
 Sächsisch-Reen (Reghin) 58 E, 66 E f., 66, 71, 76f., 106f., 112f., 120ff, 125ff, 129, 167, 335f.
 Sächsisch-Sankt Georgen (SängeorzulNou) 157, 339 ff, 345, 349 ff
 Sâi siehe Scheindorf
 Saint Germain, Vertrag von 3E
 Sajkaski Sveti Ivan (Sajkásszentiván) 185
 Sajkáslag 185
 Sajkásszentiván siehe Sajkaski Sveti Ivan
 Sajoszöged 131, 147
 Salzburg 107, 370 f.
 Salzgitter 17
 Sambur 138 E
 Sânaandrei siehe Sankt Andreas
 Sandl 206
 Sângeorgiul-de-Mureș 112
 Sângeorz-Bai 160
 Sângeorzul-Nou siehe Sächsisch-Sankt Georgen
 Sankt Andreas (Sânaandrei) 274
 Sankt Georgen/Bega (Begej Sveti Djuradj) 184
 Sankt Johann (Mosonszentjános) 336, 361 f.
 Sankt Marienkirchen 374
 Sankt Nikolaus 203
 Sankt Pölten 70 E, 106, 124, 128, 134, 143, 149, 170, 195, 205, 217, 356, 374
 Sankt Valentin 128, 375
 Sânmărtinul-Sărbesc (Szerbszentmárton) 381
 Sânnicolaul-Mare siehe Gross-Sankt Nikolaus
 Sanok 33 f.
 Sânpetru-Nou siehe Neu-Sankt Peter
 Sarafola 203

Sarata 13
 Sărățel siehe Reussen
 Sarda 7
 Sarighiol (Albești) 314, 324f.
 Sárosköszeg siehe Kysak
 Sarosul siehe Scharosch
 Sárvár 188
 Sathmar (Satu-Mare) 4 E, 68 E, 74 E, 92 E,
 121, 128, 136, 142, 153, 161, 164, 166f.,
 169, 261f.
 Sátoraljaújhely 155
 Satu-Mare siehe Sathmar
 Saybusch (Zywiec) 331, 333
 Schag 355
 Schässburg (Sighiçoara) 62 E, 113 E, 101,
 108, 118, 293, 351, 354, 385, 402, 404ff.
 Schalding 272
 Scharosch (Șaroșul) 406
 Schattendorf 373 f.
 Scheindorf (Sai; Szinfalu) 71 E, 130, 136,
 165, 167, 169f., 262
 Schellenhagen (Zielniki) 25
 Schiltern 69, 74, 78
 Schönaun an der Enns 143
 Schöndorf, Județ Arad 194
 Schönfeld 191
 Schöngrafenau 340
 Schogen 126
 Schottwien 140
 Schroda (Sroda) 25
 Schuple siehe Stefansfeld
 Schwarzau 140
 Semlin (Zemun) 44 E, 46 E, 9f., 22 f., 37, 43
 Sepziszentgyörgy siehe Sf. Gheorge
 Serbisch-Zerne siehe Zerne
 Sèvres, Vertrag von 28 E
 Sf. Gheorge (Sepziszentgyörgy) 65 f.
 Sibiu siehe Hermannstadt
 Șieu siehe Grossschogen
 Sighet 99 E, 365
 Sighisoara siehe Schässburg
 Sigmundfeld 184
 Sigmundsherbeg 144
 Silberbach, Kreis Graslitz 332
 Sinai 66, 69, 74f., 366
 Slanec (Nagyszalánc) 155
 Slobozia 63 E, 94, 96, 98, 245, 355, 358f.,
 394
 Smolniki siehe Stefansdorf Sniatyn-Zalucze
 33f.
 Soit 185
 Sombor 185
 Somkút 136
 Somkerek 146
 Sompolno siehe Deutscheneck
 Sopron siehe Ödenburg
 Sopronkövesd 188
 Sroda siehe Schroda
 Stahnsdorf 5, 19
 Stajičevo 184
 Stalinabad 94 E
 Stalingrad 54 E, 59 E
 Stalino 79 E, 268
 Stanislaw 15
 Stefansdorf (Smolniki) 318
 Stefansfeld (Šupljaja; Schuple) 73 E, 217 ff.,
 265
 Steierdorf-Anina 8 E, 72 E f., 178ff.
 Steinamanger (Szombathely) 161
 Steinau, Kreis Thorn 29
 Steinberg 76
 Steyermühl 149
 Stockholm 59 E
 Strass-Somerein siehe Hegyeshalom
 Stryi 138 E
 Stuttgart 260, 331
 Süttö 133, 148
 Šupljaja siehe Stefansfeld
 Szajol 73
 Szakácsi 147
 Szakoly 131
 Szalmadpuszta 131
 Szamoskráso 136f.
 Szatmár siehe Sathmar
 Szatmárhegy 130
 Szeged (Szegedin) 74 E, 105, 175, 199f.,
 204f., 207, 213f., 344, 355, 357, 372
 Szekszárd 186
 Szentes 72 f., 194
 Szentgyörgy 125
 Szentmiklosch siehe Gross-Sankt Nikolaus
 Szerbszentmárton siehe Sänmártilun-
 Sárbesc
 Szeretfalva siehe Reussen
 Szihalom 132
 Szinfalu siehe Scheindorf
 Szob 132
 Szolnok 59, 72f, 161, 362, 375
 Szombathely siehe Steinamanger
 Szöreg 213
 Targ-Mureș siehe Neumarkt/Siebenbürgen
 Târgu-Jiu 63 E, 86, 90, 93f., 176f., 244f.,
 249ff., 350
 Tariverde (Dorotheia) 43
 Târnova 191
 Tarnów 156

- Tartlau 65
 Tarutino 12 E, 19 E, 138 E, 141 E, 6f., 10ff.,
 15, 27
 Taschkent 17
 Tasnád 147
 Tát 133
 Tata 133, 139, 148
 Tatar-Bunar 12
 Tatsch 342
 Techirghiol 324
 Téglás 131
 Tekendorf 121 f., 126
 Temeschburg (Timișoara; Temeschwar;
 Temesvár) 8 E, 15 E, 18 E, 22 E, 38 E, 59
 E, 62 E f, 72 E f., 75E, 92E, 101E, 105
 Ef., 110 Eff., 119 E, 80ff., 101, 103f., 171
 ff., 177, 180ff., 189f., 207ff., 218ff., 239,
 263, 268, 306, 345, 357ff., 363, 371, 375,
 379f., 382, 385
 Temeschwar siehe Temeschburg
 Temesvár siehe Temeschburg
 Teremia-Mare siehe Marienfeld
 Teremia-Mică siehe Albrechtsflor
 Tét 133, 148, 169
 Tetschen 117f.
 Tetschen-Bodenbach siehe Tetschen und
 Bodenbach
 Thorn 29
 Tighina (Bendery) 27 f.
 Timișoara siehe Temeschburg
 Tiraspol 13
 Tiszafüred 68 E, 141 ff.
 Tiszapolgár 144, 147
 Tisza-Salamon 137
 Titel 185
 Törökfalú 136
 Törökszentmiklós 73
 Tokaj 161
 Torda 81
 Torgau 260
 Toronto 191
 Tótszállás 147
 Tóváros 133
 Traian 18, 35, 43
 Traisen 356
 Traunau 191, 194f.
 Traunstein 134
 Trautenau 117
 Treppen 146
 Trianon, Vertrag von E 3, 28 E
 Triebswetter 274f., 304
 Troppau 95 E
 Tschakowa siehe Ciacova
 Tschanad 175, 203, 213, 215, 361 f., 375
 Tscheljabinsk 246, 249
 Tschene (Cenei) 175, 189 f.
 Tschippendorf (Cepari) 144
 Tschitschma (Cișmele) 24
 Tuchów 156
 Tündéres 185
 Tulcea 13 E, 43
 Tulln 143, 200
 Turda 125
 Turek 314
 Turnu-Măgurule 63 E, 280f., 350
 Turnu Severin 112 E, 379
 Tușnad 365
 Újszivács 185
 Ulbach (Peciuł-Nou), Plasa Ciacova
 175, 217ff., 265, 267, 380
 Ungarisch Altenburg (Magyaróvár) 133, 206
 Ungarisch-Zerne siehe Zerne
 Ungersdorf 130, 348 ff.
 Ungheni 143 E
 Unterwald 239
 Unterwaltersdorf 138
 Vac siehe Waitzen
 Vállaj 131, 147
 Válszut 130
 Varna 334
 Variaș siehe Warjasch
 Vásárosfalú 133, 148
 Vasvár 161
 Vatta 132
 Velika Kikinda siehe Kikinda
 Velika Pisanica siehe Pisanica
 Veliki Betschkerek siehe Gross-Betschkerek
 Vermiş siehe Wermesch
 Verőcze 132
 Verseg 132
 Veszprém 74 E, 187, 199, 207, 215
 Veszprémvarsány 169
 Ville Nol siehe Neue Weingärten
 Vinga 375
 Vizejdia 304
 Vöcklabruck 128f., 217
 Vorchdorf 144, 150 f.
 Vrbas siehe Werbass
 Vrsac siehe Werschetz
 Wadowice siehe Wadowitz
 Wadowitz (Wadowice) 150
 Wahn siehe Köln-Wahn
 Waitzen (Vác) 68 E, 70 E, 122, 128f., 132f.,
 138f., 141, 143f., 147
 Waldenburg/Schlesien 116

Wandorf 161
Warjasch (Varias) 112 E, 201, 389
Warschau 25, 323
Wartenberg 161 f.
Warthbrücken (Kolo) 315
Wegscheid 144
Weiden 118
Weilau 126
Wels 149f.
Werbass (Vrbas) 185
Wermesch (Vermiş) 150
Werschetz (Vrsac) 73 E, 55 ff., 171, 179,
359
Wien 46 E, 52 E, 56 E f., 70 E, 5, 9, 40,45,
47ff., 51, 53, 59, 74, 78f., 84, 104ff., 118,
123, 134, 138, 148, 166, 173, 195, 206,
342, 373f.
Wiener Neustadt 128, 216, 342 f., 356
Wiener Schiedsspruch (I u. II) 4 E, 7 E, 10
E, 34 E f., 51 E, 66 E, 163 E, 105, 119,
335
Wieselburg (Moson) 133, 195
Wilhelmsburg 217, 356
Windau 135
Winterdorf 206
Wittingen 323
Wladiwostok 355
Woroschilowgrad 79 E, 257
Wreschen 321
Wrocław siehe Breslau
Wulkaprodersdorf 133, 149
Ybbs 355
Zagăr siehe Rode
Zagreb siehe Agram
Zbaszyn siehe Bentschen
Zebegény 132
Zegiestów 156
Zemun siehe Semlin
Zendersch 65 E, 68 E, 106, 109, 111 ff., 127
Zerne (Crnja) 73 E, 184, 190
Zielniki siehe Schellenhagen
Zilah 147, 164
Znaim 150f., 314, 340
Zöptau 152, 157
Zrenjanin siehe Gross-Betschkerek
Zsibo 153
Zuckmantel/Siebenbürgen 65 E, 68 E, 106,
109, 111 ff.
Zwettl 124, 144, 341, 360
Zwickau 79
Zywiec siehe Saybusch

--- Grenze Rumäniens

Altreich

Von Ungarn (1918)

Von Österreich (1918)

Von Rußland (1918)

Von Bulgarien
(1913-1916, ab 1918)

Deutsche
Siedlungsgebiete

**Rumänien
(1918-1940)**

**TSCHECHO-
SLOWAKEI**

POLEN

Czernowitz

SOWJETUNION

UNGARN

SATHMAR

BUKOWINA

Großwardein

Klausenburg

Jassy

Kischinew

MOLDAU

BESSARABIEN

SIEBENBÜRGEN
(TRANSSILVANIE)

Tarutino

Arad

Karlsburg

Mediasch

Schäßburg

Temeschburg

Hermannstadt

Kronstadt

BANAT

Donau

WALACHEI

Bukarest

Gogealac

JUGOSLAWIEN



0 Km 100

Donau

DOBRUDSCHA

Konstanza

Schwarzes
Meer

BULGARIEN

© 1998 • Kartendienst Andreas Toscano del Banner • München
nach Entwurf von Mary Anne Eder

Dachauer Hefte

Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager

Im Auftrag des Comité International de Dachau, Brüssel, herausgegeben von Wolfgang Benz und Barbara Distel

Umfang bis zu 250 Seiten. Eine Ausgabe jährlich. Im Abonnement € 12,- (Einzelpreis € 14,-)

Verlag Dachauer Hefte
Alte Römerstrasse 75 85221
Dachau

Jede Ausgabe ist einem Thema gewidmet oder hat einen thematischen Schwerpunkt.

